image
not
available

UNIVERSITY OF WISCONSIN LIBRARY

Digitized by Google

39-K-3

AUG 2 5 1961

Jakobäa von Bayern
und ihre Zeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jakobäa von Bayern
und ihre Zeit.

Acht Bücher niederländiſcher Geſchichte

von

Franz v. Löher.

Erſter Band.

Zweite Ausgabe.

AUF
VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG

SEINER MAJESTÄT
DES KÖNIGS
VON BAYERN
MAXIMILIAN II.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'ſchen Buchhandlung.
1869.

Digitized by Google

Digitized by Google

1219391

DJ
401
.H664
J18

Seiner Majestät

König Maximilian II.

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet.

Digitized by Google

Allerdurchlauchtigſter Großmächtigſter König!
Allergnädigſter König und Herr!

Euere Majeſtät lieben es, jede hiſtoriſche Perſönlichkeit im Lichte ihrer Zeit, jede Zeit auf dem Hintergrunde der leitenden Ideen zu betrachten, die mit früheren Jahrhunderten verknüpfen und in die folgenden hinein führen.

Nur in dieſem Sinne konnte ich es daher auffaſſen, als Euere Majeſtät huldvollſt mir die anziehende Aufgabe ſtellten, die Geſchichte der Jakobäa von Bayern zu ſchreiben. Jakobäa iſt vom Zauber der Romantik umfloſſen, die Heldin zahlloſer Trauerſpiele. Noch heute beſitzt ſie — nach Lothrop Motley's Ausdrucke — „für die Niederländer das unvergängliche Leben einer Iphigenie, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und anderer geheiligter Frauengeſtalten". Man darf hinzuſetzen,

Digitized by Google

daß Jakobäa auch ſoviel Feuer und ſtählerne Willenskraft in der Seele hatte, um ſich unter den Fürſtinnen des Wittelsbacher Hauſes auf die Stelle zu heben, welche unter den Männern dieſes Stammes der ſchwediſche Karl der Zwölfte einnimmt. Noch einmal trug ſie dem alten Ritterthum hochflatternd ſein Banner vor.

Jakobäa und ihre Ideale gingen unter, weil der ſtaatsrechtliche und ſoziale Boden, auf welchem ſie beharrten, brüchig geworden. Ueber Jakobäas Zeitalter weht noch das letzte Schattendunkel, die letzte Waldfriſche des Mittelalters. Aber gleichwie im Ausgange eines Waldes, ſchimmern bereits durch Stämme und Gezweige die lichten Saaten der Neuzeit.

Mit der gewohnten Huld und Gnade, welche uns

Digitized by Google

Alle mit tiefinniger Dankbarkeit erfüllt, welche namentlich die hiſtoriſche Wiſſenſchaft in ganz Deutſchland ſo ſegensreich empfindet, wolle Euere Majeſtät allergnädigſt geruhen, die ehrfurchtsvollſte Widmung auch dieſes Buches huldvoll anzunehmen.

In tiefſter Ehrfurcht verharrt

Euerer Majeſtät

allerunterthänigſter

Franz Löher.

Digitized by Google

Zur Einführung.

Wenn die holländiſchen Dichter in der Geſchichte ihres Landes ſich nach Stoffen umſchauen, in denen ein poetiſcher Nerv zittert, ſo verweilen ſie am liebſten bei der Wittelsbacher Zeit. Charaktere ſtellt ſie ihnen wie von blankem Erz. Mitten im Gewühl großer Leidenſchaften, unter Pochen und Hämmern der politiſchen Minirer tönt vernehmlich das Jubeln und das Brechen des Menſchenherzens: von der Höhe der Fürſtenſchlöſſer übertönt es den Donner entſcheidender Schlachten. Und dichtgedrängt brachte jene Zeit ſolche Stoffe, in der vielfarbigen, üppig trotzigen Tracht und Sitte der damaligen Menſchen. Denn damals, gegen das fünfzehnte Jahrhundert zu, ſchien das Mittelalter all ſeine Pracht und Fülle zu entladen, all die hohen ritterlichen Ideen und all das engherzige und grimmige Weſen. Noch einmal ſtand das Mittelalter in vollem Glanze.

Doch es war nur ein Reichthum, wie ihn ein mächtiger Strom von den vielen Ufern, die er beſpülte, an ſeiner Mündung verſammelt. Jenes üppige Gedränge zu Ende des Mittelalters verhüllte nicht mehr die gewaltſamen Zuckungen, in welchen das Zeitalter langſam anfing auszuathmen. Schon

Digitized

unterscheiden wir drei Gruppen, welche mit Haß und Zerstörung über einander herfallen. Da reiten auf die Herren prangend mit Schild und Helmbusch, jeder mit seinen Knechten hinter sich. Schon stellen sich diese Ritter fester zusammen, um einen Wall gegen das zahlreiche übermüthige Städtervolk zu bilden, welches die Burgherren befehdet mit seinem guten Geschütze und seinen gefüllten Kassen. Aus den Dörfern hier und da kommen noch Züge freier Bauern. Sie schauen sich vorsichtig um, welcher Partei sie sich anschließen sollen. Da erscheint der Fürst, ihm folgen sie. Denn der Fürst hält schon seine eigene Partei, und er hat den Vortheil, zu kämpfen mit geschlossenem Söldnerheer und geschlossener Politik. Zuletzt behält der Fürst das Feld über Ritter und Städte, die Bauern aber gibt er ihnen preis.

Von diesen Vorgängen zeigen uns wenige Länder ein so klares Bild, als Holland. Gesetzt, wir wollten die politisch-sozialen Kämpfe der Gegenwart schildern, wir wollten sie in ihrer Natur und Laufbahn recht deutlich erkennen. Ginge das besser, als wenn man sich in eine belebte europäische Großstadt begäbe und dort zuschaute, wie jene Strömungen auf den öffentlichen Plätzen branden, und wie ihre Wellen anschlagen an den Wänden im Innern der Häuser? Einen solchen Dienst leistet uns für die letzte Zeit des Mittelalters Holland. Ganz Mitteleuropa war damals von bürgerlichen Kämpfen erfüllt. Wie von selbst, wie ein verborgenes Feuer brachen sie aller Orten hervor. Jedoch nirgends waren sie blutiger und hartnäckiger, als in Holland: was anderswo noch verworren gährte, trat sich hier in hellen Massen gegenüber. So lange die holländischen Wittelsbacher regierten, und es war fast ein Jahrhundert lang, klirrten die Schwerter der Parteigänger auf dem Pflaster ihrer Schloßhöfe, setzte sich der Parteihaß mit ihnen zu Tische. Zwar erschienen diese Ereignisse, wie das im Mittelalter nicht anders üblich, eigenthümlich gefärbt nach Volks- und Landesart, das heißt,

Digitized by

ſie waren in Holland nur holländiſch. Die Prinzipien aber, welche dort ſo ſcharf auf einander einſchnitten, waren keine andern, als welche überall das Zeitalter bewegten. Der endliche Sieger, welcher dort auf allen ſeinen Gängen ſo deutlich wird, fand in ganz Europa fürſtliche Genoſſen, welche mit gleichen Mitteln zuletzt die eine wie die andere Partei nöthigten, ihre Fahnen vor dem Throne niederzulegen.

Die Entſcheidung aber in den Bürgerkriegen, welche wir zu ſchildern unternehmen, fiel in die Regierung Jakobäas. Ihre Epoche iſt der Höhepunkt, da zeitigt ſich Alles, was die bisherige Geſchichte Hollands hervorbrachte. Wir haben alſo dieſe Geſchichte zu überſchauen: Land und Leute müſſen wir kennen lernen, Stoffe und Strebungen wachſen ſehn, aus welchen die Parteien und ihre Kampfweiſe ſich bildeten. Die verſchiedenen Volksklaſſen und ihre Sitten und Denkungsart werden unſere Betrachtung anlocken. Die Höfe werden uns ihre Huldigungsbräuche, die Ritterwelt ihr Fehdeweſen, das Bürgerthum ſein tüchtiges Schaffen zeigen. Sollen ſich aber die feindlichen Prinzipien in ihrem Weſen enthüllen, ſo bleibt es unerläßlich, ſie in der Entſtehung des Lehns- und Städteweſens zu verfolgen, ſo muß überhaupt Werden und Wirken des mittelalterlichen Staats klar werden. Vielleicht daß dabei auch manches Rechtsinſtitut ſeine Erklärung findet, wenn ſich die in ihm lebende Idee im Charakter der Zeit entfaltet. Wer kann ein Stück Mittelalter anfaſſen, ohne daß ihm die Rechtsader darin in den Händen pulſirt?

Jakobäa war die Heldin des Ritterthums. Insbeſondere verſuchen wir daher, dieſe Ritterwelt uns anſchaulich zu machen mit ihren Fähnlein und Orden und Rangſtufen, wie ſie ihre zahlloſen Höfe bildet, wie ſie ſtreitet in Schlacht und Belagerung, wie ſie wankt in Aufruhr und Stürmen der Städter. Gelingt es, nur etwas von den kleinen zerſtreuten Zügen, welche in Chroniken und Urkunden jener Zeit vorkommen, zu einem Bilde zu einigen, ſo ſchimmern uns gleich

Digitized

des Ritterthums Ideale entgegen, die Jakobäas Gestalt verschönen: jedoch dicht hinter diesen Idealen enthüllt sich das tiefe Verschulden der Ritterwelt, das auch Jakobäa in den Untergang hinabriß. Sie war ja nur des untergehenden Ritterthums Heldin. Eilf Jahre lang kämpfte sie für ihr Recht, und begeistert stürzten sich ihre Ritter in den Tod. Zitternd unter den entsetzlichen Anschlägen ihrer Feinde zerriß sie wiederholt die Ränke und die Heere, mit welchen die gefürchtetsten Staats- und Kriegsmeister sie umringten. Und das Ende? Auch sie mußte erkennen, daß kein Heldenmuth hilft gegen die Staatskunst eines beharrlichen Regenten, der die ächten Gedanken seiner Zeit fördert. Welches waren diese berechtigten Ideen? Welches war das neu sprossende Leben in den alternden Institutionen, das die morschen Hüllen zerbrach und eine neue Staatsordnung hervorwachsen ließ?

Gewiß sind es vor allem diese großen kulturgeschichtlichen Fragen, welche uns in Jakobäas Geschichte fesseln. Allein sollen wir ihretwegen über das innere Werden und Denken dieser Fürstin flüchtig wegeilen? Die Geschichte verbraucht den Einzelnen für ihre Zwecke, und der wuchtige Gang der Thatsachen zertritt ihn: aber aus dem Innern des Menschen keimen doch zuerst die Thatsachen wie die Ideen. Nie erlebte eine junge Fürstin so wilde Abenteuer, so viel reizende Hoffnungen und so viel Trug und Qualen. Diese Jakobäa vereinigte in sich all den heißen Muth, den Starrsinn, den ritterlichen Glanz ihrer Ahnen. Doch sie war ein Weib und konnte nimmer das warme Herz des Weibes in sich ersticken. Umwogt von blutigen Parteiungen frevelte auch sie. Ihr Leben war ihre Sühne.

Bei so romantischer Natur unserer Heldin erscheint es dringend nothwendig, im Einzelnen wie im Ganzen die Quellen zu bezeichnen, auf welche die Darstellung sich gründet. Wie der kleinsten Thatsache nachzuspüren, die mehr oder minder glaubhaft in Berichten aus jener Zeit sich erwähnt findet,

Digitized

ſo iſt nicht das Geringſte, was ſich aus der Unterſuchung ergibt, ohne Beleg zu laſſen. Kenner der holländiſchen Geſchichte und ihrer Quellen können dann prüfen. Sie werden ermeſſen, was hier zum erſtenmal geboten wird, und haben, wo es nöthig, zu berichtigen.

Das ſteht vorzüglich von den niederländiſchen Forſchern zu hoffen, welche mit ſo viel Liebe die ſtolze lebensvolle Geſchichte ihres Landes anbauen. Ueberall durchzieht dieſe Geſchichte zerſtörend und geſtaltend der Kampf der Parteien, aus welchem ſich hier die frühere Periode darſtellt. Aber liegen darum uns Deutſchen jene Vorgänge fern? War denn nicht Holland damals noch ein edles Glied des deutſchen Reiches? Und wer ſtürzte Jakobäa? Der Burgunder war es, der zuerſt Holland, das hafenreiche Mündungsland unſerer Flüſſe, die nordweſtliche Meerfeſte unſers Reiches, Deutſchland entfremdete. Die lange Trennung ſcheint allmählig zu enden: das Völkergewiſſen zieht und fügt leiſe wieder zuſammen, was zuſammen gehört. Jener Burgunder Fürſt begann in den Niederlanden den geſchloſſenen Einheitsſtaat, der durch einen einzigen Herrſcherwillen gezügelt und gehoben wird. Solches Staatsweſen hat jetzt in einem Nachbarvolke ſeine furchtbare Vollendung erreicht, und es hat dieſes Volk mit verzehrendem Feuer erfüllt. Sollte nicht das beſcheidene und doch ſo geiſtmächtige und unverwüſtlich ſtarke Volk der Deutſchen in ſeiner Bruſt die Weihe der Geſchichte tragen, daß es endlich allen Fürſten und Völkern ein würdigeres Staatsweſen vorbilde? Wird dieſes Volk nicht zum zweitenmal ſein großes Reich einrichten, diesmal in freier Genoſſenſchaft, der ſich all die deutſchen Stämme wieder anſchließen? Noch blühen ſie ja alle in friſcher Triebkraft.

Digitiz

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Holland und die politischen Parteien im Mittelalter.

	Seite
Erstes Kapitel. Land und Leute	4
Zweites Kapitel. Die alten Grafen von Holland	14
Drittes Kapitel. Entwicklung des Lehnsstaats	27
Viertes Kapitel. Gegensatz des Städtewesens	40
Fünftes Kapitel. Aufschwung der holländischen Städte	50
Sechstes Kapitel. Neue Parteibildung	65
Siebentes Kapitel. Hoeks und Kabeljaus	85
Achtes Kapitel. Parteifehden im späteren Mittelalter	101

Zweites Buch.

Die Wittelsbacher in den Niederlanden.

Erstes Kapitel. Kaiserin Margaretha und ihr Sohn	121
Zweites Kapitel. Herzog Albrecht	134
Drittes Kapitel. Die ritterliche Gesellschaft	150
Viertes Kapitel. Die Ritterwürde	167
Fünftes Kapitel. Herzog Wilhelm	183
Sechstes Kapitel. Johann in Lüttich	204
Siebentes Kapitel. Erziehung einer Fürstin	233
Achtes Kapitel. Jakobäa Kronprinzessin von Frankreich	254

Drittes Buch.

Johann von Bayern.

Erstes Kapitel. Tod Herzog Wilhelms	275
Zweites Kapitel. Eine Landeshuldigung	291

Digitized by Google

Seite

Drittes Kapitel. Absage Johanns von Bayern 319
Viertes Kapitel. Schlacht in Gorkum 336
Fünftes Kapitel. Die Brabanter Heirath 350
Sechstes Kapitel. Belagerung von Dortrecht 365
Siebentes Kapitel. Johann von Bayern Sieger 387

Quellen 403
Literatur 426
Noten 431

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Holland und die politiſchen Parteien im Mittelalter.

Digitized

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Land und Leute.

Strom- und Seeland. Weiden, Handel und Fiſcherei. Meereinbrüche und Deiche. Charakter der Frieſen. Hofverfaſſung und Handelsplätze. Charakter der Wallonen. Ritterleben und Hörige. Charakter der Flandrer. Induſtrie und Städteleben. Gegenſatz von Bauern-, Ritter- und Gewerbsland. Die Brabanter. Utrechts Verdienſt und Glanz. Die Holländer aus Völkermiſchung. Frieſiſche Grundlage. Ein Kernland der Geſchichte. Welthandel. Welthiſtoriſche Bedeutung.

„Wo fängt hier das Meer an? wo hört denn das Land auf?“ So fragten verwundert die Römer, wenn ſie Rhein und Maas hinunter kamen in die letzten Niederungen. Am Ufer des Mittelmeers ſtehen die Felſen hoch und ſtarr über den Fluthen, die vergebens wider das Geſtein anbranden: hier unten an der Nordſee dehnen ſich Sandbreiten und grüne Eilande, eines hinter dem andern, gleichſam nur eine Hand hoch über dem Waſſer, das ſich in zahlloſen Armen und Buchten hindurchzieht, — man weiß nicht, ſtrömen dieſe Flüſſe noch, oder iſt es ſchon ſtehendes Meerwaſſer. Erſt wenn das Schiff viele Stunden nach Weſten ſegelte und zuletzt nirgends mehr eine niedrige Landlinie über dem Waſſer dämmert, dann weiß man, nun fluthe rings die hohe See.

Digitized by Google

Die Erde aber auf diesen Auen und Inselbreiten, über welche täglich die Meerdünste ziehen, ist fett und fruchtbar. Das Gras wuchert und auf den Bäumen drängen sich die vollen frischen Laubbüschel. Ueppiger Pflanzenwuchs aber nährt reiches Thierleben, und wo dies beides, finden auch die Menschen eine gute Stätte. Sie gedeihen in dieser grünen Fülle, die Butter fließt ihnen gleichsam in's Haus, sie werden gemächlich und sachtmüthig, ja etwas schwerfällig. Ihr Verstand aber wird geweckt und geschärft, weil sie Schiffe bauen und lernen müssen, sie in Wind und Welle leicht zu bewegen. Waaren kommen die Flüsse herab, Waaren werden von der See aus gelandet: die einen gehen nach Flandern Frankreich, England, die andern sind weiter in's Land zu verschiffen. Da bedarf es guter Segler und kundiger Lootsen. Auch die Schaaren von fetten Fischen, welche die Flußmündungen besuchen, sind eine unaufhörliche Lockung, Tag und Nacht auf den Fang auszugehn. So werden hier die Menschen ebenso heimisch auf dem Wasser, wie sie vertraut sind mit Luft und Erde.

Allein noch auf andere Weise drängt sich jenes Element in ihre Arbeit, in ihr tägliches Sinnen und Denken hinein, drohend und schrecklich, aber stählend und bildend Geist und Arme, wie das jeder siegreiche Kampf des Menschen mit der Natur bewirkt. Seit vielen hundert Jahren erzählten die Chroniken, wie viel Landstriche und Inseln versunken seien in die wilde See, daß die Wogen darüber rauschten und Niemand mehr davon wußte als abgerissene Sagen von stolzen Wäldern und Kirchen und vornehmen Geschlechtern, welche dort einst blühten. Das ganze Land ist zerrissen und zerbrochen von Sturmfluthen, wie eine Ruine von Wind und Wetter. Das Volk mußte die ganze Kraft und seinen Verstand aufbieten, um nur zu bestehen und sein Land zu schützen vor den wüsten Wogen durch Dämme und Deiche und ableitende Kanäle. Immer mußte man gedenken der

brüllenden Meerwuth zur Seite, die dem Manne, der nicht wachsam und thätig war, die Erde unter den Füßen wegriß, vielleicht ihn mit seinem Hause unter den Fluthen begrub. Jedoch man erfuhr auch, wie durch kluges Eindeichen sich ein Stückchen Land nach dem andern dem Meere wieder abkämpfen ließ. Wenn die Männer standen auf den festen Wällen, die sie ihm entgegengesetzt, und sahen, wie der Sturm die dunkeln Wogen haushoch daher jagte, daß sie vergebens anbrandeten und aufspritzten, und wie dahinter in sicherm Frieden das Haus stand und die Gärten und Wiesen grünten: so füllte sich ihre Brust mit kühnem Muthe und ruhigem Selbstvertrauen. Das nährte in ihnen den freien, mannhaften Sinn, der nicht duldete, daß der Boden, welchen nur sie selbst vor dem Meere wahrten, mit Lasten und Diensten bestrickt werde, denen nicht vollständige Gegenleistung entsprach. Das härtete ihre Herzen, daß sie eisern wurden und wilde Funken sprühten, wenn ein Mann sich im Umkreise seiner Wehre und Ehre angegriffen sah.

So also war das Volk der Friesen geartet, breit und ruhig in seinem Wesen, phlegmatisch, aber hartnäckig und unerschütterlich in seinem Willen und Freiheitssinne, grausam und unversöhnlich in seinem Hasse, — von Bauernnatur, kräftig und gescheidt, ein Volk von Viehzüchtern, Fischern, Schiffleuten und Händlern. Diese Friesen saßen von den Mündungen der Schelde an nordwärts auf allem Küstenlande, welches die frische Kühle der Nordsee bestreicht, bis über die Elbe hinaus. Soweit das Land mit seinen Inseln, Marschen und Heiden, mit seinem vielverschlungenen Geäder von Buchten und Flüssen und Deichen sich gleich bleibt, soweit fand sich friesische Volksart heimisch, und soweit fand auch altgermanisches Mannesrecht feste Haltpunkte. Die Friesen duldeten nicht, daß Adelige und Geistliche bei ihnen zahlreich und mächtig wurden, und von den Gewerben liebten sie blos Handel und Schifffahrt. Ihre Ortschaften waren

Digitized

Nichts als weitgedehnte Bauerngemeinden, in welchen jeder Bauer einzeln auf seinem Gehöfte saß: in der Mitte der Gemeinde erhob sich der Kirchthurm und daneben das Wirths- und Kramhaus und die Wohnung des Geistlichen. Städte entstanden erst später und nur dort, wo an Flüssen oder Buchten sich die Ab- und Zufahrtsplätze der Umgegend fanden. Erst als hier die Schiffe häufiger anhielten, als sie mehr Gewerbswaaren brachten und dafür die Erzeugnisse der Viehzucht und der Wälder und Heiden holten, erst da entstanden Reihen von Wirths- und Vorrathshäusern, Geld- und Handelsstuben und all die Werkstätten, welche das Bauen und Ausrüsten vieler Schiffe beschäftigt. Jedoch noch lange Zeit blieben die friesischen Städte offene Orte, kaum daß sie ihre Häfen und Werften durch Dämme und Pfahlwerk vor plötzlichem Ueberfall schützten.

Eine ganz verschiedene Volksart wohnte im Süden der Niederlande, da wo sich das Ardennengebirge verbreitet. Es waren die Wallonen oder Walen, unverwüstliche Reste von celtischen Völkerschaften, welche hier am wenigsten mit Germanen sich vermischten. Sie wohnten in engen schlecht gebauten Ortschaften, und nährten sich von dürftigem Ackerbau. Ihre eigene Natur und Geschichte gab ihnen geringe geistige Anregung, für fremde blieben sie unempfindlich. Etwas trübsinnig lebten sie in den Tag hinein, innerlich aber leicht entzündbar. Bei geringstem Anlaß brach ihre Rauf- und Kriegslust hervor, dann schlugen und tobten sie, bis alle Sinne ermüdet oder bis ihnen ein anderer Anlaß plötzlich eine neue Richtung gab. Angeboren war ihnen der Hang, sich um einen Führer mit viel Gehorsam und wenig Nachdenken zu gruppiren. Wie sie früher ihren vielen kleinen Häuptlingen sich anschlossen, gehorchten sie später den germanischen Herren, welche auch die wallonischen Bezirke eroberten und dort zahlreiche feste Thürme bauten.

Es waren daher diese Gegenden, wo die Wallonen saßen,

Digitized by

der Hennegau, Namur, das Lütticher und Luxemburger Land, das rechte Gebiet, wo das mittelalterliche Ritterthum, unbehindert von andern Ständen, sich konnte frei und fröhlich gehn lassen. Hier sah man von jeder Ritterburg den Rauch aus den Kaminen von drei andern, und auf diesen Schlössern wohnte ein kriegerisches Geschlecht, das Jagd und Fehde, Musik und prachtvolle Feste liebte über Alles. Es waren meist fränkische Männer, die aber gerne glänzten in französischer Sprache und Hofsitte. Am Fuße der Schloßhügel lagerten sich die malerischen Nester der wallonischen Hörigen, aus deren Hütten den Burgherren immer wieder Knechte genug zuwuchsen, kriegsharte und raublustige Leute. Die Städte dagegen waren wenig volkreich und meist nur erweiterte Festungen. So erfüllt waren die Hennegauer von ritterlichen Anschauungen, daß einer ihrer berühmten Männer, Froissard der geborne Geschichtschreiber der Turniere und Ritterschlachten, die Friesen für eine höchst unvernünftige Race erklärte, weil sie keinen Adel wollten gelten lassen. Verachten mußte er in seinem Herzen die Leute, die ewig nur dummes Bauernvolk bleiben wollten, ausgeschlossen vom ritterlichen Leben voll Waffenglanz, voll ewiger Aufregung durch Ehre und Liebe. Der zahlreiche kleine Adel im Hennegau und der Nachbarschaft saß fröhlich zu Rosse, wenn der Gränzkrieg zwischen Deutschen und Franzosen wieder aufloderte. Ruhte hier das Kriegsfeuer, so ruheten die Hennegauer nicht, bis sie die reichen Grafen und Barone in Flandern Brabant und Holland zu Abenteuern angespornt hatten. Dann machten sie unter ihrer Führung Kriegsfahrten in die Ferne, gegen die Bekenner Mahomeds oder gegen die heidnischen Preußen. Zweimal eroberten die Ritterschaaren aus diesen Ländern eine Krone im Morgenlande, in Jerusalem und Constantinopel.

Zwischen den friesischen Marken im Norden und den wallonischen Gebirgswäldern im Süden war es nun, wo sich

Digitized

nach dem Meere hin die wechſelnden Ströme der deutſchen Einwanderung ergoſſen. Ein Theil wurde ſeßhaft auf den flandriſchen Ebenen, das Meer auf der einen, die Ardenner Berge auf der andern Seite. Dieſe Flandrer gediehen zu einem geſcheidten und fleißigen Volke, welchem der leichte Ertrag des Bodens bald nicht mehr genügte. Korn- und Viehhandel und Flachsbau waren ſchon zur Römerzeit heimiſch in dieſem Lande, welches wie geſchaffen war zum vermittelnden Handel zwiſchen galliſchen und germaniſchen Völkerſchaften. Unter den Karolingern betrieben die Flandrer ſorgfältig Ackerbau und Gewerbe, ſchon damals bildeten ſich volkreiche Gemeinden, und allmählig reihte ſich Stadt an Stadt. Eine jede war beſetzt mit geſchäftigen Handelsleuten und mit zahlloſen kleinen Werkmeiſtern und Geſellen. Ihre verſtändige und tüchtige Arbeit, nicht minder das Gepräge ihrer bürgerlichen Ordnung gaben Zeugniß, daß die Flandrer weſentlich germaniſcher Herkunft ſeien. Dabei ſchienen ſie aber vielgeplagt von Unruhe, von Parteiung und Neuerungsſucht. Irgend ein Zank, ein Aerger, eine Befürchtung genügte, daß der Aufruhr wie ein plötzliches Gewitter die ganze Gemeinde überzog. Des Vormittags herrſchte vielleicht auf dem Rathhauſe wie in ſämmtlichen Werkſtätten friedliche Thätigkeit, wenige Stunden ſpäter ſtürmte Alles ſchon mit Waffen und wildem Geſchrei nach dem Markte und ſchlug dort mit entſetzlicher Wuth und Mordluſt auf einander los. Aber vielleicht brauchte nur irgend ein neues Gerücht oder auch nur ein tüchtiger Regenſchauer zu kommen, und ebenſo raſch war alles wieder umgeſtimmt und ſtob auseinander. Offenbar gährte unter den Flamingen viel wälſches oder walloniſches Blut, mochte es nun von celtiſchen Reſten herrühren oder von unaufhörlicher Zuwanderung der Wallonen, welche in den aufblühenden Städten Flanderns Nahrung und Gewinn ſuchten.

Es ſchieden ſich alſo die ſüdlichen Niederlande ſehr

bestimmt in zwei Volks- und Landesgruppen, deren jede für ihre Art als ein rechtes Ideal gelten konnte. Als Gewerbsland bestanden die Breiten nach dem Meere hin, als Ritterland die waldigen Hügel und Berge an der obern Maas und Schelde. Ebenso entschieden war der Norden bloßes Bauern- und Schifferland. Anders zeigten sich die mittlern Niederlande. Hier hatte sich die Bevölkerung aus mannigfaltigerer Mischung gebildet, die Hauptbestandtheile waren friesischer, fränkischer, sächsischer Art. Reichlicher entfaltete sich hier das vielgestaltige deutsche Leben. Wir haben nur drei Gebiete näher zu betrachten, das Brabanter, Utrechter, Holländer; denn ihre westlichen Nachbaren, die Bevölkerung im untern Lütticher und Limburger Lande, im Clevischen und Geldrischen geht in die rheinische Art über.

Auch die Brabanter haben nicht wenig mit den Rheinländern gemeinsam. Glänzende ritterliche Geschlechter, hohe Macht und Würde der Geistlichkeit, Städte voll alter Patrizierhäuser und lebhafter Gewerbe, — das Alles stand hier frühzeitig voll ausgewachsen, doch nicht allein, sondern unter einem Stamme tüchtiger Bauern, die auf ihren großen Höfen ihres Reichthums kein Ende wußten. Das Volk hatte etwas Ruhiges und Wuchtiges in seinem Wesen. Gediegenheit in Leben und Sitten, Hang zum Wohlleben, langsames bedächtiges Fortschreiten zeichnete vor andern Niederländern die Brabanter aus. Nicht blos ritterliche und tapfere Herren waren ihre Fürsten, sondern auch Gönner der Volksfreiheit, Genossen der fröhlichen Wissenschaft, des Minnegesangs.

Das Utrechter Land empfing seinen Glanz von der Geistlichkeit. Es hatte hart gehalten, bis es gelang, hier umgeben von der heidnischen Wildheit der Friesen eine feste Burg für christliche Bildung zu gründen. Wiederholt hatten Friesen und Normannen die Mönche erschlagen und ihre Ansiedlungen ausgebrannt. Immer wurde die Arbeit wieder aufgenommen, auf's Neue baute man Kirchen und Klöster,

Digitized

und die Glaubensboten wurden nicht müde, von Utrecht hinaus zu ziehen in die heidnische Wasserwelt. Oft mochte ihr Herz erbangen, wenn sie das Stürmen und Krachen der Nordsee hörten, und wenn plötzlich zu ihren Füßen die Wasserfluthen durch tausend Kanäle und Seen heraufschwollen. Unter unsäglichen Opfern und Arbeiten gelang es ihnen endlich, den Starrsinn der Friesen zu brechen und dem Christenthum und der Kultur die Wege zu öffnen. Welches Volk aber oder welcher Fürst zuerst Christenthum und Kultur in Nachbarländern einführte, dem bereiteten sie dort Macht und Einfluß. Auch der Bischof von Utrecht dehnte seine fürstliche Herrschaft über die Gegenden aus, welche seinem Hirtenstabe unterthan wurden: sein weites Gebiet erstreckte sich bis zu den Rheinmündungen und bis nach Gröningen. An seinem Bischofssitze versammelte sich Alles, was in sich Bedürfnisse und Talente des Geistes spürte. Prächtige Kirchen und Paläste erhoben sich, weit berühmt waren Utrechts Kapitelschulen und gelehrten Herren: die Stadt wurde das Rom der Niederlande.

Die Hoheit der Utrechter Kirchenfürsten sollte niedergehn vor dem Volksstamme, der unter allen in den Niederlanden zuletzt sich neubildete. Beginnend auf den äußersten Meerinseln und Auen zwischen den Flußmündungen, — recht in der Mitte, wo Friesen Utrechter Brabanter und Flandrer zusammenstießen, entwickelte sich im Laufe der Zeiten ein besonderer Stamm von Leuten, der seine Herrschaft und seinen Namen über die Hälfte der Niederlande ausdehnte. Es sind die Holländer. Ihre historische Bedeutung erklärt sich aus der Natur und dem Charakter des Volkes, sowie aus der ungemein glücklichen Lage seines Landes.

Es war ein Stromland, das Herz der Niederlande, welchem die Flüsse zuströmten und sich mit großen und kleinen Armen in einander verketteten, ehe sie ihre mächtigen Gewässer mit dem Meere vermischten. Mit den Flüssen kamen fort und fort Volkstheile aus dem Innern, das Meer zu

Digitized by

ſchauen und ſich in ſeiner Nähe anzuſiedeln. Schon die älteſte Geſchichte meldet von deutſchen Völkerſchaften, welche eine nach der andern hierher zogen und einige Zeit Stand hielten. Am bekannteſten wurden zuerſt diejenigen, welche hier den Namen Bataver erhielten von ihrem Wohnſitze, der Batane, das heißt der guten fruchtbaren Aue zwiſchen den Rheinarmen. Nach ihnen kamen die nicht minder kriegsberühmten Franken, und wahrſcheinlich ſchon frühe mit ihnen Sachſen und Frieſen, deren Züge ſich bald verſtärkten. Die Frieſen überſchwemmten ſpäter ganz Holland und ſiedelten ſich an, ſelbſt bis nach Brabant und Flandern hinein. Sie wurden zwar von den fränkiſchen Königen wieder unterworfen, bildeten jedoch fortan die Grundlage der Bevölkerung. Fränkiſche und ſächſiſche ſowie flandriſche Zuzügler fehlten in keiner ſpäteren Periode. Noch heutzutage würde man ſich wundern, wieviel Deutſche ſich in den letzten fünfzig Jahren in Holland niederließen, könnte man jemals ihre Zahl genau verzeichnen. Nichts aber friſcht ſo ſehr und immer von Neuem den Unternehmungsgeiſt an, als ſolche Volksmiſchung, mit jedem Zuzug kommen neue Ideen, neue Pläne. Vor allen haben Seeſtädte die Bürgſchaft langjähriger Dauer, wenn ſie aus den obern Landen einen wenngleich unmerklichen, doch unaufhörlichen Zufluß junger rüſtiger Leute an ſich ziehn, welche auch etwas von der mannigfaltigen Bildung des Binnenlandes mitbringen.

Die Natur und Lage des Landes bedingte nun, daß es wiederholt ein Kernland für die Geſchichte wurde. Keine Gegend konnte glücklicher ſich eignen zu einem natürlichen Bollwerk der Vertheidigung zwiſchen den Gewäſſern, den Sümpfen und Waldinſeln, nirgends waren raſches Vordringen und Ueberfälle ſo erleichtert wie auf zahlloſen Waſſeradern. Die Römer hatten hier mehr als einmal einen Widerſtand gefunden, der all ihre Herrſchaft in den Niederlanden zu zerſtören drohte: langwierige und blutige An-

Digitized

ſtrengungen waren erforderlich, ehe ſie ihre Adler wieder jenſeits der Maas befeſtigten. Welch erbitterten Völkerkampf regte Claudius Civilis auf! Welche erſchütternde Stöße führte er auf die römiſche Macht mit ſeinen Batavern, ehe ſie es ſich wieder gefallen ließen, als freie Männer und Bundesgenoſſen den Kaiſern zu dienen. Wie oft ſtürmten ſpäter die römiſchen Cohorten wider die ſaliſchen Franken, eine nach der andern wurde zerbrochen, und die Sieger eroberten endlich ganz Belgien und Frankreich.

Sodann, konnte irgend ein Land der Welt ſeine Bewohner ſo von ſelbſt zu Handel und Schifffahrt anleiten? Es ſchwemmte ihnen ja einen Theil des Welthandels gleichſam vor die Füße. Denn beſtändig kreuzen ſich hier die Waaren, welche aus dem großen deutſchen Hinterlande herabkommen, mit all denen, welche vom Meere aus in die Flüſſe eingebracht werden. Handel und Schifffahrt aber waren ja immer hundertmal eher als alles Andere zwei Mittel, um einem kleinen Volke zu Macht und Einfluß in der Welt zu verhelfen.

Wir ſehen alſo im älteſten Holland und Seeland ein Gebiet, in welchem ſich auf frieſiſcher Grundlage fort und fort eine Völkermiſchung aus vorzüglichen Beſtandtheilen Niederdeutſchlands begab. Frieſiſcher Charakter bleibt beſtehen, jene tüchtige zähe eigenſinnige Bauernnatur, mit welcher ſich die Liſt und Anſtelligkeit des Händlers und Schiffers verbindet. Allein jene Miſchung mit andern Deutſchen, die ſtäte Berührung mit Flandern, Brabant und Utrecht, der lebhafte Handelsverkehr ſind Thatſachen, welche verhindern, daß die Sitten in germaniſcher Rauhheit, die Verfaſſung in ihrer ſchlichten und ebenmäßigen Bauernfreiheit beharren. Dieſes Volk, welches früher als das übrige Friesland vom Chriſtenthum befruchtet war, konnte ſich der Bildung des Zeitalters nicht verſchließen, es nahm ſie an mit fränkiſcher Reichsverfaſſung, mit Lehens- und Städte-

Digitized by

weſen, mit geiſtlichen Stiftern und Klöſtern. Dies befähigte aber den kleinen Stamm, des benachbarten Frieslandes allmählig Meiſter zu werden. Denn immer erhebt ſich von einem naturkräftigen Stamme derjenige Theil, der ſich zuerſt auch mit geiſtigen Waffen verſieht, zur Herrſchaft über die andern Volkstheile. Setzten die Holländer aber gegen die Frieſen ihre höhere Bildung ein, ſo hatten ſie gegen die andern Niederländer den doppelten Vorzug frieſiſcher Naturhärte und glücklichſter Lage ihres Landes. Deshalb ging ihr Beruf weit über die frieſiſchen, weit über die niederländiſchen Marken hinaus.

Die eigenthümliche Entwicklung der Holländer, welche ſie für ihre ſpätere weltgeſchichtliche Bedeutung vorbereitet, fällt in die Zeit der holländiſchen Grafengeſchichte, mit deren Abſchluß ſich dieſe Blätter näher beſchäftigen. Ueberblicken wir zunächſt die früheren Zeiten der holländiſchen Geſchichte, als ihr Gebiet zwar noch klein, jedoch bereits erfüllt war von anziehenden Ereigniſſen.

Digitized

Zweites Kapitel.

Die alten Grafen von Holland.

Abtei Egmond. Urſprung und Beſitzungen des Grafenhauſes. Das Holland und ſein Werth. Graf Dietrich III. und die Biſchöfe. Utrechter und Tieler Handel. „Freie Rheinfahrt bis in's Meer"! Schlacht vor Dortrecht. Kämpfe um Holland. Deſſen ſteigende Bedeutung, Sinken Utrechts. Angriffe auf Friesland. Frieſiſche Härte. Süderſee. Behauptung von Weſtfriesland. „Herr in Friesland". Kriege um Seeland mit Flandern. Hollands Stellung im Herzogthum Niederlothringen. Romaniſch-germaniſche Natur der Lothringer. Die Herzogstitel in den Niederlanden. Hochſtrebender Sinn der Fürſten. Abwehr der kaiſerlichen Macht. Frühzeitig ausgebildete Landesherrſchaft. Holland Reichslehen. Politik der Grafen. König Wilhelm von Holland.

Der Urſprung des holländiſchen Fürſtenhauſes knüpft ſich an die Abtei Egmond, welche einſt für das jetzige Nordholland war, was St. Gallen Corvey und andere alte berühmte Klöſter für ihre Umgegend. Die Abtei Egmond war die Licht- und Segenſpenderin, indem ſie unter einer rohen Bevölkerung Chriſtenthum, beſſern Anbau des Landes, Kunſt und Wiſſenſchaft verbreitete. Eine mächtige Familie in Nordholland, — man weiß nicht, ob ſie von einem frieſiſchen Häuptlingsgeſchlechte oder von einem angeſiedelten fränkiſchen Dienſtmanne abſtammte, — wußte Nutzen zu ziehen aus dem Wechſel der Oberherrſchaft in Lothringen. Während dieſe längere Zeit zwiſchen Frankreich und Deutſchland ſchwankte, begüterten die Könige hier und drüben gern einen Getreuen in den Gränz- und Küſtenlanden. Er ſollte ſie ihnen behaupten wider die Anfälle des Nachbars, nicht minder wider die Normannen, die hier gewohnt waren zu ſtreifen und ſich anzuſiedeln. Schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts

wurde die Vogtherrlichkeit, welche jenes Geschlecht über Egmond und dessen weitgedehnte Besitzungen hatte, vom westfränkischen Könige in Erb und Eigen verwandelt. Dies Gebiet, welches die Grafschaft in Friesland hieß, wurde von seinen klugen Herren fleißig erweitert. Ihre Besitzungen erstreckten sich von der Maasmündung bis zum Texel und im Jahre 985 bestätigte sie ihnen Kaiser Otto III. sammt und sonders als rechtes Erbe. Freilich war die Herrschaft noch unterbrochen von Forsten und andern Grundrechten der Bischöfe von Utrecht, und diese sahen mit Unwillen, wie ein unabhängiger Landesherr vor und in ihrem Gebiete heranwuchs. Die Grafen suchten nun ihre Gewalt im Norden auszudehnen. Dort war aber der Widerstand der Friesen nicht zu bewältigen. Da machte Dietrich, der Dritte genannt, einen Hauptstreich: er verlegte den Sitz seiner Herrschaft nach dem Süden. Das entschied die Geschichte der Hälfte der Niederlande.

Die Inseln zwischen den Mündungen des Rheins und der Maas zeigten ein seltsames und unaufhörliches Gegenspiel der Gewässer. Die Flüsse führten Land und fruchtbaren Schlamm herbei, den sie absetzten, daraus bildeten sich Landstreifen und das heranrollende Meer zerriß sie wieder. Nichts sah man als Sumpf und Schilf und Urwald, und auf den Flüssen trieben Baumstämme, welche die Fluthen vom Ufer losgerissen hatten. Die Gegend hieß Holland, weil es dort so viele Strecken gab, wo das Land gleichsam hohl war. Das heißt, es bestand nur aus einer obern Grasdecke, welche hin und her wich, wenn man darauf trat, denn darunter stand blos flüssiges Moor. Hier und da, wo das Ufer sich erhöhte, gab es trockene Eichen- und Buchenplätze, dort legten die Schiffe an, welche den Rhein und die Maas herunter, oder von der See herein kamen: die kleinen Meerschiffe gingen nämlich auch die großen Flüsse hinauf und herab. An jenen Halteplätzen versahen sie sich, ehe man die Segel zur Weiterfahrt wieder aufzog, mit Holz und ergänzten

Digitized by Google

ihre Vorräthe aus den hier so ergiebigen Fischereien, bald auch von dem Ertrage der Viehweiden, auf denen man Heerden ansiedelte. Die Kölner und Trierer Kauf- und Schiffleute, die aus Utrecht und Lüttich, jede Landsmannschaft hatte ihre eigenen Stellen, welche seit undenklichen Jahren als ihr Eigenthum galten. Zu größerer Sicherheit ließen sich die Bischöfe das gesammte Land vom Kaiser gemeinschaftlich zu Lehen geben. So gehörte es mehreren geistlichen Fürsten, noch dazu entfernten, und in einer Weise, daß es eigentlich Keiner besaß. Das Letztere war es eben, was man wollte. Kein Herr mit Leuten und Schiffen sollte sich da festsetzen, Burgen bauen, Zölle nehmen. Dies weitgedehnte Inselland lag ja wie eine Reihe natürlicher Festungen vor den Flußmündungen, von hier aus ließ sich den Handelsschiffen nach Belieben der Paß vertheuern oder auch ganz verlegen. Wer dort fest saß, konnte eine Macht üben, welche bis oben hin bei Köln, Trier, Lüttich empfindlich gefühlt wurde.

Gerade dies aber, was man verhindern wollte, that Graf Dietrich. Erst schickte er friesische Leute hin, welche sich in der Stille ansiedelten, und als ihrer genug waren, kam er selbst und baute eine Burg, die mit Erdschanzen, Gräben und Pfahlwerk wohl bewehrt wurde. Sie stand auf der Stelle, wo jetzt Dortrecht so überaus günstig liegt zur Ueberwachung all der Flußmündungen. Nun wurde Schiff für Schiff, wie es die Flüsse herabkam, angehalten: schweren Zoll mußte es zahlen oder es wurde geplündert. Als die Sache ruchbar wurde, strömte dem Grafen von allen Seiten kühnes, heimathloses Volk zu, es baute Blockhütten, jagte und fischte, lief gelegentlich auch auf Seeraub aus.

Die Utrechter fühlten sich in's Leben getroffen. Bischof Adelbold war längst auf den Grafen erbittert, mit dem er schon viele Händel gehabt. Sollte er jetzt leiden, daß Dortrecht auch vom Handel den besten Gewinn vorweg abschöpfte? Utrecht führte damals den Haupthandel in den nörd-

Digitized by

lichen Niederlanden, viermal im Jahre eröffnete es die große Messe, zu welcher Kaufleute kamen von aller Welt Enden. Nicht minder aufgebracht waren die reichen Handelsherren der benachbarten Stadt Tiel. Ostern 1018 war Reichstag zu Nymwegen, da traten die Tieler vor den Kaiser und klagten über Graf Dietrich. „Wenn, so erklärten sie, sein ungerechter Zoll nicht abgethan werde, so könnten sie nicht mehr nach England schiffen, so wage sich kein Engländer mehr den Rhein herauf: dann gehe ihr Handel verloren und des Kaisers Steuer auch". Mit ihnen forderten Adelbold und die andern Bischöfe „freie Rheinfahrt bis in's Meer"! Dieser Ruf erscholl bereits auf jenem Reichstage. Graf Dietrich that sein Bestes, des Kaisers Gnade nicht zu verlieren, denn von den sächsischen Kaisern hatte sein Haus viel Gutes genossen. Aber Burgen bauen, Zölle heben, ohne den Kaiser zu fragen, das war ja so gut als offener Krieg und Raub, zu allem andern mochte eher ein Recht sich finden. Dietrich sah ein, daß er nimmer seine Feinde niederspreche, entwich und rüstete eiligst. Kaiser Heinrich II. aber befahl dem Herzog Gottfried von Niederlothringen, ein tüchtiges Heer zu sammeln und den Verwegenen mit Gewalt der Waffen zu vertreiben.

Dietrich säumte keinen Augenblick. Der nächste Feind war ihm der Graf von Bodenlo, ein Utrechter Lehnsmann, diesen griff er sofort an und warf ihn aus seinem Lande. Bischof Adelbold eilte zu Hilfe und wurde blutig zurückgeschlagen. Dies war am 5. Juli. Allein achtzehn Tage später zog Herzog Gottfried mit großer Flotte heran, die mächtigen Prälaten von Utrecht, Lüttich, Cambray, Köln, hatten ihre besten Mannschaften gestellt: ein Heer gab es so stattlich, wie man es seit Karl des Großen Zeiten hier nicht gesehen. Bei hoher Fluth schiffte der Herzog seine Truppen aus, die Fahrzeuge hieß er auf Stromes Mitte zurückgehn, damit die kommende Ebbe sie nicht auf dem Trocknen lasse.

Digitized

Gegenüber erhob sich auf einer Anhöhe die neue Feste Dortrecht. Dorthin flohen erschreckt alle Friesen. Es hielt schwer, sie zu verfolgen; denn rings umher war das Land von tiefen Gräben zerschnitten, um das Hochwasser abzuführen. Gottfried dachte darauf, wie er Dietrich aus seiner Verschanzung hervorlocke. Schaaren von Leichtbewaffneten näherten sich der Burg, sie sollten bei dem ersten Handgemenge zurückweichen und den Feind sich nachziehen. Die Friesen kamen aber gleich mit solchem Ungestüm, daß den Angreifern kein Rückzug mehr, sondern nur Flucht und Entsetzen blieb. „Flieht, Herren, flieht"! war ihr Geschrei, das ganze Heer kam in Unordnung, es hieß der Herzog selbst sei gefallen, und alles löſete sich auf in Flucht und Verwirrung. Die Schwergerüsteten versanken in die Moräste, die welche leichter fortkonnten, stürzten sich in den Strom und auf die Schiffe, viele Fahrzeuge wurden überladen und gingen unter, die andern suchten eiligst das Weite, Bischof Adelbold mit ihnen. Die ergrimmten Friesen aber, als wären sie aus den Sümpfen hervorgewachsen, standen plötzlich überall unter den Flüchtigen, überall trafen ihre Keulen und Streitärte, es war ein gräßliches Morden. Keine Familie gab es in den Stiftslanden von Utrecht, Lüttich und Cambray, die nicht einen Erschlagenen betrauerte. Auch der Herzog wurde verwundet und mit vielen Andern gefangen nach Dortrecht geschleppt. Dietrich aber wußte ihn so geschickt zu behandeln, daß er ihn mit dem Kaiser versöhnte. Die Gefangenen wurden ohne Lösegeld freigelassen, nachdem sie eidlich gelobt hatten, sie und die Angehörigen der Erschlagenen sollten auf Blutrache verzichten. Graf Dietrich aber erhielt vom Kaiser und vom Utrechter Bischof Dortrecht und alles andere zugestanden, was er in Besitz genommen.

Dies war Hollands Beginn. Allein noch lange Zeit mußten seine Grafen im Kampfe stehn auf Leben und Tod, das Land zu behaupten. Die lothringischen Bischöfe erkannten

Digitized by

ganz deutlich, welche gefährliche junge Macht ihnen drunten am Meere erwachse. Sie alle, nicht blos die niederländischen, auch Köln, Metz, Trier, waren verschworen, den Verwegenen zu vertilgen, ehe er stark genug werde, die weiten Rhein- und Maaslande nach Belieben in Schach zu halten. Hundert Jahre lang führten sie erbittert einen Schlag nach dem andern, um diesen Feind zu zerschmettern. Wenn der Krieg einmal nachließ, schürte ihn der Utrechter wieder an, denn er fühlte den Wassergrafen wie ein scharfes Schwert in seiner Seite. Blutige Schlachten wurden geschlagen, der Kaiser selbst zog mit Heeresmacht zu Felde und zerstörte Dortrecht und andere Festungen. Zwei kriegerische Grafen wurden von den Bischöflichen durch Hinterlist ermordet. Einmal herrschte schon Jahre lang der Lothringer Herzog über das eroberte Land, später zog es der Utrechter Bischof ein als sein erledigtes Lehn. Und dennoch kam der Graf immer wieder empor. Mit friesischer Hartnäckigkeit hielt sein Haus alle Stöße aus, es war ein hartgesottenes, kriegerisches, ruheloses Geschlecht. Drängte kein Feind von außen, so entstanden in seiner Mitte mörderische Bruderkämpfe, oder es machte der Graf einen Zug in's heilige Land, Anlaß zur Bußfahrt war immer reichlich vorhanden. Gegen ihre Feinde aber brauchten die Holländer alle jene Bauernlisten und natürlichen Vortheile ihres Wald- und Wasserlandes, welche einen Krieg mit den Friesen stets so gefährlich machte. Verdeckte Gräben, in welche die Reiter stürzten, nächtliche Ueberfälle auf raschen Schiffen, plötzliche Ueberschwemmung des Feindes, endlich rastloser Bandenkrieg zwischen Sumpf und Moor, wenn die Hauptschlacht verloren war, — solche Kriegsmittel machten das Land zu einer weiten Verschanzung, welche für den eindringenden Feind ebenso schwer zu behaupten als zu erobern war.

Gegen Ende des eilften Jahrhunderts hörten die Angriffe auf. Dortrecht, dessen Mauern und Plätze so oft mit

Digitized

Blut begossen, war nicht nur stehn geblieben, es hatte auch seine Straßen ausgedehnt, und schon fingen die Schiffe an sich in seinem Hafen zu versammeln. Auch die benachbarten Inseln und Ufer hatten sich mit unternehmenden Fischern und Seefahrern bevölkert. Der südlichste Theil der Besitzungen des Grafen, das Holland, war nun der werthvollste, von ihm sprach man in der Welt am meisten, und man gewöhnte sich, den Grafen in Friesland jetzt den Holländer zu nennen. Zu gleicher Zeit begann Utrechts Glanz zu erbleichen. Der Bischof behielt zwar die höchste geistliche Gerichtsbarkeit, welche fast über die Hälfte der Niederlande sich ausdehnte, er blieb als einer der vornehmsten Reichsfürsten angesehn im Rathe des Kaisers: hatte er aber, soweit seine geistlichen Waffen reichten, das erste Wort auch in den weltlichen Dingen früher allein geführt, so mußte er jetzt es mit dem holländischen Grafen theilen. Was noch schlimmer war, dieser bekam Einfluß auf die Besetzung des Bischofstuhls und gewann immer mehr Utrechter Gränzstücke zur eigenen Gebietsvergrößerung. Kein Ereigniß geschah fortan in dem einen Lande, in welches nicht auch das andere hineingezogen wurde. Gleichwohl blieb von dem langwierigen Gränzkriege her ein feindseliges Gefühl eingewurzelt, und der Haß zwischen Utrechtern und Holländern brach noch öfter in Fehden aus.

Eifriger nahmen jetzt die Grafen den Krieg gegen die Friesen wieder auf, der immer nur zeitweise geruht hatte. Längst war dem holländischen Fürsten vom Kaiser Westfriesland verliehen, später auch der benachbarte Oster- und Westergo. Allein was half ein Recht, dessen Gehalt in der Luft schwebte? Wo die Nordsee, das sturmvollste aller Meere, Männer erzog, dort sagte jeder Bauer seinen Buben: „Der freie Friese huldige nur dem Kaiser, und kämpfen sollten sie wie wilde Thiere und lieber sterben, ehe sie irgend einem Grafen auf der Welt Recht gäben über Friesland. Mit ihrem eigenen Blute hätten sie sich der Allerweltbesieger er-

Digitized by

wehrt, der normänniſchen Wikingsfahrer, ob ſie denn jetzt dem Holländer, der ja nur ihr Landsmann ſei, dienen und ſteuern wollten"? Alſo hielt jeder Erwachſene ſeine Waffen blank und übte ſich, ſeinen Platz im Heerbanne wohl auszufüllen. Zog die holländiſche Macht zu Schiff und zu Lande heran, ſo eilte von allen Höfen der Umgegend das Volk herbei, und beſtritt ihr jeden Schritt vorwärts. Ringsum lag es in den Sümpfen und Büſchen im Hinterhalt und biß ſich mit mörderiſchen Ueberfällen ein in die Ferſen des Feindes. Wie mancher holländiſche Graf ſtürzte da mit zerhauenem Haupte vom Pferde! Wie oft ſtürmte der frieſiſche Grimm hinter den fliehenden Holländern her!

Zu Zeiten gelang es dem Grafen, den Widerſtand ſiegreich zurückzudrängen, ein paar Häuptlinge der Umgegend zur Unterwerfung, die Bauern wenigſtens zur Duldung zu zwingen. Denn der Frieſen Unglück beſtand darin, daß niemals die ganze Heeresmacht des Volkes vollgerüſtet vor den Feind zu bringen war: in der Regel erhoben ſich die Bauern nur gerade da, wo fremdes Kriegsvolk eindrang. Allein was nützte ihm dann ein Sieg, ein verheerender Zug? Was half ſelbſt eine Huldigung? Die Maſſe des Volkes blieb flüchtig und ſteckte hinter undurchdringlichen Sümpfen, ihre Habe war wenig werth, und im Lande dauern konnte der Graf nicht. Es blieb ihm nichts übrig, als hie und da an Stellen, die leicht mit Schiffen zu erreichen waren, eine Zwingburg zu bauen, einen Vogt mit Beſatzung hinein zu legen und wieder nach Holland abzuziehen. Kaum aber hatte er ſein Heer wieder entlaſſen, als ſchon die Frieſen zahllos ſeine Burgen umringten, eroberten und, wenn es der Mannſchaft nicht gelang, bei Nacht und Nebel zu flüchten, ſie erſchlugen bis auf den letzten Mann. Dann ſtreiften ihre grauſamen Schaaren bis tief in Holland hinein und brannten und plünderten und ſchlugen todt, was ihnen vor die Füße kam. Jeder Aufſtändiſche aus dem holländiſchen Fürſten-

Digitized

hauſe, der ſelbſt nach der Grafenkrone trachtete, fand Zuflucht und Kriegsvolk bei den Frieſen, die freudig ſolchen Anlaß ergriffen, um mit Feuer und Schwert Holland heimzuſuchen. Blutrache ſtand zwiſchen Holländern und Frieſen und ſie erbte vom Vater auf den Sohn.

So machten die Grafen Jahrhunderte lang nur geringe Fortſchritte. Die Naturgewalt that endlich für ſie mehr als die Waffen. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts riß das anſtürmende Meer dort, wo nur ein breiter Strom — das Vliet — durchging, eine tiefe Meerbucht ein, die jetzige Süderſee. Das brach „die eiſernen Herzen" der Frieſen auf der weſtlichen Seite, ihre Brüder waren hinter dem Meere verſchwunden, ſie hatten keinen Anhalt mehr an ihnen. Deshalb beſuchten ſie jetzt die Landtage drüben nicht mehr und lehnten ſich gegen die Fürſten nicht mehr auf. Weſtfriesland und Waterland wurden holländiſch. Nun rüſteten die Grafen, wenn ſie ſonſt die Hände frei hatten, Heereszüge wider das Friesland jenſeits der Süderſee. Dort nahmen auch Utrecht und Geldern oberherrliche Rechte in Anſpruch. Behaupten freilich konnte ſie Keiner der Fürſten. Die Holländer hielten auf die Dauer nur Stavern und die Umgegend feſt, denn dieſe Stadt lag ihren Anfällen am nächſten und offenſten und wünſchte ihres lebhaften Handels willen Frieden. Ueberhaupt wurde das Frieſiſche nur als ein Anhang zu Holland betrachtet, der Fürſt nannte ſich nicht Graf, ſondern Herr von Friesland. Richtiger wäre der Ausdruck „Herr in Friesland" geweſen, weil er dort niemals viel mehr wurde, als der oberſte Häuptling.

Auch mit Flandern hatten die Holländer blutige Kriege. Gab es mit Brabant Streit oder mit andern Nachbaren, ſo that man ſich Genüge in kurzen Raubfehden: Flandern gegenüber handelte es ſich aber um einen höchſt wichtigen Beſitz, um die weſtliche Hälfte von Seeland. Die ſeeländiſchen Inſeln gehörten nach der Natur des Landes und der

Digitized by

Bewohner zu Holland, ſie waren von deſſen Grafen auch ſämmtlich in Beſitz genommen, ſelbſt das anſtoßende Maasland. Hier aber traten ihnen die reichen und ſtolzen Grafen von Flandern entgegen, unterſtützt von ihrem Volke, welches mit Aerger es anſah, wie die Holländer ſich auch zur See hervorthaten. Das Maasland ging wieder verloren, und über die weſtlichen Seelande behauptete Flandern wenigſtens ſoviel, daß die Oberlehnsherrlichkeit und einige andere Rechte ihm nicht zu nehmen waren, ſo oft auch die holländiſchen Grafen es verſäumten, die Belehnung zu ſuchen. Die ſpätern Kaiſer unterſtützten ſie dabei, denn über Flandern hatte der franzöſiſche Nachbar ſich eine gefährliche Obmacht geſichert. Manch ſchöner Sieg wurde erfochten, wenn die Holländer mit ihren raſchen Schiffen zwiſchen den Inſeln hervorbrachen: jedoch erſt zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wurde Seeland aller flandriſchen Oberherrlichkeit entledigt.

So ſchritten die holländiſchen Herren in langſamen Kämpfen nach allen drei Seiten erobernd vor, im Oſten gegen Utrecht, im Norden gegen Friesland, im Süden gegen Flandern, in Weſten aber fluthete das offene Meer und lockte zum Wagen und Gewinnen. Ein weites und werthvolles Küſtenland war erworben, ein Gebiet voll hoffnungsreicher Zukunft: wie ſtellte es ſich nun zu Kaiſer und Reich? Kein Herzog verband es mit ihnen. Niederlothringen, zu welchem die Niederlande gehörten, konnte ſich niemals in ſeiner innern Gliederung befeſtigen, niemals ein über Alle hervorragendes Fürſtenhaus auf die Länge ertragen. Das entſprach der Lage Lothringens, welches ein Land war, wo romaniſche und deutſche Art ſich wohlmal in einanderſchoben und verwickelten. Nirgends ſchien die einſtige galliſche Unterfärbung des Volkes ganz ausgegangen, und überall hatten die Deutſchen ihren Eigenſinn angeſiedelt. Gegenüber den rein deutſchen Stämmen ſchien ein etwas heißköpfiges, etwas wetterwendiſches Weſen, das ſich zu Parteiungen neigte, natürliches Erbe aller Lothringer.

Digitized by Google

Der Kaiser konnte wählen unter den Grafen, welchem er die Herzogswürde übertragen wollte: kein Haus war übermächtig, keines konnte aus der Herzogskrone mehr machen als eine erlauchte Würde und einen Rechtsmantel ohne Fülle des Inhalts.

Gerade in den Niederlanden hatte der Herzog am wenigsten zu sagen. Ganz gewiß aber hielt ein Fürstenhaus, welches einmal das Herzogthum über Niederlothringen erwarb, für immer den herzoglichen Namen fest. Auch ließ es sich die förmliche Uebung der herzoglichen Rechte in den Grafschaftsstücken, die es zusammengebracht, nicht wieder nehmen. So entstanden Herzoge von Luxemburg, von Limburg, von Brabant. Ihrem Beispiele folgten die übrigen Landesherren: die Bischöfe von Utrecht und Lüttich, die Grafen von Holland, von Geldern, von Flandern, Namur, Hennegau, der Markgraf von Antwerpen, der freie Herr von Mecheln. Sie wußten schon frühzeitig ihr eigenes Gebiet vor der Obergewalt der Herzoge zu verschließen.

Auch gegen die kaiserliche Macht und Hoheit verhielten sie sich stets abwehrend. Leicht gerieth sie in Lothringen in's Schwanken und in's Ungewisse. In all den Fürsten dieser Lande wohnte ein hochaufstrebender ritterlicher Sinn, der um so länger ausgiebig war, als sie dabei niemals das ungemein klare Auge und die stets offene Hand verloren, welche ihre Völker für Geld und Gut besaßen. Verstanden sie aber die Mittel zum Wohlleben sich zu erwerben, so dachten doch sie an Nichts lieber als an Speerrennen und Ritterfeste, an Kriegsfahrten gegen die Ungläubigen, an königliche Diademe. Und es ist merkwürdig, wieviel vom höchsten irdischen Glanze ihr beständiges Trachten danach wirklich einbrachte. Zwar nur flüchtig war das Funkeln der Königskrone von Jerusalem über dem Haupte Gottfrieds von Bouillon, der deutschen Kaiserkrone über Wilhelm von Holland, der byzantinischen über Baldwin von Flandern. Die Luxemburger jedoch hielten ihre

Digitized by

Kronen fest, nicht zu gedenken der Karolinger, welche ebenfalls aus diesen Gegenden stammten. In keinem Punkte waren die lothringischen Fürsten so reizbar, als in Allem, was ihre unabhängige Herrenfreiheit fesselte. Wo es irgend mit Manier geschehen mochte, entledigten sie sich des Dienstes und Gehorsams gegen den Kaiser, und nur zu leicht machten es ihnen die Hohenstaufen, deren Blicke sich ja fast niemals nach dem Norden kehrten, und ihre weltweiten Ideale nur jenseits der Alpen suchten. Es reifte daher frühzeitiger, als irgendwo im Reiche, in den Niederlanden, gleichwie manche andere staatliche Bildung, so auch die Landesherrschaft. Im Ganzen wichen diese Lande zwar nicht aus den Geleisen, welche sich gleichmäßig durch das weite Gebiet des deutschen Reiches zogen: allein längst vor Ende des Mittelalters stellten sie im Kleinen ein getreues Bild dessen vor, was Deutschland erst später wurde.

Auch die holländischen Fürsten befolgten gegen Kaiser und Reich eine engherzige Politik, welche man, ihren beschränkten Standpunkt einmal zugegeben, auch eine kluge nennen könnte. Holland war von der ersten Zeit an, als Deutschland sich als selbständiges Reich aus dem Karolingischen Nachlaß herausschälte, deutsches Reichslehn, und die fränkischen wie die sächsischen Kaiser gaben wohl Acht, daß sich ihrem Arme das Mündungsgebiet des vornehmsten unter den deutschen Flüssen nicht entzog. Auch später hielten die Holländer wohl Lehnstreue; denn sie brauchten des Anhalts an Deutschland wider Frankreich, von dem nur Flandern sie trennte. Flandern erreichte es allerdings, zwischen beiden Reichen das rechte Vorbild lothringischer Selbstherrlichkeit zu werden, es blutete dafür um so öfter unter den Griffen der französischen Uebermacht. Gegen diese versicherte sich der holländische Graf gern des deutschen Schutzes. Nichts desto weniger stand er immer auf der Wache, um durch allerlei Winkelzüge sich dem Befehlwort des kaiserlichen Herrn zu

Digitiz

entziehen. Des Reichsfürsten Ehre wollte er behalten, von ihren Lasten aber möglichst wenig tragen. Schon aus Gegensatz gegen ihre feindlichen Nachbaren kamen die Holländer auf solche Abwege. Denn die Utrechter Fürstbischöfe blieben wachsame Schildhalter für des Reiches Rechte und Ehren, und ihre Stimme, wo immer der Kaiser sein mochte, drang zu ihm und war geehrt und gehaltvoll. Unter den fränkischen Kaisern suchte daher das holländische Grafenhaus ein Gegengewicht in Verschwägerung mit den sächsischen Herzogen, unter den Hohenstaufen war der Holländer entschieden welfisch gesinnt. Und so hervorragend war bereits sein Ansehen, daß dieselben geistlichen Fürsten, welche Holland so lange das Aeußerste gedroht hatten, seinen Grafen noch unter dem großen Kaiser Friedrich II. zum Gegenkönig erhoben. Dieser holländische Graf hielt sich Manns genug, Nachfolger der Hohenstaufen zu werden, und er hatte das Zeug dazu. Es war ein Jammer, daß König Wilhelm so früh sein Todtenbette in den friesischen Sümpfen fand, er wäre sicher nicht blos der „Wasserkönig" und der „Pfaffenkönig" geblieben. Dafür bürgte sein edler mannhafter Sinn und die Regentenklugheit, welche er in der innern Politik seiner Stammlande bewährte.

Digitized by

Drittes Kapitel.

Entwicklung des Lehnsstaates.

Einfache Zustände. Der Graf und die Grundherren. Entstehung der Dienstmannen. Ihre Aemter und Hofdienste. Verleihung der Dienstgüter. Ihr Erblichwerden. Der Dienstthof. Ursprüngliche Stellung der freien Grundherren. Ihre Umwandlung zu Lehnsmannen. Sonnenlehn. Klöster. Hof- und Landtag. Die Hörigen und ihre Dienste. Umwandlung der Freien in Hörige. Fortdauernde Menge und Stellung der freien Bauern. Gerichtswesen. Landessteuern. Einkünfte des Fürsten. Hofhaltung. Nur Umrisse einer Staatsordnung. Uebelstände des Lehnswesens. Seine Entstehung. Germanisches Recht in romanischen Staatsformen. Das Lehnswesen nothwendig und wohlthätig. Bildung eines einzigen Adelsstandes. Trieb zur Zersplitterung des Landes in Baronien. Zersetzung des Reichs in Fürstenthümer. Trieb zur Auflösung des Volks in hörige Gruppen. Der Rückschlag.

Wir wenden uns jetzt zu den innern Zuständen des aufblühenden Landes. Ihre Kenntniß ist unentbehrlich, um die spätere Parteibildung zu verstehen, und wir können uns deshalb einer Uebersicht der Grundzüge, in denen sich das deutsche Staatswesen im Mittelalter entwickelte, nicht entziehen.

Es waren aber die Staats- und Rechtszustände auch in Holland bis in's dreizehnte Jahrhundert ziemlich einfach. Der Graf hatte nur zu sorgen, daß er mit den großen Landbesitzern, welche in seinem Gebiete bestanden, in gutem Einvernehmen blieb. Wollten ein paar von ihnen es anders, mußte er sie mit Hilfe der übrigen zu seinem Willen zwingen. Die adligen Grundherren waren die allein Hervorragenden im Lande, auf deren Rath der Fürst bei jedem wichtigeren Unternehmen zu hören hatte.

Digitized by Google

Sie standen zu ihm entweder als Dienstmannen oder blos als Lehnsmannen. Die Ersteren, gleichviel ob von Geburt frei oder unfrei, hatten vom Grafen ein Amt. Der Hofesdienst lag ob dem Kämmerer, dem Seneschall, dem Truchseß, dem Oberjägermeister, und ihren Unterbeamten; der Marschall und die Kastellane der Burgen befehligten die Kriegsmacht; die Rentmeister und Zolleinnehmer hatten die Einkünfte des Grafen im Auge; andere Beamten verwalteten als Schultheiße Bailluws Drosten oder wie immer man sie nannte, das Gerichtswesen. Wie diese Dienstmannen die stete Umgebung, die geehrten Tafelgenossen der Herren bildeten, so standen ihre Frauen zu seiner Gemahlin, auch sie hatten am Hofe ihre bestimmten Hilfs- und Ehrendienste. Es saßen aber die Dienstmannen im Lande umher; denn statt der Besoldung waren ihnen Güter Höfe und Forsten angewiesen, dazu ein Theil der von ihnen verwalteten Einkünfte. Diejenigen, welche wichtige Posten inne hatten in den verschiedenen Landestheilen, gingen nur an hohen Fest- und Ehrentagen zu Hofe, um der Herrschaft ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Dann schritt der Fürst einher im glänzenden Geleite seiner ritterlichen Mannen. Von deren schön geschmückten Frauen und Töchtern umgeben, trat ihnen die Fürstin entgegen, sie zu bewillkommnen. Der ganze belebte Hof erschien wie eine große Verwandtschaft, und die Tage wurden zu kurz für die Freuden des Rossetummelns, der Jagd und des Abendtanzes. Bei harter Fehde aber setzten sich alle Dienstmannen zu Pferde und führten ihre bewaffneten Knechte herbei: denn wohlgeübtes Kriegsvolk in guter Rüstung stets bereit zu halten, war Allen vornehmste Sorge.

Zahlreich waren diese Dienstmannen und sehr bedeutend durch ihre Besitzungen. Denn als das Land noch wenig bebaut oder von den Normannen und andern Feinden verwüstet lag, hatte der Graf große herrenlose Strecken in Besitz genommen und vom Kaiser bestätigt erhalten. Aus diesem

Digitized by

reichen Vermögen begabte er seine Dienstleute, weil ihm daran gelegen war, seine Getreuen und stets Gerüsteten rings im Lande vertheilt zu wissen. Die Verleihung der Güter geschah anfangs nur auf Wohlverhalten oder lebenslänglich: der Dienstmann schwur dabei in die Hände des Herrn, ihm allerwege treu und gewärtig, und der Herr gelobte dem Dienstmann, ihm ein treuer und gnädiger Herr zu sein. Nun lag in der Begründung des Besitzes auf die Dauer auch schon der Keim zur Erblichkeit. Wenn ein Mann sein Leben lang seine Dienstpflicht redlich gethan, wenn er einen erwachsenen Sohn hatte, der ebenso tüchtig des Vaters Pflichten erfüllen konnte, warum sollte der Herr bei des Erstbeliehenen Ableben das Dienstgut wieder einziehn? Die Familie, welche darauf saß, war ja in der Herrentreue eingewöhnt, nicht minder in ihrem Besitz und Range. Ganz von selbst wurde es Herkommen, daß nur bei Verrath, bei Beschimpfung, bei schwerem Nachtheil, welche der Dienstmann dem Herrn zufügte, dieser das Gut zurücknahm. Auch in solchen Fällen hütete er sich, durch den Schein von Willkür seine übrigen Dienstmannen zu verletzen. Er versammelte sie lieber und ließ durch ihren eigenen Ausspruch die Thatsache feststellen, mit welcher der Besitz des Dienstgutes nicht mehr bestehn konnte. So bildete sich der Dienstthof oder das Mannengericht. Bei der Fortdauer nun ihrer Besitzungen, ihrer Macht am Hofe, ihres Ansehens im Lande, bei ihrem fortgesetzten adeligen Leben konnte es zuletzt nicht fehlen, daß die Dienstmannen vom Volke und Fürsten den vornehmsten freien Geschlechtern gleich geachtet wurden.

Diese hielten sich gleichwohl noch lange Zeit für bessere Leute, und mit Recht. Reichbegütert und überall geehrt, waren sie ebenso lange im Lande gesessen als der Graf selbst. Nicht Wenige stammten noch von friesischen Häuptlingen ab. Gleich dem Grafen nutzten sie ihr eigenes Gebiet, in welchem sie allein die Herren und Richter waren. In

Digitized

ihrem Kreise stand der Fürst nur als der Erste unter seines Gleichen, als der oberste Bannerherr, dem sie sich im Kriege mit ihren eigenen Bannern anschlossen, als der Gaugraf, der bei den großen öffentlichen Landgerichten den Vorsitz hatte. Seine hervorragende Stellung beruhte anfangs nur auf Macht und Ansehn seines Geschlechtes und auf Zustimmung des Volkes, durch das gegenseitige Gewöhnen wurde sie eine erbliche: höhere Weihe und Rechtsform erhielt sie aber, als der Kaiser den Fürsten belehnte. Diese Belehnung wurde nun Vorbild und Antrieb für die kleinen Gebiete. Standen sie nicht dem Landesfürsten ebenso nahe, wie er selbst dem Kaiser? Wenn sie für dieses Verhältniß einen rechtlichen Ausdruck wünschten, wenn sie in Form und Ehren mehr sein wollten als Grundbesitzer, die blos durch die größere Zahl der Aecker und Hörigen sich von den gemeinen Freien unterschieden, so gab es keine andere Art und Weise, dies zu bethätigen, als eben durch jene persönliche Verbindung mit dem Fürsten, welche das Lehnsband gewährte. Kein anderes Mittel blieb übrig, um an Hoffesten, sowie im Vertrauen und in den Geschäften des Fürsten einen hohen Stand einzunehmen. Und lockte nicht auf diesem Wege die Aussicht, Aemter und Güter zu erlangen, Zölle und Zehnten und Vogteirechte über Kirchen und Klöster, die man nicht selbst gestiftet? Auch sanfte Gewalt des Fürsten mochte mitwirken, daß allmählig die großen freien Grundbesitzer sich in seine Lehnsmannen umwandelten. Sie trugen ihm ihre Güter auf, d. h. der Form wegen übergaben sie ihm dieselben, um sie unter dem feierlichen Treugelöbnisse als Lehngüter wieder zu empfangen.

Nur Wenige hatten sich frei von aller Lehnspflicht erhalten, sie trugen ihre Burg sammt den zugehörigen Höfen von Keinem zu Lehn als von der Sonne, welche Thurm und Aecker in ihren Strahlen glänzen ließ. Man nannte ihr Besitzthum ein Sonnenlehn. War ihr Gebiet einigermaßen ansehnlich, so trachteten sie reichsunmittelbar zu werden, wie

Digitized by

es durch Utrechter Vermittlung die altberühmte Abtei Egmond geworden, und das Frauenkloster Rheinsburg, in welchem die Töchter der Vornehmen ihre Jugend zubrachten, um den Psalter zu lernen und wie man feinere Gewebe mache. Die übrigen Klöster, wenn sie überhaupt mehr besaßen, als Haus und Garten mit Feld und Wiese, waren in die Lehnshörigkeit eingefügt, und für seinen Schutz mußten sie dem Fürsten mehr dienen und leisten, als irgend ein Anderer.

So erschienen fast alle größeren Grundbesitzer, die eine Burg, Dörfer und Höfe, Forsten und Mühlen besaßen, dem Fürsten durch persönliche Bande verpflichtet. Wenn er bei wichtigen Anlässen sie um sich versammelte, so hielten sie unter seinem Vorsitz den Lehns- und Diensthof, beides floß jetzt in einander. In dieser Versammlung verhandelte und beschloß man über Alles, was Recht und Pflicht der Güter anging, oder was sich auf Streitigkeiten ihrer Herren unter einander oder mit dem Fürsten bezog. Auch nahm man dort zu aller Genossen Wissen und Zeugniß Besitzveränderungen vor, Mündigkeitserklärungen und Verlöbnisse. Es konnte dann nicht fehlen, daß man an solchen Hoftagen auch die allgemeinen Angelegenheiten des Landes besprach, Kriegs- und Friedenssachen und das Wenige, was damals an polizeilichen Anordnungen bestand: der Hoftag wurde Landtag.

Unter diese kleinen Gebietsherren war nun die Menge der Hörigen vertheilt. Sie wohnten um das Herrenhaus her, als Ackerleute Hirten und Geschirrmacher, oder auf Dörfern und Höfen als Bauern, oder in den Wäldern als Förster Holzleute und Wildhüter. Die Kinder dienten auf dem Herrnhofe als Knechte und Mägde. Ihre Abgaben und Dienste waren, wie überhaupt der Grad ihrer Unfreiheit, sehr verschieden und abgestuft, von den Leib- und Halseigenen angefangen bis hinauf zu denen, welche nichts zu leisten hatten als eine kleine Gabe zur Anerkenntniß ihrer Hörigkeit. Letztere hatten sonst zu den gemeinen Freien gezählt. Deren früher

Digitized

so dichte Masse war bis zum zwölften Jahrhundert arg gelichtet. Noth und Verarmung, insbesondere nach feindlichen Verheerungen, ferner der Wunsch, sich dem Druck des gemeinen Kriegsdienstes zu entziehn, endlich das Bedürfniß, in den Fehdezeiten einen mächtigen Schutz zu haben, dies waren Ursachen genug, warum so viele freie Leute ihren alten Ehrenstand verließen und auf ihre Höfe den Makel der Hörigkeit nahmen, mochte er auch noch so farblos sein. Dazu wirkten hauptsächlich noch zwei andere Ursachen: geistliche Reizmittel und weltliche Druckmittel. Als die starren Gemüther der Deutschen sich einmal dem Christenthum öffneten, da ergriff es sie mit seiner ganzen religiösen Kraft und Innigkeit, und es bedurfte nur eines gelinden Anfassens vom geistlichen Herrn in der Nähe, daß sie sich seinem Stifts- oder Klosterheiligen zu eigen erklärten mit Haus und Hof. Die kleinen weltlichen Gebietsherren ließen derbere Hebel spielen, insbesondere wenn sie für den Grafen den Heeres- und Gerichtsbefehl hatten. Da wurden fort und fort Kriegsfuhren, Nachtwachen, Einquartirung, Weg- und Brückenbauten angesagt, zu Verfolgung von flüchtigen Verbrechern und dergleichen aufgeboten, und der Plackereien war kein Ende, bis die Hofbesitzer sich bequemten, durch Eintritt in die Schutzhörigkeit das herrschaftliche Gebiet zu erweitern und abzurunden.

Trotz alledem gab es zwischen den Burgen und hörigen Dörfern noch Strecken genug, wo nur gemeine Freie wohnten. Namentlich war das in Holland der Fall, nimmer verlor hier der altsächsische und friesische Freiheitssinn seine starre Spitze. Jedes Gut dieser Bauern war ein richtiges Sonnenlehn, man nannte es nur nicht so, weil jener Name nur an dem freien Adelsgut haftete. Keinem Menschen waren sie verpflichtet, als daß sie dem Grafen huldigten, weil er des Kaisers Stellvertreter, weil er ihr Heerführer und Gerichtshalter war. Die Kennemer, Westfriesen und übrigen Friesen übten bei der Huldigung germanische Gewohnheit.

Digitized by

Der Graf wurde auf einen Schild gehoben und von ein paar Herolden unter lautem Zuruf durch das versammelte Volk getragen. Diese „Kerle“, wie man sie in Holland nannte, waren noch „schildbürtig“, das heißt: mit ihren eigenen freien Waffen leisteten sie dem Grafen Heerfolge. Sie waren auch noch „schöffenbarfrei“, das heißt, sie konnten als Schöffen das Recht finden in den Landesgerichten.

Die Gerichtsversammlungen wurden noch auf den alten Malstätten gehalten, öffentlich auf einer Höhe oder unter ehrwürdigen Linden. Zu bestimmten Zeiten erschienen dort die Schöffenbarfreien, der Graf kam hergeritten im Geleite seiner Dienstmannen und wurde feierlich bewillkommnet. Nachdem er die erkorenen Schöffen bestätigt hatte, nahm er in ihrer Mitte Platz und hegte das Gericht, das heißt: er erklärte es für eröffnet und wachte über die Verhandlungen und den Gerichtsfrieden, während der Schultheiß an seiner Seite die Fragen an die Parteien und an die Schöffen stellte, und der Frohnbote auf die etwa nöthige Vollziehung des Urtheils wartete. In diesen Landgerichten wurden die Klagen über freies Grundeigenthum oder ächtes Eigen, über grobe gemeine Verbrechen, kurz alles das verhandelt, was unter das gemeine Landrecht und nicht in den Bereich des Kirchenrechts, der Dienst- und Lehnspflichten gehörte. Statt seiner schickte öfter der Graf seinen Stellvertreter, den er meist auf Lebenszeit bestellte und für alle Gerichte, die er nicht selbst zu hegen kam. Dies war regelmäßig der Fall in den niedern Gerichten, welche häufiger Statt fanden und in welchen Schuldsachen, Klagen über bewegliches Vermögen, und kleine Frevel, deren Strafe nicht an Hand und Haar gingen, abgeurtelt wurden. In diesen niedern Gerichten hieß des Grafen Stellvertreter Schultheiß, Amtmann, Vogt, in den obern Gerichten hieß er Drost oder Bailjuw. Nichts suchte der Adel eifriger, als Belehnung mit hohen und niederen Gerichtsämtern, oder wie der Ausdruck lautete, mit der „Ge-

Digitized

richtsbarkeit" über die anwohnenden Freisassen; über die Eigenleute gehörte sie dem Grundherrn von selbst. Der Gerichtsherr bezog mancherlei Einkünfte an Geldstrafen, wie an Korn und andern Lieferungen zur Verpflegung seiner Leute und Pferde, wenn er zum Gerichtstage kam. Auch das herrenlose Gut fiel ihm anheim.

Außer den Gerichtssteuern gab es wenige andere. In Nothzeiten wurde eine Bede oder Geldbitte angesagt, zu welcher jeder Freisasse steuern mußte. Dann konnten sich auch die Dienst- und Lehensmannen der Beihilfe nicht entziehn. War z. B. der Fürst gefangen und heischte Lösegeld, hatte er große Ausgaben zur Aussteuer seiner Töchter, oder zur Tilgung drängender Schulden, so wurde auf den Hoftagen ein Beschluß gefaßt, was jeder Lehnsgenosse nach seinem Vermögen geben solle: es war eine Steuer, wenn auch keine regelmäßige und unter dem Namen eines freiwilligen Geschenks. Die Hauptquelle seiner Einnahmen aber lieferte dem Fürsten der Ertrag seiner eigenen Güter, seiner Zinsen Zölle Zehnten Jagden und Fischereien. Was nun einkam, war gewöhnlich am Ende des Jahres rein aufgezehrt und mehr als das. Denn was gehörte nicht Alles zu einem Hofe? Außer Beamten und Knappen, außer Leibdienern und Troßknechten brauchte man auch seine eigenen Schmiede und Wagenbauer, Schuh- und Gewandmacher und all die übrigen Handwerker. Dann lebte da auch eine große Menge müßiger Leute, die ebenfalls ihre Dienstkleider und freie Beköstigung hatten. Wie bei orientalischen und russischen Fürsten, war für den flüchtigsten Ehren- wie für den geringsten Jagddienst eine besondere Reihe von Personen angestellt, und nie erschien der Fürst als im Geleite einer Anzahl Ritter und Knechte. Die Hofhaltung wechselte im Lande umher. Wenn auf einer Pfalz die Vorräthe zu Ende waren oder nach einer andern die Jahreszeit lockte, setzte sich ein unabsehlicher Zug von Rossen und Wagen in Bewegung, der unterwegs gern

Digitized by

ein paar Tage in reichen Klöstern anhielt. An die Ehre des fürstlichen Besuchs dachten die Mönche noch Monate lang mit Seufzen: es wurde ein Gericht und ein Becher weniger gereicht, bis sich im Keller und Vorrathshause die tiefen Lücken wieder ersetzten.

So einfach waren die öffentlichen Verhältnisse. Kaum die Umrisse gab es einer wirklichen Staatsregierung, weil es gar so wenig zu regieren gab. Der Kämmerer oder Finanzminister bedurfte blos das Talent eines guten Rentmeisters, denn der Fürst bezahlte Diener und Reisige von seinen Gutseinkünften, wie der Bauer die Knechte vom Ertrage seines Hofes. Die Gerichtsversammlungen kehrten alljährlich wieder zu ihren bestimmten Zeiten: wenn aber eines Mannes Gegner sich nicht gutwillig zu Rechtsspruch und Sühne erbot, fand es Jedermann in der Ordnung, wenn der Beleidigte gegen ihn sein Fehderecht brauchte. Kurz, der Staat war Nichts als ein Nebeneinander von Gebieten, in deren jedem ein eigener Herr war, und welche zusammen ihre Beziehung zu einem persönlichen Mittelpunkte hatten.

Allerdings war das Band, welches sie vereinigte, ein Rechtsband. Doch es war so beschaffen, daß man niemals wußte, wo das Recht aufhörte und die persönliche Rücksicht anfing. Die Lehnstreue war ein Begriff, aus welchem sich eine Kette von Pflichten herleiten ließ: bei dem Abwägen aber minderte oder steigerte sich jede Leistung, je nachdem man sie mit Feindes- oder mit Freundesaugen betrachtete. Mit andern Worten, das sittliche Gefühl sprach ebensoviel dabei mit, als das Recht. Daher kam es, weil keine klaren Rechtsartikel die Verhältnisse vertraten, in der Hauptsache zuletzt auf persönliche Einwirkung an. Der Lehnsherr besprach sich mündlich mit seinen Mannen, und man war zufrieden, wenn nur eine ungefähre Einigung erzielt wurde. Zu dieser innern Unbestimmtheit des Staatsrechts kam der größere Uebelstand, daß die Verwaltung sich zum größten

Digitized

Theile der scharfen Aufsicht des Fürsten entzog. Die öffentlichen Aemter waren nach persönlichem Zutrauen verliehen, und was ärger war, auf Lebenszeit zur Belohnung oder in Erwartung anderer persönlicher Dienste: was war da natürlicher, als daß der Fürst es mit dem Ueberwachen seiner Betrauten nicht so genau nahm, und daß der Lehnsmann jede Zurechtweisung als persönliche Kränkung empfand? Der lebenslängliche Besitz verwandelte sich in einen erblichen, das Amtsgebiet nahm etwas von der Natur des Eigenthums an: erschien da nicht ein Eingriff in dasselbe als bedenklich für den einen, als unerträglich für den andern Theil?

Diese Uebelstände des Lehnsstaates ließen sich nicht wegräumen, sie waren groß und zahlreich. Allein konnte sich denn eine andere Staatsform entwickeln? Soweit die Germanen sich über Europa ausbreiteten, nahmen sie das Lehnswesen an: gewiß liegt schon darin ein Hinweis, daß es ihnen damals naturgemäß, daß es ihnen nothwendig war. Als ihre großen Schwertwanderungen zum Stillstand gekommen, konnten sie keinenfalls in ihren lockern Stammesverbänden, in ihren noch unfertigeren Gemeinden verharren: sie mußten zu festem Staatswesen übergehn. Dahin drängten sie viele Gründe auf einmal. Es trieb die Noth, um die Bevölkerung der eroberten Länder im Zaum zu erhalten. Gewaltigen Eindruck machten die römischen Einrichtungen, welche der Germane dort vorfand, und das Königthum, welches ihm Christenlehre und Bibel vorhielten. Es trat hinzu das Beispiel der vielgeschäftigen geistlichen Hierarchie, aus deren Reihen fast allein die höher Gebildeten kamen. Endlich brachte überhaupt die Annahme einer höheren Civilisation eine tüchtigere Staatsordnung mit sich. Nun behagten aber dem germanischen Eigensinn durchaus nicht die romanischen Staatsformen, insofern darin Recht und Pflicht streng und straff abgemessen ist. Er nahm sie an, soweit es ihm möglich war, das heißt: sie mußten ihm Spielraum lassen,

Digitized by

in welchem sich der Reichthum seines innern Lebens, die Stärke seines Gefühls und Eigenwillens entfalten konnte. Das aber that die Feudalordnung: sie war gerade dasjenige, was aus der Verschmelzung romanischer Staatsformen mit der Selbständigkeit germanischer Männer hervorgehn mußte. Deshalb entsprach das Lehnswesen völlig der frischen Triebkraft, dem ritterlichen Sinne der jungen Völker. Für sie fand darin das sittliche Bedürfniß der Treue und Geselligkeit, sowie das staatliche Bedürfniß des Rechts und der Ordnung den organischen Ausdruck. Was damals keine Gewalt eines Eroberers, keine Macht der Intelligenz vermochte, das erfolgte durch den Lehnsverband: er vereinigte unbändige egoistische Kräfte und Völker zu einem lebensvollen Ganzen. Eine völkererziehende, staatbildende Nothwendigkeit wurde das Lehnswesen, eine große wohlthätige Kulturmacht.

Als es diese Mission erfüllt hatte, begannen die gefährlichen Keime, welche darin verborgen lagen, sich zu regen und zu wachsen. Was heilsam gewirkt hatte, wurde jetzt zerstörend. Was früher die bürgerliche Gesellschaft vereinigte und erfrischte, fing jetzt an, sie zu zersetzen und zu lähmen.

Der erste Schritt dazu war die Verschmelzung der Dienst- und Lehnsmannen zu einem einzigen mächtigen Adelsstande mit bestimmten Staatsinteressen. Wohl lebte in den Lehnsmannen die Erinnerung, daß sie mit Person und Gut nicht, wie die Dienstleute, aus der Unfreiheit hervorgegangen. Doch das gleiche adlige Leben, das gleiche Vermögen und Ansehn bei dem Fürsten und im Lande, der gemeinschaftliche Ritterdienst bildeten ebensoviel leichte Uebergänge zwischen beiden Klassen. Wo das Wesen einer Sache besteht, bleibt auf die Dauer auch der Rang nicht aus. Die Erben der vornehmsten Hofämter saßen mit ihren glänzenden Titeln als Landesmarschall, Erbtruchseß u. s. w. längst auf ihren Gütern, nur bei seltenen und feierlichen Anlässen verrichteten sie noch

Digitized

ihr Amt, wie die Kurfürsten bei dem Kaiser. Die stolzesten Lehnsmannen hatten kein Bedenken mehr, sich um solche Aemter voll Ehren mit wenig Dienst zu bewerben. Was aber Lehns- und Dienstmannen mehr verschmolz, als gleiches Ansehn und Besitzthum, war der gemeinschaftliche Gewinn und Schaden. Ihre Anstrengungen hatten ganz dasselbe Ziel nach oben und nach unten, um in beiden Richtungen einen heftigen Widerstand aufzuregen, welcher den Lehnsstaat selbst erschütterte.

Wohl war es ein schönes Symbol, wenn der Neuzubelehnende vor dem Herrn niederkniete und seine rechte Hand in die Hände des Herrn legte. Der Mann leistete den Treueid, und der Herr hob dessen Rechte zwischen seinen beiden Händen empor zum Zeichen, daß auch er ihn mit seiner Treue und seinem Gemüthe umschließe, als sei er ein Glied seiner Familie. Allein dies Symbol herzlicher Treue, welches in Holland noch lange fortbestand, war nur noch eine Form, welche Güter und Aemter als Eigenthum bekräftigte. Schon standen die Belehnten Alle fest verbündet dem Herrn gegenüber, und schirmten jedes ihrer Mitglieder mit den Waffen in der Hand bei seinem Besitze. Wollte der Fürst Gehorsam, so fand er stillen Widerstand, der nicht zu brechen war; wollte er Dienste in der Noth, so mußte er sie mit neuen Gütern und Zugeständnissen erkaufen.

So wurde die fürstliche Herrschaft allmählig ihres Inhaltes entleert. Das Land zersplittert in unabhängige Baronien, der Fürst nichts als Häuptling der Adelsherren, — das war das Ideal der Vasallen. Durch Lehns- und Dienstbörigkeit waren die großen Grundbesitzer hindurchgegangen, um zuletzt sich wieder in germanischer Weise frei und eigenherrlich auf ihrem Gebiete zu finden, zahlreicher und mächtiger als jemals in der alten Zeit. Es war derselbe Hergang im Kleinen, durch welchen im Großen das Reich sich zersetzte. Blos in Deutschland gab es kein Hemmniß gegen

dieſe unglückliche Zerſetzung. In Spanien feſſelte der Kampf gegen den mauriſchen Erbfeind alle Kräfte der Nation, daß ſie an den König gebunden blieben. In England hatte die normänniſche Eroberung ein ähnliches Reſultat. In Frankreich wurde es erreicht durch die Jahrhunderte lang fortgeſetzte Politik eines einzigen Königshauſes, welches ſchon von den Römern her die Gewöhnung an eine centrale Regierung vorfand. In dem weiten deutſchen Reiche fehlten alle dieſe Thatſachen: hier mußte der Lehnsſtaat zuletzt das Reich in Fürſtenthümer zerſplittern, aber dasſelbe Prinzip ſuchte auch die Fürſtenthümer in Baronien zu zerſetzen.

Dies waren die Spitzen, welche zuletzt das Lehnsweſen nach oben zeigte. Nach unten aber drängte es, alle Leute um perſönliche herrſchende Mittelpunkte zu ſchaaren, ſie zu Herrenhörigen zu machen. Nachdem das Feudalprinzip die alten Stammesverbände zerriſſen, verſuchte es ſich in gleicher Weiſe an den alten freien Gemeindeverbänden. Die neuen Landes- und Reichsgebiete, welche das Lehnsweſen gebildet hatte, waren allmählig in Erſtarrung übergegangen, jetzt wirkte es in den untern Kreiſen der Bevölkerung um ſo thätiger. Das ganze Volk aufgelöst in kleine Kreiſe von Hörigen, gruppirt um die Schlöſſer der Guts- und Gerichtsherren, — dahin gingen die feudaliſtiſchen Ideen. Von hier aber, aus den Tiefen des Volkslebens, erfolgte der Rückſchlag. Anfangs war es nur eine kleine Welle, welche an die Pfeiler des Lehnsſtaats anſchlug. Langſam und unmerklich hob ſie ſich, um ſich bald zur rollenden und ſchäumenden Brandung zu verſtärken.

Digitized

Viertes Kapitel.

Gegensatz des Städtewesens.

Das städtebauende Jahrhundert. Ursache des Aufschwungs der Städte. Angebliche Ursachen der massenhaften Hörigkeit. Ihre politisch-sozialen Gründe. Reichsgesetze Kaiser Friedrichs II. Einsetzung des Landvolks. Uebersiedlung in die Städte. Das Prinzip der freien Genossenschaft. Verbreitung des Bürgerrechts. Stadtluft macht frei. Ausbürger. Natur des Fehderechts. Seine Beschränkung. Grundherrenrecht. Anbahnung freien Handelsverkehrs. Soziale Folgen. Der Grundbesitz und das bewegliche Vermögen. Industrie und Bildung. Förderung der Städte durch Kaiser und Fürsten. Vortheile der Fürsten. Möglichkeit einer festeren Staatsordnung. Deutsche Reichsstädte und holländische Stadtgemeinden.

Es ist auffallend, wie rasch und mächtig sich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts die Städte hoben. Das folgende dreizehnte Jahrhundert wird recht eigentlich ein städtebauendes. Es füllt die altberühmten und die neuen Städte, die zahllos auf allen Punkten aufblühn, mit Bürgern und Wehrhaften, mit Gewerbsverkehr und Reichthum. Schon um die Mitte dieses Jahrhunderts stehn lange Reihen von Städten in Bündniß und Waffen, um Ordnung und Frieden auf den Straßen des Reiches, um Recht und Macht des Reichshauptes zu schirmen. Es sind der rheinische, der schwäbische, der hanseatische Bund. Warum jetzt auf einmal dies Zuströmen in die Städte? Woher plötzlich dies stolze Selbstbewußtsein, dies muthige Freiheitsgefühl der Bürgerschaften?

Die Ursache liegt in der Zersetzung der Volksmassen durch das Lehnswesen, welche um diese Zeit am stärksten wirkte, in dem Drucke, mit welchem jetzt die Fesseln der Hörigkeit anfangen sich auf alle kleinen Grundbesitzer zu lagern.

Digitized by

Um das allgemeine Hörigwerden des Landvolks zu erklären, ſuchte man früher ſeinen Urſprung ſchon in den älteſten Zeiten. Allein je höher die Forſchung in das germaniſche Alterthum hinaufſtieg, deſto klarer zeigte ſich die Volksfreiheit als die Mutter aller Dinge. Jetzt erklärt man die maſſenhafte Umwandlung des Volkes in Hörige durch die Annahme: es habe ſich ſelbſt in die Schutzhörigkeit übergeben, das ſei allgemeine Gewohnheit geworden. Dem Ritter, der ſtatt ſeiner den Kriegsdienſt übernommen, habe der Bauer ſich mit Dienſt und Abgaben verpflichtet. Geht aber jemals ein ganzes Volk ſelbſtwillig und förmlich in die Feſſeln hinein? Wo ſind denn ſo genügende Urkunden und Zeugniſſe, daß ſie es für ganz Deutſchland bekräftigen? Man verweist auf die Menge der Städte, in welchen urſprünglich eine hörige Gemeinde geſeſſen, auf die unabſehliche Zahl der Weisthümer, welche das Dienſtverhältniß zum Guts- und Grundherrn feſtſtellen. Allein beweist das Erſtere etwas mehr, als daß an den alten Biſchofsſitzen und Reichspfalzen ſich neben andern Leuten auch ein Häuflein Leibeigener oder Herrenhöriger befand? So viel Weisthümer aber uns überliefert ſind, nirgends bedecken ſie alle Dörfer eines Fürſtenthums, und was für unſere Frage noch wichtiger iſt, ſelbſt die Mehrzahl der bekannten Weisthümer ſtammt erſt aus dem fünfzehnten oder dem folgenden Jahrhundert. In der That, hätte in irgend einer Zeit ein förmlicher Uebertritt der Volksmaſſen aus Freiheit in Hörigkeit Statt gefunden, ſo müßten für jene Zeit alle Blätter der Chroniken davon erfüllt ſein, zahlloſe andere Urkunden und Zeichen müßten eine ſo große ſoziale Umwandlung darlegen. Statt deſſen finden wir im Sachſenſpiegel und andern Rechtsbüchern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts eine Menge Stellen, welche ſich nicht anders erklären laſſen, als daß damals die gemeinen Schöffenbarfreien noch ſehr zahlreich waren. Noch mehr, es erſcheinen in jenen Rechtsbüchern Pfleghaften, Vogtleute, Biergelden

Digitized

und wie ſie alle heißen als diejenigen, welche noch die dichte Maſſe des Landvolks bilden, und dieſe tragen durchaus nicht klare Hörigkeitsnatur an ſich. Endlich ſehn wir in den Weisthümern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts Beweiſe genug, daß Bauern damals noch das Waffenrecht hatten, daß ſie mit Lanze Schwert und Harniſch Landfolge leiſteten: würde man dieſe Waffen Leuten gelaſſen haben, deren Ureltern ſchon ſich in die Hörigkeit begaben? Selbſt noch in der Zeit der Bauernkriege, bekunden da nicht die gemeinen Hofbeſitzer eine klare Erkenntniß, daß ſie eigentlich freie Leute, daß ſie durch Rechtsverwirrung in die Hörigkeitsbande verſtrickt ſeien, daß der alte gemeine Freienſtand wieder herzuſtellen? Das Alles wäre nicht möglich, wenn ſchon in der Karolinger und den nächſtfolgenden Zeiten die Maſſe des Volkes hörig geworden.

Wir müſſen alſo eine andere Erklärung für die allgemeine Verbreitung dieſes Uebels ſuchen. Wir finden ſie nicht in privatrechtlichen, ſondern in politiſch-ſozialen Gründen. Der eine Faktor ſind die öffentlichen Abgaben und Leiſtungen, welche für Gerichtspflege Krieg und allgemeinen Landesdienſt von jeher beſtanden. Der andere Faktor iſt das Lehnsweſen, welches das Recht auf dieſe Abgaben beſtimmten Familien zuweist. Der Lehnsſtaat vertheilte die öffentliche Gewalt, das heißt die Heeres- und Gerichtsgewalt, unter eine Gliederung von hohen und niedern Herren und ließ ſie in deren Händen erblich werden gleich wie ein Familiengut. Damit wurde auch das Recht auf die Dienſte und Abgaben der Unterthanen erblich. Es verwandelte ſich alſo der Gewaltsinhaber in einen Privatherrn, und Diejenigen, welche nur ſeinem amtlichen Gerichts- und Heerbefehl zu folgen hatten, wurden allmählig dienende Hörige ſeines Hauſes.

Deutlich erkennbar ſind dieſe Vorgänge aus den Reichsgeſetzen, welche die Fürſten dem großen Kaiſer Friedrich II. in den Jahren 1220 und 1232 abnöthigten. Es ſind zwei

Digitized by

Hauptartikel, welche dieſe Geſetze einſchärfen. Einerſeits ſollen die ſtädtiſchen Eidgenoſſenſchaften mit ihrem Bürgereide aufhören, andererſeits ſollen die Hofbeſitzer feſtgekettet werden an ihr Ortsgericht. Allerdings war letzteres der Kernpunkt des ganzen Handels. Der Bauer ſollte keine Freizügigkeit haben, er ſollte ſich dem Gerichte, in welchem der Amtsherr vorſaß, in keiner Weiſe entziehn können. Dann war er an ſeinen Hof gefeſſelt, dann ließen ſich ſeine Abgaben Fuhren und Leiſtungen aller Art immer beſſer ſteigern, dann ließ ſich ihm vielleicht auch das Letzte aufdringen, daß er nämlich auch Bedemund und Beſthaupt bezahlte, die beiden demüthigen Gaben, durch welche der Hörige, wenn ihm die Wiege und wenn ihm das Grab bereitet wurde, den nothwendigen Herrenſchutz anerkannte. Kurz, wenn ſelten ein größerer Grundbeſitzer ſich der Nothwendigkeit entzogen hatte, ſein Erbe einem Lehnsherrn aufzutragen, ſo hing auch dasſelbe Verhängniß über jedem kleinen Bauernhofe: auch er wurde, wenn gleich öfter nur der Form wegen, einem Oberherrn unterworfen. Dies war die letzte und tiefſte Nachwirkung des Lehnsweſens.

So ſah ſich die Maſſe des Volkes im ſtillen Laufe der Zeit in Hörigkeitsbande verſtrickt, ohne daß ihr die Urſachen klar wurden, und wenn ſie die Urſachen gekannt hätte, ließ ſich doch deren Wirkung nicht aufheben. Die Ahnung dieſes Herganges, die dunkle Furcht vor der herandringenden Unfreiheit und ihren Laſten, dies war es, was im dreizehnten Jahrhundert das Landvolk ſchaarenweiſe in die Städte trieb, entweder ſich mit Hab und Gut dort niederzulaſſen, oder doch durch Annahme des Bürgerrechts wenigſtens ihre Freiheit zu ſichern. Es war der Druck der Feudalherrlichkeit, welcher in den Städten ſelbſt um ſo lebendiger und ſelbſtbewußter ihren Gegenſatz emportrieb.

Dieſer Gegenſatz zeigte ſich — das iſt das Erſte — im Prinzip der Genoſſenſchaft. Was auf dem Lande die zerſtreuten Höfe und die kleinen Dörfer nicht vermochten,

Digitized

das vermochte die auf einen Platz zuſammengedrängte Menge. Ihre Genoſſenſchaft erwehrt ſich des Herrenſchutzes und des Herrenrechts, ſie nährt und wehrt ſich ſelbſt. Ihre Mitglieder nahmen Häuſer und Aemter nicht von Herrengnade, ſie ſchützen die einen als ihr freies Eigenthum und erhalten die andern von dem Vertrauen ihrer Mitbürger. Das war ein Prinzip, welches geradezu dem Lehnsweſen feindlich war und in das Leben desſelben einſchnitt.

Nun wuchs ſich der Kern des genoſſenſchaftlichen Weſens zu einem ſtolzen Baume aus, unter deſſen Aeſten Alle, welche darunter wohnten, ihre ſchlichte Freiheit wieder erlangten. Zunächſt waren dies die Reſte der in den Städten ſelbſt anſäſſigen Hörigen und Dienſtmannen. Die Vornehmeren von ihnen verließen die Stadt und ſiedelten ſich auf ihren Landburgen unter ihren Genoſſen an, die Andern wurden nach und nach freigekauft von allen Laſten der Hörigkeit, von Dienſten und Grundzinſen. Wo der Grundherr ſich nicht dazu verſtehen will, nöthigen ihn Aufſtände. Die Bürgerſchaft geht weiter. Sie ruft das Wort aus: Stadtluft macht frei, — das heißt: in einer freien Genoſſenſchaft kann Niemand wohnen, der nicht aufhört, einem Fremden unterthan zu ſein. Dieſer Satz erregt große Streitigkeiten. Denn ſofort nehmen die Städte, um ſich ſelbſt zu ſtärken, Jedermann auf, der mit einigem Vermögen vom Lande zu ihnen kommt; ob er frei oder unfrei ſei, das überläßt man ſeinem Herrn zu bekunden. Zuletzt wird als Herkommen anerkannt: wer Jahr und Tag in der Stadt gewohnt, ohne daß ein Herr ihn als ſeinen Hörigen angeſprochen und nachgewieſen, iſt damit frei für immer. Allein noch weiter ſtrebt die Kraft des Bürgerrechts ſich auszudehnen. Die Städte behaupten: wer einmal ihr Bürger geworden, der bleibe es auch, wo immer im Lande er ſeinen Wohnſitz aufſchlage. Alſo kommen eine Menge von Hofbeſitzern, welche rings um eine Stadt wohnen, eines Morgens auf's Rathhaus, ſchwören ſich als

Digitized by

Bürger ein und fahren wieder heraus, als Bürger bleiben ſie jetzt auf ihren Höfen ſitzen. Man nannte ſie im Oberdeutſchen Pfalbürger und Ausbürger, im Niederdeutſchen Buytenpoorters. Dies war das gefährlichſte Mittel, das Netz der Hörigkeit, welches ſich über das Land legte, zu durchlöchern und zu zerreißen. Gegen Nichts kämpfen die Grund- und Gerichtsherren erbitterter, und der Streit darüber hört niemals auf.

Das Zweite — was die Städte vom Lehnsſtaat forderten — war Abſchaffung des Fehderechts. Altgermaniſcher Herkunft war das Recht der Fehde, und weil es die Feudalordnung ergänzte, war es in Blüthe geblieben. Der Vaſall hatte ja nur gegen den Lehnsherrn beſtimmte Pflichten, im Uebrigen war er eigner Herr auf ſeinem Grundgebiete. Seinen Genoſſen aber ſtand er ebenbürtig gegenüber, kein gemeinſchaftliches Rechtsband umſchränkte ihn, daß er ſich nur eine Stunde lang etwas gefallen laſſe. Wenn ihn nun Jemand kränkte, wenn man für einen Schaden ihm nicht genug that, ſollte er das ſelbſtherrliche Gefühl erſticken und nicht vielmehr mit eigener Hand und Kraft an dem Feinde ſein Recht ſuchen? Anders war es bei den Städtern. Sie waren ja nicht rein perſönlich an einen Herrn geknüpft, ſondern ſie ſtanden unter dem Willen einer Gemeinſchaft. Bei ihnen herrſchte eine Amtsgewalt, weil jeder Bürger an ihr Theil hatte, gleichmäßig im ganzen Bereiche der Bürgerſchaft. Hier durfte man nicht leiden, daß Bürger ſich anders als vor Gericht befehdeten: ſoweit das ſtädtiſche Weichbild ging, ſoweit mußte der Friede walten ungeſtört. Wie aber ſtand es außerhalb des Weichbildes? Dort war der Bürger zu jeder Fehde gerecht. Doch auch dort ſuchte ihn ſeine Stadt zu ſchützen, ſie verlangte: wer Anſpruch habe an einen ihrer Bürger, ſolle ihn geltend machen vor deſſen Gerichte in der Stadt, widrigenfalls werde ſie einen Angriff auf ihn als auf ſich ſelbſt gerichtet ahnden. Wollte aber ein Bürger auf eigene Hand

Digitized

fehden gegen einen Auswärtigen, ſo hatte er ſich zuvor von der ſtädtiſchen Gemeinſchaft zu ſcheiden, um nicht ſeine Eidgenoſſen in Ungelegenheiten zu bringen.

Herſtellung freien Verkehrs war die dritte Segnung, welche die Städte dem Lande brachten. Das ganze Land war unter Grundherrn vertheilt, ein kleines Gebiet gränzte an das andere, und auf jedem übte der Gebietsherr gerade ſo Haus- und Feldrecht, wie der Bauer auf ſeinem Hofe. Was brauchte er zu leiden, daß ihm einer darüber fuhr? Er nahm dafür Zölle, oder ließ ſich ſein Geleite bezahlen. Was aber ſeinen Grund und Boden berührte, das war ſo gewiß ſein, wie das Wild, das in ſein Gehege kam. Sein war alſo die Waare, die vom Wagen fiel, wenn die Achſe brach, ſein war das Schiff und Gut, welches die Welle auf den Strand trieb. Nicht genug damit, wie leicht war es, an irgend einen Bürger irgend eine Forderung aufzutreiben und von ſeiner Stadt zu verlangen, ſie ſolle dafür einſtehen: dann hatte man ja das beſte Recht vor aller Welt, die Stadt zu befehden, aus den Büſchen am Wege hervorzubrechen und ihre Kaufleute niederzuwerfen. Es war eine ungeheure, eine mühſam langwierige Arbeit, dies weite Gewebe von Recht und Wirrſal zu zerreißen, für Handel und Verkehr nur erſt Licht und Luft zu ſchaffen und dem Lande dadurch Wohlſtand. Es war nicht anders, als ſollte man durch dichte Urwälder erſt Heerſtraßen ziehen.

Dies waren Aenderungen, welche zunächſt in den politiſchen Beſtand der Geſellſchaft eingriffen. Wohlthaten, die jetzt Keiner mehr ſchätzt, weil ſie ſich von ſelbſt verſtehn, mußten erſt von den Städten aus erobert werden. Dieſe ſchienen wie ebenſoviel Keime einer beſſern Kultur in's Land ausgeſäet, und indem ſie ſich entfalteten, erfuhr auch das geſammte ſoziale Leben eine gründliche Umgeſtaltung.

Auf dem Lande war nämlich der Grundbeſitz der allgemeine Normgeber. Auf ſeine Maſſen ſtützte ſich der Lehns-

Digitized by

ſtaat; ſeinem Anbau gemäß geſtalteten ſich die Begriffe und Einrichtungen des gemeinen Rechts; am Grundbeſitz ſelbſt haftete von vornherein die Beſtimmung, wer etwas leiſten und wer es empfangen ſolle. Der Lehns- und Familienverband litt nicht, daß der Beſtand eines Gutes angegriffen und verkümmert wurde. Wer eines Leibeigenen oder Hörigen Hof erbte, der erbte damit auch die Pflicht, dafür zu ſorgen, daß von ſeinem Hofe der Leib- oder Guts- oder Gerichtsherr Feld- und Reiſehilfe, Knechts- und Mägdedienſte erhielt. Eine ganz andere Tages- und Jahresordnung ergab ſich in den Städten. Hier ſchufen Handel und Gewerbe neue Werthe, die in Geld Waaren und anderm beweglichen Vermögen beſtanden und nicht minder wichtig wurden als der Grundbeſitz ſelbſt. Hier mußten nicht blos die einfachen Hausdienſte, ſondern tauſenderlei Verrichtungen im Wege des Vertrages erworben und vergolten werden. Die Macht des Geldes und beweglichen Vermögens löſte die Starrheit auf, in welcher die ſozialen Zuſtände befangen waren, und die erweiterte Uebung des Vertragsrechtes leitete die Menſchen an, die Selbſtbeſtimmung als etwas Natürliches zu betrachten.

Wo endlich ſo viele Leute, wie in den Städten, in unaufhörlichem nächſten Verkehr mit einander lebten, da erzeugten ſich aus der Berührung der Geiſter neue Ideen, neue Bedürfniſſe und Wünſche. Der menſchliche Geiſt wurde regſamer und zum Denken geweckter, als in der Stille der Waldburgen, oder den einförmigen Geleiſen folgend, welche der Pflug zieht. Erfindungen, beſſere Lebenseinrichtung, Künſte und Wiſſenſchaften waren das Ergebniß. Die Poeſie kann auch in der Einſamkeit reifen, ſie bricht tönend hervor, wo ſich die Menſchen vorübergehend verſammeln, und jeder nimmt den holden Klang mit ſich: Künſte aber und induſtrielle Erfindungen und das weite Reich der Wiſſenſchaften gedeihen nur im Wogen und Wallen eines fortgeſetzten Verkehrs.

Digitiz

Alles dies stellte nicht sofort sich ein, sondern es entwickelte sich allmählig, stückweise gab es sich zu erkennen in zahllosen Privilegien Freiheitsbriefen und Satzungen. Auch gediehen die Städte anfangs nur mit Hilfe der Kaiser und Fürsten. Denn ein Fürst, der seine Zeit verstand, kam jetzt seinem Lande gegenüber in eine Stellung, die ihm mehr Vortheile gewährte, als der Lehnsstaat. Der eine Nutzen war der finanzielle. Die Hofhaltung wurde mit der steigenden Bildung glanzvoller und kostspieliger. Die Kriegsfehden mehrten sich und verschlangen die Einkünfte der Güter. Da eröffnete sich dem Fürsten in den volks- und gewerbsreichen Städten eine Finanzquelle, die ihm bedeutende, und was schätzbarer, beständig fließende Steuern Zölle und Gerichtssporteln brachte. Der andere Vortheil war der politische. Die Vasallen suchten sich der Herrschaft ihrer Lehnsherren möglichst zu entziehn: die Städte dagegen lehnten sich gern an einen Fürsten an, der ihre Freiheit und ihren Handel schützte. Sie standen zu ihm, daß er das Land einige und beherrsche als wahrer Fürst, daß er die Habgier der Zollstätten und des Strandrechts mäßige, daß er den landverderblichen Fehden Einhalt thue, daß er die Schnapphähne, welche auf Straßen und Flüssen lauerten, zu Paaren treibe. Der Lehnsadel umdrängte den Fürsten, als sollte er nur in seinen Kreisen leben und athmen und niemals hinabsehn in die Dörfer und kleinen Burgflecken, wo das Volk nur den Edelleuten überlassen bleibe. Die Städte gaben dagegen dem Fürsten wieder Hebel in die Hand, mit welchen er in die Volkstiefen hinab reichte.

Jetzt erst wurde der Fürst unabhängig von dem Belieben seiner Vasallen: eine neue Macht war da, auf welche er sein Recht und sein Ansehn über das ganze Land stützte. Jetzt erst wurde ein Staatswesen möglich, welches als ein Ganzes gemeinsame Zwecke befolgt und eine Regierung mit Anstalten besitzt, deren wohlthätige Stärke nach allen Seiten hin fühlbar wird.

Digitized by

Anfangs wetteiferten daher alle Fürſten, Städte zu gründen, zu fördern und mit Freiheitsbriefen auszuſtatten. Nirgends war dies Verhältniß gegenſeitiger Förderung entſchiedener, und nirgends dauerte es länger, als in Holland. Anderswo drängte der Freiheitstrieb, welcher der ſtädtiſchen Genoſſenſchaft inwohnte, raſtlos, bis er ſich zur vollen und unabhängigen Selbſtregierung auswuchs. Wie zahlreich blühten in Deutſchland die Reichsſtädte auf, und wieviel zahlreicher noch waren die Stadtgemeinden, welche eine Stellung erlangten, die der reichsſtädtiſchen Freiheit ſehr nahe kam. Anders war es in Reichslanden, die von Alters her ein geſchloſſenes Volksganzes bildeten: dort trennte ſich kein Glied vom angeſtammten Fürſtenhauſe, und auch die Städte begnügten ſich mit anſtändiger Freiheit. Namentlich war das in Holland der Fall. Hier fühlten ſich die Städte beſchützt und gefördert vom Grafen; je tüchtiger der Fürſt, um ſo mehr war er ihr guter Freund. Sie aber ließen ihn gern in ſeinem gräflichen Rechte, daß er den Oberrichter in ihrer Stadt einſetze und die gewählten Schöffen und Beamten beſtätige. Wohl aber verlangten ſie, in die Ordnung der Landesſachen neben die Adelsherren einzutreten mit ihrer vollen Macht und Stärke, welche in kurzer Zeit ſo groß geworden, daß aller Einfluß der großen und kleinen Vaſallen dagegen erbleichen mußte. Solche Bedeutung aber erhielten die holländiſchen Städte vorzüglich durch den Handel.

Fünftes Kapitel.

Aufſchwung der holländiſchen Städte.

Seeraub und Seehandel. Reiche Fiſchzüge Waldungen Viehweiden. Steigender Welthandel. Handelsſtädte in Holland und Seeland. Grundbeſitzer in den Städten. Stadtrechte. König Wilhelm. Aufſtand der Kennemer Bauern gegen den Adel. Florenz der Fünfte. Seine adelsfeindliche Politik. Begünſtigung des Bürger- und Bauernſtandes. Erbitterung des Adels. Flanderns Einfluß. Die franzöſiſche und die Volkspartei in Flandern. Abfall des ſeeländiſchen Adels von Florenz. Anſchlag des holländiſchen auf ſeine Freiheit. Gefangennehmung des Grafen. Seine Ermordung. Rache der Bauern und Bürger. Wolfhart von Borſſelen. Neuer Aufſtand des ſeeländiſchen Adels. König Albrecht. Das neue Hennegauer Grafenhaus. Niederlagen der Franzoſen und der Ritterſchaft. Holland von Fremden erobert. Befreiung. Furchtbare Verluſte des Adels. Die Städte Meiſter im Lande.

Seeräubervolk gibt gutes Handelsvolk, und ſelten entſteht der Seehandel, ohne den Seeraub zum Vater zu haben. Sind beide im Beginn der Völker etwa ſo verwandt in Luſt und Abenteuer? Oder muß ſich die Kraft immer erſt im Wilden verſuchen, ehe des Menſchen edlere Natur ſich losſchält aus der urſprünglichen Rohheit? Genug, auch an den Holländern bewährte ſich die alte Erfahrung. Gleichwie ſo viele andere Raubneſter, aus welchen ein mächtiger Staatenkeim hervorwuchs, hatten ſie ſich als eine Colonie von allerlei verwegenem Volke hineingeſetzt in ein Land, das bereits ſeine Herren hatte, kämpften es ihnen ab und dehnten ſich aus, allen Nachbarn zum Trotze. Auf leichten Fahrzeugen ſchweiften ſie umher, zu fiſchen, zu jagen und Schiffe zu plündern, wenn die Beſatzung ſich durch hohe Zölle nicht loskaufte. Erklärte Feinde hatten ſie ja ringsum. Selbſt bis in's

Digitized by

Mittelmeer machten sie hin und wieder einen Beutezug. Doch gemach sahen sie ein, daß regelmäßiger Handel und Anbau des Landes ihnen mehr Lebensgüter einbringe, als unstätes Umherschweifen, welches jede Hand gegen sie bewaffnete.

Der Boden, um welchen sie heiße Kämpfe mit ihren Nachbarn führten, der ihrer Schifferlust so willkommen, war ihnen lieb geworden. Das Nöthigste war Schutz gegen das anstürmende Meer. Gerade da, wo die Holländer wohnten, wo die breiten und tiefen Flüsse durch die Dünen brachen, war der Andrang der Springfluthen am meisten verderblich. Holland ist kein Land, das Menschenwitz immer weiter dem Meere abgewonnen: so lange Menschen denken und soweit sie aus der natürlichen Gestaltung des Bodens auf seine Geschichte schließen, hat früher jedes Jahrhundert hier nur Land verloren, das die See begrub, und nur einen kleinen Theil des Raubes konnte man ihr wieder abnehmen. Gegen die großen Fluthen, welche alle paar hundert Jahre einbrachen, blieb des Menschen Verstand und Fleiß ohnmächtig. Eines aber geschah, seitdem die Holländer sich hier festsetzten, es hörte wenigstens des Bodens tägliches Abnagen und Abbrechen durch fort und fort anstoßende Seewogen auf, und es wurde mancher Strich, um welchen See und Land sich stritten, entwässert und mit schützenden Dämmen umzogen. Dabei lernten die Holländer jeden Fußbreit Landes, den sie erarbeiten mußten, doppelt schätzen und verlegten sich, während sie an den flandrischen und brabantischen Nachbarn Meister in der Landwirthschaft vor Augen hatten, auf den feineren Anbau des Bodens.

Ihre Lust und Leidenschaft aber blieb das Meer. Sie erkundeten genau, wo die Fische auf sonndurchwärmten und nahrungsreichen Untiefen oder im Brachwasser zu stehn pflegten, und wo die Wanderfische ihre jährlichen Laichzüge hielten: dort zogen ihre Netze wahre Reichthümer aus dem Wasser. Denn die getrockneten geräucherten oder gesalzenen

Digitized

Fische waren für jedes Haus willkommene Nahrung, welche niemals abbrach, und zugleich ein so gesuchter Handelsartikel, daß die Holländer fast alle Waaren, die sie bedurften, dafür eintauschten. Die unermeßlichen Schwärme der Häringe führten sie schon frühzeitig an die norwegischen und schwedischen, an die englischen und schottischen Küsten. Dazu hatten sie Ueberfluß an vorzüglichem Schiffsholz, an Ochsen und Pferden, an Butter und Käse, was alles sie weit und breit verführten. Gleichzeitig aber, als in den weiten vielbelebten Hinterlanden am Rhein und an der Schelde und Maas die Gewerbe aufblühten, bekamen die holländischen Handelsschiffer mehr zu thun, und verdienten sich durch die Fracht, sowie ihre Kaufleute durch den Stapel und Umsatz der Güter ein schönes Geld. An der Gränze saßen die gewerbfleißigen Flandrer, nahe war Brügge, wo die Italiener ihre Schiffe ausluden. Von dort wurden Waaren geholt und soweit verführt, als das große Handelsgebiet der Hansa sich erstreckte. Die Holländer Kaufleute gingen, wie es damals gewöhnlich war, mit ihren Gütern selbst nach Liefland und Norwegen, und verschafften sich Privilegien in Riga und auf Schonen. So gut als andere Städte an der Nord- und Ostsee gehörten die Holländer zu den Hanseaten; aber ihre Matrosen erzählten sich auch von den Wundern in Venedig und Constantinopel. Die friesische Abenteuerlust, welche schon frühzeitig alle Meere befuhr, sammelte sich jetzt auf den holländischen Werften.

So erhob Dortrecht seine Thürme über dem Gewässer, bekannt bei allen Seefahrern, und vor seinen Dämmen ankerten lange Schiffsreihen. Blühend war der Handel auch in Middelburg und Zierickſee auf Seeland, in Haerlem Delft Leyden in Holland. Noch auf vielen andern Plätzen sammelten sich Leute, welche mit Mast und Segeln, Netz und Fässern wohl verstanden umzugehn, so in Seeland zu Domburg und Westkappel, in Holland zu Briel und Rotterdam,

Digitized by

in Friesland zu Alkmaar Enkhuizen Medenblick Stavoren Wieringen. Im dreizehnten Jahrhundert gab es keinen Platz mehr, der günstig lag zum Bauen und Landen von Schiffen, auf welchem sich nicht rasch eine Ortschaft bevölkerte. Holland mußte ein Städteland werden; denn der Aufschwung von Handel und Schifffahrt mit den zugehörigen Gewerben bedingt städtisches Zusammenwohnen.

Doch nicht der Handel allein baute die Städte. Die meisten reicheren Stadtbürger waren in der Regel Grundbesitzer aus der Nachbarschaft, welche auf einen Platz zusammengezogen: sie hörten auch später nicht auf Ländereien in der Umgegend zu erwerben und durch ihre Leute zu bewirthschaften. Häufig hatten sie die Stätte ihres Zusammenwohnens selbständig begründet, in der Regel aber siedelten sie sich unter der schützenden Burg eines adeligen Herrn an, der in jener Gegend zuerst Land gedeicht und Leute gesammelt hatte.

Als nun die Stadtbürger mächtig wurden an Schiffen und Gütern und sahen, wie in Flandern und am Rhein die Städte sich fester und geordneter Rechte erfreuten, gingen auch sie ihre Fürsten an, ihnen solche Stadtrechte und Freiheitsbriefe zu bestätigen. Der erste holländische Graf, der sie ertheilte, war Wilhelm I. zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Jeder seiner Nachfolger verstärkte die städtefreundliche Politik. Entschieden kehrte sie hervor Wilhelm II., der deutsche König. Er hatte selbst erfahren, welche Macht die großen Städtebünde in Deutschland entwickelten und wie treu sie zum Reiche und seinem Haupte standen. Auch in seinen Erblanden suchte er die Städte auf gleiche Stufe zu heben, zugleich aber sie zur Unterlage seines landesherrlichen Ansehns zu machen. Indem er ihre Keuern, das heißt ihr erkorenes Stadtrecht bestätigte und mit Zoll- und andern Freiheiten vermehrte, wurde zugleich für jede Stadt bestimmt, mit wieviel Bewaffneten sie ihm, auch außer Landes, dienen

Digitized

und wieviel Schatzung sie ihm zahlen müsse. Haerlem z. B. wurde auf zwanzig Pfund Heller jährlich geschätzt, Delft auf fünfzig, Dortrecht auf sechszig. Ebensoviel hatten sie zu steuern, wenn der Fürst sich vermählte, den Ritterschlag erhielt oder zum Reichstage zog. In gleicher Weise ordnete er Kriegsdienst und Abgaben des freien Landvolks. Merkwürdig ist in diesen ältesten Keuern auch, wie man in Südholland das Wehrgeld oder die Geldbuße für Todschlag und Nothzucht bereits durch die Todesstrafe ersetzte, während diese sich in Nordholland, wo das altgermanische Wesen zäher war, nur für heimlichen Mord einführen ließ.

Mit steigendem Unwillen sahen die Adelsherren ihre Gebiete von aufstrebenden Freistädten durchbrochen, sie fühlten den Arm des Fürsten auf sich liegen mit verstärktem Druck. Um so eifriger suchten sie sich am Landvolke zu erholen und es in Dienste und Lasten hinein zu zwingen. Ihnen antwortete ein merkwürdiger Aufstand friesischer Bauern, merkwürdig, weil sie im Jahr 1268 mit Entschiedenheit aussprachen, was dritthalb hundert Jahre später den Urhebern des großen Bauernkrieges nur noch mehr oder minder unklar vorschwebte. Aller Adel und aller Hörigkeitszwang solle aufhören, rein und lauter sei die germanische Freiheit herzustellen: solche Dinge durchzuführen vereinigten sich die Kennemer Westfriesen und Waterländer. Sie rissen die Adelsburgen in ihrem Lande nieder, und die Edelleute flüchteten nach Haerlem. Ein altfreier Gebietsherr stellte sich an die Spitze der Bauern und führte sie vor Utrecht und Amersfoort, beide Hauptstädte des Stiftslandes gehorchten dem Zuruf der Bauern und schickten ihre Patrizier in Verbannung. Bei der Belagerung von Haerlem ließen sich die Bauern durch eine kühne List täuschen und schlagen. Keiner aber nahm Rache für ihren wilden Aufstand.

Dies ereignete sich während der Minderjährigkeit von König Wilhelms Sohne. Zwei Jahre später trat er als

Florenz V. die Regierung an. Unter ihm enthüllt sich die erste Stufe in dem politisch-sozialen Kampfe, zu dessen zwei weiteren Stufen unsere Geschichte uns führen soll.

Florenz war ein hochherziger frohsinniger Mann, hart und kühn wo er seine Pläne verfolgte, herzlich und vertrauend im Umgange. Er hatte sich vorgesetzt, der Eigenherrlichkeit der Barone, welche kein geordnetes Staatswesen zuließ, ein Ende zu machen und ihnen den Nacken zu brechen, koste es was es wolle. Er drängte und drangsalte sie, bis sie seinem strengen Landfrieden sich unterwarfen, bis sie Landessteuern sich gefallen ließen, von denen sie keinen Heller mit bekamen, bis die stolzen Herren von Kuik Amstel Woerden Steyne Asken Heusden und Andere, welche so lange ihre Reichsfreiheit behauptet hatten, seinen Lehnsdienst auf sich nahmen. Sein tieferer Gedanke war: habe der Lehnsadel bisher das Land sich zu eigen gemacht, so müsse jetzt der Fürst es stückweise wieder gewinnen, stark durch die Hilfe der Städte. Von jetzt an ging die innere Politik der Fürsten vor allen dahin: eine Baronie nach der andern durch Kauf und Krieg und Ränke wieder zu erwerben und mit ihrem Hausgute zu vereinigen. Planmäßig brachte daher Florenz den Bürgerstand in die Höhe. In ihm erkannte er Kern und Kraft des Staates. Was sich faktisch als das Wesen der Städte herausbildete, wurde jetzt zu Recht anerkannt: Freiheit von Zwang und Last der Hörigkeit für die Theilnehmer am Bürgerrecht, möglichste Selbstverwaltung, Rechtspflege ohne Fehdewesen. Förmlich sollten die Städte in das Recht und Ansehn eintreten, welches ihrer wirklichen Macht entsprach. Deshalb zog Florenz die Städte in den höchsten Landesrath und ließ durch ihre Vorstände die Urkunden mitbesiegeln und bestätigen, durch welche man fürstliche Heirathen Friedensschlüsse Handelsverträge bezeugte. Während der Fürst aber Handel und Schifffahrt für die Hauptquelle von Hollands Wohlstand erklärte und deshalb die Städte mit Zoll- und andern Handels-

Digitized

freiheiten begünstigte, ehrte er auch den Landbau und dessen Pfleger. Es wird erzählt, daß er vierzig Bauern zur ritterlichen Würde erhob: er erkannte also ihre alte schöffenbare Freiheit als eine solche an, welche zu den höchsten Ehren berechtige.

Es begreift sich, wie bei den Adelsherren Haß und Grimm gegen einen Fürsten wie Florenz einwurzelte. Griff er sie doch in ihrem theuersten Besitzthum und Wesen an, und machte keine Umstände mit ihnen. Sie nannten ihn „der Kerle Gott", weil er bei den Kerlen, das heißt den gemeinen freien Leuten, seine Kraft und Ehre suchte.

Der seeländische Adel begann die Feindseligkeiten zuerst; denn er gränzte an Flandern. Dieses Land aber war in der bürgerlichen Entwicklung den Holländern gewöhnlich um ein Menschenalter voraus. Frühzeitig überstrahlten die flandrischen Städte alle niederländischen an Macht Freiheit und Wohlstand. Von Flandern, dem immer heißen Feuerherde des Bürgerkriegs, ging öfter ein politischer Anstoß aus, welcher bald nachher in Lüttich zündete und sich auf der einen Seite nach Frankreich und England, auf der andern nach Brabant Holland und den Maas- und Rheinlanden verpflanzte. Was aber unter den Flamingen verheerende vulkanische Ausbrüche erzeugte, zwischen denen wieder Ruhe eintrat, das setzte sich in Holland fort in tiefer Leidenschaft und dauernder Entzweiung der Gemüther und Volksklassen.

Nun hatten sich damals die Zustände in Flandern seltsam genug gestellt. Die Städte hatten alle Gewalt an sich gerissen, und die Edelleute von der tobsüchtigen Menge schwer zu leiden. Sie schlossen sich daher an ihre Genossen in Nordfrankreich und wollten zuletzt lieber mit Land und Leuten französisch werden, als länger das Joch der Städte ertragen. Auch der Hennegauer Adel blickte lebhaft nach Frankreich hinüber; denn dort bewegte sich eine zahlreiche Ritterschaft mit prunkenden Helmbüschen und schmetternden Fanfaren.

Digitized by

Das Schlimmste aber für Flandern war, daß auch seine Fürsten französisch dachten. Der nahe Pariser Hof mit seinem reichen und glanzvollen Leben übte auf sie einen Zauber aus, dem sie nicht widerstehen konnten. Dort im schimmernden Kreise der vielen Prinzen und Herzoge selbst zu schimmern, dieser Gedanke ließ die flandrischen Grafen zittern vor Wonne und Aufregung, ließ sie die Fesseln und Demüthigung ertragen, welche ihnen der französische König auferlegte. Es schien ein Wunder, daß Flandern damals nicht ganz französisch wurde. Doch das Volk seiner Städte war unverwüstlich in seinem Freiheitstrotze und seiner Heimathsliebe. Den Leliaerts oder Lilienmännern, wie man die französische Partei nannte, gegenüber bildete sich eine Volkspartei, die Klaauwaerts oder Klauenmänner, welche die ersteren mit tödtlicher Feindschaft verfolgten. Ihr Sprüchwort war: „Der Flaming mag den Franzmann nicht mit Salz, nicht mit Schmalz".

Zweiunddreißig vom seeländischen Adel trugen nun ihr Besitzthum und das ganze Westseeland, auf welches der Graf von Flandern alte Ansprüche machte, ihm zu Lehn auf. Vergebens gebot Kaiser Rudolf, sich ihrem rechten Herrn wieder zu unterwerfen, vergebens gab er darin nach, daß Florenz ihnen ein Drittel der Landesbeden lassen müsse. Die Flandrer überschwemmten das Land, nur die Stadt Middelburg wehrte sie ab, bis die holländische Macht heranzog. Graf Florenz stellte auf des Feindes Einladung sich zu gütlichem Austrag, er wurde verrätherisch überfallen und gefangen genommen. Bittere Demüthigung mußte er sich gefallen lassen, die flandrische Oberlehnsherrlichkeit mußte er anerkennen und mit den Edelleuten sich vertragen wie es eben anging. Wüthender erneute sich der Krieg, als der befreite Florenz die Bedingungen brach, auch die Edelleute im östlichen Seeland schlugen sich auf Seite der Flandrer, nur einige, vor allem die Borsselen, stritten mit ihrem Fürsten wider den Landesfeind. So rächte sich der seeländische Adel und suchte sich gegen den Bürger-

Digitized

grafen sicher zu stellen. Unterdessen machte der holländische einen Anschlag, der noch verzweifelter war.

Graf Florenz hielt besondere Freundschaft mit dem englischen Könige und hatte ihm auch seinen Sohn geschickt, daß er eine englische Prinzessin heirathe. Der König aber wollte sich nicht minder der Hilfe des Grafen von Flandern gegen Frankreich versichern, machte ein Bündniß mit ihm und verlegte den englischen Wollhandel von Dortrecht nach Brügge. Dies, besonders das Letzte ärgerte Florenz auf's Aeußerste, er ritt mit Rath und Geleite der vornehmsten holländischen Barone nach Paris und wurde gegen eine Geldrente des französischen Königs Lehnsmann und Helfer gegen Jedermann, außer gegen das deutsche Reich. Jetzt ließ der Engländer die holländischen Adligen aufhetzen, und sie machten schriftlich eine heimliche Eidgenossenschaft, daß sie Hand an ihren Fürsten legen und ihn nach England bringen wollten. Dort sollte er für immer gefangen liegen, während der Adel unter seines Sohnes Minderjährigkeit das Regiment zu führen dachte. Die Verschworenen umstellten den Grafen, und arglos vertraute er ihnen. Andere wußten um den Anschlag und schwiegen still.

Florenz hatte seine Edlen nach Utrecht geladen, wo er mit eigenen Opfern ihre Fehden beilegte. Fröhlich saß er zwischen den Verräthern bei Tafel und ließ den Minnebecher kreisen, während ihre Genossen draußen den Wald mit Rüstung und Leuten besetzten. Denn nach der Tafel wollte der Fürst auf die Falkenjagd. Als er nun angeritten kam, sprengten sie auf ihn ein und Woerden griff ihm in die Zügel mit den Worten: „Eure hohen Sprünge, Meister, sind nun gethan, Ihr sollt nicht länger den Herrn spielen: sei's Euch lieb oder leid, Ihr bleibt unser Gefangener". Florenz hielt die Sache für Spaß und entgegnete lachend: „Ich weiß es wohl besser". Da schlug ihm Benskoop den Sperber von der Faust und rief: „So wahr ich lebe, Ihr sollt Holland

Digitized by

nicht widersehn!“ Der Verrathene fuhr an's Schwert: Velzen drang mit bloßer Klinge auf ihn ein und schwur, ihm das Haupt in Stücke zu hauen, wenn er sich noch wehre. Er wurde vom Pferde gerissen, gefesselt und spornstreichs nach dem festen Schlosse Muyden an der Süderſee geschleppt, um ihn dort auf's Schiff zu bringen. Aber kaum wurde der Frevel ruchbar, da sprangen die Kennemer Bauern auf und die Westfriesen und Waterländer, und stürmten nach Muyden und verlegten alle Wege, während ihre kleinen Schiffe bereits vor der Küste schwärmten. Die Verschworenen beschlossen daher, den Fürsten nach Flandern zu bringen. Sie zogen ihm einen schlechten grauen Rock an, knebelten ihm Hand und Mund und setzten ihn auf ein Pferd, unter dessen Bauche sie seine Füße zusammenschnürten. Auf Umwegen und durch Moräste ging die eilige Fahrt nach Naarden. Aber auch hier war das Landvolk schon auf den Beinen. Velzen war vorausgeritten, da sprangen Bewaffnete aus den Kornfeldern hervor. „Was wollt Ihr?“ rief er. — „Was Ihr mit Euch führt, unsern Grafen“. — „Das ist nicht wahr“, schrie Velzen und flog zurück zu seinen Genossen. Jetzt muß er sterben, — war sofort ihr Gedanke. Velzen will ihm das Haupt spalten, ausweichend treibt der Graf sein Roß nach einem Graben, doch Velzens Schwert trifft seine gefesselten Hände, daß sie abfallen, und Roß und Reiter stürzen in's Wasser. Während der jammervolle Mann darin ringt und arbeitet, durchbohren ihn die Schwerter an mehr als zwanzig Stellen. Schon sind die fluchenden Bauern da, sie finden nur noch den verblutenden Fürsten und ein paar Knechte, die sie auf dem Platze rädern.

Da kannte der Grimm der Städter und Bauern keine Gränze mehr. Entsetzlich wütheten sie unter den Familien der Mörder, der Verschworenen, der Mitwisser. Ihre Burgen wurden erstürmt und die Elenden zerrissen oder auf's Rad geflochten, die Andern flohen. Der Graf Johann von Hennegau, des Ermordeten Vetter, übernahm für seinen jungen

Sohn die Vogtei und erklärte sich für die Städter und ihr Beginnen. Alle Ehre, aller Bestand des Adels schien in Gefahr. Einige der Vornehmsten, auf welche man keine Schuld werfen konnte, entschlossen sich, rasch den jungen Grafen aus England herzuholen. Was vermochte aber zwischen zwei wüthenden Parteien ein schwächlicher Knabe, der mit vierzehn Jahren den Thron bestieg und mit siebzehn Jahren erblich? Als er auf Seeland landete, fiel er in die Hände des dort hochmächtigen Wolfhart von Borsselen, eidlich mußte er verpflichten, dessen Rath in allen Stücken zu befolgen. In seiner Herrsch- und Habsucht beleidigte Wolfhart den Adel wie die Städte. Sein Nebenbuhler, Johann von Renesse, auf welchem starker Verdacht der Theilnahme an Florenz Untergang haftete, beschloß mit vielen andern Edelleuten, den jungen Grafen aufzuheben und nach Brabant zu bringen. Der Anschlag kam aus und sie büßten ihn mit Flucht oder Kerker. Die Dortrechter erhoben sich wider Aloud, den ihnen gesetzten Amtmann, weil er die Freiheit ihres Schöffengerichts antastete. Borsselen belagerte die Stadt, sie schlugen ihn zurück. Da wollte er mit dem jungen Grafen über See flüchten, sein Schiff hatte schlechten Wind, wurde eingeholt und er nach Delft in's Gefängniß gebracht: das Volk erbrach die Thüren und ermordete ihn. Auch der Amtmann Aloud wurde eingeholt, man schleppte ihn nach Dortrecht, wüthende Haufen stürmten aus den Thoren und erschlugen ihn mit seinen Brüdern.

Und diese wilden Szenen waren nur das Vorspiel zu blutigen Schlachten. Der Hennegauer Johann übernahm wieder die Vogtei über den jungen Grafen und als dieser, der letzte des alten holländischen Grafenhauses, bald darauf starb, trat er die Alleinregierung an. Sein Erbrecht war freilich höchst zweifelhaft. Denn er hatte keinen andern Titel, als daß seine Mutter Adelheid König Wilhelms Schwester gewesen. Er hoffte indessen die kaiserliche Belehnung zu er-

Digitized by

ringen, wenn ihm nur erst das Land anhange. Deshalb schloß er sich gänzlich mit den Städten zusammen, und er und sie schwuren einen feierlichen Eid: „Blutrache walte wider Alle, die schuldig an Florenz Gefangennehmung und Tod oder die nur davon gewußt; Blutrache wider ihre Nachkommen bis in's siebente Glied; nie solle einer wieder in's Land, nie ein Frieden mit ihnen Bestand haben". Das war deutlich für den Adel. Der seeländische ermannte sich, der rastlose Johann von Renesse war wieder auf den Inseln und vereinigte alle Edelleute zu schrecklichem Aufstande. Rath und Antrieb kam den Seeländern aus Flandern. Das unglückliche Spiel seiner Fürsten und Edelleute hatte verschuldet, daß dieses Land endlich ganz von den Franzosen erobert wurde, ihre Ritterschaft lag in allen Städten und beutete sie weidlich aus. Die seeländischen Edelleute aber dachten, jetzt wäre gute Zeit, um alles Fürsten- und Städtezwanges entledigt und völlig reichsfrei zu werden. Sie sandten zum Kaiser: das Land sei nach Erlöschen des rechten Grafenstammes ihm als erledigtes Lehn anheimgefallen, er solle herkommen, sie wollten zu ihm stehn mit aller ihrer Macht. Kaiser Albrecht kam nach Nymwegen und ladete den Hennegauer Grafen vor. Dieser aber erschien plötzlich mit so zahlreichem Heere, daß Albrecht es für gerathen hielt, eilig von dannen zu reiten. Hundert seeländische Schiffe waren auf dem Rhein im Anzug, aber zu spät, sie wurden zersprengt, geentert oder in den Grund gebohrt. Die aufständischen Edelleute flüchteten meist nach Flandern. Auf Vermittlung des Kölner Kurfürsten ertheilte der Kaiser am 15. August 1300 dem Hennegauer die förmliche Belehnung mit Holland Seeland und Friesland.

Unterdessen fiel in Flandern eine schwere Entscheidung. Die Franzosen hatten sich auf das Aeußerste verhaßt gemacht, und im Volke kochte eine schreckliche Wuth. In Brügge brach der Aufstand aus, rasch folgte eine Stadt nach der andern.

Digitized

„Was wälsch ist falsch ist, schlagt alle todt!“ Dieser Ruf kostete in wenigen Tagen Tausenden von Franzosen das Leben. Wie in der sizilianischen Vesper der Unglückliche, dessen Zunge den italienischen Zischlaut in „ciceri“ (Erbsen) nicht herausbrachte, auf der Stelle getödtet wurde, so erkannte man in Flandern den Franzosen, wenn er „schild ende vriend“ nicht richtig sprach. Rachedürstend zog nun die Heeresmacht der französischen Ritterschaft heran, ihre Genossen strömten ihr zu aus Flandern Brabant Hennegau und Lüttich unter vornehmen Anführern. Denn überall hielt der Adel zum größten Theil Partei mit Frankreich, so groß war sein Haß gegen die übermüthige Bürgerfreiheit. Jetzt endlich sollte ihr in Flandern, ihrem Hauptsitze, der Kopf zertreten werden. Allein bei Kortryck im Juli des Jahres 1302 fiel all diese Blüthe und Macht der Ritterschaft unter den Mordbeilen der Bürger und Bauern: achthundert goldene Sporen wurden den todten Edelleuten abgezogen, die sich einst damit schmückten als sie den Ritterschlag empfingen. Weithin trug die Kunde dieser „Sporenschlacht“ Schrecken und Entsetzen in die adligen Schlösser, aber wilde Freude erregte sie in den Werkstätten und stolzes Selbstvertrauen auf den Rathhäusern der Städte.

Die Wuth des Krieges wälzte sich nun nach Seeland. Dessen Adel rief den Grafen von Flandern herbei, weil er ihr Oberlehnsherr wäre. Die Flamingen fielen in's Land ein, Treffen folgte auf Treffen, endlich war die holländische Macht vernichtet, und ihr Anführer, der junge Graf Wilhelm, verschanzte sich mit dem kleinen Reste in der treuen Stadt Zierickzee. Nun überschwemmten die Flandrer und Seeländer auch Holland. Der Adel öffnete ihnen seine Schlösser, Schrecken überfiel das Volk, alle Städte und Dörfer schworen dem flandrischen Fürsten zu und stellten Geißeln ihrer Treue, nur Dortrecht und Haerlem nicht, nur die Kennemer und Westfriesen nicht. Neue Feinde standen wider diese Treuen auf. Renesse wühlte in Utrecht, der Bischof dort, Bruder des

holländischen Grafen, wurde gefangen genommen, und die Utrechter Adelspartei erhob ihr Haupt, um in Nordholland einzufallen. Der Herzog von Brabant aber kam mit einem Heere und belagerte Dortrecht, das er mit andern Städten als sein altes Lehn forderte, weil er der Herzog sei von Niederlothringen. Der flandrische Graf stieß zu ihm und sie unterhandelten über die Theilung Hollands. So weit hatte der Haß der Edelleute es gebracht, die lieber das ganze Land unter Fremde getheilt sehn, als den Städten weichen wollten.

Allein nicht lange hielt der Schrecken die holländischen Bürger gefesselt. Der ritterliche bei allem Volk beliebte Witte van Haemstede, des Grafen Florenz natürlicher Sohn, segelte heimlich auf einem kleinem Schiffe von Zierickſee ab und stahl sich glücklich durch die feindlichen Geschwader. In der Nähe von Haerlem landete er und rief alles Volk zum Kampfe. Man flog zu den Waffen, man überfiel eine starke Schaar Feinde, sie wurde vernichtet. Ermuthigt machten die Dortrechter einen glücklichen Ausfall. Delft und Leyden standen auf, wie ein Kettenfeuer lief es durch alle Städte, die Weiber kämpften mit den Männern. In einer Woche war Holland befreit. Dies war im fröhlichen Monat Mai. Im August geschah die große zweitägige Seeschlacht vor Zierickſee, wo die Franzosen und Holländer verbündet stritten: dort wurde mit der flandrischen Macht auch der empörte Adel von Seeland vernichtet. Eine Schaar Edelleute hielt noch Stand in Utrecht unter den Führern Renesse, Amstel und Woerden. Der junge Graf Wilhelm kam und störte das Volk gegen sie auf. Sie flüchteten, ihr Schiff in Eile überladen versank und sie gingen unter mit all den Ihrigen.

Diese waren die Letzten. In dem siebenjährigen Kampfe hatte der Adel furchtbar gelitten. Zahllose Burgen waren erstürmt, ihre Besatzung über die Klinge gejagt. Die Stadt Middelburg erbaute ihre Mauern aus den Trümmern der zerstörten Schlösser. Nur ein einziges Adelsgeschlecht, die

Digitized

Brederode, hörte damals nicht an ſeinen Pforten das Scharren und Klopfen der Spieße und Keulen des erbitterten Volkes. Alle andern verloren an Gütern wie an Männern, nur wenige erhoben ſich von ſo tiefem Falle.

Fortan hatte der Adel politiſche Bedeutung nicht mehr durch ſich allein, ſondern nur in Verbindung mit den Städten. Dieſe traten jetzt hervor als die Erſten und Bedeutendſten im Lande, wo es galt, die öffentlichen Fragen zu ordnen. Der Adel mochte noch immer Führer ſein, der Antrieb zu den Dingen ging von den Städten aus: ſie hauptſächlich ſtellten Geld und Truppen, ſie gaben zuletzt die Entſcheidung. In Brabant, in Lüttich, in allen Niederlanden erkämpften die Städte um dieſe Zeit, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, gleiche Rechte; aber nicht dort allein, in ganz Deutſchland, in England Frankreich Spanien nahmen ſie eine mit-, öfter eine vorherrſchende Stellung neben dem Adel ein. Es war die Macht der geſchichtlichen Strömung, welche das Beſtehende niederriß, wo es neuen ſtaatlichen Bildungen, die ſich entfalteten, Licht und Luft verſperrte.

Digitized by

Sechstes Kapitel.

Neue Parteibildung.

Wilhelm der Gute. Seine Töchter. Ablehnung der Kaiserkrone. Verstärkung seiner Hausmacht und reichsfürstlichen Stellung. Starke Regierung im Innern. Volksmenge der Städte. Bruch mit den Patriziern. Umrisse von zwei neuen politisch-sozialen Parteien. Wilhelm IV. Kriegsfahrten Feste und Schulden. Aerger und Unfrieden überall. Das entscheidende Ereigniß. Des Grafen Tod. Die Bewerber um seine Lande. Wirrwarr im Volke. Englische Absichten. Politik des Kaisers. Briefe nach München. Belehnung der Kaiserin. Ihre Ankunft in den Niederlanden. Huldigung. Der Kaiserin Räthe und Gegner. „Keine Verfrauung!“ Verschleuderung der fürstlichen Rechte und Güter. Steigende Unruhen. Wahl Wilhelms zum Statthalter und Nachfolger. Der Regentschaftsrath. Krieg mit Utrecht. Ausforderung zum Gottesurtheil der Schlacht. Bedrängniß des Statthalters. Wilhelm zum eigenen Herrn erklärt. Bedingungen. Stärkere Scheidung der Parteien. Der Herzog wechselt die seinige. Ausbruch des Krieges. Rückkehr der Kaiserin. Zwei Fehdegenossenschaften.

Nach den Stürmen, welche die Ermordung Florenz V. umwogten, folgte die Regierung Wilhelm des Guten. Sie war eine durchaus wohlthätige und dauerte mehr als dreißig Jahre. Dieser Fürst, der Sohn des Hennegauer Johann, trägt in der Geschichte den Namen des Guten: das heißt in mittelalterlicher Sprachweise nicht der Gutherzige, sondern der Tüchtige, ein Regent wie er sein soll, tüchtig an Macht und Gütern, tüchtig an Verstand und Willen, dabei von leutseligem und adligem Benehmen. Ebenso hieß eine Stadt, deren Einwohner sich mild und freundlich zeigten, deshalb noch keine gute Stadt: solch ein Ehrenname schmückte sie erst, wenn sie bewohnt war von einer reichen und tapfern und treuen Bürgerschaft. Wilhelm der Gute hatte noch andere

Digitized by Google

schöne Beinamen. Als er die holländische Macht im seeländischen und flandrischen Kriege anführte, hatte er sich schon in der Jugend männlich bewährt, darauf immerdar erhob sich sein Haupt über die andern in Adel und Klugheit: man nannte ihn deshalb den Meister der Ritter. Selbst der Fürsten Vorstand hieß er, denn sein Wort war mächtig unter ihnen. Aus dem französischen Königshause stammte seine und seines Sohns Gemahlin, um seine Töchter bewarben sich die vornehmsten Fürsten Europas. Als Kaiser Ludwig der Bayer nach der Ampfinger Schlacht auf der Höhe seines Ruhmes stand, erkor er Margarethe, die älteste Tochter des holländischen Grafen, zur Gemahlin. Im Rosengarten zu Köln wurde das Beilager gefeiert, und es war eine Pracht ohne Gleichen, eilftausend Ritter waren dabei. Das mußte doch eine Prinzessin aus erlauchtem Hause sein, die reiche Schätze mitbrachte, daß sie des Kaiserthrones würdig schien. Schon bewarb sich der englische Kronprinz eifrig um ihre Hand, als der Kaiser sie nach Bayern heimführte; der Engländer nahm nun die jüngere Schwester Philippa. In beiden lebte etwas von dem Heldensinn des Vaters.

Dieser hätte vielleicht selbst den Kaiserszepter gewonnen, denn es war anfangs von seiner Wahl viel Redens gewesen. Er aber wußte wohl, daß seines Hauses Stärke dafür nicht ausreiche. Im Uebrigen hielt er sich an das alte Sprüchwort in seinem Geschlechte: es tausche den holländer Grafenhut gegen keine Königskrone. Trefflich wußte er seine Hausmacht zu mehren. Der kaiserliche Schwiegervater, für welchen er große Reisen nach Avignon und Frankfurt unternahm, war dankbar. Er bestellte ihn zum Reichsverweser in den Niederlanden und erklärte Holland frei von allen Ansprüchen des Reiches, außer daß es die Lehnsfolge im Kriege (Manscap) leiste. Das war ein deutlicher Hinweis: der Holländer Fürst solle in den nordwestlichen Reichsmarken werden, was der Oesterreicher und Brandenburger in den östlichen. Wilhelm der Gute machte einen

ergiebigen Anfang dazu. Seeland wurde endlich aller flandrischen Lehnsherrlichkeit enthoben. Der beste Theil des Utrechter Landes kam dauernd unter holländische Mitherrschaft. Den friesischen Oster- und Westergo hatte Kaiser Ludwig förmlich jedem andern Herrn als dem holländischen Grafen entzogen, und es gelang Wilhelm, bei den Friesen als wahrer Reichsvogt zu gelten. Das aber war jedesmal das beste Zeugniß für die Tüchtigkeit eines holländischen Fürsten, wenn er mit den Friesen fertig wurde.

Im Innern seiner Lande wußte Wilhelm der Gute mit großem Geschick die Parteien im Gleichgewicht zu halten. Durch die Besitzungen, welche die aufständischen Edelleute einbüßten, war sein unmittelbares Gebiet ansehnlich vergrößert. Der Adel hielt jetzt Ruhe, und die Uebrigen anders als geborne Unterthanen zu behandeln, dazu war Wilhelm nicht der Mann. Gleich Florenz ließ er keinen der Prälaten in die Höhe kommen und verwehrte ihnen, sich durch Grundgüter zu bereichern. Auch die Städte beugte er nieder, wo sie sich überheben wollten. Doch sie am wenigsten fühlten die Schwere seiner starken Hand, weil sie wußten, wie er gleiches Recht für Alle anstrebte, wie Handel und Gewerbfleiß ihm am Herzen lagen, wie er mit Vorrechten und Freiheiten dafür gar nicht kargte. Während ringsum Parteiwuth die Niederlande zerfleischte, waltete in seinen Ländern Recht und Frieden, blühte Leben aller Orten. Das wurde vor allen den Städten zum Segen. Wenn sie nur Ruhe und gemäßigte Freiheit fanden, mehr brauchten sie nicht, um sich rasch von den Verwüstungen des Kriegs zu erholen. Wer aber half den Adelsgeschlechtern wieder auf, die ausgerottet, oder deren letzte Glieder in Noth und Verbannung umher irrten? Wie sollten die andern, deren Leben und Freiheit geschont war, die zertrümmerten Güter wieder zusammensuchen, die verpfändeten und verkauften wieder einlösen? Ein großer Theil des Adels sah sich genöthigt, bei Fürsten und

Digitized by Google

Kriegsoberſten Dienſte zu ſuchen, oder er ſaß grollend auf ſeinen halbzerſtörten Schlöſſern, ohne Würde und ohne Ausſichten. Holland hatte jetzt das Leiden eines zahlreichen armen Adels zu ertragen: ewig ſchwankt er zwiſchen Grundſätzen und engherzigen Intereſſen und iſt eine Krankheit für jeden Staat, welcher ihn nicht angemeſſen zu beſchäftigen weiß.

Allein je tiefer dieſe armen Edelleute in Noth und Schulden und Mißachtung fielen, deſto hartnäckiger klammerten ſie ſich an die alten Rechte und Ueberlieferungen ihrer Geſchlechter, deſto peinlicher glühte in ihnen das ſtändiſche Ehrgefühl. War es ein Wunder, wenn ſie auf Verſchwörungen hinhorchten und zu Aufſtänden geneigt ſchienen? Ihre Unruhe und Aufregung theilte ſich auch reichen Adelshäuſern mit, welche erbittert waren über die Niederlage ihres Standes, deren Aerger täglich wuchs, wenn ſie ſahen, wie die Städter Reichthümer häuften und der Adel nicht mehr loskonnte aus dem Banne der bürgerlichen Geldkaſſen. Mit Haß und Schmähreden verfolgten dieſe erklärten Städteſeinde jene Genoſſen, die aus Habſucht oder Bangigkeit — ſo hieß es — Ueberläufer geworden. In der That gab es einige vornehme Edelleute, denen die eindringliche Lehre, welche die Zeit dem Adel gegeben, nicht verloren geweſen. Sie konnten ſich der Ueberzeugung nicht mehr verſchließen, daß das ſtädtiſche Prinzip unbeſiegbar von der Zeitſtrömung getragen werde. Wenigſtens ſuchten ſie am Gewinn der Fürſten und Völker Theil zu nehmen.

So begab ſich in der Mitte des Adels eine Scheidung: doch nicht minder in den Städten. Auch hier that ſich allmählig ein tiefer Zwieſpalt auf.

Unter der langen Friedensregierung Wilhelm des Guten hob ſich mächtig die Volksmenge der Städte. Alles ſtrömte hin nach dieſen vielberühmten Plätzen, wo man durch geſcheidte Thätigkeit raſch zu Reichthum und Anſehen gelangte. Die alten Städte konnten nicht ſchnell genug ihre Mauern

Digitized by

ausdehnen. Es ging damals wie in unſerer Zeit, wo ſich wiederum eine Wanderung vom Lande in die Städte begibt: an den alten Stadtkern, an ſein ſchwärzliches Gewirr von engen Gaſſen Thürmen und Thorgängen bauen ſich neue Stadtheile an und entfalten ſich in die Breite mit ſchönen hellen Häuſern, mit Prachtgebäuden und anmuthigen Plätzen. Ortſchaften, von denen früher nur die nächſten Nachbarn wußten, bekommen auf einmal einen Namen, der in aller Munde iſt. So erwuchs Amſterdam in weniger als einem Menſchenalter aus einem Dorfe zu einer berühmten Seeſtadt, Rotterdam, Schiedam und andere Städte beeiferten ſich, dieſem Beiſpiele nachzuahmen. Nun waren von jeher die Aemter und vornehmſten Ehrenrechte in den Städten im Beſitze der älteſten Familien, der Schöffenbaren, welche ihre ritterliche Freiheit, das alte Mannsrecht des germaniſchen Grundeigenthümers, aufrecht erhalten hatten, welche auch in Güterbeſitz und adligem Leben den Edelleuten auf dem Lande es gleich thaten. Sie allein beſetzten die Schöffenſtühle, ſie allein die Rathsſtellen. Die ſpäter Kommenden hatten dies Herkommen anfangs gern anerkannt, ſei es ſtillſchweigend oder vertragsmäßig. Als aber die neuen Bürger fünf- oder ſiebenmal ſo zahlreich und nicht wenige ebenſo begütert wurden, als die alten Raths- und Schöffengeſchlechter, da begann das Fordern und Drängen: Recht und Pflicht müßten gleich ſein in der Stadt. Einen neuen Sproß trieb das ſtädtiſche Prinzip, es wurde demokratiſch. Das Banner der bürgerlichen Gleichberechtigung erhob ſich und verfolgte den Feudalgeiſt, wo er ſich zeigte. Damit hörte das frühere gegenſeitige Wohlgönnen auf. Die alten Familien hatten ruhmvoll den Krieg gegen die Barone geführt, ſie hatten die Früchte ihres Sieges mit allen Bürgern getheilt: ſollten ſie jetzt ihr uralтes Herrenrecht in ihrer eigenen Stadt abgeben? Schroffer, geſchloſſener ſtellten ſie ſich vielmehr den Angriffen entgegen, — hier der Patrizier Hochmuth, dort Haß und Wuth der

Digitized

Menge, beides schoß rasch empor. Viele der Schöffenbaren lebten lieber, als in der unruhigen Stadt, auf ihren Landgütern und verbanden sich enger mit der auf dem Lande gesessenen Ritterschaft, das adlige Gefühl schloß sie zusammen. Andere Patrizier dagegen fuhren fort, im bürgerlichen Wesen den Nerv und Mittelpunkt ihrer Lebensstellung zu finden, und suchten die Forderungen der neuen Bürger mit den Vorrechten der alten zu vermitteln.

Auf diese Art bildeten sich die Umrisse von zwei neuen großen Parteien. Der blos politische Kampf zwischen Feudaladel und Städten war abgemacht, er nahm jetzt eine mehr soziale Färbung an und wurde ein Kampf zwischen Herren und Bürgern. Jener bewegte sich blos zwischen zwei Gruppen, Barone auf der einen, Bürger auf der andern Seite: dieser soziale Kampf suchte seine entscheidenden Wahlstätten in Mitte der Städte, ja im Schooße der Familien selbst. Die adlige Partei wurde nicht wenig angefeuert, als die Hennegauer Grafen ihre stolze ehrbegierige Ritterschaft mitbrachten und sie mit der holländischen in glänzenden Hoffesten vereinigten. All dieser Adel theilte in seinem Herzen die Leiden und die Hoffnungen seiner Genossen in Flandern und den übrigen Niederlanden. Aber auch den gemeinen Bürgern schwoll der Kamm höher bei jeder neuen Nachricht von den Siegen, welche ihre Freunde in den Nachbarlanden blutig erkämpften.

Solche Neubildung der Parteien war unter der langen Regierung Wilhelm des Guten in der Stille vor sich gegangen. Sein Sohn Wilhelm IV. brachte die Dinge zur Reife. Nicht neun Jahre regierte er, doch diese Zeit genügte, um Land und Leute bodenlos zu verwirren. Niemals sprach Jemand ein wahreres Wort über ihn, als sein Oheim der König von Frankreich, welcher ausrief: „Mein Neffe thut sein Bestes, um Alles in Feuer und Flammen zu versetzen". Der Unrast stürzte sich von Krieg in Krieg; er sammelte kostspielige Söldnerheere; er führte sie gegen die

Digitized by

Utrechter, Franzoſen, Engländer und gegen die Frieſen. Hatte er ein paar Monate Ruhe vor ſich, ſo machte er große Ritterfahrten in's heilige Land oder zu der fernen Oſtſeeküſte nach Preußen. Kaum wieder heimgekehrt rief er alle Ritterſchaft zuſammen zu Feſten von unerhörter Pracht und Verſchwendung. Das alles verſchlang ungeheure Summen. Um ſie aufzubringen, trat er Zölle, Zehnten, ja ſelbſt fürſtliche Landesſteuern den reichen Städten ab, und ſie legten ihm die Verpflichtung auf, keine neue Bede anzuſagen, bis die alten Schulden bezahlt ſeien. Selbſt die Edelleute mußten ſich herbeilaſſen, dafür ihr Wort und Siegel zu verpfänden. Tief grollte der Adel. Von einem Aufwand in den andern gehetzt, hörte er noch dazu das fürſtliche Gebot: fortan ſollten die großen Lehngüter, wenn ſie erledigt würden, zerſplittert werden, damit der Fürſt mehr Ritter und mehr Gelder bekomme. Nach zwei Regierungen, von denen die eine ihn nicht empor, die andere ihn nicht zu Athem kommen ließ, ſehnte ſich ungeduldig der vornehme Adel nach dem Zeitpunkte, wo es ihm endlich wieder geſtattet ſei, frei und unangetaſtet auf ſeinen Gütern zu ſchalten. Die Städte aber waren voll Aerger und Zorn über die vielen Steuern, über das furchtbare Anwachſen der Landesſchulden, über das Stolziren und Abenteuern der Ritterſchaft. Sie warfen dem Adel vor, daß er des Fürſten wilde Fahrten und Feſte begünſtige. Sie erflehten vom Himmel eine vernünftige Regierung, daß Frieden und Ordnung im Lande wiederkehre. Die vornehmſten Städte ſchloßen ein Sonderbündniß, gegen Jeden, wer es auch ſei, einträchtig zu handeln.

So ſtand Alles in höchſt gereizter Stimmung: warf man irgend eine große Frage hinein, ſo theilte ſofort ſich alles Volk in zwei Maſſen, die feindlich auf einander ſtürmten. So verharren auch in der unbelebten Natur die Stoffe, welche in Umbildung begriffen, lange Zeit in unklarer Miſchung, unmerklich fügen und richten ſich die verwandten

zu einander, bis plötzlich bei irgend einem Anstoß Alles in Bewegung geräth und hier und dort an seine Krystallisationspunkte anschießt.

Ein solcher Anstoß war für Holland der Thronstreit zwischen Mutter und Sohn, als das bayerische Fürstenhaus auftrat. Dies Ereigniß läßt uns ziemlich deutlich erkennen, wie eigenthümlich der große politische Kampf, welcher Europa durchzog, sich auf den holländischen Niederungen abzeichnete, und wie die Parteien beschaffen waren, die fortan Jahrhunderte lang die holländische Geschichte beherrschen sollten.

Der leidenschaftliche Wilhelm IV. endete Leben und Leidenschaft unter den Streitärten der Friesen. Er fiel am 27. October 1345, und über ihn stürzten die Leichen seiner Edlen und bedeckten weithin in ungeheurer Anzahl das Schlachtfeld. Sein Oheim Johann von Beaumont, ein großer Kriegsmann, rettete das fliehende Heer, den todten Fürsten aber schleppten die Friesen in ihre Sümpfe. Wieder ging der dumpfe Schrei der Klage und der Rache von einem holländischen Hause zum andern. Johanna, die junge Fürstin Wittwe, ließ sogar im eigenen Lande friesischen Mönchen das Kloster über dem Kopfe anzünden und die armen Geistlichen in die Süderſee werfen. Allein noch größeres Unheil drohte, als von den Friesen. Der gefallene Fürst hatte keine Kinder, die Nachricht von seinem Tode setzte daher die Höfe in München und London in Bewegung, wo seine Schwestern wohnten, beide hochherzig, aber heißen Blutes, wie er selbst. Ihre Gemahle nahmen sofort das holländische Erbe in Anspruch, der Kaiser legte Hand auf's Ganze, denn Hennegau war als Frauenlehn an die älteste Schwester, die Kaiserin, — Holland Seeland Friesland waren als Mannslehn an's Reich zurückgefallen. Der englische König verlangte wenigstens Seeland. Jetzt kamen auch die Söhne der verstorbenen dritten Schwester, die Jülicher Grafen, ihren Antheil zu fordern. Der vierte Bewerber, des letzten Grafen Oheim, Johann von Beaumont

ſetzte ſich für's Erſte wenigſtens im Hennegau feſt. Während der Engländer große Rüſtungen machte, um mit Heer und Flotte Seeland zu beſetzen, bereitete ſich auf der andern Seite der Utrechter Fürſtbiſchof zum Angriffe. Das Volk aber war voll Furcht und Unruhe, voll Streit und Fehden. Weil kein Fürſt da war, welcher die Richter wieder belehnen konnte, hieß es: es gäbe kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr in der Welt. Aber kein Menſch kümmerte ſich um Recht und Gericht, jeder ſuchte ſich ſelbſt zu helfen. Alles ſchrie nach dem Landesherrn, allein das war eben das Ungewiſſe, wer denn der rechte Erbe ſei? Dem größten Theil des Adels war es recht, wenn die Tochter Hollands, die ferne Kaiſerin, Regentin wurde. Die Städte dagegen ſagten: Holland ſei kein Frauenlehn, und gerade jetzt brauche es einen tüchtigen Fürſten und keine Weiberregierung. Man ſtritt und erhitzte ſich: auf den Rathhäuſern, vor den Dorfkirchen gab es heftige Szenen, und auf den Schlöſſern zählte und warb man die Freunde. Die Gegenſätze im Volk ahnten, daß es nun zum großen Schlagen komme, und jeder Theil ſuchte ſich ein fürſtliches Haupt, das ſein Banner trage.

Der ſeeländiſche Adel hatte nicht übel Luſt, auch einmal die engliſche Herrſchaft zu verſuchen. „Die Seeländer", hieß es in einem Briefe, „ſeien ein wunderliches Volk, beſtänden auf ihrem Kopfe und ſeien nach neuen Dingen begierig. Sie ſagten: wenn der Engländer komme, würden ſie ſich nicht vertheidigen, weil ſie doch keinen Herrn hätten". Die Engländer hatten ſchon längſt auf die ſchönen Lande ein begehrliches Auge geworfen, hier boten ſich ihnen Schiffe Feſtungen und Kriegsleute zu ihren Kriegen gegen Frankreich. König Eduard wußte mit Beaumont ſich zu ſetzen und machte ihn ſogar zu ſeinem Vertreter. Der Kaiſer aber ſäumte nicht. Nie konnte er für einen ſeiner Söhne ein herrlicheres Fürſtenthum gewinnen, als Holland Seeland Hennegau verbunden. Seine Gemahlin erfüllte der Gedanke mit ſtolzer Luſt, in den

Digitized

Landen ihrer Heimath als höchste Herrin zu walten und auf einmal so reich zu sein, wie keine Fürstin der Erde. Es gelang, gegen die Ansprüche des englischen Schwagers die Ränkepolitik des französischen Königs in's Feuer zu bringen. Dem Oheim Beaumont bot man die Vogtei über all die Lande, er hielt es für's Beste, sie anzunehmen und erklärte sich für die Kaiserin. Er verständigte sich nun mit mehreren Edelleuten und sie schrieben nach München: „die Kaiserin müsse eiligst herreisen, unfehlbar würden sonst andere Herren kommen, unfehlbar die Parteien losschlagen. Der König von England sammle so viele Schiffe und Waffenleute, daß Alles in Furcht sei. Der Bischof von Utrecht und andere Feinde bedrängten das Land schwer. Schon hätten die Zierickseer die Edelleute angegriffen, dort wie in Dortrecht stünde man sich ergrimmt gegenüber, aus beiden Städten flüchteten schon Verjagte und Verbannte. Die Edelleute aber gingen und ritten alle Tage in voller Rüstung und schlügen einander todt. Schlösser und Güter, welche der Kaiserin anheimgefallen, stünden ohne Schirm, und die Lehen, welche ihr Bruder verkauft habe, würden von den Verwandten der letzten Besitzer angegriffen. Erscheine die Kaiserin nicht bald, so werde das Land aus Noth andern Herren zufallen, dann würde sich Jeder fürchten, ihr zu dienen. Wenn sie aber Allen zuvor komme, so würden die Getreuen ihres Bruders und Vaters und die meisten Edelleute wohl zu ihr stehen". In einem vertrauten Briefe wurde, wahrscheinlich von Beaumont, noch hinzugesetzt: „Erscheinen müsse die Kaiserin als förmlich mit allen Landen im offenen Reichshofe der Fürsten beliehen, als mit kaiserlicher Macht und Würde ausgestattet, damit sie durch Privilegien und Standeserhöhungen sich mächtigen Anhang schaffe. Jedoch, so fügte der lustige Schreiber noch hinzu, der Kaiser müsse seiner Gemahlin schriftlich gestatten, die Belehnung blos mit Wort und Hand zu ertheilen: denn sollte sie alle alten Männer und Frauen küssen, würden die

Digitized by

Lippen der schönen Frau so blaß und dünn werden, daß die Zähne durch die Haut schienen". Derselbe Schreiber machte den Vorschlag, der Kaiser solle die vier Lande Hennegau Holland See- und Friesland zu einer Markgrafschaft erheben.

Es war Schade, daß der Kaiser auf den letzten Vorschlag nicht einging. Seine glückliche Ausführung hätte dem Eindringen der Fremden in die Niederlande vorgebaut. Wohl aber ertheilte der Kaiser seiner Gemahlin zu Frankfurt am 15. Januar 1346 in Gegenwart des Pfalzgrafen bei Rhein des Kurfürsten von Brandenburg und anderer Edlen die feierliche Belehnung mit Holland Seeland und Friesland, er forderte alle Einwohner auf, ihr als „der rechten, nächsten und ältesten Erbin, welche vom Kaiser belehnt worden", zu huldigen. Es war sehr außer der Ordnung, daß der Kaiser mit Kuß und Szepter ein Weib belehnte, und niemals hatte ein Weib in Holland regiert: Ludwig entschuldigte sich, er habe es auf seiner Gemahlin inständiges Bitten gethan, da sie doch die eigentliche Erbin sei. Die kaiserliche Belehnung sollte aber die englischen und jülichschen Ansprüche abschneiden und die Lande zusammenhalten als ein Fürstenthum, damit es von der Mutter auf einen ihrer Söhne komme.

Die Kaiserin reisete noch im Winter nach den Niederlanden. Um die Engländer zu täuschen, nahm sie ihren Weg durch Frankreich Lothringen und Brabant. Welch Getümmel von Leidenschaften empfing sie an der Gränze ihrer Heimathlande, die einst in Glück und Frieden blühten, als die Kaiserbraut zum Rheine zog. Der gesammte Adel war in wilder Bewegung, und die Städte hatten sich gegen Jedermann verbürgt und bewachten ihre Thore. Es war natürlich, daß die Kaiserin sich an diejenigen wandte, welche bei ihrem Vater und Bruder das größte Ansehn gehabt. Diese waren ihr Oheim, Johann von Beaumont, gefeiert als ein Löwe der Ritterschaft, und Herr Wilhelm von Duivenvoorde, ein alter gewiegter Staatsmann. Die Besitzungen Beider waren fürstlich

Digitized

zu nennen. An sie schlossen sich die übrigen vornehmen Adligen an: die Herren von Brederode Polanen Binkhorst Boekhorst Haemstede; dann folgten die Reihen des Kleinadels auf dem Lande. Bei Vielen dieser Edelleute fand die Kaiserin aufrichtigen Rath, begeisterte Zustimmung bald bei allen. Da ihre Menge in der Huldigung voran ging, folgten auch in Holland und Seeland die Städte, im Hennegau hatte man überhaupt kein Bedenken darin gefunden. Die Fürstin gelobte den Hennegauern, sie wolle die Lande niemals trennen, und den Holländern, sie wolle die Kriegsmacht nie über die Gränze führen. Das Eine war gegen die Ansprüche der Engländer, das Andere gegen etwaige Absichten des Kaisers gemünzt.

Während die Huldigenden aber sich groß damit thaten, daß die erhabenste Frau der Christenheit ihre Landesfürstin sei, hielt eine Anzahl Edelleute grollend sich fern: die Kaiserin hatte sie nicht in ihren Rath gezogen. Das waren vor allen die reichen und übermüthigen Arkels und Egmonds, die mit Fürsten verwandt und verschwägert waren und sich Fürsten gleich dünkten. Sie steckten sich mit den Heemskerks, Waterlands Wateringen und Kulenburgs zusammen, und mit den Patriziern in Dortrecht Delft Haerlem, denen es durchaus nicht gefiel, daß die Fürstin sich blos mit dem stolzen alten Adel umgab. Es dauerte nicht lange und immer lauter hörte man aus ihren Reihen den Ruf: „Nichts gelte Frauenregierung, nimmer lasse Holland sich verfrauen!“ Die Partei hatte ihr Stichwort gefunden.

Die Kaiserin hielt es für gerathen, zunächst sich selbst eine starke und treue Partei zu machen. Mit vollen Händen streute sie Gunst und Gnaden aus, ihren Städten und Landschaften gab sie Freiheiten und Privilegien, ihren Edelleuten gab sie Aemter und Güter. Die Letztern hatten sich, da die Gelegenheit so günstig, zu einer Art von Raubgesellschaft verbündet, sie waren meist mit einander verwandt und einer half dem andern. Ohne Scheu plünderten sie, ohne Rücksicht,

Digitized by

welche Einbuße die alten Rechte und Erbgüter des Fürstenhauses erlitten. Der Kaiser selbst mußte der Verschleuderung Einhalt thun. Um so höher stieg der Grimm bei den Gegnern. Nichts ärgerte die Städte mehr, als wenn man die großen Lehn „unversterblich“ machte, d. h. sie in unabhängige Besitzungen verwandelte, die an den Fürsten nicht mehr heimfallen sollten. Bereits sagten der Kaiserin einige Edelleute ab und lauerten an den Heerstraßen, Geldsendungen an die Kaiserin aufzuhalten. Die Zierickseer verjagten die fürstlichen Amtleute in Dortrecht, und selbst im Kennemer Lande fing es an zu gähren.

Man konnte es sich am Hofe nicht mehr verhehlen, daß es schwer werde, die aufgeregten Massen zu zügeln. Die Kaiserin beschloß, den Hauptvorwurf, den man ihrer Regierung machte, zu beseitigen. Ein halbes Jahr nach ihrer Ankunft ließ sie sich von ihrem Gemahl wieder nach Bayern rufen und forderte die Stände auf, sie selbst sollten unter den bayerischen Prinzen einen zum Statthalter und Nachfolger der Mutter wählen. Der Landtag verlangte einmüthig den Aeltesten, Herzog Ludwig, als ihren rechten Erben zum Landvogt. Da die Kaiserin aber erklärte, dieser sei bereits mit der Markgrafschaft Brandenburg betraut und mit der Kronerbin von Polen verheirathet, so wählte man den zweiten Sohn, Herzog Wilhelm, welchem die Mutter, weil er kaum sechszehn Jahre alt, einen Rath zur Landesregierung an die Seite setzen möge. Der Kaiser war damit wohl zufrieden. Er ernannte ihn, während Ludwig auf Holland-Hennegau Verzicht leistete, zum Nachfolger der Mutter und der Prinz begab sich allein auf den Weg nach den Niederlanden. Er hatte sich als Page des Grafen von Katzenellenbogen, in dessen Begleitung er reisete, verkleidet, damit die Engländer oder andere Feinde ihn nicht unterwegs wegfingen. Nach seiner Ankunft bestellte ihn die Kaiserin förmlich zu ihrem Statthalter. Um allen Streit wegen Frauenregierung aus

Digitized by Google

dem Weg zu räumen, übertrug sie ihm unbegränzte Vollmacht und erklärte: sie werde sich während ihrer Abwesenheit nicht in die Landesgeschäfte mischen, und wenn sie es dennoch thue, solle es null und nichtig sein. Höchst ungern trat die Kaiserin auf solche Art von der Regierung zurück; denn sie war stolz und empfindlich, wo es sich um ihre Ehre und Würde handelte. Mit aller Entschiedenheit bestand sie daher darauf, daß ihr Recht als Landesfürstin außer aller Frage bleibe: dies streng zu wahren, mußte ihr der Sohn geloben. Sie verpflichtete den jungen Statthalter ferner, auch in allen andern Dingen sich nach dem Ausspruche der Herren zu richten, welche sie ihm als Beirath setzte. Diese Regentschaft, denn das bedeutete eigentlich der Beirath, war nun der große Stein des Anstoßes. Die Kaiserin hatte dazu nur Edelleute aus ihrer nächsten Umgebung gewählt und Beaumont den Vorsitz gegeben. Sie hätte besser gethan, auch städtische Bevollmächtigte in die Regentschaft aufzunehmen.

Das zeigte sich bald nach ihrer Abreise. Zum Kriege gegen die Friesen war man zu schwach und begnügte sich, Kaperbriefe wider sie auszutheilen. Den Utrechter Fürstbischof aber mußte man im Felde bestehn, denn er war einer der Arkels und brach mit Feuer und Schwert verwüstend in's Land ein. Der junge Herzog rückte ihm entgegen, und als er die feindlichen Banner erreichte, sandte er ihm nach Ritterbrauch folgenden Brief:

„Dem ehrsamen Vater in Gott, Herrn Johann von Arkel, Bischof zu Utrecht — Wilhelm, Herzog von Bayern, Pfalzgraf am Rhein, Anwarter der Grafschaften Hennegau Holland Seeland und der Herrschaft Friesland. Wir thun Euch zu wissen, daß wir mit den Unsrigen nach Hopeneſſe gekommen, begehrend, gegen Euch, Eure Stadt Utrecht und andere Eure Helfer zu streiten wegen des großen Unrechts, das uns von Euch und den Eurigen mit Raub und Brand in unsern Gränzen geschehn ist. Und da dies besser auf einen

Tag verkürzt wird, als daß es arme Leute zu allen Zeiten entgelten, so begehren wir, daß Ihr morgen oder längstens am nächstkommenden Dienstag zwischen dem Yſſelſtein und Jutfaes ſtreiten wollt, und daß darauf gute Geiſeln, Sicherheit und wohlverſiegelte Briefe von beiden Theilen zu geben. Und was Ihr hierin thun wollt, das wollt uns in Eurem offenen Briefe und mit Eurem Staatsſiegel beſiegelt, unverweilt zuſchreiben. Gegeben in unſerm Zelte zu Hopeneſſe, unter unſerm angehängten Siegel, am Sonnabend vor Unſerer Frauen Geburt nach Mittage, im Jahre unſers Herrn 1348".

Es war alſo eine Ausforderung wie zum Zweikampf, um mit ganzem Heer auf dem gewählten Felde, der Wahlſtatt, das Gottesurtheil der Schlacht zu verſuchen. Der Biſchof nahm ſie an, und man kämpfte, daß das Blut ſtrömte von allen Seiten. Allein das Urtheil fiel wider die Holländer aus, der ganze Krieg ging unglücklich. Selbſt die wichtige Gränzfeſtung, der Yſſelſtein, ſchwebte in Gefahr und das Land kam in große Bedrängniß. Das eben wollten die Gegner der Regentſchaft. Ausgeſchloſſen ſahn ſie ſich von allen Aemtern und Vergabungen, entfernt vom Fürſten, ohne Einfluß in Landesſachen. Deshalb thaten ſie ihre Schuldigkeit im Kriege nicht: lieber ſollte das Land verderben, als daß die Verhaßten noch länger am Ruder. Deshalb riefen ſie dem jungen Herzog zu: er ſei ja nur ein Graf von Frauengnade und nimmermehr ein echter Fürſt, ihm brauchten ſie nicht zu gehorchen. Wilhelm war weich und lenkſam, jedoch heißköpfig und ehrbegierig im hohen Grade. Eine furchtbare Schuldenlaſt drückte ihn nieder; er konnte keine Kriegsvölker ausrüſten und bezahlen, um ſeine Kriege mit Ehren zu führen; vergebens verkaufte er fürſtliche Hausgüter, vergebens klagte er den Städten ſeine „große Noth", ihre Geldkaſſen blieben verſchloſſen. Er hatte anfangs die Mutter in allen wichtigen Sachen gefragt, — aber ſie war fern in Bayern. Er hatte den Räthen, die man ihm beigeſellt, all die großen

Digitized by Google

Schenkungen der Mutter bestätigt, — aber sie halfen ihm nicht mit ihrem Reichthum, er empfand nur die Schranken, mit welchen sie seinen aufstrebenden Sinn einengten. Es war kein Wunder, daß der junge Herzog ihren Gegnern sein Ohr öffnete, wenn sie ihn umschlichen und beredeten und zum ungestümen Drängen reizten, daß man ihn aller Fesseln ledig erkläre. Wenn er erst rechter Graf sei, hieß es, würden die Dinge ganz anders gehn.

Die Kaiserin erfuhr das alles mit bangen Sorgen. Ihr Gemahl, der edle Ludwig, war plötzlich gestorben, und als neuer Kaiser stand der Luxemburger da, der erbitterte Feind der bayerischen Macht. Schon hatte er den vierten Theil ihrer niederländischen Erblande dem mächtigen Grafen von Jülich zugesagt. Seine Unterhändler waren in London, und man konnte keinen Augenblick sicher sein, ob nicht der seeländische Adel den König aus England herbeirief. Bayern aber durfte Margaretha nicht verlassen, ihre Söhne standen im Kampfe gegen den Kaiser und haderten unter einander; es war Rede davon, die Kaiserin-Wittwe sollte dem Gegenkönig, den man wider Karl IV. aufstellen wollte, die Hand reichen. Da hörte sie auf den Rath wohlmeinender Leute, welche ihr aus Holland schrieben: es bleibe nichts übrig, als den jungen Fürsten förmlich und vollständig zum Herrn zu machen, dann hätten die Unzufriedenen keine Ursache mehr, sich zu widersetzen. Sie erklärte also zu München am 5. Januar 1349, — „weil die Lande mit Schulden, mit Krieg und allerhand Sachen beschwert seien, so daß sie wohl einen Landesherrn brauchten, der täglich bei ihnen sei, sie mit Macht und mit dem Schwerte beschirme, und sie zu Recht setze und halte", — ihren Sohn Wilhelm zum alleinigen Herrn von Holland Seeland und Friesland. Jedoch fügte sie einige Bedingungen bei: jährlich solle er ihr sechstausend Florentiner Gulden zahlen, sofort aber zur Tilgung ihrer Schulden fünfzehntausend, und auf seine eigenen Kosten solle

Digitized by Google

er sie im Besitze des Hennegau gegen jeden Angreifer vertheidigen. Wilhelm setzte dafür seine Zölle und Renten zum Pfande und verpflichtete sich, die vornehmsten namentlich aufgeführten Edlen und Städte beider Parteien sollten diese Bedingungen besiegeln und verbürgen. Würden sie nicht gehalten, wolle er selbst oder eine Anzahl seiner Ritter und Knappen sich in Mons in Geiselschaft stellen.

Allein die gute Absicht der Kaiserin hatte nur stärkere Scheidung der Parteien zur Folge. Als man Beaumont, den Edelleuten und den Städten die Artikel vorlegte, erklärten die meisten Barone: nimmermehr würden sie diese Stücke besiegeln, es sei denn, sie hörten es aus der Kaiserin eigenem Munde. Die Einen fürchteten, der junge Herzog werde, sobald er völlig frei, den Gegnern in die Hände fallen; die Andern wollten nimmer so schwere Lasten für eine Fürstin übernehmen, deren Recht sie für zweifelhaft erklärten. Nur die Dortrechter huldigten Wilhelm als ihrem Grafen, Rotterdam Schiedam Delft folgten. Zwar wurde auch hier bei Glockenschlag bekannt gemacht, die Huldigung solle ungültig sein, wenn nicht das ganze Land beistimme, oder wenn die Kaiserin komme und widerspreche: doch war das nur eine leere Form. Denn schon stand der junge Fürst unter dem Einflusse der Arkels und Egmonds und ihrer Partei. Erbittert, daß man es ihm so schwer mache, die fürstliche Gewalt zu erlangen, griff er jetzt mit beiden Händen nach der Grafenkrone und schwur sich selbst, sie nicht wieder fahren zu lassen. Um sich Anhänger zu sichern, ging er fortan nicht minder verschwenderisch, als früher seine Mutter, mit allem um, was den Bestand des Grafenhauses an Hoheit Rechten und Einkünften bildete. Den Städten steigerte er ihre Selbstherrlichkeit bis zu dem Grade, daß sie den Landfrieden handhaben durften und die Friedensbrecher richten, gleichwie mit fürstlicher Gewalt. Um vollends zu zeigen, daß er Herr sei, stieß er die Räthe, welche seine Mutter ihm bestellt hatte,

Digitized by Google

und ihre Freunde aus den Aemtern, ohne einmal ihre rechtmäßigen Forderungen zu befriedigen. Alle Stellen verlieh er ihren Gegnern und überschüttete diese mit Gnaden und Vorrechten. Ganz in den Händen seiner neuen Umgebung, die ihm schmeichelte und den Hof machte, zahlte er auch die Gelder nicht, welche er der Mutter versprochen hatte. Vergebens kamen und drängten ihre Boten, er bezahlte weder einen Theil noch das Ganze.

Jetzt war der Krieg erklärt. Die Adelshäupter, mit welchen man so kurz und schnöde verfuhr, kochten vor Wuth. Ihre Leidenschaft setzte das ganze Volk in Flammen, Jedermann schwur zur einen oder andern Partei. Die Einen hoben den Herzog auf den Schild als ihren rechten Landesherrn für immerdar, die Andern bestürmten die Kaiserin, daß sie komme und die Regierung wieder ergreife. Man rüstete Fahrzeuge Burgen und Verschanzungen und warb Kriegsvolk. Jeder verbündete sich mit seinen Gesinnungsgenossen, und Einer nach dem Andern sagte den Gegnern Fehde an. Die gestürzte Partei fiel zuerst aus, im Städtchen Naarden war ein heftiger Kampf und dabei ging das Städtchen in Rauch auf. Das war die Losung zum allgemeinen Kampfe. Die Städte traten auf die Seite des jungen Herzogs, überall zogen seine und ihre Streithaufen; Schloß auf Schloß ihrer Feinde wurde bestürmt und niedergerissen, die Bedrängten flüchteten. Herzog Wilhelm aber schloß urkundlich eine große Fehdegenossenschaft mit seinen Anhängern. Es war zu Dortrecht am 23. Mai 1350, wo er sich mit eilf Städten und vierzehn Edelleuten verbürgte zu Schutz und Trutz wider dreißig namentlich genannte Edelleute. „Diese, so erklärte er, wollten ihn und all seine Freunde von Land und Leuten treiben: aber bei seinen Freunden wolle er immer dastehen als ein guter Herr, die Feinde sollten verbannt sein aus dem Lande, und Frieden oder Rückkehr werde er nimmer gewähren, es sei denn, daß alle seine Verbündeten einwilligten".

Digitized by Google

Was blieb seiner Mutter, der Kaiserin, nun übrig? Sie war dem Rufen und Klagen ihrer Anhänger gefolgt und zeigte sich im Frühjahr wieder im Hennegau. Die Schmach ihrer Treuen fühlte sie wie ihre eigene, und wer bürgte ihr, daß nicht auch ihre Ehre geschmäht, ihr Recht auf diese Lande mit Füßen getreten werde? Noch aber hielt sie an sich. Vier Tage nach dem Dortrechter Bündnisse begnügte sie sich, die Vergabungen ihres Sohnes zu widerrufen. Als aber immer mehr Flüchtige zu ihr stießen, als der gesammte Adel ihrer Partei mit seiner Mannschaft heranzog und Brief und Siegel gab, daß er sie gegen Männiglich als seine Fürstin hochhalten wolle: da schloß auch sie ihre große Fehdegenossenschaft. Am 5. September 1350 verbürgte sie sich zu Quesnoy mit zweiunddreißig Edelleuten: „daß sie zu ihnen als zu ihren rechten Getreuen stehn wolle, und daß sie alles verantworte, was Jene gegen ihre Feinde gethan, welche die Fürstin von ihren Landen und Herrlichkeiten vertreiben wollten und ihre Freunde und Lande mit Raub und Brand heimsuchten".

Dies waren die Urkunden, in welchen zum erstenmal die Edlen und Städte bezeichnet wurden, welche fortan meist zur einen oder andern Partei gehörten. Auf Wilhelms Seite standen zwölf Städte, nämlich die fünf großen: Dortrecht Delft Leyden Haerlem Amsterdam, und sieben kleinere: Alkmaar Medenblick Oudewater St. Gertrudsberge Schiedam Rotterdam und eine Zeit lang auch Vlaardingen, ferner vierzehn Edelleute, unter welchen die Arkels Egmonds Heemskerks und Wateringen hervorragten. Die Kaiserin konnte nur auf solche Städte rechnen, welche dem Adel gehörten, wie Gouda und Scoonhoven dem Herrn von Beaumont. Dagegen zählte sie gleich anfangs in ihren Reihen an vierzig Edelleute, unter diesen meist alte und berühmte Geschlechter. Alle diese Edlen und Städte waren holländisch. In Seeland dagegen, wo der Adel mehr und die Städte weniger bedeuteten, hielten die Edelleute jetzt durchgängig die Partei der Kaiserin, nur

Digitized by Google

wenige, wie die reichen Borſſelen und die Everingen, hatten ſich noch nicht erklärt. Die größeren Städte auf Seeland, Zierickſee und Middelburg, wurden durch ihre Schöffen oder Stadträthe noch in der Treue zur Kaiſerin erhalten. Auch in Dortrecht durfte ſie auf eine Anzahl Schöffen zählen, während in Delft und anderen Städten ihre Gegner allein das Rathhaus beherrſchten. Die Hennegauer endlich hielten ſich möglichſt fern vom Streite, dachten jedoch nicht an Abfall von der Kaiſerin.

So ſtanden ſich alſo zwei große Eidgenoſſenſchaften gegenüber, an der Spitze der einen der Sohn, an der Spitze der andern die Mutter. Es wurde ein wildes blutiges Kämpfen. All die Streiter ſanken dahin, ein neues Geſchlecht wuchs auf, und auch dieſes ſtritt und glühte in Bürgerhader, und noch das dritte vierte und fünfte Geſchlecht ſah des blutigen Ringens kein Ende. Die Parteien der Hoeks und Kabeljaus waren auf die Bühne getreten, bei deren Streitruf länger als hundertundfünfzig Jahre die Schwerter aus der Scheide flogen. Unterſuchen wir erſt, ehe wir den Faden der holländiſchen Geſchichte wieder aufnehmen, das Weſen, die Beſtandtheile und das Verfahren dieſer Parteien.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Hoeks und Kabeljaus.

Wuth und Dauer dieser Parteien. Friesische Härte. Entstehung der Spitznamen. Gaapers und Groothoofde. Vettkooper und Schierings. Rothe und graue Hüte. Capruynen. Geheime Erkennungszeichen. Parteiung ringsum. Politisch-soziale Gruppen in der deutschen Reichsgeschichte. Thronstreit in Deutschland und Bürgerkrieg in Holland. Einflüsse von Frankreich und England. Lage der Niederlande zwischen drei Völkern. Vorbild der deutschen, französischen, englischen Städte. Hebel der Königsmacht. Kernfragen der europäischen Parteien. Bestandtheile der Hoeks und Kabeljaus. Große, kleine, zurückgekommene Städte. Kabeljauische, hoekische, schwankende Städte. Nirgends die Partei für immer. Festhalten der Adelsgeschlechter. Hoekischer und kabeljauischer Großadel. Der Kleinadel. Die Bauern. Konservative und Liberale. Das formelle und das innere Recht. Junkerthum und Großadel. Die Hoeks im Volksandenken.

Innere Reibungen halten bei einem Volke die Kräfte in gesunder Spannung und Bewegung. Wie aber die Leidenschaft das unheimliche Feuer, das im Menschen schlummert, aufstören kann, bis es seine ganze Natur in Brand setzt: so vermag der Parteikampf zu Zeiten ein ganzes Land in Gift und Galle zu tauchen. Dann hat jeder gleich die Hand am Schwerte, gleich ein Schmähwort auf der Zunge. Schon der alte Staatsmann Philipp von Leyden, der noch den Anfang dieser Kämpfe sah, erklärt: „Wahrlich, es thäte gut, wenn Hollands Fürst nie einen einzigen seiner Räthe aus den Großen seines Landes nähme. Denn wo es nur Parteien gibt, wie soll man da Vorsteher und Räthe wählen, die von Parteiwuth frei sind, welche kein Recht nimmt und kein Recht gibt!“ Philipps Zeitgenosse, der Reimchronist Wilhelm von Hildegaersberch, ruft aus:

Digitized by Google

Nun mag nicht helfen Sühn' noch Friede.
Der Eine ſchlägt den Andern todt,
Der Dritte wird von Gütern blos,
Um dieſer Parteien, die man tragt.
Der Eine frevelt, der Andere klagt,
So ruhn ſie wenig zu allen Zeiten.
Wann hörte Jemand oder ſah
Solch ein Wunder, als nun geſchieht,
Seit daß Gott ſich kreuzigen ließ?
Denn das Kind ſcheidet von der Mutter,
Man ſieht da ſtreiten Bruder und Bruder
Wider einander in Parteien.
Gott, der ſoll ſie noch kaſteien,
Deſſ hab ich Angſt, in kurzen Tagen.
Denn er mag nicht länger tragen
Die Bosheit, die da nun regiert,
Wo jeder Eine nur viſirt,
Wie er den Andern mag betrügen,
Soll bald doch ſelbſt zu Boden liegen.

Bis auf Kaiſer Karl V. litt Holland an dieſer Peſt. Das Volk blieb tief zerklüftet, mit ſeinen Säften und ſeinem Blute rann der Parteihaß durch ſeine Adern, und die Spuren davon trägt jedes Ereigniß und jeder Charakter, welche bis dahin in ſeiner Geſchichte erwähnt werden. Es zeigte ſich darin die frieſiſche Grundfärbung der Holländer. Der Frieſe beharrt gern in ſeinem ruhigen unerſchütterlichen Phlegma: wächſt ihm aber der Aerger oder die Noth über den Kopf, dann wird er von choleriſcher Wuth, von Thatendrang ergriffen, und ſein Haß iſt unbeugſam, unverſöhnlich. Doch eben dieſe harte germaniſche Natur bewahrte vor der Verwilderung und tiefen Schwäche, welche die bürgerlichen Kriege ſo häufig bei Romanen zurückließen. Wenn aber die Holländer aus den innern Unruhen endlich als das Volk hervorgingen, welches am erſten ſiegreich den fürſtlichen Abſolutismus be-

Digitized by Google

ſtand, ſo hatten ſie wahrlich lange Zeit in grauſamen Kämpfen und Mühſalen ſich vorbereiten müſſen, um für jenen Sieg ihren Willen zu härten, ihren Arm zu ſtählen.

Parteien von ſolcher Dauer fehlen niemals Spitznamen und Abzeichen, welche mit jedem Jahrzehnt bedeutungsvoller werden. Ihr Urſprung iſt gewöhnlich dunkel. Zufällig einmal klingt ein Wort, blickt ein Abzeichen hervor, das treffend iſt, und ſofort verbreitet es ſich in die Weite, wie der Wind die Blätter im Walde bewegt. Wort und Zeichen bleiben, der kleine Anlaß, welcher ſie hervorrief, wird vergeſſen. So begegneten ſich in jener Zeit, als die Bürgerkriege in Holland begannen, einmal zwei feindliche Schiffe. „Wer ſeid Ihr?“ rief es vom Bord des einen. Die Andern, denen Ausweichen lieber geweſen, antworteten: „Kabeljaus haben wir geladen“. „Ja wohl Kabeljaus!“ ſcholl es zurück, „wir werden Euch Kabeljaus ſchon haken!“ Nach einer andern Erzählung war es bei einer Hoftafel, wo zwei Edelleute ſich ſpöttiſch die Namen zuwarfen. Genug die Bezeichnung blieb haften, weil jede Partei ſich darin gefiel. Der Kabeljau wird nämlich an den holländiſchen Küſten in Menge gefangen und iſt unter den Seefiſchen, welche dort ſich täglich finden, der größte: er iſt aber ein Raubfiſch, der fett wird vom Einſchlingen der kleinen Fiſche. Kabeljaus hießen nun die ſtädtiſchen Geldherren Großhändler und Gewinnmacher, die reichen adligen Güterkäufer, welche aufſchwollen von den Einbußen der kleinen Leute und Hofbeſitzer. Es war mehr als derber, ſie ſo zu nennen: allein die Kabeljaus ließen ſich den Namen ſchon gefallen, lag doch die Anerkennung darin, daß ſie wie die großen Seefiſche umherſchwömmen unter den kleinen und ohnmächtigen. Allein fürchteten ſich denn die Hoeks ſo ſehr? Nein, gerade ſie ſchlugen klirrend an den Degen. Seine ſcharfe Spitze, ihr trotziges Recht, ihr Stolz und Muth, das waren die Angelhaken (Hoeks), welche ſie den dicken Kabeljaus fleißig einzubohren dachten, um ſie feſtzukriegen und auf's Trockne zu

Digitized by Google

ziehn. Da ſagte wohl mancher Hoek zu ſeinem Feinde: „Auch Ihr ſeid einer von den Maulaffen und Dickköpfen, aber die Zeit ſoll balde kommen, wo Ihr kein Kabeljau ſein möchtet“. Denn auch jene beiden andern zärtlichen Namen (Gapers und Groothooſden) bezeichneten den Kabeljau. Ganz ähnlich entſtanden die Namen für die verwandten Parteien in Friesland. Dort hießen die reichen Häuptlinge und Städter, welche hauptſächlich im Oſtergo wohnten, Vettkooper oder Talghändler: denn ſie beſaßen üppige Weiden, auf welchen ihre Ochſenheerden fett wurden. Sie waren die Freunde der Kabeljaus. Die geringeren Leute hatten die Oberhand im Weſtergo und dachten, wie die Weſtfrieſen und Kennemer, über alles ſei hochzuhalten die alte ſchlichte Bauernfreiheit. Weil der Schiering oder Schieraal, der bei ihnen im Ueberfluß gefangen wurde, einen Hauptbeſtandtheil ihrer Nahrung abgab, ſo erhielten ſie den Spottnamen Schieringer. Die Vettkooper füllten ihre Tonnen mit Fleiſch und Fett, die Schieringer mußten mit kleinen Fiſchen vorlieb nehmen: allein dieſe dachten, auch der kleine flinke Aal wiſſe ſich wohl zu nähren und zu wehren, der dicke Talghändler ſolle ihm wenig anhaben. Man ſieht, ſolche Parteinamen entſtanden bei einem Volke, in deſſen Vorſtellung ſich Schiffe Fiſche und Ochſen umhertrieben, deſſen Phantaſie aber in den niedrigen Meerdünſten haften blieb, welche ihm ſo häufig das hohe lichte Aetherblau verdeckten.

Die Hoeks ſetzten einen rothen Hut auf, denn Roth war die Leibfarbe des Rechts und des Ritterthums, es bedeutete Stärke, hohen Muth und Adelsſtolz. Die Kabeljaus lachten ſie aus und brauchten nun erſt recht den bürgerlich beſcheidenen grauen Hut. Man kannte ſich ſchon von Weitem an den Hüten. Lag nach einem Gefechte eine Anzahl Kabeljaus zu Boden, ſo ſchnitten die Hoeks ihnen den Kopf ab und ſetzten den Hut wieder auf den Rumpf. Das nannte der widrige erbarmungsloſe Parteiwitz dem Fiſch die

Digitized by Google

Leber ausschneiden; allein die Kabeljaus übten nicht minder fleißig diese häßlichen Bräuche. Damals verbreitete sich von Gent aus durch ganz Flandern und Brabant die Verbrüderung der Weißhüter, der witten Capruynen, welche sich verschworen, die Adelshäuser auszubrennen in Stadt und Land. Gerade im Gegensatze zu dem prangenden Helmschmuck, den der Adel liebte, wählten diese groben Demokraten die schlichte und ungefärbte Kappe des gemeinen Mannes zum Parteizeichen. In Lüttich trugen dagegen die Edelleute Hüte mit wehenden Borten, gegen die Bürger zum Trotz, für sich selbst zur Auszeichnung. Es erinnern diese niederländischen Hutgeschichten an die germanische Bedeutung des Hutes. Er war das Zeichen des freien Mannes ebenso wie das langwallende Haar, welches die englischen Rundköpfe absichtlich kürzten und das jeder ächte alte Bauer noch jetzt flattern läßt.

Für Zeiten, wo es nicht rathsam schien, Farbe zu bekennen, gab es geheime Zeichen und Losungsworte, nämlich dann, wenn im Kriege die Kundschafter durch's Land schlichen, wenn nach einer Niederlage die Flüchtigen nach Verstecken und Reisehilfe suchten, wenn man einen neuen Aufstand in der Stille vorbereitete. Kam in Friesland der Bauer vom Felde zurück und sah an seinem Herde Torfstücke auf eine gewisse Art zugelegt, so wußte er, welcher Freund dagewesen und wo er ihn zu suchen habe.

Die Parteifarbe haftete nun in Holland an gewissen Familien, an gewissen Landschaften und Städten: dort schien sie für immer unzerstörbar, dort wußte man es nicht anders, als daß sie am Hause hänge. Nicht selten zuckte aber plötzlich ein fremder Nerv mitten in einer solchen Familie oder Bürgerschaft, und anschwellend loderte in ihrem Schooße Parteiwuth auf und warf ihre Glieder auseinander wie ein grimmes Unthier. Dann suchte der Bruder mörderisch den Bruder auf dem Schlachtfelde, die Hand des Sohnes erhob sich wider den Vater. Das war das Zeichen, daß in den Tiefen der

Digitized by Google

bürgerlichen Gesellschaft feindliche Prinzipien sich befehdeten, Prinzipien die unsichtbar wie die Schallwelle, wie Frost und Wärme überall eindringen. Sie waren es, welche dem Familienhaupte plötzlich die Söhne abtrünnig machten, gleichviel ob er sein Haus noch so streng im Hasse wider seine Feinde erzog, ob er es vom Verkehr mit ihnen noch so vorsichtig abschloß.

Man würde aber irre gehn, wollte man solche Prinzipien nur aus der Natur und Geschichte eines Landes allein herleiten. Noch minder läßt sich die Ursache ihres Gegenstreits blos in irgend einem Ereignisse finden, welches dies besondere Land betraf. Parteien, wie die holländischen Hoeks und Kabeljaus, haben viel tiefere, viel weitere Wurzeln. Nie würden ihre Kämpfe sich durch ein paar Menschenalter hinziehn, wenn sie etwas anderes wären, als Weglängen viel älterer Strömungen im Volke. Wie bald wäre das Feuer des Bürgerkrieges erloschen, hätte es nicht fort und fort Nahrung aus all dem gezogen, was in den Nachbarlanden vor sich ging, ja was das ganze Zeitalter bewegte.

Erbebten denn nicht damals alle Niederlande unter der Wuth der Parteiungen? Im Stift Utrecht befehdeten sich die Lichtenberger und Lokhorsten, in Geldern die Heekeren und Bronkhorsten, im Lüttichschen die Waroux und Awans, in Brüssel die Heetfelds und Lombecks. In diesen Gegenden nannten sich die Parteien nach den adligen Häusern, aus welchen ihre vornehmsten Führer hervorgingen: denn eine hartneckige Fehde unter vornehmen Geschlechtern führte in der Regel dazu, daß das meistbedrohte mit den Volksführern gemeinsame Sache machte. In Flandern, dem Gränzlande, wo man mit Romanen zusammenstieß, mischte sich die nationale Erbitterung in den Bürgerkrieg, weil der größte Theil des Adels französisch gesinnt war. Erbarmungslos arbeiteten hier die Schwerter und Keulen der Volksmänner, der Klaauwaerts, wenn sie über jene Franzosenfreunde, die Leliaerts,

Digitized by Google

herfielen. Jedoch auch hier war die demokratiſche Idee die eigentliche Pulsader in den Maſſen. Ueberall ſtand einer geharniſchten Adelspartei, welche ihre hiſtoriſchen Vorrechte und Aemter vertheidigte, eine Volkspartei gegenüber, um raſtlos gegen die hochverſchanzte Stellung des Adels anzuſtürmen.

Und ziehen wir unſere Blicke zurück aus jenen kleinen Landſchaften an der Nordſeeküſte, und laſſen ſie weithin ſtreifen über das vielartige deutſche Reich: ſo treten auch hier überall dieſelben zwei Gruppen in den Vordergrund. Wohl ſtellen ſie ſich dar in verſchiedener Tracht und Kriegsweiſe, je nachdem ſie dem Norden oder Süden, der Mitte oder dem Oſten des Reiches angehören. Wohl miſchen ſich hier die großen Reichsfragen mit ganz anderer Wucht ein, als in den Niederlanden. Wohl vertiefen ſich — und das ſcheint beſonders bedenklich — die deutſchen Geſchichtsforſcher gar zu gern in die kaum überſehlichen Stadt- und Fürſtengebiete, um hier erſt alle Thatſachen klein und groß in's Reine zu bringen. Wenn ſie aber dieſe unendliche Arbeit endlich vollbracht hätten, wenn dann ein wahrhafter Geſchichtſchreiber käme, der all die tauſend Fäden und Verſchlingungen, wie ſie ſich ziehn von Stadt zu Stadt und von Schloß zu Schloß, zuſammenfaßte und mit ſcharfem Blick für das Gemeinſame die örtliche Färbung abſtreifte, — gewiß, er würde überall nur dieſelben großen Gegenſätze erblicken. Ueberall würden in dem ungeheuren Gewirr von Thatſachen ſich ihm nur dieſelben politiſchen und ſozialen Grundideen enthüllen, wie ſie uns für den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts klar wurden, als die Energie und Kunſt unſerer Hiſtoriker ſich der Geſchichten des Bauernkriegs und der Reformationsanfänge bemächtigte. Die holländiſche Geſchichte zeigte uns bis jetzt zweimal das Zuſammenſtoßen einer Adels- und Volkspartei, bei dem Tode Florenz V. und in dem Streite der Kaiſerin Margaretha mit ihrem Sohne: geſchah das aber nicht beidemal gerade zur

Digitized by Google

ſelben Zeit, als in Deutſchland ſich die Träger der Reichskrone bekämpften? Und waren dieſe Gegenkönige im Weſentlichen etwas anderes, als Bannerführer von zwei Parteien, mit denen die holländiſchen nicht wenig gemein hatten? Das erſtemal ſtanden Adolf von Naſſau und Albrecht von Oeſterreich ſich gegenüber, der eine ſtützte ſich auf den Adel, der andere auf die Städte. Der ritterliche Adolf mußte Thron und Leben auf dem Schlachtfeld laſſen, Albrecht ſiegte, jedoch nur um dem meuchleriſchen Angriff einer Adelsverſchwörung zu erliegen, gerade wie der holländiſche Florenz V. Kaiſer Ludwig IV., der Städtefreund, hatte hart zu thun mit Friedrich und Leopold von Oeſterreich, den Vorkämpfern der ariſtokratiſchen Intereſſen. Den Einen beſiegte er durch das Schwert und durch Herzensmilde, der Andere, der Stern aller Ritterſchaft, fiel unter den Schweizerkolben bei Sempach, bedeckt von den ſinkenden ritterlichen Bannern. Allein Kaiſer Ludwig beſaß nicht genug Willensſchärfe, und auf den Rathhäuſern der deutſchen Städte wechſelten Furcht und Stolz der Patrizier mit dem Uebermuthe der Zünfte: das war ſein Unglück. Sein Nachfolger Karl IV. ſchrieb wieder die Grundſätze auf ſeine Fahnen, für welche in Holland die Hoeks ſich erhoben. So ſind es die Wellen der großen Bewegungen im deutſchen Reiche, welche regelmäßig auch über die offenen niederländiſchen Ebenen rollen, und die holländiſchen Geſchichtſchreiber ſind im Unrecht, wenn ſie die Geſchichte ihres Landes gleichwie die einer abgeſchloſſenen Inſel behandeln.

Jedoch nicht blos den Rhein hinunter, auch aus Frankreich und England gingen lebhafte Einflüſſe nach den Niederlanden. Denn dies Mündungsland des Rheins, der Maas und Schelde, deſſen Küſten die ſchmale See zwiſchen Frankreich und England beſpült, dieſes Land lag recht mitten im Zuſammenſtoße von drei großen Völkern: auf ſeinem Boden bekämpften und zerriſſen ſich ihre Politik, ihre Heere und, wenn auch verdeckter, ihre ſozialen Gegenſätze. Dies gab den

Digitized by Google

Niederlanden ihre Stellung in der Staaten- und Kulturgeschichte wie in der Handelswelt. Dies war die Ursache, daß sie immer nur vorübergehend ein starkes Reich bildeten, daß bei den Reibungen zwischen Fürsten Adel und Städten die Kriegsflamme gleich so helle brannte. Die Luftströmungen, welche über die große europäische Bühne zogen, trafen oft genug in den Niederlanden auf einander, daß sie hier zum reißenden Wirbelwinde wurden.

Uebermächtig blieb freilich die deutsche Natur und Einwirkung. Die niederländischen Städte, so frühzeitig sich ihre Gassen mit Meistern und Rhedern, mit Mäklern und Gesellen füllten, hatten doch kein stolzeres Vorbild, als ihnen neben den italienischen die deutschen Städte aufstellten. Es fehlte immer noch viel, bis sie die Freiheit der Reichs- und Hansestädte erlangten. Erst als diesen ihr weltgeschichtlicher Beruf, welchen sie von der Gründung des rheinischen Städtebundes an drei Jahrhunderte lang erfüllen, verloren ging, treten die niederländischen Städte um so herrlicher hervor. Eines aber lernten sie früher von den Städten in England und Frankreich: dies war das treue Zusammenhalten mit dem obersten Landesherrn. Die deutschen Städte versuchten wiederholt dieselbe Politik: jedoch zwischen ihnen und den Kaisern stand ein Wald von Fürsten Prälaten und Rittern, standen Berge von Aufgaben für die Kaiser, welchen es nicht einmal gestattet war, ihre Arbeit und ihren Gewinn auf Söhne zu vererben. Ganz anders war es in England und Frankreich. Dort fanden die Städte an erblichen Königen einen dauernden Anhalt, an welchen sie sich anschlossen, um frühzeitig die Königsmacht dergestalt zu stärken, daß sie das ganze Land überzog und den Städten selbst Wohlstand Ruhe und gemäßigte Freiheit erwarb. Dieses Beispiel blieb für die holländischen Kabeljaus nicht verloren.

Die Königsmacht in Frankreich und England erreichte aber ihre Höhe in der Erniedrigung der Herzoge Grafen

Digitized by Google

und Barone. Das Gemeinbeſte ſtellte ſich dar im Willen der Krone: dieſem ſollten ſie dienen. Sollte der Staat wohlgefügt werden, mußte die Krone all die Herrengebiete zuſammenfaſſen. Schwächen alſo, unterhöhlen, nöthigenfalls zertrümmern mußte man die vielen kleinen Herrſchaften, damit das Reich zu Recht komme. Dabei arbeiteten ſich zwei Prinzipien in die Hände: von unten das demokratiſche, welches die Maſſen belebte und bürgerliche Gleichberechtigung für Alle forderte, von oben die fürſtliche Gewalt, in welcher die allein herrſchende Majeſtät des Volkes perſönlich wurde. Hier lag der letzte Kern, um welchen ſich der Kampf der Parteien drehte, die Frage, ob in all den zahlloſen großen und kleinen Rechtskreiſen, in welche der Lehnsſtaat Land und Leute zerſplittert hatte, jeder ſein eigener Herr und Meiſter bleibe, oder ob eine neue herrſchende Gewalt ſich gleichmäßig über alle erheben, gleichmäßig alle ergreifen ſolle. Im erſten Falle blieb das Ganze was es war, locker verbunden, ſchwach und unbehilflich: im zweiten mußte es ein geſchloſſener, machtvoller, beweglicher Staat werden. Mit andern Worten: ſollte noch länger der mittelalterliche Staat in Kraft ſtehn, oder ſollte moderne Staatsordnung zur Geltung kommen? Dafür oder dawider — das war, von den Einen erkannt, von den Andern dunkel geahnt, die Triebfeder in den Kämpfen des Jacquerie und ſpäter der burgundiſchen Partei mit den Armagnacs in Frankreich, des Aufſtandes Wat Tyler's und der Bürgerkriege in England, der Ritter- und Städtebünde in Deutſchland, und der größten Erſcheinung dieſer Art in Europa, des deutſchen Bauernkriegs. Nur ein Zweig dieſer allgemeinen Parteiung waren die holländiſchen Hoeks und Kabeljaus.

Wer ſtand hier auf der einen, wer auf der andern Seite? Den Hauptſtock bei den Kabeljaus bildeten die großen Städte, bei den Hoeks der alte Adel.

Solche Städte, welche durch zuſtrömende Bürgermenge,

Digitized by Google

durch Schifffahrt Handel und Gewerbe mächtig und blühend geworden, waren durchgängig kabeljauisch. Andere dagegen, welchen jene reicheren Zuflüsse mangelten und die deshalb zurückblieben, neigten sich mehr den Hoeks zu: dies waren die kleinen Städte und die zurückgekommenen. In jenen wohnten schlichte Ackerbauer Fischer und Schiffsleute; in den zurückgekommenen Städten, welche keine Handelsflotten mehr in See schickten, saßen alte Familien, welche ihre ererbten Güter und Schätze hüteten und denen kein Mensch ihren Schöffenadel bestritt. Hier wie dort blieben daher die Einrichtungen stätiger, den Leuten war das Alte lieb geworden, auch schienen sie wohl etwas beschränkten Sinnes. Anders war das Leben in den volkreichen Städten. Da wogte es unaufhörlich hin und her, da strebte alles Neue in die Höhe, und Gesetze und Anstalten mußten sich umbilden nach den Bedürfnissen der Zeit. Alte stolze Familien gab es auch hier, in ihre Mitte hatten sie eine ganze Anzahl neuer aufnehmen müssen, keinenfalls konnten sie sich des Druckes erwehren, welchen die große Masse der Bürger auf sie ausübte. Auch die Eifersucht der kleinen Städte wirkte auf ihre Parteistellung ein. Sie gaben nicht gern ihrer minder begünstigten Lage oder dem schwächeren Unternehmungsgeist ihrer Bürger die Schuld, wenn bei ihnen wenig Blüthe und Gedeihen war, lieber suchten sie die Ursache dieser Verschiedenheit in den verhaßten Münz- und Stapelrechten, in den Zollfreiheiten und andern Privilegien, welche sich die größeren Städte zu verschaffen wußten. So war denn das reiche mächtige Dortrecht immerdar die Hauptstadt der Kabeljaus, in Delft Haerlem Leyden Amsterdam war dieselbe Gesinnung überwiegend. Gouda dagegen, welches ihnen in Volksmenge am nächsten stand, Sevenbergen Scoonhoven, Oudewater, Vlaardingen, Domburg, Westkappel waren ein Sitz und Hort der Hoeks. Besonders wußten diese die Städte, in welchen sie noch die Burg und Vogtei besaßen, wohl im

Digitized

Zaum zu halten. In Gorkum Leerdam Yſſelſtein war dagegen die Bürgerſchaft kabeljauiſch wie ihre Stadtherren. Andere Städte endlich, wie Zierickſee und Middelburg, St. Gertrudsberge Schiedam Rotterdam Alkmaer Hoorn Medenblick, waren den Hoeks nicht abgeneigt, geriethen aber leicht in's Schwanken. Jedoch auch in jeder andern Stadt konnte es geſchehn, daß die hier gewöhnlich herrſchende Partei für eine Zeitlang ihren Gegnern Platz machte, beſonders wenn deren Freunde ſich ſiegreich in der Umgegend ausbreiteten. Niemals ließ ſich ſagen, daß es in irgend einer Stadt oder Gegend nur Kabeljaus oder Hoeks gebe. Selbſt in den Großſtädten ließ ſich das niedere Volk leicht gegen die Kabeljaus in Bewegung ſetzen, wenn man ſeinen ſtillen Haß gegen die Patrizier ſchürte.

Selten, jedoch nicht ausgeſchloſſen, war Schwanken oder Ueberlaufen bei den Adelsgeſchlechtern. Denn in dieſen wechſelten die Häupter nicht, wie in den Städten die Schöffen und Stadträthe, und Ehre und Treue band an die einmal gewählte Farbe.

Der reiche und vornehme Adel war geſpalten. Die edelſten Familien waren unveränderlich die Säulen der Hoeksparteі. So die Brederode, Abkömmlinge aus dem erſten holländiſchen Grafenhauſe, ihr Zweig, die Duivenvoorde, die Waſſenaar, welche ſich das älteſte Geſchlecht in Holland rühmten, die Montfort, welche ihre alten Burgrechte wohl bewahrt hatten. Nicht minder altberühmte Adelsgeſchlechter in den Reihen der Hoeks waren die Reneſſe Polanen van der Binkhorſt Stryen Haemſtede Boekhorſt und andere. Jedoch auch die Kabeljaus zeigten ſtolz auf ihre Adelshäupter. Da kamen zuerſt die Arkel, die reichſten und ſtolzeſten unter den Gebietsherren, welche nur ein leichtes Lehnsband mit dem holländiſchen Fürſtenhauſe verband. Wenn ſie nicht herrſchten an ſeinem Hofe, waren ſie ſtets gegen dasſelbe in Waffen. Die Egmond aber wurden wohl noch reicher geſchätzt, in ihrem

Digitized by Google

Hause war eine bürgerfreundliche Gesinnung hergebracht. Andere weitverbreitete Geschlechter, welche gediehen durch Güterkauf und mit dem Emporkommen jeglicher Art von Gewerbe, waren die Borsselen auf Seeland, die Waterlands und Heemskerks in Holland, die Kulenburgs auf der Utrechter Gränze, welche sämmtlich zu den Kabeljaus neigten. Diese reichen Herren wären am liebsten ganz unabhängig geworden. Sie fühlten sich wie die volkreichen Städte zu groß, um Unterthanen zu bleiben, und zu klein, um Fürsten zu werden. Sie und jene Städte waren natürliche Verbündete. Die kleinen Landadligen dagegen bestanden fast durchgehends als treue und unverfälschte Hoeks. Denn sie hielten scharf und störrig auf ihre alten Rechte, wie auf ihre gute Abkunft. Ebenso dachte ein großer Theil des alten Schöffenadels in den Städten. In den Reihen dieses Kleinadels fand die Partei der Hoeks ihre rechten Kampfhähne, die immer wieder heißspornig auf die Feinde losstürzten, so oft sie auch zurückgeschlagen wurden. Denn ihnen sagte es eine innere Ahnung, daß bei dem Siege des kabeljauischen Wesens gerade sie unmittelbar die Opfer würden. Ihr bestes Erbtheil waren ja ihre Adelsrechte, während dem Großadel, wie es auch kommen mochte, sein reicher Güterbestand Macht und Ansehn bewahrte.

Auf die Bauern endlich konnten die Hoeks zehnmal eher zählen, als die Kabeljaus. Denn der Bauer beharret starr im Alten und Gewohnten, die Neuerungen sind ihm unheimlich, weil er sie nicht versteht. Auch war es der Haß gegen die Zwangs- und Bannrechte der Städte, gegen ihren Prunk, ihre Ueppigkeit, was den freien Bauer näher zum Adel zog. Daher schien das platte Land fast durchgängig hoekisch gesinnt, die Kennemer Westfriesen und Waterländer Bauern zeichneten sich darin besonders aus.

Man sieht nun schon, daß die Kabeljaus sich mit den Liberalen, die Hoeks mit den Konservativen unserer Zeit vergleichen lassen. Das sind ja die ewigen Gegensätze in allen

Digitized by Google

Völkern, so lange diese noch frisch und blühend. Der eine Mensch hängt aus Pietät, aus Mißtrauen, aus beschränktem Geiste, oder auch aus bloßem Trotz und Starrsinn am Alten: der andere Mensch fühlt einen unruhigen und weiter strebenden Sinn, hat scharfe kritische Augen für die Mängel in allem Bestehenden, nur nicht für seine eigenen Ideale und Hoffnungen. Für Jene ist das Recht eine eiserne Schranke, über welche ihre Vorstellung nicht hinaus kann, den Andern ist leben und leben lassen das vornehmste Gebot. Wohl mochte Hugo Grotius die Hocks von ihrem Ursprung bis zum Ausgange nicht eigentlich als eine Faktion ansehen, sondern als den Theil der Unterthanen im Lande, welche „vollkommen blieben in ihrer Pflicht, um die Rechte Herkommen Freiheiten und Gerechtigkeiten des Landes zu beschützen, welche durch die Kabeljaus gewaltig gebrochen wurden". Auch alle älteren holländischen Schriftsteller erkennen in den Hocks die ehrlichen Vorkämpfer der Freiheit und gesetzlichen Autorität der Lande, in den Kabeljaus Leute, welche die gemeine Freiheit den Fürsten zum Opfer brachten.

Streng genommen waren die Hocks im Rechte: sie wollten in den Städten die hergebrachte Verfassung, auf dem Lande die Burgrechte und Gerichtsbarkeiten der Edelleute, kurz strenge das Herkommen wollten sie aufrecht halten. Wie leicht setzten sich dagegen die Kabeljaus über all diese kleinen und eigensinnigen Herrenrechte hinweg, welche den Besitz der Gemeinden und Burgherren bildeten. Wahr ist es, die Hocks erlaubten auch dem Fürsten keinen Schritt wider das alte Recht, keine willkürlichen Gebote, keine neue Besteuerung und Kriegslasten. Wohl aber standen sie dem angestammten Landesherrn treu zur Seite und fochten ritterlich für seine Krone, wie für die Ehre ihrer eigenen Wappen. Die Kabeljaus dagegen empörte es nicht, wenn der Landesherr größere Anforderungen an alle Unterthanen machte, als hergebracht; wenn er die Trotzigen unter seine Gebote beugte, auch wohl

neben dem Rechtswege; wenn er sich um den Inhalt der landständischen Freiheitsbriefe nicht so genau kümmerte, — vorausgesetzt immer nur das Eine, daß er jedermann freien Handel und Wandel und ruhiges Gedeihen sicherte. Die Kabeljaus setzten auch wohl das Nationalgefühl bei Seite und unterstützten bei sich fremdgeborne Fürsten, wenn diese nur Macht und Willen entfalteten, das Land in Frieden und Flor zu bringen. Waren sie deshalb so sehr im Unrechte? Wenn die Hoeks nichts mehr haßten, als jede Art von Gewalt, die in die bestehenden Einzelrechte eingriff, mußten dann nicht die Kabeljaus da sein, damit Licht und Luft und Fortschritt in das einrostende Staatswesen kam, daß Geltung erhielt, was Geltung verdiente? Das legitime Recht war öfter auf der Seite ihrer Gegner, jedoch das innere Recht und Bedürfniß der Zeit fand seine Förderer an den Kabeljaus. Die Hoeks blieben immer nur die alte starre Feudalpartei: die Kabeljaus hatten etwas vom demokratischen Geiste, der in den Bürgermassen trieb, in sich aufgenommen und suchten durch ihn allmählig das Staatswesen zu verändern. Sie strebten zugleich danach, städtische Ordnung über das ganze Land auszudehnen, indem sie sich an eine starke Fürstenmacht anlehnten.

Der Vergleich mit den heutigen Parteien ließe sich daher ohne Ungebühr noch ausdehnen. In den Reihen der Hoeks steckte offenbar viel von jenem Junkerthum, das sich engherzig gegen die großen Forderungen der Zeit verhält, und von tiefem Haß gegen die Neuerer erfüllt ist. Bei den Kabeljaus dagegen fand sich eben so viel von jenem Großadel, der sich leicht mit dem Bürgerthum verträgt und zusammenlebt, seiner Achtung bei ihm nicht verlustig geht, und seine Macht im allgemeinen Gedeihen vergrößert.

Im Andenken aber des holländischen Volks lebten bis auf unsere Tage die Hoeks als diejenigen fort, welche wohl schwächer, aber gerechter gewesen als ihre Gegner. Diese

Digitized by Google

Vorliebe für die Hoeks rührte zum guten Theil aus den Erzählungen her von dem verschiedenen Auftreten der Parteien. Die Hoeks waren rasch und stürmisch im Angriff, aufopfernd für ihre Ideen, niederschmetternd im Siegen, unverzagt bei Niederlagen. Die Kabeljaus verhielten sich berechnender und achteten beständig auf ihre Interessen. Sie ließen sich häufig überraschen, und es dauerte immer eine Weile, bis sie ihre Streithaufen beisammen hatten. Auch dann gewannen sie weniger durch große Schlachten, als durch die Uebermacht, mit welcher sie die feindlichen Schaaren umzingelten. Meist blieben sie geneigt, mit den Gegnern sich halbwegs zu einigen, da ihr Geld und Handel dennoch gedeihen mußte. Die Hoeks dagegen pochten auf ihr Recht, sie kämpften und bluteten dafür als Helden, und gingen keinen Vertrag ein, als wenn sie ganz zerschlagen waren. Sie vor den andern erschienen als die Kühnen, die Tapfern, die Ritterlichen, sie hielten streng auf Landesehre, um ihre Fahnen schwebten die poetischen Sagen: — was Wunder, daß im holländischen Volke das Sprüchwort gäng und gäbe blieb:

Wäre Recht nach Rechten ergangen,
Mußt der Hoek den Kabeljau fangen.

Achtes Kapitel.

Parteifehden im ſpäteren Mittelalter.

Vorherrſchen des Perſönlichen und Oertlichen. Langſame geiſtige und politiſche Bewegung. Unterſchied von der frühern und ſpätern Zeit. Städtiſche und Familienintereſſen. Alte Prozeſſe. Die Parteifehden Thronſtreite. Parteibeute. Verbannte und Flüchtlinge. Treiben auf der Gränze. Das Fehderecht. Anläſſe zur Fehde. Fehdegenoſſenſchaften. Ihre Artikel. Abſage und Angriffe. Rüſtungen zu größeren Fehden. Geldoperationen. Beſtechungen. Aufſagen von Lehnsgütern. Kriegsdienſtverträge. Güter der Abgefallenen. Burgbeſatzungen. Reiſen und Kundſchafter. Heimſuchungen. Brandſchatzungen. Das Beuterecht. Das Gefangenenrecht. Die Kriegsſchäden vorübergehend. Leichtes Leben im Mittelalter. Gewöhnlicher Schluß der Parteifehden. Tagfahrt zur Sühne. Der Rechtsſpruch. Der Generalartikel. Hauptbrief und Sonderbriefe. Neuer Fehdegrund.

So erſcheinen uns Recht und Ausſichten der einen und der andern Partei, wenn wir ihre Ideen aus der Art ihrer Bundesgenoſſen, ihre Ziele aus ihren Reſultaten, endlich ihr ganzes Weſen aus dem Geſammtinhalt der Urkunden und Chroniken ermeſſen, welche über dieſe Vorgänge berichten. Betrachten wir immer nur jede Urkunde für ſich allein, immer nur ein Blatt der Chroniken nach dem andern, ſo geben ſie uns an, was ihre Helden thaten, nicht was ſie dachten. Da erſcheint ein endloſes Gewühl von Perſonen und Thatſachen, aber nirgends ein Prinzip: Städte Fürſten und Adelsgeſchlechter bekämpfen ſich auf Tod und Leben, aber kaum läßt ſich errathen, daß es ſich um etwas anderes handelte, als um den nächſten baaren Gewinn. Man ſollte glauben, die Kämpfenden hätten es ſelbſt nicht anders gewußt, das immer wieder ausbrechende wilde Streiten ſei geſchehen aus reiner Luſt

Digitized by Google

am Rauben und Todtſchlagen, aus überwallendem Kraftgefühl. Das war ja eben die Natur des Mittelalters, daß die Ideen gleich in's Blut gingen, ſofort perſönliche und örtliche Farben annahmen. Eben deshalb blieben ſie im Perſönlichen und Lokalen ſtecken.

Die Menſchen ſtanden damals beiſammen wie ein Wald von ſtarken Bäumen, an denen jedes Blatt und Gezweige zwar im ſcharfen Winde zittert, deren Stamm und Aeſte ſich aber nur wenig unter der Luftſtrömung beugen. Die Ideen ſtürmten keineswegs mit der Macht und Eile, wie heutzutage, durch die Länder, plötzlich zündend in den Herzen, alle Geiſter für und wider erregend. Denn wo gab es damals Eiſenbahnen und Telegraphen? Wie dürftig erſchienen Zeitungen und Flugſchriften und all die andern Mittel, welche jetzt Nachricht und Gedanken beflügeln! Wie das Fuhrwerk langſam die ungebahnte Heerſtraße dahin zog, wie die Herren von einer Burg zur andern die langen Feld- und Waldwege ritten: ſo langſam bewegten ſich die Streitrufe und Neuigkeiten aus einer Gegend in die andere. Auch mußten ihre Träger erſt Einlaß fordern vor jeder Zugbrücke, vielleicht gar vor dem Weichbilde oder Herrengebiete: das ganze Land war ja nur eine Verkettung von lauter kleinen Landſtücken, von denen ihre Eigenthümer alles Fremde verbannen konnten. Gewiß war es auch im ſpäteren Mittelalter die Strömung des Zeit- und Volksgeiſtes, was die Maſſen der Menſchen in Bewegung ſetzte: aber die Idee ſtand nicht leuchtend über allen Häuptern, ſo daß man ihr die Blicke zuwendete, und die Genoſſen ſich daran erkannten und das Herz ſtärkten. Ihre Kämpfer hatte ſie allmählig von Hof zu Hof, von Gemeinde zu Gemeinde zu ſuchen und verwickelte ſich dabei in den Hecken und Zäunen, mit denen jeder Mann eigenherriſch ſein Gebiet abſchloß. Heutzutage hat die politiſche Idee etwas unwiderſtehlich Ergreifendes und Zwingendes, — in der erſten Hälfte des Mittelalters führte ſie wie der Sturmwind die Maſſen zuſammen,

Digitized by Google

wie man es in den Kreuzzügen und in den Kämpfen zwiſchen Pabſt und Kaiſer ſah. Zwiſchen beiden Zeiten lag das ſpätere Mittelalter, wo Zahlloſe ihre eigene Partei bildeten, und nicht eher etwas geſchah, als bis man ſich mit Nachbarn und Freunden perſönlich verbürgert hatte. Man ſchloß erſt mit ihnen eine Eid- oder Fehdegenoſſenſchaft, welche ihre beſtimmten greifbaren Ziele und Zeiten aufſtellte.

Natürlich trug dabei jeder Theil ſeine beſonderen Wünſche und Anſichten zu Markte. Gewiß vereinigte die deutſchen Städte im Grunde ein und dasſelbe Streben, allein immer zerfielen ſie in große und kleine Bünde, von denen jeder ſeine landſchaftlichen Intereſſen vertheidigte. In den Niederlanden war Handelseiferſucht und anderer Aerger hinreichend, daß eine Stadt ſich zeitweiſe zur Gegenpartei ihrer Nebenbuhlerin hielt. Als unter Herzog Albrecht Delft die Fahne der Kabeljaus hochhielt, halfen die Dortrechter dem Fürſten, der Stadt heftig zuſetzen; als umgekehrt zu Jakobäas Zeit Dortrecht das Hauptlager der Kabeljaus war, regte ſich in Delft um ſo leichter der hoekiſche Geiſt. Die Utrechter und Oberyſſelſchen Bürger ließen keine Gelegenheit vorbeigehn, wo ſie den reichen Kabeljauſtädten in Holland ſchaden konnten. Die Adelsgeſchlechter aber brachten in die Parteiung ihren Familienhaß hinein. Wo ein Geſchlecht reich und mächtig ſich ausbreitete, da gab es gewiß in ſeiner Nachbarſchaft ein anderes nicht minder hochſtrebendes, welches ſich ſelten anderswo, als auf der Seite ſeiner Feinde finden ließ. So ſtanden ſich die Brederode und Egmond, die Arkel und Montfort, die Borſſelen und Haemſtede überall feindlich gegenüber. Dann ſchleppte ſich noch zwiſchen Fürſten Herren und Städten um Gerichtsbarkeiten, um Zoll- und Münzrechte und dergleichen ein Knäuel alter Prozeſſe, welche niemals gründlich ausgetragen wurden und bei jeder Fehde wieder auf's Pergament kamen. So wurde die politiſche Frage, welche die Parteien trennte, hüben und drüben gewöhnlich mit ſo vielen andern Anſprüchen

und Streitigkeiten behängt und umwickelt, daß ſie faſt darunter verſchwand: ſelbſt in der Vorſtellung der Parteigenoſſen dämmerte dann ihr politiſches Prinzip nur in allgemeinen Umriſſen. Was die Partei aber immer wieder zuſammenführte, was den alten Streit immer wieder anfachte, das war eben doch nur die dauernde Kraft jenes Prinzips.

Wenn aber die Parteiglieder nicht anders auf die Kampfbühne traten, als perſönlich mit einander verbürgert, ſo brauchten ſie auch ein perſönliches Haupt. Sie ſuchten dasſelbe in der fürſtlichen Familie, ſie ſcheuten kein Mittel, den Thronfolger oder irgend einen andern Prinzen, der möglicher Weiſe Anſprüche auf den Thron beſaß, aufzuſtacheln, daß er an ihre Spitze trete. War aber die Noth und Erbitterung groß und gleichwohl jede Ausſicht verſchloſſen, aus der herrſchenden Familie ein Haupt zu erhalten, ſo ſah man ſich im Auslande um, dort einen Fürſten zu finden, der irgend ein Recht auf den Thron zur Zeit oder für ſpäter in Anſpruch nahm. So erſcheinen die meiſten größeren Parteikämpfe im Mittelalter zugleich als Thronſtreite. Es war das beſtändige Politik der Lehnsmannen. Eine nackte Empörung gegen den Herrn verwirkte das Lehnsgut. Man ſuchte alſo einen andern, welcher den rechten Lehnsherrn vorſtellen ſollte. Ging dann die Sache unglücklich, ſo war höchſtens ein Rechtsirrthum und keine Felonie zu büßen. Doch machten auch tiefere Gründe den Parteikampf ſo regelmäßig zum Thronſtreit. Es bekundet ſich darin ein ächt monarchiſcher Zug und zugleich das ſtändiſche Prinzip, welches ohne Mitrathen und Mitthaten nicht zu denken iſt. Die Herren und Städte erkämpfen für den Fürſten, dem ſie anhängen, den Thron: er aber muß ſich feierlich verpflichten, ihre Prinzipien und Intereſſen zur Geltung zu bringen; förmlich muß er ſich mit ihnen verbürgen gegen beſtimmte Perſonen und zu beſtimmten Zwecken. Wir ſahen bereits, wie der ſeeländiſche Adel den flandriſchen Grafen zum Haupt erkor wider den ange-

Digitized by Google

ſtammten Fürſten; wir ſahen, wie die Kaiſerin Margaretha und ihr Sohn durch die Parteien in den Krieg mit einander verwickelt wurden: der Verfolg der holländiſch-bayeriſchen Geſchichte wird uns noch mehr Beiſpiele bringen.

Nun war auch die Belohnung, welche man für ſein Mühen und Ringen wollte, keineswegs allein das erhebende Bewußtſein, „daß die gute Sache geſiegt habe“, auch keineswegs blos die Befriedigung, welche der geſättigte Parteihaß gewährt, der zum perſönlichen und Familienhaß geworden. Reale Genüſſe, faßbare Güter waren es, in welche ſich den Leuten damals die Ideen ſofort umſetzen ſollten. Man freute ſich auf die Privilegien Freiheiten und Güter, welche der Fürſt, wenn er zur Herrſchaft komme, ſeiner Partei verleihen werde. Man freute ſich noch mehr auf den ſchönen Beſitz, aus welchem man die Gegner herauszuwerfen trachtete, um ſelbſt ihren Platz einzunehmen. Da gab es zahlreiche Aemter am Hofe des Fürſten, auf den Schöffenſtühlen und in der Verwaltung der Städte, in der Gerichts- Forſt- Zoll- und geſammten Landesverwaltung. Jede dieſer Stellen brachte nicht blos Rang und Anſehn, ſondern auch ſehr weſentliche Einkünfte. Die Habſucht äußerte ſich noch auf rohere Weiſe. Bürgerſchaften, welche Eiferſucht bewegte, konnte nichts Froheres geſchehn, als wenn der Krieg der Nebenbuhlerin Handel und Gewerbe lähmte. Dann zog die triumphirende Stadt Meiſter Schiffe und Kapitalien an ſich. Wo aber der Sieger einzog, da mußten die Vornehmſten der Gegner in die Verbannung: die am meiſten Verhaßten waren in der Regel ſchon geflüchtet, denn ſonſt hätte Schwert und Kerker grauſam unter ihnen aufgeräumt. Die Güter der Hingerichteten, der Flüchtlinge, der Verbannten wurden eingezogen zu Gunſten des Fürſten, ſeines Statthalters oder Feldherrn, ſeltener für das Gemeinbeſte. Dann wurden ſchöne Häuſer und Gärten und Waldungen an die Helfer verſchenkt oder zu Spottpreiſen verſchleudert, und die Sieger erweiterten lachend ihre Beſitzungen.

Auch heute bringt der Parteiſieg Spolien, die nicht leicht verſchmäht werden: allein verglichen mit der Ausbeute, welche Parteikämpfe im ſpäteren Mittelalter lieferten, erſcheint die jetzige nicht beſſer als ein Teller Fiſche gegenüber einer reichbeſetzten Tafel. Selbſt der Habe, welche die Geflüchteten bei ihren Freunden heimlich untergebracht, wurde nachgeſpürt, und Alles, was man entdeckte, für gute Beute erklärt. Viele Familien, die all ihr Gut verloren hatten, zogen auf und davon und verſchollen in der Ferne.

Die meiſten aber, welche die Heimath meiden mußten, gingen nicht gar weit. Gegenwärtig, wo die Parteiſtrömungen nur Fluth und Ebbe des Volksgeiſtes ſind, der langſam ſeine Schwingungen vollbringt, ſinken mit der Niederlage auf lange Zeit all die Hoffnungen der Beſiegten zu Boden. Die Führer ſind gefallen, oder ihre Kraft verzehrt ſich im Kerker und Exil: die Volksmaſſe aber folgt eine Zeitlang andern Antrieben. Das war damals, als nicht blos die Führer, ſondern ganze Parteien ſich gegenſeitig den Kehraus aufſpielten, anders. Die Flüchtigen und Verbannten hielten gleich hinter der Landesgränze ſtill, und dieſe lag, da der Herrenländer und Stadtgebiete ſo viele, ſelten weiter als eine oder die andere Tagreiſe. Dort ſchürten und lärmten die vertriebenen Häupter an den Fürſtenhöfen und in den Städten, wo ſie Freunde hatten, ſie verſprachen goldene Berge von den Gütern der Verhaßten, wenn man ihnen helfe. Der reichere Adel hatte gewöhnlich auch in den Nachbarländern Güter und Beſitzungen, auf denen er wie zu Hauſe war. Die Aermeren aber zehrten in den Gränzorten umher und warteten, bis das Blatt ſich wieder wende. Bei Tage rüſteten ſie mit ihrem letzten Pfennig neue Waffen und Mannſchaften, und des Nachts ſchlichen ſie über die Gränze und beſprachen ſich heimlich mit ihren Geſinnungsgenoſſen. Waren die Gegner nicht ſehr ſtark, nicht äußerſt auf der Hut, ſo hatten ſich die Ver-

Digitized by Google

triebenen auf einmal in einer feſten Stadt wieder geſammelt und eröffneten auf's Neue den Krieg.

Um ſich nun Beginn Hergang und Verlauf, wie ſie gewöhnlich in den Parteikämpfen Statt hatten, klar zu machen, muß man ſich an Recht und Brauch der Fehde erinnern. Noch war ja in anerkannter Uebung das Fehderecht, welches nichts anderes beſagte, als daß jeder ſeinen Schaden an Ehre Leib und Vermögen ſelbſt rächen könne, wenn ſein Beleidiger nicht gutwillig ſich zur Sühne herbeilaſſe. Ein Zwang, lediglich vor Gericht Recht und Hilfe zu ſuchen, beſtand nur erſt in den Städten, wurde außer ihren Mauern nur erſt mühſam durch die Landfriedenseinigungen eingeführt: noch aber konnte man es ſich nicht anders denken, als daß jeder freie Grundbeſitzer das Recht der Selbſthilfe habe. Nur mußte er, um ſeine Ehre zu wahren, d. h. um nicht als gemeiner Räuber zu erſcheinen, in gehöriger Form ſeinem Feinde vorher abſagen.

Da war denn irgend einem der letztunterlegenen Partei ein, wie er betheuerte, klares Unrecht geſchehn an Leib und Ehre, an Gut oder Zins; es war geſchehn „wider gute beſiegelte Briefe", durch welche man jüngſt den Frieden abgeſchloſſen hatte. Vielleicht war ein Herr auf offener Landſtraße niedergeworfen, oder eines Bürgers Schiff und Gut auf freiem Fluſſe angehalten, beides von Leuten, die eines Gegners Farben trugen. Oder es hatte eine Stadt ſich der Wiederaufnahme von Gebannten, die zwar zu der ſiegenden Partei gehörten, aber noch beſonderer Frevel ſchuldig waren, glücklich erwehrt, und da war des Nachts von ihren Freunden heimlich ein Thor zerbrochen: die Vertriebenen drangen ein und wurden erſt nach blutigen Gefechten zurückgeworfen. Dann begehrte der Angefallene oder die beleidigte Bürgerſchaft Genugthuung bei der herrſchenden Partei im Rathe des Fürſten. Nach vielen Reden und Widerreden erhielt der Kläger eine Antwort, die ihm „ſehr fremd" dünkte, ſo daß er klagte vor aller Welt, man könne nicht mehr ſein Recht erlangen, was

Digitized by Google

doch ſchwer zu hören und noch ſchwerer zu erleiden ſei. Deshalb werde er von bitterer Noth dazu gezwungen, Leib und Gut und Ehre zu ſchirmen, was Jedermann müſſe als chriſtlich und ehrbar gelten laſſen, und habe er ſich alſo vereinigt mit ſeinen „guten Freunden“ wider Gewalt und Unrecht. So etwa lautete der Eingang der Verbündnißbriefe, welche hier und dort die Parteihäupter mit ihren nächſten Anhängern abſchloſſen, wenn es wieder gute Zeit ſchien, den Gegnern einen Streich zu verſetzen.

Unter ſich aber vereinbarten die Fehdegenoſſen etwa folgende Stücke ſchriftlich. Sie wollten zwei, drei oder fünf Jahre gute Freundſchaft mit einander halten, es ſei denn daß Alles, worüber man zu klagen habe, früher geſühnt werde. Sie wollten während dieſer Zeit ſämmtlich Feinde ſein von den namentlich genannten Beleidigern und deren Freunden Knechten Helfern und Allen, die dieſen Herberge oder Beiſtand leiſteten. Es ſolle jeder dem Andern, der in Gefahr komme, zu Hilfe eilen auf eigene Koſten und eigenen Gewinn und Verluſt. Die Gefangenen, welche man mache, ſollten dem bleiben, deſſen Leute ſie erworben, die Beute müſſe vor dem Schloſſe des nächſten Hauptherrn vertheilt werden. Städte und Schlöſſer, die man durch Vertrag Liſt oder Gewalt gewinne, hätten während der Fehde zu gemeinſamem Nutzen zu dienen, ſpäter werde man darüber verfügen. Ferner ſeien Ritter Knappe oder Stadt, die dieſen Brief beſiegelten oder ihr beſiegeltes Transfix anhängen würden, anzuſehn als eingetreten in die Fehde und als berechtigt und verpflichtet auf alle dieſe Punkte. Endlich dürfe Niemand mit einem Feinde die geringſte Sühne machen, es geſchehe denn von allen Fehdegenoſſen insgemein, und wenn mit Gottes Hilfe all ihren Klageſachen Recht widerfahre, wollten ſie auch dann noch treulich einander beiſtehn, damit einem Jeden zu Nutz und Frommen der Frieden vollzogen werde.

Dieſer Vertrag wurde bei den Freunden umhergeſchickt,

Digitized by Google

daß ſie ihn beſiegelten. War kein Platz mehr auf dem Pergamente, ſo zogen ſie durch ein eingeſchnittenes Loch am Rande einen ſchmalen Streifen, deſſen Enden ſie zuſammenſiegelten, das war das Transfix. Das Siegel galt für den Mann. Hatte man ſich dergeſtalt einer Anzahl Helfer verſichert, ſo ritten eilends aus den Thoren der Städte und Schlöſſer die Boten und überbrachten die Abſagebriefe. Damit ging der Tanz los. In den Städten wurden die Männer der Gegenpartei, welche ſich nicht raſch davon machten, angegriffen, erſchlagen oder vertrieben. Man belagerte und beſtürmte die Schlöſſer und Thürme der Feinde. Man verlegte ihren Schiffen und Waaren den Weg und that ihnen und ihren Unterſaſſen allen möglichen Schaden durch Rauben Sengen und Brennen, durch Saatverderben und Viehwegtreiben, Alles natürlich blos deshalb, damit ſie ſich nicht länger weigerten, hinſichtlich der Klageſtücke geziemend zu Rechte zu ſtehn. Nach ein paar Monaten hatte man ſich denn beiderſeits hinlänglich geſchädigt, oder es legte ſich, wenn das heilloſe Treiben zu weit um ſich griff, der Fürſt ernſtlich in's Mittel, und man ſuchte auf die eine oder andere Weiſe den Streit wieder beizulegen.

War es aber der ausfallenden Partei gelungen, ein Mitglied aus der fürſtlichen Familie an ihre Spitze zu bringen, ſo wußte Jedermann, daß jetzt die Sache tiefer in's Volk einſchneide und ſo bald nicht beendet werde. Dann wurde ernſtlich gerüſtet. Die Zugbrücken vor den Schlöſſern und Stadtthoren erhielten neue Ketten und wurden höher hinaufgezogen, die Gräben voll Waſſer gelaſſen, Mauern und Wälle und Pfahlwerk nachgeſehn und ausgebeſſert, und hier und dort brachte man noch ein Thürmchen mehr an. Jeder Ritter ſuchte auf ſeinen Dörfern die klügſten und flinkeſten Burſche und verſprach ihnen Sold und Beute, wenn ſie ihre Piken ſchärfen und ſeinem Fähnlein folgen wollten. Jede Stadt goß neue Donnerbüchſen und ſah ſich nach berühmten Stückmeiſtern um. Man warb Reiſige, welche alle Wege

Digitized by Google

und Stege in den Wäldern kannten, Fußknechte, die genau wußten, an welcher Furth und zu welcher Zeit am beſten die Flüſſe zu paſſiren, und Schiffer, welche jeden heimlichen Halteplatz zwiſchen den Inſeln und Küſten beſuchten. Kundſchafter ſchlichen umher, zum Voraus Ort und Gelegenheit auf feindlichem Gebiete ſich zu merken. Da ging für die Rüſtungen und Werbungen viel Geld auf, und Aecker Forſten und Zehnten der Burgherren kamen in die Verpfändungsbriefe, welche der reiche Städter mitnahm, wenn er ſeine Summen geliehen. Auch die kriegführenden Fürſten verſetzten und verkauften allerlei nutzbare Gerechtigkeiten ihrer Zoll- Münz- und Gerichtsſtätten. Die ihnen aber die Gelder vorſchoſſen, waren auch hier wieder die Städte, und ſie wußten ſolche Gelegenheit trefflich zu nutzen, um ſich für ihre guten Dienſte manch ſchöne Gunſt und Freiheit zu erwerben. War in anderer Weiſe kein Geld mehr aufzutreiben, ſo ließ der Fürſt Leibrenten verkaufen, das heißt für jede hundert Gulden, die man ihm gab, gelobte er jährlich fünf oder zwölf oder zwanzig Gulden zu zahlen und ſetzte dafür ſeine Güter und Einkünfte zum Pfande. Oefter ließen ſich auch die Gläubiger zum voraus Anweiſungen geben, ihre Zahlungen gleich ſelbſt von den fürſtlichen Zollſtätten und Steuerempfängern zu holen. Man ſieht, dieſe Geldgeſchäfte waren unſern Staatsanlehen bereits ſehr ähnlich: nur haftete ſtatt des Staats die Perſon mit ihren Gütern; auch war das bequeme Mittel, vom Schuldbriefe geldwerthe Zinszettel abzuſchneiden, noch nicht erfunden. Im ſchlimmſten Falle fing man an, vom Beſtande der fürſtlichen Gütermaſſe zu verkaufen: dann mußte die Noth wirklich hart an den Mann gehn.

Geld freilich, viel Geld hatten damals Fürſten in Bürgerkriegen nöthig, nicht blos zur Ausrüſtung eigener Soldaten Schiffe und Feſtungen, ſondern auch, um ſich gegenſeitig vermögende Anhänger abzujagen und Andere, die noch nicht Partei ergriffen hatten, anzuziehen. Da wurde keine Art

von Beſtechung geſpart. Aemter und Ehren, Güter und Jahrgelder wurden zugeſagt, bis Baron oder Stadt, auf welche es abgeſehen war, ſich bereit finden ließ, ihrem bisherigen fürſtlichen Herrn zu ſchreiben: „es ſei ihnen zur Zeit alſo gelegen, daß ſie ſich mit deſſen hochmögendem Gegner verbänden, daher ſie ihre vorige Mannſchaft (d. h. Kriegsfolge) Eidespflicht und Verbindung aufſagten, was man bitte, nicht für ungut zu nehmen". Bald darauf folgte dann der Fehdebrief. Ja, es kam vor, daß ein Herr ſeinem Fürſten, von welchem er Schloß und Gut in Lehen hatte, plötzlich den Dienſt aufſagte, vom Schloſſe zum Scheine abzog, um es gleich darauf wieder einzunehmen als ehrliche Beute; natürlich vermeinte er, dabei ſeine Ehre durch kurz vorher abgeſandten Fehdebrief gewahrt zu haben.

Mit dem Fürſten, deſſen Partei nun ein Baron ergriff, wurde urkundlich und eidlich ein Vertrag errichtet, der gewöhnlich vier Punkte enthielt. Der Baron verpflichtete ſich, mit wieviel Pferden Schlöſſern oder wodurch ſonſt er in der Zeit dieſer Fehde dienen und des Fürſten Beſtes in alle Wege ſuchen wolle. Namentlich bezeichnete er diejenigen, welche er ſeinerſeits von der Fehde ausnehme. Der Fürſt verpflichtete ſich, ihm ein Beſtimmtes zu entrichten oder doch wenigſtens ſein Hauptherr zu ſein, d. h. ihm für Koſten und Schäden zu ſtehen. Endlich ſolle kein Frieden gemacht werden, ohne ihn darin einzuſchließen. Manche Herren ließen ſich vom Fürſten für ihren Dienſt ſchon zum voraus Pfand- und Schuldbriefe geben. Hatte nun ein mächtiger Baron Partei ergriffen, ſo zog er ſeine geſammte weite Vetterſchaft nach ſich. Zu Dutzenden unterſiegelten ſie einen und denſelben kurzen Abſagezettel. Denn es war ein uraltes Herkommen, daß wie vor Gericht als Eideshelfer, ſo bei einer Fehde als Genoſſen ſich die Verwandten bis in's ſiebente Glied Beiſtand leiſteten; außerdem waren ſie in der Regel ſchon in Erbverbrüderungen, welche ſie verbanden, die Güter, die in's

Erbrecht der Familie fielen, gemeinſam zu beſchützen. Der Fürſt der Gegenpartei aber legte dann Beſchlag auf die Güter der Abgefallenen und ſetzte ihnen einen Tag zur Verantwortung im Lehnshofe. Nach Verlauf der Friſt erklärte er die Treuloſen für geächtet und ihre Güter für anheim gefallen. Auf die Anweiſung der letzteren lauerten dann ſchon Anhänger genug.

Wo nun irgend ein Thurm, ein feſtes Haus oder ummauertes Städtchen einen Anhalt bot, legte man Helfer und Söldner hinein, deren Befehlshaber eidlich gelobte: „ſechs Wochen lang jede Belagerung tapfer auszuhalten, oder ein ehr- und treuloſer Mann zu ſein und Leib und Gut zu verwirken".

Aus all dieſen Haltpunkten ſchwärmten dann Tag und Nacht kleine Schaaren aus zu Roſſe zu Wagen und zu Schiffe, um dem Feinde Abbruch zu thun und Beute zu machen. Denn man dachte ſich rechtſchaffen an einander zu erholen. In den Städten aber paßten die Thürmer wohl auf und ſchauten vom Morgen bis zum Abend auf's Feld, ob ſich ein Zug Feinde blicken ließe, dann bliesen ſie „Feind", raſch ſuchte man Vieh und Leute in's Thor zu bringen, und die beſte Mannſchaft ſtürmte dem Feinde entgegen. Oefter vereinigten ſich die Beſatzungen von benachbarten Schlöſſern und Städten und machten eine ſchnelle Reiſe tiefer in das Gebiet hinein, welches vom Feinde beſetzt war, um dort plötzlich einen Ort heimzuſuchen. Da waren die Städte am beſten daran; denn ſie hatten ihr reiſiges Zeug mit der Wagenburg ſtets in Ordnung. Mit trefflichen Roſſen beſpannt führten die Wagen einen Haufen Bewaffneter raſch viele Stunden weit in Feindesland. Traf man Feinde im Felde, ſo fuhren die Wagen in einen Kreis zuſammen: die Ketten, welche jeder führte, wurden ausgeworfen und ein Wagen in den andern gehängt, daß kein Menſch durchkonnte; von den Leitern aber hingen Bretter herab, ſo daß man dahinter eine gute Schutzwehr hatte. Es kam eben alles darauf an, daß der Feind das Vorhaben nicht zu früh merkte und mit Glocken

Digitized by Google

und Feuerzeichen Hilfe herbeibringe. Daher hatte man immer eine Anzahl Kundſchafter auf den Beinen, welche theuer bezahlt wurden. Am beſten taugten dazu Frauen und Juden. Sie trugen hin und her die Briefe, welche ſie in ausgebohrten Stöcken, in Schüſſeln mit doppeltem Boden, in Brodlaiben verſteckt hatten. Auf zwanzig Stunden Weges kundſchafteten ſie Städte und Märkte und Schlöſſer aus und merkten ſich, wie ſtark die Beſatzungen und wo eine ſchwache Stelle in den Feſtungswerken. Glückte nun der Streifzug, und fiel man plötzlich mit ſtarker Macht dort ein, wo der Feind ſchwach, ſo war die Heimſuchung furchtbar. In wenigen Augenblicken war das Dorf oder Städtchen in Feuer und Rauch gehüllt, überall erſchallte das Krachen und Toſen der Plünderer und das Wehgeſchrei der Bewohner. Um das Elend abzukaufen, verſtanden ſich Dörfer und Städte dazu, große Brandſchatzungen zu zahlen, ganze Gegenden gaben regelmäßige Steuern an die drohende Partei. Denn dem Sieger war auch das Gräulichſte erlaubt, ihm gehörte der Leib der Jungfrau, wie die letzte Stütze des Greiſes. Die Plünderer nahmen Alles mit, was ſich fortſchaffen ließ, Korn und Schmalz, Betten und Hausrath, ſehr gern Vieh, noch lieber Geld und Silber und Waffen, am liebſten die Menſchen ſelbſt. Aus den rauchenden Trümmern zog man fort, die Wagen hoch beladen, die Pferde Kühe Schweine Schafe raſch forttreibend, die Gefangenen an die Wagen gefeſſelt. Kam man wieder in die Nähe der Stadt oder Burg, von welcher ausgezogen war, ſo hielt man ſtill und wählte auf dem Felde erſt die Beutemeiſter, welche ſchwuren, gerecht zu vertheilen. Dann zog alles auf den Markt oder Burgplatz, und einer nach dem andern legte vor den Beutemeiſtern ſeinen Raub nieder. Dieſe verſteigerten oder ſchätzten die Sachen wie man es gerade machen konnte, ließen Mann für Mann vortreten und gaben einem jeden ſeinen Antheil, der Reiter bekam zwei, der Führer noch mehr Antheile. Dies war das Beuterecht.

Aerger noch war das Gefangenenrecht. Denn nicht aus dem Raubertrage, nicht aus den Waffen Pferden und Börſen der Erſchlagenen, ſondern aus den Gefangenen ergab ſich in dieſen Fehden die reichſte Erwerbsquelle. Wildfremde Kriegsknechte ſchlug man todt, oder ſtieß ſie unter die eigenen Truppen, oder ließ ſie laufen ausgezogen nackt und bloß. Aber Jeder griff nach den glänzenden Grafen und Herren, nach den reichen Bürgers- und Bauernſöhnen: denn ein ſolcher war vielleicht ſeine paar hundert Goldgulden werth. Wo man recht ritterlich ſich gegen einen Gefangenen benehmen wollte, mußte er wenigſtens die vollen Einkünfte, die ein Jahr ihm brachte, für ſeine Freiheit einſetzen. Man verſtand meiſterlich zu ſchätzen, was einer zahlen konnte. War ein Haufen Bürger oder Bauern eingebracht, deren Beſitzthum man nicht genau kannte, ſo wurde einer freigegeben, daß er die andern ſchätze, und das durfte ihm kein Menſch verdenken. Man ſchleppte die Gefangenen auf die Burgen und Thürme, und die Stockmeiſter führten genaue Rechnung über ihren Verzehr; denn auch dieſen mußten ſie ſelbſt bezahlen. Wollten ſie die Löſegelder nicht beſchaffen, ſo hing man ſie an den gefeſſelten Händen auf, bis die Qual ſie geſchmeidiger machte: nach dem Rechte der Fehde war ja ihr Leben in das Eigenthum des Siegers gefallen. Die Fürſten belebten dies Geſchäft der Menſchenkaperei, wenn ſie bei Ausbruch der Fehde anſehnliche Summen ausſetzten, gegen deren Erlegung es ihnen freiſtehen ſolle, jeden Gefangenen, den ihre Verbündeten machten, an ſich zu kaufen. Die Städte ſetzten gewöhnlich den Fanggulden aus, den konnte man nehmen und ſeinen Gefangenen den Stockmeiſtern laſſen: dann ſah die Stadt zu, wie ſie wieder zu ihrem Gelde kam. Nach jeder großen Schlacht ſah man Unglückliche umherirren, welche auf Ehrenwort aus der Haft entlaſſen waren, damit ſie ihr Gut verſilberten und bittend bei Verwandten und Freunden umhergingen, um das hohe Löſegeld zu erſchwingen.

Digitized by Google

Die Schäden, welche dieſe Kriegsweiſe dem Lande brachte, waren empfindlich genug. Mancher gute Mann wurde vom Pferde geſtochen, und da die Wohnungen der Bauern nur von Holz, ſo flackerte ein Dorf nach dem andern auf, daß nichts als ein weiter Platz voll Aſche übrig blieb, wo vorher Häuſer und Thore ſtanden. Dennoch erholte ſich das Land gewöhnlich in kurzer Zeit wieder, weil die Mannſchaften, welche der Krieg ihm zuſchickte, meiſt nur großen Streifſchaaren zu vergleichen. Sobald man Frieden ſchloß, wurden die Hütten der Bauern ebenſo raſch wieder aufgerichtet, als das junge und alte Volk neue Ehen einging. Wie wenig galt damals ein Menſchenleben! Es war wie in aufblühenden Kolonieländern. Nirgends herrſcht da die ſteinerne Enge der europäiſchen Gegenwart. Die eine Welle verſchlingt hundert Menſchen, die nächſte bringt tauſend wieder, und wer die Hände rührt, gedeiht. Erſt als die Kriegsheere ſtärker wurden und mehrere Sommer im Felde, mehrere Winter in den Städten und Burgen hauſeten, erſt da ließ ſich ein Land gründlich ausſaugen und zerrütten. Und allerdings wuchs ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert mit der Stärke der Heere auch die Dauer der Kriegsleiden. Jedoch war noch immer bis ziemlich gegen Ende des Mittelalters die Menge ummauerter Orte, welche für die damaligen Heere nicht leicht einzunehmen, ſo groß, daß ſie einen anſehnlichen Theil der Menſchen und Güter bargen. Das Landvolk flüchtete, wenn feindliche Haufen heranzogen, mit Vieh und beſter Habe in die Städte oder in die Wälder, und gab ſeine Wohnungen preis.

Das Aergſte war, daß bei großem Hader der Krieg ſich leicht von einem Jahr in's andere zog. Einige hundert verwegene Männer konnten ein ganzes Fürſtenthum Jahre lang im Schach halten. So lange der Feind noch ein paar feſte Orte ſein nannte, war man niemals ſicher, wie raſch und wie weit er wieder um ſich greife. Hatte er doch überall die ſtillen Freunde und Helfer ſeiner Partei. Denn niemals

Digitized by Google

konnte der Sieger die Gegenpartei in einer Gegend ausrotten, und hätte er es gekonnt, ſo wuchs die Geſinnung wieder nach, gleichwie man Bäume niederſchlägt und das Jahr darauf ſich wundert, daß ihre Wurzeln wieder friſche Sproſſen trieben. In den großen Parteikriegen drehte ſich freilich der Krieg zuletzt um den Beſitz der einen und anderen größeren Stadt. Um ſie zu belagern oder zu entſetzen, zog man alle irgend verfügbaren Truppen, die im Lande vertheilt ſtanden, zuſammen. Dann kam es zu ein paar mörderiſchen Schlachten, die Parteien wurden erſchöpft, und die Unterhändler fanden hüben und drüben geneigtes Ohr. Anfangs ſprach zwar jeder Theil von himmelſchreiender Ungerechtigkeit, und daß man lieber mit dem Stecken in der Hand in die Fremde wandern wolle, als ſein gutes Recht aufgeben. Doch Noth litt kein Gebot, und allmählig kam man über die Hauptpunkte des Friedensvertrages in's Reine. Dann wurden gegenſeitig Schiedsrichter ernannt und eine Tagfahrt in einer Stadt anberaumt zur großen feierlichen Sühne.

Am beſtimmten Tage erſchienen die Fürſten mit ihren Räthen, und die Barone und Ritter mit glänzend aufgeſchmückten Reiſigen. Jeder Theil wollte zeigen, daß des Gegners Waffen ihm wenig angethan. Vor den Schiedsrichtern wurde die ganze Sache noch einmal durchverhandelt, nicht anders, als wie ein Prozeß vor Gericht über Injurien Todſchläge und Eigenthumsſachen. Endlich thaten die Schiedsrichter den Sühneſpruch, der förmlich zu Pergament gebracht wurde. Ein ſolcher Friedensbrief begann mit der nachdrücklichen Erklärung: fortan ſolle männigliche Sühne, Freundſchaft und Eintracht herrſchen unter Allen, die an der Fehde Theil genommen. Einige wurden vielleicht namentlich ausgenommen, entweder verachteten ſie das Schiedsgericht, oder die Beſiegten mußten ſie der Rache der Gegner opfern. Auch Todſchläge, die nicht als fehdegerecht erkannt wurden, blieben der Ausſöhnung mit den Verwandten vorbehalten. Frei-

Digitized by Google

gelaſſene Gefangene und rückkehrende Verbannte mußten Urfehde ſchwören, d. h. eidlich geloben, das ihnen angethane Leid in keiner Weiſe zu rächen. Ueber Herrſchaften und Schlöſſer, Zoll- und Geleits- und ähnliche Rechte, welche zwiſchen Fürſten Herren und Städten in Frage ſtanden, wurde ein ganzer oder halber Beſcheid gefaßt. Auch andere Klagſachen, die früher zur Fehde Anlaß gegeben oder während derſelben ſich erhoben, wurden abgemacht wie in einem richterlichen Erkenntniſſe. Denn in all dieſen Dingen herrſchte jene eigenthümliche Verſchmelzung von öffentlichem und Privatrecht, wie man ſie im Mittelalter nicht anders kannte. Waren Entſchädigungsſummen ausgeſprochen, ſo wurde gewöhnlich beigeſetzt, daß der Schuldner an einem beſtimmten Tage in einer beſtimmten Stadt mit ſo und ſo viel Rittern und Knappen einreiten, und dort mit ihnen im öffentlichen Wirthshauſe auf ſeine Koſten ſo lange zehren ſolle, bis der Gläubiger befriedigt. Gerade die ſchwierigſten Fragen aber wurden in der Regel auf einen beſonderen Reichstag verſchoben. Zum Schluſſe aber fehlte nicht der Generalartikel: „Item ſollen alle Unterſaſſen, Helfer und Helfershelfer von allen Seiten frei und geſühnt ſein, — Jeder auf dem Seinigen, es ſei Lehn oder Eigen, und nach ihren Briefen, die ſie darüber hatten, gleichwie Jeder vor der Fehde beſtand und ehe Einer ſein Lehn aufgeſagt hatte, — frei und geſühnt von Allem was von dieſer Fehde herrührt, Raub gegen Raub, Brand gegen Brand, Todte gegen Todte, Quetſchungen gegen Quetſchungen, und von allen Heimſuchungen, wem ſie auch geſchehen ſeien, Geiſtlichen oder Weltlichen, — und die Gefangenen von allen Seiten ſollen quitt ſein, und Alles, was unbezahlt iſt an Löſegeld, Gerichtsgeld und Brandſchatzung, wie es auch verſprochen und verbürgt ſei zu bezahlen, ſoll quitt ſein". Seinen Schaden konnte alſo Jeder ſich ſelbſt bezahlen.

War der Sühneſpruch feierlich verleſen, ſo wurde das Evangelium oder der Reliquienſchrein des Heiligen gebracht,

Digitized by Google

und die eine Hand darauf gelegt, die andere zum Himmel erhoben, ſchwur Mann für Mann, die Sühne zu halten.

Dann ging es an's Siegeln. Der Hauptbrief wurde von allen Theilnehmern an der Fehde beſiegelt. Er reichte aber nicht aus: die Menge der Barone und Städte gaben ſich unter einander und den Fürſten noch ihre beſondern beſiegelten Briefe, daß ſie geſühnt ſeien und wegen deſſen, worin einer den andern gekränkt und geſchädigt, künftig weder mit Rath noch That, weder heimlich noch öffentlich etwas vornehmen wollten. Denn alle dieſe Herren und Städte, groß und klein, traten auf als ebenſo viele beſondere kriegführende Parteien. Daher wurde, wenn die Fürſten Frieden ſchloſſen und Jeder ihrer Anhänger ebenfalls ſeinen beſiegelten Brief geben wollte, das Pergament theuer, und die Notare hatten zu thun vom Morgen bis zum Abend. Und höchſt ſorgſam und weitumfaſſend wurden die Worte gewogen und geſtellt. Stand ein Punkt nur im beſiegelten Pergament, ſo war ſpäter, wenn Einer Fehde darum erhob, ſeine ritterliche Ehre auf's Reinſte gewahrt. Man legte einander in dem geſchriebenen Wort Fangeiſen mit Luſt und Geſchick, und deshalb koſtete es ſo viele Mühe, bis unter vielen wunderlichen Klauſeln ein Pergament zu Stande kam.

Und ſchließlich war jedes Pergament doch nur ein Nothbehelf auf Zeit. Denn wo das öffentliche Recht einer Laube glich von tauſend in einander verſchlungenen Ranken und Gewächſen, wo jeder ſeßhafte Mann ein Stück vom Advokaten war, und die Streitluſt und Habſucht nimmer ruhte, da ließ ſich mit einiger Schlauheit aus einem Sühnebrief oder aus dem darin beſtimmten Rechtstage leicht ein neuer Grund zum Fehdeanſagen herleiten, der natürlich nie etwas anderes als höchſt gerecht war. Man hielt eben nur ſo lange Ruhe, bis man ſich wieder kräftig fühlte und eine günſtige Gelegenheit kam, von Neuem loszuſchlagen. Bis dahin ergötzte man ſich an Spottliedern und Reimen, die mehr Laune und Grobheit als Witz verriethen.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Die Wittelsbacher in den Niederlanden.

Digitized

Erſtes Kapitel.

Kaiſerin Margaretha und ihr Sohn.

Deutſche Fürſtengeſchlechter im Auslande. Wittelsbachs Beginn in Holland. Familienrath zu Quesnoy. Die Kaiſerin wieder Alleinherrin. Verſöhnung zwiſchen Mutter und Sohn. Widerſtand der Parteien. Vorgänge in und um Delft. Friedensverſuche. Entweichung des jungen Herzogs. Neuer Ausbruch des Krieges. Ankunft der Königin Philippa. Fortſchritte Wilhelms. Vertrag der Kaiſerin mit England. Siege der Kaiſerin. Middelburg. Entſcheidungsſchlacht. Engliſcher Schutz für die Kaiſerin. Ihre Flucht nach London. Ihre Forderungen. Langwierige Unterhandlungen. Rückkehr der Kaiſerin. Nochmal Krieg. Sühneſpruch. Abbitte des Sohns und Verzeihung. Abtretung von Holland und Seeland. Aufrichtige Verſöhnung. Tod der Kaiſerin. Margaretha und Jakobäa. Wilhelm dreißig Jahre in Wahnſinn. Mathilde von Lancaſter.

Die Geſchichte deutſcher Fürſten, welche auf fremden Boden verpflanzt werden, artet gewöhnlich verſchieden je nach Art und Sitte ihrer neuen Völker. Unter Slaven erheben ſie ſich zu Gebietern, welche Zucht und Ordnung im Lande ſchaffen. Bei den verwandten Germanen finden ſie leicht Verehrung und Anhänglichkeit, weil ſie tapfer und redlich dem Ruhm und Wohlſtand ihrer neuen Heimath dienen. In romaniſchen Ländern geſtaltet ſich ihr Beruf minder ſicher. Meiſt kämpfen ſie eine Zeitlang mit dem herzloſen Egoismus, welcher dort eingewurzelt ſcheint, dann aber gehen ſie entweder frühzeitig in Leidenſchaft und Ränken unter, oder ſie übertreffen in beiden allmählig ihre Lehrmeiſter. Das Loos

Digitized by Google

der Wittelsbacher an der Nordſee war gemiſcht aus allem dieſen. Nicht umſonſt iſt ihre Epoche in der holländiſchen Geſchichte die vorzugsweiſe romantiſche.

Ein blutiger Krieg zwiſchen Mutter und Sohn war Wittelsbachs Beginn in den Niederlanden. Im Herbſt 1350 hatten ſich die Hoeks und Kabeljaus förmlich in zwei Kriegslager geſchieden, förmlich hier die Kaiſerin Margaretha, dort den jungen Herzog Wilhelm an ihre Spitze geſtellt. Jene hatten ihre Hauptſtärke an dem Adel in Seeland, dieſe an den Städten in Holland; der holländiſche Adel war getheilt, die große Mehrheit hielt zur Kaiſerin, war aber bereits aus Holland vertrieben. Schon ſtand Alles bereit zum Kampfe auf Leben und Tod. Wilhelm landete in Seeland und fand auch dort Anhänger. Kein Hoek oder Kabeljau dachte an Verſöhnung, ſeinen glühenden Haß wollte jeder kühlen, ſeine Aemter und Güter wollte Jeder feſthalten, die er von Mutter oder Sohn an ſich geriſſen. Da erhob ſich noch einmal in dieſen Beiden das Gewiſſen. Noch einmal rief die Kaiſerin ihren Sohn mit flehentlichen Bitten zu ſich, und in Wilhelm ſiegte das kindliche Gefühl, in welches ſich die Scheu vor der furchtbaren Verantwortung miſchte. Er ſtellte ſich zu Quesnoy vor dem Familienrathe.

In dieſem ſaßen ſein Großoheim Beaumont, ſeine Großmutter eine franzöſiſche Prinzeſſin, ſeine Mutter die Kaiſerin, und einige der Vornehmſten aus dem Hennegau. Dem jungen Herzog wurde vorgehalten, daß die Urkunde, in welcher ihm die Kaiſerin ihre Lande abtrat, nicht wie vorbedungen beſiegelt, und daß die Jahrgelder nicht bezahlt ſeien. Er berief ſich auf die Unmöglichkeit, das Eine und Andere zu beſchaffen. Dagegen ließ ſich wenig ſagen. Da hielt man ihm den andern Artikel vor: „daß er gelobt, ſich in dieſem Falle zu ritterlicher Haft zu ſtellen; daß er ſein Wort gebrochen; daß er ſich von den Feinden ſeiner Mutter habe verleiten laſſen, ſie in Unehre und Kriegsnoth zu ſtürzen“. Das konnte er nicht leugnen. „Ob er

denn nicht einsehe", drang man jetzt in ihn, „daß diejenigen, welche ihn soweit gebracht, nichts Anderes im Schilde führten, als die Lande wieder an Kaiser und Reich zu geben? Bald genug werde dann Karl IV., der erbitterte Feind des bayerischen Hauses, die Kaiserin und ihn selbst des Erbes ledig machen". Der Prinz war beschämt und erschüttert. Er gab die Urkunde heraus, in welcher ihm die Mutter die Grafschaften übertragen hatte, und gleich riß sie ihr Siegel ab, so daß nur das seinige daran hängen blieb. Auch stellte er am 27. September 1350 eine öffentliche Urkunde aus: die Landesabtretung seiner Mutter sei ungültig, weil die Bedingungen nicht erfüllt worden. Als die Kaiserin bald darauf gefährlich krank wurde, kam Wilhelm an ihr Bette und bat sie feierlich um Verzeihung: in ihre Hände gelobte er, fortan als ein guter Sohn zu handeln, und die Großmutter und Großoheim Beaumont verbürgten sich für ihn.

So herzlich war die Versöhnung der Fürsten. Konnte sie Bestand haben, da hinter ihnen wilde Parteien standen, erfüllt von Rache und Raublust? Wenig kümmerte es die Edelleute von Wilhelms Partei, was die Kaiserin und ihr Sohn verabredeten. Die vorsichtigen Städte aber erneuerten ihren Sonderbund, und verbürgten sich gegenseitig gegen Gewalt und Schaden vor Jedermann. In Delft kam es zum blutigen Straßenkampfe. Ein vornehmer Adliger, Claus von Swieten, wurde erschlagen mit achtzehn der Seinigen, und die es gethan gingen alle Tage stolz über die Straßen, weil sie sich auf ihre Verwandten, die Arkels und Egmonds, verließen. Die Delfter vermeinten, sie könnten auch ohne Fürsten den Landfrieden handhaben, ebenso gut, wie es zu Zeiten die Reichsstädte in Deutschland gethan: sie zogen umher und fingen ihre Feinde, und ließen Rad und Henkerbeil arbeiten nach Gefallen. Die Markgenossen und Nachbarn mußten wohl oder übel in die Eidgenossenschaft der Delfter eintreten.

Digitized by Google

Fast alle Städte in Nordholland standen mit ihnen verbündet, und sie ließen es ruhig geschehen, wenn die Utrechter die Güter der Kaiserin und selbst den Haag mit Raub und Brand heimsuchten. Margaretha und ihr Sohn kamen nach Dortrecht und ladeten die Parteien vor ihr Gericht. Nur die Brederode und ihre Genossen erschienen und erklärten sich zu jeder Bürgschaft bereit. Die Delfter beriefen sich auf die von Wilhelm ertheilten Freiheitsbriefe, und sie hörten nicht darauf, als dieser wiederholt seine Abdankung in öffentlichen Briefen und Rathsversammlungen erklärte.

Holland blieb in Aufruhr. Margaretha schickte ihren Sohn nach dem ruhigen Hennegau, sie selbst ging nach Seeland zurück. Die arme Fürstin war krank an Leib und Seele. Die wilde Parteiung in ihrer Familie, in Deutschland, in den Niederlanden hatte ihr hart zugesetzt. Sie erklärte sich zu jedem Opfer bereit, das sich mit ihrer landesfürstlichen Ehre vertrüge, wenn nur wieder Frieden in's Land komme. Erst wollte sie ihren Oheim Beaumont zum Statthalter machen: die Sache scheiterte, weil sie den Ausspruch über Leben und Tod sich vorbehielt, damit seine Partei nicht schreckliche Rache nehme. Dann sollte ihr Schwager, der König von England, die Regierung auf eine Anzahl Jahre übernehmen: allein der Engländer verrieth zu deutlich, wie er Holland für sich ausnützen wollte. Unterdessen ließen Wilhelms frühere Anhänger kein Mittel unversucht, sie sparten keine Ränke, keine Drohungen, ihn wieder in ihre Mitte zu locken. Ein heimlicher Bote folgte dem andern nach dem Hennegau, der Herzog widerstrebte anfangs, allein jede neue Siegesnachricht brachte sein Blut in Aufruhr. „Er solle nur kommen", so rief man ihm zu im vollen Chor, „seine Treuen seien zahlreich und ihre Macht unwiderstehlich, jetzt werde man mit den Gegnern einmal ein Ende machen, und frei und glorreich könne er dann regieren. Was ihn noch hindere? Nach so vieler Mißhandlung, so vieler Täuschung sei er ja

Digitized by Google

ledig aller frommen Rückſicht. Er allein ſei Hollands rechter Erbe, der Kaiſer ſelbſt habe ihn dazu erklärt, und ſeine Frau Mutter habe wiederholt gezeigt, daß ſie ſelbſt nicht regieren könne und nicht wolle". Gerhardt von Harlaer gelang es endlich, den jungen Fürſten zur Entweichung zu beſtimmen. Er erſchien in Gorkum bei den Arkels, die Delfter waren die Erſten, welche dort zu ihm ſtießen, dann ſtrömten ihm all ſeine Anhänger zu. Mit großem Geleit und Jubel zog der junge Fürſt von einer Stadt zur andern, überall huldigten ihm zahlloſe Schaaren, und die entſetzten Gegner flohen nach allen Seiten.

Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für die Kaiſerin, nie hätte ſie ihren Sohn ſo großer Untreue fähig gehalten. Sie flüchtete von Zierickſee, wo ſie Hof gehalten, nach Middelburg und rief eiligſt ihren älteſten Sohn Ludwig aus Deutſchland zu ſich. Wilhelm nahm in Holland einen Platz nach dem andern ein, ſchon bedrängte er Dortrecht, deſſen Schöffen noch zögerten, ſich für ihn zu erklären. Boten kamen zur Kaiſerin, ſie müſſe hereilen und irgend ein Abkommen mit ihrem Sohne treffen, ſonſt habe er das ganze Land in ſeinem Lager. Noch immer hoffte ſie, daß er in ſich gehe und zu ihr zurückkehre. Sie ließ ſich von der Stadt Middelburg, von den Borſſelen und anderen Edelleuten Treue ſchwören und traf in Dortrecht mit Ludwig zuſammen. Aber auch hier loderte jetzt der Aufruhr. Vor ihren Augen wurden mehrere ihrer Freunde erſchlagen oder aus den Thoren gejagt. Wilhelm aber war völlig in den Händen ſeiner Anhänger. Kein beredter Brief von Mutter und Bruder fand mehr Eingang: er verweigerte jede Zuſammenkunft, jede Unterhandlung. Nun legte ſich ſeine Tante, die Königin Philippa von England, in's Mittel. Mit dem Herzog von Lancaſter und andern engliſchen Geſandten kam ſie nach Calays und ladete die Streitenden ein, mit ihr zu verhandeln. Die Kaiſerin folgte: mit ihrem Rathe und einigen treuen Schöffen aus Dortrecht

Zierickſee und Middelburg ging ſie nach Calays. Von den treuen Schöffen ſollten mehrere ihre Vaterſtadt nicht wiederſehn. Denn kaum näherte ſich Wilhelm den Mauern von Dortrecht, als hier ſeine Partei aufſtand und die Gegner vertrieb und verbannte. So war auch dieſe wichtigſte unter den Städten verloren und gleichzeitig kamen Eilboten von Ludwig und Zierickſee, Borſſelen ſei abgefallen und werbe eine ſtarke Partei für Wilhelm. Die geängſtigte Fürſtin, umlagert von den Flüchtigen und ihrem Schelten und Drohen, warf ſich ihrem Schwager von England in die Arme. Der König verlangte, ſie ſolle ihm eines ihrer Lande abtreten. Das konnte ſie nicht, Raub ſchien es ihr an ihren Söhnen und ihrem Hauſe. Mit ſchwerem Herzen willigte ſie endlich ein, für die engliſche Hilfe die Einkünfte ihrer Länder auf eine Anzahl Jahre abzutreten. Ihren älteſten Sohn Ludwig aber erklärte ſie zu ihrem Nachfolger und Erbherrn.

Ein Theil der engliſchen Flotte ſtieß zu ihr, alle ihre Getreuen aus Seeland Hennegau und Holland führten Mannſchaften herbei, ſie ſah ſich an der Spitze einer anſehnlichen Kriegsmacht. Jetzt regte ſich auch in ihr das Heldenblut des Vaters, deſſen Lorbeeren bereits ihre Schweſter, die engliſche Königin, umgrünten. Zuerſt ſuchte Margaretha den Verräther Borſſelen heim. Er ſtand bei Reimerswael, gegen die Kaiſerin zu ſtreiten. Als ſie aber ſich näherte, verließen ihn die meiſten ſeeländiſchen Edelleute, er mußte flüchten. Seeland war für die Kaiſerin wieder gewonnen, nur Middelburg nicht. Auch in dieſer Stadt hatte der Schöffenrath wechſeln müſſen. Die Kaiſerin ſandte ihre engliſchen Botſchafter hin, kaum ließen dieſe ſich in Middelburg hören, ſo ſchrieen die Bürger: Herzog Wilhelm ſei ihr Herr und kein anderer, und die Engländer mußten ſo eilig aus den Thoren, als ihr Leben ihnen lieb war. Vergebens verſuchten ſie ihr Glück bei Wilhelm ſelbſt, ſie wurden gar nicht vorgelaſſen. Schon ſegelte er heran, die Kaiſerin nahm Stellung an der

Digitized by Google

Küſte von Seeland zwiſchen Arnemuyden und Veere. Kaum ſahen ſich die feindlichen Flotten, als ſie ſchon auf einander eilten. Der Kampf war blutig. Wilhelm wurde beſiegt und mußte ſich nach Holland zurückziehen.

Noch einmal wurden ihm vortheilhafte Bedingungen zum Frieden geboten: er aber benützte die Zeit der Unterhandlungen nur, um Kriegsvolk heranzuziehen, aus Holland und Friesland nicht blos, auch aus Geldern Cleve und den Rheinlanden, ſelbſt aus England. Als er wieder gerüſtet war, traten ſeine Boten vor die Mutter und forderten ſie zum großen Kampfe zwiſchen Briel und Graveſand. Dort wo die Maas ihre Gewäſſer ſeeartig mit den Meereswellen miſcht, wo einſt die Flotten der Römer und Bataver ſich bekämpften, dort ſollte jetzt das Gottesurtheil zwiſchen Mutter und Sohn entſcheiden. Die Stadt Vlaardingen hatte ſich wieder für die Kaiſerin erklärt, Wilhelm nahm ſie ein, ließ ihr Straßenpflaſter aufreißen und die Steine auf ſeine Schiffe bringen. Schon zeigte ſich die ſiegreiche Flotte der Kaiſerin an der Mündung der Maas: Wilhelm war bereit, ſie mit voller Macht zu empfangen. Es war der vierte Juli des Jahres 1351, ſechs Wochen nach der erſten Schlacht. Die Flotten ſtießen zuſammen und von Bord zu Bord begann das Gefecht, die Steine und Pfeile flogen, und nichts hörte man als gräßliches Geſchrei, das Klingen der Armbrüſte, das Klirren der Schwerter und Schilde. Hüben und drüben wurden Schiffe geentert und verſenkt, die Gefallenen ſtürzten in's Meer, und viele Verwundete, die ſich in Schmerzen wanden, ſegneten ſich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ſprangen in die Fluthen. Es war ein Tag des Zorns und der Rache: all die beſten Männer fielen, und ſo gewaltig war der Haß und der Grimm, daß man kämpfte ohne Aufhören den ganzen Tag. Als es aber Abend wurde, ſah die Kaiſerin unter den Leichen und Schiffstrümmern all ihre Hoffnungen die Maas hinuntertreiben. Der engliſche Admiral war gefallen,

ihr Feldhauptmann Brederode in des Feindes Händen, gleich ihnen waren die vornehmsten Anführer todt oder gefangen. Nur hie und da hielt noch ein Häuflein Schiffe die Linie. Die Kaiserin floh auf's Meer, dessen Nebel und Dunkel sie vor den Verfolgern verhüllten. Noch im Blute der Gefangenen kühlte sich der Haß, Haemstede und andere Edelleute wurden ehrloser Weise erschlagen. Fluth und Ebbe kamen und gingen, aber drei Tage lang, so erzählte man, wuschen sie nicht alles Blut weg, welches das Uferwasser röthete.

Dies war die entscheidende Schlacht. Wilhelm eroberte Zierickſee und damit Seeland, keine der Burgen und Festungen seiner Feinde blieb unbestürmt, nur noch drei hielten Stand. Er verschmähte jeden Waffenstillstand und die Mutter flüchtete vor ihm nach dem Hennegau.

Frieden zu unterhandeln, war jetzt ihre ganze Hoffnung. Wie konnte sie nach der furchtbaren Niederlage noch einmal das Schlachtenglück versuchen? Was härter war, sie mußte sich jetzt in die Arme des englischen Königs werfen. Seine Gesandten forderten: sie solle ihm alles anheim und sich selbst an seinen Hof begeben. Die Kaiserin erkannte die Gefahr wohl. König Eduard III., für welchen ihr Oheim Beaumont einst England eroberte, hatte glorreich gegen Frankreich gekriegt, zur Zeit war halber Waffenstillstand. Nichts wäre ihm lieber gewesen, als in den Niederlanden festen Fuß zu fassen und ihre Streitkräfte für sich zu gewinnen, weil seine eigenen unzulänglich. Margaretha gab dennoch ihr Versprechen, in London zu erscheinen. Ihr ganzer Sinn stand einzig darauf, daß ihr Sohn sich vor ihr beugen müsse, und nur noch die englische Macht konnte ihn dazu zwingen. Die stolze Kaiserin, welche vor zwölf Jahren auf dem Coblenzer Reichstage den englischen König vor den Richterstuhl ihres Gemahls treten sah, um zu klagen wider den König von Frankreich, — sie, welche ihm vor wenigen Jahren mit allen Künsten der Politik das niederländische Erbe entwunden hatte, um es

Digitized by Google

ihrem Sohn zu geben, — ſie wollte hilfeflehend ſich vor dieſem ſelben Herrſcher beugen, damit er ſeinem königlichen Amte gemäß eine Wittwe ſchirme, die der eigene Sohn vertrieben hatte. Als ſie aber abreiſen wollte, widerſetzten ſich ihre Mutter Johanna von Valois und ihr Onkel Beaumont, der jetzt es ebenfalls mit Frankreich hielt. Vergebens erklärte Margaretha, ſie ſei ehrlos oder ſie müſſe dem Könige ihr Wort halten. Jene riefen die Hennegauer Stände herbei, welche gerade verſammelt waren. Da wurde heftig hin und her geredet, und weil Margaretha nicht nachgab, ließ ihr die Mutter alle Pferde wegnehmen. Nun mußte die Kaiſerin es leiden, daß ihre Mutter und ihr Oheim ſich zu ihrem Sohne begaben. Aber auch Wilhelm war ſtarrſinnig. Die Friedensbedingungen, welche ſie von ihm zurückbrachten, konnte ſeine Mutter nicht annehmen. So heimlich und haſtig ſie konnte, entwich ſie nach England: ihr Sohn ſollte ſich ihr, und nicht die Mutter dem Sohne ſich fügen.

König Eduard verlangte, daß die Hoeks ihm zuvor alle Schlöſſer, die ſie noch beſetzt hielten, auslieferten. Dies geſtand Margaretha zu, ſie gebot es den Herrn von Duivenvoorde Boekhorſt und van der Leck, nur dieſe drei hielten ſich von den Häuptern der Hoeks noch aufrecht. Die Kaiſerin war auch bereit, ihrem Sohn die eroberten Lande gegen Jahrgelder und Geldſummen förmlich abzutreten. Entſchieden aber beſtand ſie auf zwei Stücken: ihre Ehre als Landesherrin und Mutter ſolle gerechtfertigt ſein, und ihre Treuen, die ſo ſchrecklich ihretwegen gelitten, ſollten volle Genugthuung haben. Daran ſcheiterte die Unterhandlungskunſt des engliſchen Hofes. Denn Margaretha forderte: „Erſt ſollten ihre Lande ihr wieder zu Händen geſtellt, ſie ſelbſt für alle Verluſte ſchadlos gehalten, alle ihre Kriegsſchulden von Wilhelm gezahlt werden. Nichtig ſei Alles, was Wilhelm als Graf verfügt habe. Die von ihm abgeſetzten Beamten ſollten erſt vor ihm und ihr Rechnung ablegen. Ihre gefangenen Anhänger aber müßten frei

Digitized by Google

sein ohne Lösegeld, die Geflüchteten und Verbannten zurückkehren, sie alle müßten feierlich in ihre Güter und Rechte und Privilegien wieder eingesetzt, ihre Schlösser und Häuser wieder aufgebaut, und volle Entschädigung für alle Verluste gewährt werden. Die Erben der Erschlagenen sollten selbst jene Lehen derselben bekommen, welche nach Recht dem Landesherrn angefallen seien. Auch habe der König einen festen Frieden zwischen Margarethas Söhnen zu stiften, auf daß ihre Seele nach dem Tode mit Nichts beschwert werde. Sei dies Alles ins Reine gebracht, dann könne die Versöhnung vor sich gehn, jedoch nur folgender Gestalt. Wilhelm habe in der Mutter Gegenwart seine Schuld reumüthig zu bekennen, er habe sie um Verzeihung zu bitten und kindlichen Gehorsam zu geloben. Dann wolle sie ihm Holland Seeland und Friesland abtreten, in einer Weise wie es sich für ihre landesfürstliche Ehre gezieme, deshalb auch ihr Erbrecht sich vorbehalten auf den Fall seines kinderlosen Todes".

Wilhelm hatte das Schiedsrichteramt seines englischen Oheims angenommen. Als er aber jene Bedingungen hörte, verschwor er sich hoch und theuer: nimmer nehme er sie an. Er kam auch nicht, wie er vorhatte, nach England. Margaretha blieb standhaft auf ihren Vorsätzen. Drei Jahre lang zogen sich die Unterhandlungen hin und her. König Eduard sah ein, daß er bei dieser Frau nichts ausrichte, und hielt es für's Beste, sich mit Wilhelm zu vertragen. Um ihn sich zu verbinden, gab er ihm seine Nichte, die schöne und edle Mathilde von Lancaster, zur Ehe.

Nun auch von England verlassen, kehrte Margaretha nach dem Hennegau zurück. Ungebrochen war ihr stolzer Sinn. Noch einmal wollte sie das Aeußerste im Kriege versuchen. Oeffentlich verhieß sie Allen Lohn und Straflosigkeit, welche das Schwert wider ihren Sohn ergriffen, und die Hocks waren nicht die Männer, welche muthlos wurden. Vom

Digitized by Google

Lande vertrieben, hatten sie noch das offene Meer und die Flüsse frei für ihre kleinen Kaperschiffe. Der gefürchtete Utrechter Bischof Arkel machte Frieden mit der Kaiserin und erkannte ihre Rechte an.

Endlich, vierthalb Jahre nach der Entscheidungsschlacht, beugte sich Wilhelm vor dem Willen der Mutter. Beide erwählten Beaumont und den Grafen von Luxemburg-Ligny zu Schiedsrichtern. Auf der Thurmplatte des Schlosses zu Bergen geschah der Sühnespruch. Diesem Spruche gemäß erschien zwei Monate später Wilhelm vor seiner Mutter und sprach: „Sehr werthe und sehr gestrenge Frau und Mutter! Ich bitte Euch demüthig um Verzeihung für Alles, was ich gegen Euch Unrechtes gethan und wodurch ich Euch erzürnt habe, und stelle Eure Lande wieder in Eure Hand". Margaretha aber empfing ihn, wie eine wahre Mutter ihren reuigen Sohn empfängt. Und nachdem sie Verzeihung gewährt, übertrug sie ihm Holland Seeland und Friesland mit Mund und Halm, d. h. unter feierlichen Worten, indem sie nach altem germanischen Rechtsbrauche einen Strohhalm von sich warf, zum Zeichen, daß sie sich aller Gewalt und Rechte über jene Lande entäußere. Den Hennegau behielt sie für sich allein. Wilhelm hatte ihr dagegen ein Jahrgeld von siebentausend Gulden und außerdem die Summe von vierzigtausend Gulden zu zahlen. Auch verpflichteten sie sich, einander in ihren Landen stets zu helfen, und errichteten zu dem Ende einen gemeinschaftlichen Obrath. Die Gefangenen beiderseits wurden frei ohne Lösegeld und bekamen ihre Güter wieder. Durch offene Briefe erklärte Wilhelm zu Recht: abgethan sei alle Schuld, die im Kriege mit seiner Mutter wegen Todschlag Raub Brandschatzung Angriff Gefangenhaltung und Brechen von Häusern und Festungen entstanden, also daß weder Fehde noch Rache stattfinde.

Die Kaiserin zog sich nach ihrem väterlichen Schlosse zu Quesnoy zurück. Die Versöhnung war aufrichtig. Oefter

Digitized by Google

kam ihr Sohn, sie zu besuchen oder verehrte ihr Geschenke, und sie hinwieder schickte ihm aus den wildreichen Waldungen des Hennegau eingesalzene Hirsche und lebendige Dachse nach Holland. Allein nur noch kurze Zeit waltete sie in ihrem Hennegauer Fürstenthum. Ihre Kraft war vor der Zeit verzehrt, sie starb müde von Hoheit Leid und Sorge. In nicht wenigen Stücken gab sie das Vorbild zu der Geschichte ihrer Urenkelin Jakobäa von Bayern: auf herrlichen Beginn folgen qualvolle Täuschungen, folgt ein Leben voll Kämpfe und Heldenmuth und ein frühes Ende, nachdem ihr Recht gesiegt, jedoch ihre Macht gebrochen. Beide Fürstinnen waren sich auffallend ähnlich in warmherzigem und stürmischem Wesen, wie in der unerschütterlichen Treue, die sie in Noth und Unglück ihren Rittern und ihren Grundsätzen bewahrten. Man konnte sagen: sie hatten einen Kopf von Eisen und ein Herz voll Frauenschwäche.

Margaretha starb zu Quesnoy am 23. Juli 1356, anderthalb Jahre nach der Versöhnung mit ihrem Sohne. Nicht drei Jahre vergingen, da brachte man ihn ebenfalls nach Quesnoy — in Fesseln, denn er war rettungslos unheimlichem Wahnsinn verfallen. Durch glückliche Feldzüge hatte er die Utrechter zu einem vortheilhaften Frieden genöthigt, durch geschicktes Eingreifen in die Kriegshändel zwischen Brabant und Flandern hatte er seine Besitzungen vergrößert. Edelmüthig klug und tapfer, nach harter Schule erst einundzwanzig Jahre alt, durfte er einer langen und ruhmreichen Regierung entgegensehn. Eben kam er aus England von einem großen Ritterfeste zurück, als die Krankheit sich zeigte. War es nun die klagende Gestalt der Mutter, welcher er das Herz gebrochen hatte und die händeringend durch seine Träume schritt, oder hatte die schreckliche Aufregung, in welcher er schon seine frühe Jugend zubrachte, nachwirkend sein Blut in Flammen gesetzt — genug, unstät fuhr er umher in seinen Gemächern, und seine Zornausbrüche

waren verheerende Vulkane. Seinen Geheimschreiber, der sich gegen das Altarsakrament unehrerbietig benahm, befahl er in's Feuer zu werfen. Einen der Vornehmsten unter den Kabeljaus, seinen Rath Gerhardt von Wateringen, durchbohrte er mit eigener Hand ohne alle Ursache. Man schlug den unglücklichen Mann in Fesseln und führte ihn nach seinem Schlosse Quesnoy. Dort lebte er noch dreißig Jahre: nie wurde sein Kerker, nie, hieß es, die Nacht seines Wahnsinns wieder gelichtet. Seine edle und schöne Gemahlin Mathilde pflegte ihn während dieser langen entsetzlichen Leidenszeit.

Dunkle Fragen hefteten sich an das Jammerschicksal des „tollen Herzogs", wie das Volk ihn nannte. War er vielleicht vor der Zeit als unheilbar ausgeschrien? War ihm etwa in England ein Trank gemischt, der seine Sinne verwirrte? Politische Parteiwuth schreckte vor keinem Mittel zurück. Wilhelm hatte sich in der letzten Zeit den Hoeks auffallend genähert, Brederode in seinen Rath aufgenommen, Wassenaar die Burggrafschaft Leyden zurückgegeben. Auch mit seinen Brüdern Otto und Ludwig hatte er sich endlich nach dem Willen der Mutter verglichen. Seltsam erschien es, daß die Kabeljaus anfangs von keinem Fürsten wissen wollten, der statt seiner dem Lande vorstehe. Noch seltsamer, daß Wilhelms Gemahlin nach seinem Tode plötzlich starb, und das Volk, welches sie ihrer Wohlthätigkeit wegen tief betrauerte, sagte: sie sei vergiftet.

Die Kaiserin Margaretha und ihr Sohn Wilhelm waren die ersten Wittelsbacher in Holland. Ihnen folgte ein anderer Charakter, der gegen ihre Leidenschaftlichkeit den geraden Gegensatz bildete.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Herzog Albrecht.

Die Kabeljaus für Mathilde, die Hoeks für Albrecht. Persönlichkeit Albrechts. Sein Herzogthum in Niederbayern. Fahrt nach Holland. Auftreten gegen die Kabeljaus. Verständigung. Hohes Wort der Städte. Streben des Herzogs nach Gleichstellung der Parteien. Aufstand der Kabeljaus. Belagerung von Delft. Strafgericht. Bezwingung aller Aufständischen. Der Herzog und die Enghiens. Ein Menschenalter voll Frieden. Otto von Arkel und der Adel. Hofstreiben. Der Herzog und die Städte. Förderung des Handels. Keine Zunftkämpfe. Wilde Parteiung in den Nachbarlanden. Albrechts Vortheile. Verbindungen und Friedensschlüsse mit den Königen von Frankreich und England und mit dem Kaiser. Fürstensitze der Söhne und Töchter. Hohe Stellung des Wittelsbacher Hauses. Aufblühen des Burgundischen. Plan zur Verbindung der Niederlande. Der Krieg zwischen Frankreich und England. Johanna von Brabant. Doppelhochzeit zwischen den Häusern von Burgund und Bayern-Holland. Ankunft der schönen Isabella von Bayern. Ihre Vermählung mit dem Könige von Frankreich. Albrecht ein Vater der Minstrels. Seine Erfolge.

Sehr zum Undank der Kabeljaus übernahm Albrecht die Regierung. Als sich bei Herzog Wilhelm gegen Ende des Jahres 1357 die ersten Spuren des Wahnsinns zeigten, ersahen sich die Kabeljaus seine Gemahlin, die englische Prinzessin, zu ihrer Regentin. Gegen die Kaiserin Margaretha konnten sie nicht laut genug das Feldgeschrei erheben: Holland lasse sich nicht verfrauen, — nun verlangten sie selbst eine Herrin. Freilich vermeinten sie, nicht Mathilde, sondern sie selbst wollten die Regentschaft führen; denn es war die Fürstin von sanftem und mildem Wesen. Da aber erhoben sich die Hoeks: eine Schande sei es, solle die kinderlose Ausländerin regieren, das sei ja wider alles Recht und Herkommen. Die

Digitized by Google

lange Unterdrückten ermannten sich zum Handeln und sandten eilends nach Bayern zu des Fürsten jüngerem Bruder Albrecht: denn er war sowohl von Kaiser Ludwig als von Wilhelm selbst zum Nachfolger bestimmt für den Fall, daß dieser keine Leibeserben bekomme.

Albrecht stand jetzt im zweiundzwanzigsten Lebensjahre. Er war ein ruhiger kluger Herr, der die Dinge bedächtig erwog, die Gefahr nicht aufsuchte, jedoch mit festem Nachdruck vollzog, was nöthig schien. Gerechtigkeit Milde Gottesfurcht waren Grundzüge seines Charakters. Man spürte seine Regierung weniger an seinem Thun, als an seinen Erfolgen. Wie es Brauch bei jungen Fürstensöhnen, war auch er frühzeitig auf ritterliche Thaten ausgezogen. Im fernen Spanien hatte er ruhm- und siegreich wider die Ungläubigen gestritten, im maurischen Reiche Granada hatte er sich den Ritterschlag verdient. Von dem reichen Erbe, welches der kaiserliche Vater hinterließ, war ihm anfangs nur der Straubinger Antheil zugefallen. Kaum hatte er diese Herrschaft angetreten, so ließ er's sich angelegen sein, ihren Werth durch große Bauten und Landesbesserung zu erhöhen. Eben war er daran, das jetzige Schloß zu Straubing von Grund aus neu zu bauen und ließ eine Stromleitung graben, welche die Donau unter dessen Mauern vorbeiführt: da traf ihn der Ruf aus Holland. Sofort machte er sich dahin auf.

Auf der Reise hatte er anfangs Unglück. Der Graf von Jülich, der im Einverständniß war mit den Kabeljaus und Kaiser Karl IV., lauerte unterwegs, warf ihn hinterrücks nieder und hielt ihn eine Zeit lang in Haft. Endlich erschien er zu Anfang des Jahres 1358 in Holland mit einem glänzenden Gefolge von Baronen und Rittern. Seine Bayern hatten nach besten Kräften ihm beigesteuert, daß er würdig, wie es Kaiser Ludwigs Sohn gezieme, daher ziehe. Die Hoeks stellten sich freudig unter sein Banner. Fast der gesammte Adel Hollands war gleich anfangs für ihn. Mit den Ka-

Digitized by Google

beljaus aber gab es harte Stöße. Sie saßen in der Herrschaft und dachten nicht daran, leichten Kaufs daraus zu weichen. Albrecht war nicht der Mann zu zaudern, wo es nöthig schien, ein paar Burgen oder Städte gewaltsam aufzuklopfen. Mehr wirkte sein versöhnendes Auftreten, seine ruhig gescheidte Energie: diese erweckten ihm allmählig Vertrauen. Er verständigte sich mit seines Bruders Gemahlin, der edlen Mathilde, sie sollte einstweilen mit ihm zugleich dem Lande vorstehn, und auf ihr Anmahnen huldigten ihm nach und nach die meisten größern Städte als Regenten, als der Lande „Ruhwart Aufseher und Beschirmer". Freilich mußte er ihnen zuvor geloben, zu regieren mit dem Rathe der guten Städte und derjenigen, welche er mit Willen der guten Städte dazu nehmen, d. h. als seine Geheimräthe anstellen würde. Auf solche Weise dachten die Kabeljaus, welche in den Städten die Schöffenstühle, im Lande die Amtmanns-, am Hofe die Rathsstellen inne hatten, ihre Plätze zu behalten. Er hingegen ließ sich von den Städten versprechen: daß sie unterthänig sein und ihm zur Beilegung der Streitigkeiten ehrlich helfen wollten.

Dies dauerhaft zu vollbringen, war nun seine erste und vornehmste Sorge. Die Kabeljaus, welche ihm kein Anlehn aus ihren Geldkassen gestatteten, fegte er gleichwohl nicht aus den Aemtern: nur allmählig suchte er Hocks einzuschieben, daß er sie zum Gleichgewicht mit ihren Gegnern emporhebe. Er begann damit, den kabeljauischen Herrn von Bloemestein, der Amtmann unter den Kennemer Bauern war, zu entsetzen. Reinhold Brederode, den Sohn des Mannes, der so tapfer für seine Mutter gekämpft, erhob er zu seinem Kanzler und gab ihm die vornehmste Stelle an seinem Hofe. In Delft, wo der Schöffenrath sich besonders widerhaarig zeigte, nahm Albrecht die erste Gelegenheit wahr, andere Männer hineinzubringen. Die Mörder des Herrn von Swieten, die noch unbestraft dort umhergingen, setzte er im Haag

Digitized by Google

gefangen. Nun dauerte es nicht lange, so rotteten sich die Kabeljaus hier und dort wieder feindselig zusammen. Als der Kanzler Brederode in's Kennemer Land einritt, hatte sich eine Schaar zwischen die Dünen bei Castricum gesteckt und lauerte ihm auf. Plötzlich umringten sie ihn, er aber gab dem Pferde die Sporen und rettete sich mit den Seinigen in die Kirche des Dorfes, die er rasch verrammelte. Die Letzten seines Gefolges wurden draußen niedergemacht. Brederode ließ alle Glocken anschlagen, die im Thurme hingen: da eilten die Kennemer Bauern herbei und fielen über die Angreifer her. Ein Theil flüchtete nach dem nahen Heemskerker Schlosse, ein anderer nach Delft, ein dritter fester Platz, wo die Hoeks sich sammelten, war Heusden an der Brabanter Gränze, denn dort war in Stadt und Burg Befehlshaber Florenz von Borsselen, der Vater des später berühmten Frank.

Albrecht säumte keinen Augenblick, die Verschworenen niederzuwerfen. Mit dem einen Theil seines Heeres umzingelte der Herr von Polanen das feste Schloß Heemskerk, der Herzog selbst griff Heusden an, und als diese beiden Außenwerke des Aufstandes gefallen waren, legte er sich mit all seinen Truppen vor Delft, dem Hauptlager. Die mächtige Stadt hatte sich wohl bewehrt, versuchte Kriegshauptleute führten ihr siebenhundert Schwerbewaffnete zu. Schon hatten die Delfter die Schlösser Polanen und Binkhorst erstürmt und in Flammen gesetzt, auch nach dem Haag waren sie gezogen, hatten die Frohnfeste aufgebrochen und des Herzogs Gefangene befreit. Albrecht schwur hoch und theuer: nicht viele Wochen sollten vergehen, dann reite er trockenen Fußes über die Delfter Festungsgräben. Allein die Kabeljaus wehrten sich mit hohem Muthe, der Herzog selbst bewunderte sie. So rasch folgten sich ihre Ausfälle, daß er keinen Mittag ruhig essen konnte. Sieben Wochen dauerte die harte Belagerung, nimmer ruhten des Herzogs große Geschütze. Endlich entstand unter den Bürgern Zwietracht: die in der Stille hoekisch gesinnt

Digitized by Google

gewesen, erhoben ihr Haupt. Die Stadt unterwarf sich des Herzogs Bedingungen.

In langer Prozession erschienen vor seinem Zelte tausend Bürger mit bloßen Füßen und bloßem Haupte, an ihrer Spitze gingen die Bürgermeister mit den Stadtschlüsseln. Alle fielen auf die Knie und baten um ihr Leben. Ihnen folgten flehend fünfhundert Frauen, in ihren besten Kleidern, aber barfüßig wie ihre Männer, und mit fliegendem Haar. Das Leben wurde ihnen gelassen, doch mußten sie es lösen mit schwerem Gelde, und die Häupter des Aufstandes gingen in ewige Verbannung oder zur Bußfahrt nach dem heiligen Lande. Die großen Freiheitsbriefe wurden gebracht, welche die Stadt von der Kaiserin oder ihrem Sohne sich verschafft hatte, sie wanderten in's Feuer, und alle Bürger, welche auf dem Lande wohnten, verloren ihr Bürgerrecht. Dann wurde die Stadt ihrer Rüstung beraubt. Aus dem Grunde riß man die Mauern und Thürme weg, die Gräben wurden verschüttet und der Herzog ritt trockenen Fußes auf den Marktplatz. Keine waren eifriger, die Delfter Festungswerke, der Bürger Schirm und Ruhm, niederzubrechen, als die Dortrechter, welche den blühenden Handel der Nebenbuhlerin beneideten. Sie nahmen die Thorketten von Delft mit sich und hingen sie als Siegeszeichen vor ihren Stadtthoren auf. Einige Zeit später machte ein blutiger Straßenkampf, in welchem an vierzig Bürger erschlagen wurden, die Niederlage der Delfter Kabeljaus vollständig. Der Herzog hielt es nicht mehr nöthig, die Zwingburg, welche er in der offenen Stadt zu bauen angefangen, zu vollenden. Die Delfter Macht war für immer gebrochen, nie durfte die Stadt sich wieder an die Spitze des Landes stellen.

Die Edelleute, welche aus Delft entwichen waren, vertheidigten sich noch ein ganzes Jahr lang in Heusden. Dann wurden auch sie begnadigt und zogen auf die weite Pilgerfahrt nach Jerusalem. Auch in Seeland, wo die Aufständischen

wiederum die Flandrer zu Hilfe gerufen, mußte ſich ihr letzter Hort, das feſte Middelburg, ergeben, als der Herzog ſelbſt vor die Stadt rückte. In zwei Jahren hatte Albrecht den gefährlichen Aufſtand vollſtändig beſiegt. Oeffentlich ließ er das Staatsſiegel ſeines Bruders, welches Borſſelen an ſich geriſſen, zerſchlagen: er ſelbſt, das ſollten alle wiſſen, ſei der Herr im Lande.

Im Hennegau gab es keine feindlichen Städte, jedoch Hochadlige, welche den Arkels und Egmonds es in fürſtlichem Glanze gleich thaten. Es war vor allen das zahlreiche Geſchlecht der Enghiens, welche ſich ſtolz ihrer Abkunft von gothiſchen Herren rühmten und Grafſchaften Baronien und ſelbſt einen Herzogstitel ihr Eigen nannten. Herzog Albrecht ſandte ihrem Haupte, Seger von Enghien, einen Gerichtsboten, ihn wegen einiger Frevel vorzuladen. Der Bote wagte es, auf Enghiens Grund und Boden zu kommen: Seger erſchlug ihn. Albrecht hatte ſich des Schlimmſten zu verſehen, die Enghiens ſammelten Kriegsvolk und Kanonen. Da griff er ohne Weiteres durch und ließ Herrn Seger des Nachts auf ſeinem Schloſſe aufheben, als ſeinen abgeſagten Feind. Die Edelleute ritten zuſammen und forderten den Gefangenen vor ihr Mannengericht. Seine Enthauptung, die Einnahme ſeiner Stammburg war des Herzogs Antwort. Schrecken und Wuth bemächtigten ſich ſeiner ſechs Brüder, ſeiner Anhänger, aller Barone. Im Bunde mit dem flandriſchen Grafen verheerten ſie das arme Land mit gräßlicher Rache, zum Herzog ſtanden die treuen Städte und ſie waren nicht glücklich im Felde. Endlich erreichte es Albrecht dennoch, daß die Enghiens ihn als ihren Herrn anerkannten und der Blutrache entſagten: er ſelbſt jedoch erklärte, ſich der Gerichtsbarkeit auf ihren Erbgütern zu enthalten. Fortan wurzelte im Hauſe der Enghiens ſtille Erbfeindſchaft gegen die Wittelsbacher, die Letzte dieſes Stammes in Holland ſollte die Früchte koſten.

Nun genoß Herzog Albrecht in ſeinen Landen eines

Friedens, der beinahe ein ganzes Menschenalter hindurch nicht wesentlich gestört wurde. Abgerechnet freilich kleine Aufläufe in den Städten, wobei es blutige Köpfe setzte, und abgerechnet kleine Fehden, in denen hier und dort ein paar Häuser in Rauch aufgingen, — denn wo gab es damals ein Land, in welchem dergleichen nicht an der Tagesordnung war? Der Parteihaß war nicht erstorben, und man fühlte zu Zeiten an dem Zittern des Bodens, wie tief unten er wühlte und störte: allein seine Wuth war äußerlich wenigstens gefesselt. Dies war der Erfolg der meisterhaften Politik, mit welcher Albrecht, immer ruhig und bedächtig, immer versöhnend und das Landesbeste Allen vorstellend, sein fürstliches Ansehen entfaltete. Seine gelassene, etwas bequeme, aber schwer wuchtige Natur war der beste Dämpfer für die Leidenschaftlichkeit der Parteien. Wo der alte Hader wieder aufzulodern drohte, schnürte er die Empörung langsam ein, bis sie erstickte vor dem Ausbruch.

Der mächtige Otto von Arkel, das Haupt der Kabeljaus, ritt ihm einmal, als der Herzog ihn wegen Todschlags vorforderte, mit rasselndem Gefolge von Reisigen gerade auf die Burg, er kam um — Gnade zu bitten. Albrecht wußte den trotzigen Mann geschickt zu nehmen, Arkel wurde sein ergebenster Anhänger und versöhnte ihm alle Feinde. Kam der Herzog nach Gorkum, dem Stammsitze der Arkels, so war der Herrlichkeit kein Ende. Er hatte die Freude zu sehen, wie dort auf einem Turniere die Hoeks lustig mit den Kabeljaus toastirten. An Albrechts Hofe drängten, vermischten sich aber auch die Parteien, der Eine suchte dem Andern eine Falle zu stellen, und Albrecht blieb Meister über alle. Der alte Reimchronist Wilhelm von Hildegaersberch schildert das Treiben am Hofe in folgender Gestalt: „Lügen sei der Hauptgrund der Parteiwirren, mit Lügen suche man einander vor dem Herrn zu verderben, jeder möchte gern bei Hof verdienen des Herrn Huld und seinen Dienst. Dem Herrn selbst aber sei das

Schönste, wenn sie mit einander lebten in Frieden und Gemach. Da sehe man den Einen plötzlich in die Höhe kommen und ein saures Wesen annehmen; er solle sich aber hüten, denn Andere sehe man plötzlich niederstürzen vom hohen Stand". So hielt Albrecht die Parteien gleichsam in der Wagschale und in beständiger Schwebe gegen einander.

Noch größere Aufmerksamkeit, als der Versöhnung des Adels, wandte Albrecht den Städten zu. Nicht sparsam war er mit Bewilligung von Rechten und Freiheiten. Kein stärkeres Beispiel konnte er geben, als da er St. Gertrudsberge erlaubte, vierhundert Ausbürger zu halten; denn nichts war mehr, als das Ausbürgerwesen, geeignet, die städtische Macht über das platte Land auszudehnen und die grundherrliche Macht der Barone und Fürsten zu zerstören. Am wohlthätigsten empfand des Herzogs Fürsorge die Handels- und Gewerbsblüthe der Städte. Es setzten sich damals an den Nordseeküsten Schaaren von Seeräubern fest, welche sich Likedeelers (Gleichtheiler) nannten. Herzog Albrecht wußte sie auf die feindlichen Friesen abzulenken. Mit derselben Kunst zog er den Handel der Engländer und Hansefahrer aus dem unruhigen Flandern nach den holländischen Städten. Dortrecht zog die Kaufleute, die Gelder, die Schiffe an sich, welche Brügge verließen. Während aber der steigende Verkehr eine wogende Menge auf die Marktplätze und Hallen brachte, begünstigte Albrecht die Anstrengungen der gemeinen Bürger, deren Unmuth es nicht mehr ertrug, daß die alten Schöffengeschlechter sie von der Stadtregierung ausschlossen. Hauptsächlich unter seiner langen Regierung geschah es, daß der bisherigen Obrigkeit, welche sich in Schultheiß und Schöffen darstellte, ein Bürgermeister mit einer größern Rathsversammlung zur Seite trat, die Mitglieder der letztern gingen aus der gesammten Bürgerschaft hervor. Diese Veränderung erfolgte, ohne daß jene wiederholten und schrecklichen Kämpfe entstanden, welche in andern deutschen Städten die Straßen

so oft mit Bürgerblut färbten. Wenigstens unter Albrechts Regierung blieben die holländischen davon verschont.

Verglichen mit den übrigen Niederlanden erschienen damals Holland und Hennegau beinahe wie Inseln im tobenden Meere. Denn ringsumher lebte Alles in Krieg und zügelloser Zwietracht. Oefter kam es so, daß der Parteigeist, der in Holland zertreten war, in den Nachbarlanden um so wilder auflebte. In Geldern nannte man diese Zeit der blutigen Parteikämpfe recht bezeichnend den „freien Krieg"; denn es war der Fehden eine so endlose verwickelte Reihe, daß Keiner mehr daran dachte, sie erst noch anzusagen. In Flandern und Brabant zogen die verbündeten Weißhüter zu Tausenden stark umher und zündeten die Adelsschlösser an. Als es einmal in Brüssel hieß, die Edelleute hätten einen Hauptmann der Weißhüter ermordet, stürmte das wüthende Volk auf's Rathhaus, siebzehn Schöffen wurden aus den Fenstern in die starrenden Spieße geworfen, welche wiehernde Rotten unten emporstreckten. Bei so rechtlosen Zuständen thaten sich zahllose ritterliche Räuber und entlassene Söldner zusammen und führten auf eigene Hand offenen Krieg gegen Jedermann. Ihre Verkettung zog sich unter dem Namen der Linsaerts durch alle Niederlande, während zur See die Likedeelers die Kaufmannsschiffe jagten. Bei all diesen Kriegs- und Raubhändeln wußte Herzog Albrecht seinen Vortheil in den Nachbarlanden wohl herauszugreifen. Der Krieg außer seinen Gränzen gab der Unruhe seines Adels Beschäftigung. In Geldern unterstützte er die den Hoeks verwandte Partei der Bronkhorsten und nöthigte ihren Herzog nach ruhm- und beutereichen Feldzügen zum Frieden. Arkel versöhnte auch dort die Parteien. Die Utrechter mußten Albrechts Waffen sich beugen und ihm dienen mit einer Anzahl Bewaffneten, gleichwie ihrem Fürsten. Ueberall aber suchte er das landesherrliche Ansehn in den Niederlanden zu stärken, nöthigenfalls mit Kriegshilfe. Immer hörte man auf seinen Rath

voll Billigkeit und wählte ihn gern zum Schiedsrichter. Fast alle seine Nachbarn hatte er sich zuletzt durch Verträge zu gegenseitiger Freundschaft und Unterstützung verbündet.

Einen Herrn von solcher Macht und Klugheit suchten sich auch entferntere Fürsten zum Freunde zu machen. Der französische König erbat sich den holländischen Erbprinzen, als er noch in den Kinderschuhen lief, bereits zum Verlobten seiner Tochter. Albrecht willigte ein. Der englische König sandte Boten nach dem Haag, daß er geneigt sei, auf die niederländischen Ansprüche seiner Gemahlin Philippa zu verzichten. Albrecht ließ den Engländern durch seine Ritter und Städte feierlich erklären: „soviel sie mit ihrem Verstand und ihren fünf Sinnen wahrnehmen könnten, habe keiner ein Recht an den Landen, als Herzog Albrecht und sein Bruder". Der König von England verzichtete. Auch mit dem kaiserlichen Luxemburger, dem Erbfeinde seines Hauses, machte der Herzog seinen Frieden. Karl IV. hatte ihn anfangs in seinem bayerischen Erbe angegriffen. Albrecht, der zweimal aus den Niederlanden dorthin zurückkehrte, setzte ihm die verbündete Kraft der bayerischen Herzoge entgegen, und zugleich stellte er dort den Landfrieden und eine gute Verwaltung her. Der Kaiser that Abstand, und nicht nur dies, er ertheilte Albrecht auch die förmliche Belehnung mit dessen niederländischen Besitzungen. Albrecht hätte sich nun wirklicher Graf nennen können, er änderte aber, so lange der Bruder lebte, seinen Ruhwartstitel nicht; wenigstens blieb er in den Niederlanden dabei, weil er eines bloßen Titels wegen keine Weiterungen mit seinen Ständen wollte. Kaiser Karl erkor sich auch für seinen Sohn Wenzel, den König von Böhmen und späteren Kaiser, die Hand der zweiten Tochter Albrechts, und dieser wohnte der Krönung seines Schwiegersohnes in Aachen bei. Seine älteste Tochter war an den mächtigen Herzog von Jülich und Geldern verheirathet, die dritte bekam der Erbprinz von Burgund, die jüngste der Herzog von Oesterreich. Da Wilhelm

der Erſtgeborne für die niederländiſchen Grafſchaften beſtimmt war, kam der zweite Sohn Albrecht nach Straubing, um die Regierung des bayeriſchen Erblandes anzutreten; Johann der jüngſte wurde auf den fürſtbiſchöflichen Sitz von Lüttich befördert.

So erneuerte Herzog Albrecht an den Gränzküſten des deutſchen Reiches die Ehren der Wittelsbacher. Dieſe waren neben den Habsburgern und Luxemburgern und den königlichen Häuſern von Frankreich und England das vornehmſte Fürſtengeſchlecht in Europa. Denn wo die Kaiſerkrone über einem Hauſe geſtanden, da ließ ſie Länderperlen und erlauchte Hoheit zurück. Um dieſe Zeit aber blühte ein neues Haus empor zwiſchen Frankreich und Deutſchland, deſſen ritterliche Pracht und Kühnheit alle Fürſtenſchlöſſer verdunkeln ſollte. Es war das burgundiſche, von franzöſiſcher und königlicher Abſtammung. Während nämlich Kaiſer Ludwig verfangen war in den Händeln, die ihm der Pabſt bereitete, und während Kaiſer Karl IV. nur für ſeine Hausmacht ſorgte, gelang es den franzöſiſchen Königen, ihre Prinzen vorzuſchieben in die Vorlande des deutſchen Reiches, ſoweit man nicht deutſch, ſondern franzöſiſch ſprach. Es waren friedliche Eroberungen, aber für die künftige Größe Frankreichs bedeutungsvoll. Nachdem die Provence und das Delfinat gewonnen, wurde durch eine Reihe ebenſo geſchickter als verwickelter Heirathen alles niederburgundiſche Land vereinigt, mochte es von Deutſchland oder von Frankreich zu Lehn gehn. König Johann gab es ſodann ſeinem jüngſten Sohne Philipp dem Kühnen, und dieſer ließ ſich die flandriſche Erbtochter nicht entgehen, welche ihm außer Flandern auch Artois Rethel Antwerpen und Mecheln zubrachte. Nachdem er mit Hilfe Frankreichs und unſers Albrecht die Erblande ſeiner Frau den empörten Bürgerſchaften aus den Händen geriſſen, ſtanden das burgundiſche und bayeriſche Haus neben einander als die mächtigſten in den Niederlanden.

Eine ſtaatskluge Regentin griff nun den lothringiſchen Gedanken wieder auf, alle Niederlande unter einem einzigen

Fürſtenhauſe zu vereinigen, welcher Städte und Adel im Zaume und das Land im Gedeihen erhalte. Dieſe Frau war Johanna, Erbherzogin von Brabant, dieſelbe, welche bei der Schreckensnachricht, daß ihr erſter Gemahl, der holländiſche Wilhelm, in Friesland erſchlagen liege, gleich gebot, die frieſiſchen Mönche in die Süderſee zu werfen. Sie war dann mit Herzog Wenzel von Luxemburg, dem Bruder Kaiſer Karls, verheirathet geweſen, hatte aber auch von dieſem keine Kinder bekommen. Sie wollte nun dem zweiten Sohne des Herzogs von Burgund ihr Brabant hinterlaſſen, ſeine Schweſter aber ſollte den holländiſchen Erbprinzen heirathen, deſſen franzöſiſche Braut geſtorben war. Dann waren Burgund Flandern Brabant Hennegau Holland und Seeland ſämmtlich im Beſitze von zwei nahe verwandten Häuſern.

Sie hatte einen ſchwierigen Plan vor ſich. Es herrſchte nun ſeit bald fünfzig Jahren ein erbitterter Krieg zwiſchen England und Frankreich: der Nationalhaß war in's Blut übergegangen, nur die beiderſeitige Erſchöpfung gebot von Zeit zu Zeit Waffenſtillſtand. Der engliſche König verlangte, wenngleich mit ſehr zweifelhaftem Rechtsgrunde, nichts weniger, als die Krone von Frankreich, von deſſen Weſtlanden er bereits anſehnliche Provinzen beſaß. Beide Könige ſuchten Geldhilfe und Kriegsleute in Deutſchland und zunächſt in den Niederlanden. Bei den Parteien im Volke, wie bei den Mächtigen an den Höfen warben ſie um Einfluß. Es waren die Leliaerts in Flandern, die Hoeks in Holland, die Heekeren in Geldern franzöſiſch geſinnt, die Klaauwaerts, die Kabeljaus, die Bronkhorſten hielten es dagegen mit den Engländern. Nun war der franzöſiſche König geſtorben, und da ſein Sohn Karl VI. erſt zwölf Jahre alt, ſo führte ſein Oheim, Herzog Philipp der Kühne von Burgund, die Regentſchaft über Frankreich. Dieſer Philipp fing erſt die flandriſche Erbtochter, welche der engliſche König für ſeinen Sohn wollte, für ſich ſelbſt weg:

Digitized by Google

um so eifriger bemühte sich der Londoner Hof, daß der Erbprinz von Holland-Hennegau eine englische Prinzessin heirathe, während den Gentern in ihrem Aufstande gegen den Burgunder von England kräftige Hilfe zufloß. Die Herzogin Johanna von Brabant war den Engländern feindselig, Herzog Albrecht aber sah mit Mißtrauen auf die burgundische Macht, welche an seiner Seite emporwuchs. Er mochte deshalb für seinen Sohn lieber eine englische Prinzessin, und von London kamen Gesandte, die Vermählung zu betreiben. Die kluge Johanna steckte sich dagegen hinter die Herzoginnen von Bayern und Burgund, die drei Damen hatten überall ihre geheimen Boten und setzten alle Welt in Bewegung.

Sie brachten endlich die beiden Väter Philipp und Albrecht in Cambray (Kamrich) zusammen. Der Burgunder ging mit Freuden auf den Plan ein, Albrecht wich aber zuletzt mit der Rede aus, er könne sein Wort ohne Einwilligung seiner Stände und seiner Gemahlin nicht geben. Letztere brachte nun in Vorschlag: auch sie habe eine Tochter Margaretha, diese soll der burgundische Erbprinz Johann nehmen. Unglücklicher Weise war er schon mit einer Königstochter von Frankreich so gut als verlobt. Allein die alte Herzogin von Brabant gab keine Ruhe, die beiden Häuser mußten ihre Margarethen an ihre Erbsöhne austauschen, und der König von Frankreich wurde beschwichtigt. Entrüstet kamen neue Gesandte von London und wollten die Verlobung wieder rückgängig machen. Albrecht wurde ärgerlich und sagte ihnen: sein Vetter von England brauche sich um die Heirath seiner Kinder nicht zu kümmern. Am 10. April 1386 wurde die Doppelhochzeit in Cambray vollzogen, mit Pomp und Pracht wie die Stadt sie niemals erlebt hatte. Der französische Hof verherrlichte acht Tage lang die Turniere und Feste durch seine Anwesenheit. Die vier Neuvermählten speiseten allein an des Königs Tafel und wurden durch die obersten Hofbeamten bedient, welche zu Pferde sitzend Wein

Digitized by Google

und Speisen brachten. Der holländische Erbprinz wurde zum Grafen von Osterbant und Statthalter von Hennegau erklärt, und soviel Brautschatz ihm einst die königliche Prinzessin von Frankreich bringen sollte, soviel bekamen auch die beiden Margarethen. Eine Erbverbrüderung zwischen Burgund und Bayern-Holland besiegelte den Bund. Jetzt war Aussicht, daß die Niederlande sämmtlich nach und nach in eine Hand kamen, daß die Fürsten bis dahin sich gegenseitig wider Empörungen schirmten, daß sie in die Mitte gestellt zwischen Frankreich England Deutschland nöthigenfalls eine unabhängige Politik behaupten konnten. Der Gedanke war so staatsmännisch wie jemals ein anderer: für das Wittelsbacher Haus entwickelte er sich später zum Unglück.

Auf dem Freudentage zu Cambray brachte es die Herzogin Johanna dahin, daß noch eine andere Verbindung zwischen dem französischen und bayerischen Hause zur Entscheidung kam. Es hatte, wie Froissard in seiner anmuthigen Weise erzählt, der sterbende König von Frankreich seinen Brüdern erklärt: er wünsche für seinen Kronprinz eine deutsche Prinzessin, damit man in London nicht allein Vortheil aus deutschen Heirathen ziehe. Nun erschien bald darauf der ritterliche Herzog Friedrich von Bayern bei den französischen Bannern, um Ruhm zu ärnten im Kriege wider die Engländer und aufständischen Flandrer. Des jungen Königs Oheime fragten ihn, ob er für ihren Neffen keine Prinzessin habe. Er erwiderte: nicht er, aber sein Bruder Stephan zu Ingolstadt habe eine Tochter, die vierzehn Jahre alt und eine Perle von Schönheit. „Das ist, was wir brauchen", riefen da die Prinzen, „der König sieht gern etwas Schönes". Sie schlugen vor, die schöne Isabella solle nach Frankreich kommen, als wolle sie eine Wallfahrt machen zum heiligen Johannes in Amiens. Dort solle der König sie sehen, und sie wollten schon ihr Bestes thun, daß er sie nicht wieder fortlasse. Friedrich vertraute dies Gespräch seinem Oheim Albrecht im Hennegau

Digitized by Google

und der Herzogin Johanna in Brüſſel, beide fanden die Verbindung für ihr Haus ehrenvoll und vortheilhaft. Jedoch dem Herzog Stephan in Bayern däuchte es gar fremd, daß ſeine Tochter nach Frankreich reiſen ſolle ohne Werbung, ja ohne Einladung des Königs; ſchicke man ſie ihm zurück, ſei die Schande unerträglich. Nun ſetzte auch der Herzog von Lancaſter, der von dem Plane Wind bekam, alle Segel auf, damit jetzt ſeine eigene Tochter, die man am Hofe von Bayern-Holland nicht gewollt, Königin von Frankreich werde. Eine andere Partei ſchlug eine lothringiſche Prinzeſſin vor. Allein was vermochten ſie alle gegen die alte Brabanter Fürſtin? Sie wartete bis der große Hochzeitstag in Cambray kam, da ſprach ſie plötzlich offen von der bayeriſchen Heirath als von etwas, das durchaus geſchehen müſſe, — man ſolle ſie nur gewähren laſſen, noch im Sommer ſolle die Sache gemacht ſein. Wirklich arbeitete ſie ſo trefflich, daß alle Bedenken ſchwiegen. Herzog Stephan ſagte zu ſeinem Bruder: „Friedrich, Friedrich! du willſt nach Frankreich meine Tochter bringen und haſt gar keine Gewißheit, daß der König ſie will. Nimmt er ſie nicht, iſt ſie für immer beſchimpft um dieſer Reiſe willen. Darum ſieh dich vor, bringſt du ſie mir wieder, ſo haſt du dein Lebenlang keinen ſchlimmeren Feind als mich. Reiſet denn in Gottes Namen!“ Herzog Friedrich vertraute auf den Zauber von Iſabellens Liebreiz und kam mit ihr nach Brüſſel zur Herzogin Johanna, und nach Quesnoy, wo ihre Großtante, die Herzogin von Bayern-Holland wohnte. Dann reiſeten ſie alle zuſammen nach Amiens. Der junge König war ſchon da mit ſeinem ganzen Hofe, er ſtarb vor Verlangen nach Iſabella, ſoviel hatten ihm die Oheime von der Prinzeſſin erzählt. Auf's Schönſte gekleidet führten ſie die drei Herzoginnen von Bayern Burgund und Brabant vor den König, und als ſie der Sitte nach das Knie vor ihm beugte, hob er ſie raſch auf mit ſeinen Händen und konnte nicht aufhören ſie anzuſchauen. Da ſagten die Hof-

Digitized by Google

herren: „Bei unſerer Ehre, ſie bleibt uns, er kann die Augen nicht mehr von ihr laſſen“. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo kam ſchon der Vertraute des Königs, der Herr von la Rivien nach Quesnoy, wohin Iſabella unter ihrer Großtante Obhut zurückgereiſt war. Er berichtete, der König ſei ganz krank vor Liebe, könne nicht ſchlafen und nicht ruhen, und er wolle ſofort die Hochzeit, damit er geneſe. Gleich darauf langte als Brautſchatz eine königliche Krone an, die ein ganzes Land werth war. Nun führten die drei Herzoginnen die erkorene Königin von Frankreich im herrlichſten Schmucke zu Wagen nach Amiens, wo der Biſchof am 6. Juli die Trauung vollzog, und es war wunderbar, wie viele Fürſten und Herren und Damen gekommen waren, um zu ſehen, ob die Königsbraut von ſo entzückender Schönheit ſei, als alle Welt ſagte.

Herzog Albrecht mochte mit innerer Genugthuung auf eine länger als dreißigjährige Regierung zurückblicken. Seine Lande waren geſchirmt und geſchützt nach außen, und Frieden und Gedeihen blühte in ihren Gränzen. Seinem Hauſe aber winkten große Ausſichten für die Zukunft, Kinder und Enkel ſaßen auf ſo vielen Fürſtenthronen. Die Zeiten Wilhelm des Guten hatte er wieder heraufgeführt. Gleichwie dieſer hieß er der Vater der Minſtrels, denn er liebte die Sänger und ihre fröhliche Kunſt ungemein, und die Verfaſſer ſchöner Chroniken hatten an ihm einen großen Freund. Da ſpielte ihm die Liebe noch einen Streich, welcher das mühſame Werk ſeines Lebens, die Parteiverſöhnung, wieder aus allen Fugen riß. Sein eigener Sohn trat ihm zornerfüllt gegenüber.

Da dieſer, der berühmte Ritter, von jetzt herrſchend in unſere Darſtellung tritt, da ſein einziges Kind Jakobäa das Spiegelbild ſeines Geiſtes und ſeiner Grundſätze wurde: ſo haben wir ſeine Laufbahn etwas näher zu betrachten. Machen wir aber zuvor uns das Ritterthum jener Zeit anſchaulich, welches Beider Stern und Steuer war.

Drittes Kapitel.

Die ritterliche Gesellschaft.

Erhabene Vorstellungen von der Ritterwelt. Prüfung derselben. Falsche Auffassung von Rittern und Knappen. Knechte oder Knappen in allen Aemtern Rechten und Waffen eines Ritters. Fürsten Kriegshäupter Staatsmänner häufig gar nicht oder erst spät Ritter. Dienst der Pagen und Leibknappen. Ihre Gesindestellung. Verwechslung von Wehrhaftmachung und Ritterschlag. Reale Abstufung. Fürsten und ihre Verehrung. Bannerherren. Ihr Banner Feldruf und Hofwesen. Niederer Adel. Der Name Knecht oder Knappe. Einfluß der Dienstmannenordnung. Schildbürtige. Fähnleinführer, Glevener, Bacheliers. Ihre Mittelstellung. Wimpel und Rennfähnlein. Erhebung zur Bannerherrnwürde. Bedeutung des Banners. Herren Ritter und Knechte. Stand und große Menge der Ritterbürtigen. Frühere Dienstmannen. Freie Gutsbesitzer. Ritterliches Wesen der Patrizier. Ihre große Anzahl. Verhältniß zum Landadel. Reale Natur des Adels im Mittelalter. Die ritterliche und die gebildete Gesellschaft.

Die Ritterwelt des Mittelalters senkt sich frühzeitig aus Romanen und Sagen tief in unsere Anschauung. Noch von den Zinnen gebrochener Burgen starrt und trotzt sie mitten in unsere Zeit hinein. Und treten wir in den Rüstkammern plötzlich vor jene furchtbaren Schwerter und Streitkolben, jene hochragenden stählernen Rüstungen von Roß und Mann, ist es nicht, als schaute noch aus den leeren Eisenhüllen der gewaltige Geist des Ritterthums hervor? Dann bleibt in der Vorstellung nur Raum für eine ruhmvolle gepanzerte Zeit, die entschwunden, die hoch über der unsrigen stand, eine Welt erfüllt von wogenden glänzenden Ritterschaaren, voll eisenstarker Helden, die rastlos kämpften um edle Ideale und erhabene Minne. Allein dies Bild, das jene Dichtungen, jene Burgruinen, jene Ritterrüstungen in uns erwecken, hält dies Bild auch Stich, wenn man es prüft

an den bestimmten Thatsachen, welche uns Urkunden Ordensstatuten und Chroniken aufstellen? Nein, wenn wir uns längere Zeit in die alten Schriften vertiefen, wenn wir die nackten Thatsachen darin verbinden und vergleichen: so zerrinnt das glänzende Heldenbild zum großen Theile, etwa so weit als vor der eindringenden Forschung die Schreckensbilder zerronnen sind, welche man sonst von der Vehme aufstellte, die furchtbar in Dunkel und Geheimniß richten sollte. Und wenn wir recht scharf zusehen, so zeigt uns die Ritterwelt des Mittelalters nicht blos genug des Barbarischen Hölzernen und Lächerlichen, sondern wir erkennen auch, daß sie doch nimmer so hoch und herrlich, so grundverschieden stand über unserm jetzigen Denken und Treiben.

Es sei nun der Versuch gemacht, in kurzen Zügen die Ritterwelt zu zeichnen, wie sie war, nicht um ein poetisches Bild aufzurollen, sondern um einige Ergebnisse der Forschung zusammenzustellen, welche freilich den bisherigen Annahmen widersprechen.

Ziemlich allgemein, selbst in rechtshistorischen Büchern, ist folgende Auffassung hergebracht. Erst der Ritterschlag habe Einen zum vollen Mann und Ritter gemacht. Jeder selbständige Mann, der in voller Rüstung mit seinem Fähnlein Reisiger auftritt, habe die eigentliche Ritterwürde gehabt. Wer aber Knappe, Knecht, Ecuyer geheißen, sei blos in seines Herrn Dienst und Geleite erschienen. Alles das ist ein Irrthum.

So zahlreich und so bestimmt als wir nur wollen, finden wir in den Urkunden Knappen und Schildknechte als Marschälle und Burggrafen, als Amtmänner und Schatzmeister, als längstverheirathete Männer. Sie erscheinen als Träger von Lehen und anderen Gütern, treten in der Gerichtsversammlung als Richter und Zeugen, treten unter den Landständen als mithandelnd auf. Sie führen den Namen Gestrenge, Veste, Ehrbare wie alle andere Ritter, sie tragen dieselbe Rüstung, sie rennen mit ihnen im Turniere und führen

häufig Ritter und Söldner im Felde an. Wir sehn hier also lange Reihen von selbständigen seßhaften Männern, welche zwar Knappen oder Knechte und Ecuyers heißen, jedoch alles das sind, was nach der gewöhnlichen Anschauung einen Ritter ausmacht. Es kommt in all diesen Dingen immer nur darauf an, ob einer von Rittersart ist, ob er zum Schilde geboren, schildbürtig ist, d. h. „zu den rittermäßigen Männern gehört, die mit Pferd und Harnisch dienen". Wenig oder nichts entscheidet es, ob er auch die Ritterwürde hat. Dazu kommt eine zweite Wahrnehmung. Es begegnet uns in den Chroniken öfter, daß Könige und Fürsten, berühmte Kriegshäupter und Staatsmänner erst in reiferen Jahren sich den Ritterschlag ertheilen lassen. Sie warten oft bis in ihr Greisenalter, bis es bei einer großen Gelegenheit und von der Hand eines berühmten Ritters geschehen kann. Blieben nun diese Männer, welche in so vielen Schlachten ruhmreich ihre Fähnlein anführten, so lange im dienenden Knappenstande? Unmöglich. Oder hatte ihre Stellung irgend etwas damit gemein? Sicher nichts als den Namen.

Denn vergleichen wir nur, was ein Leibknappe war und zu thun hatte. Zunächst war es gar nicht nöthig, daß ein Jüngling als Leibknappe in eines ältern Ritters Dienste trat. Es konnte Jeder auch auf seiner väterlichen Burg das Recht und den Schwung der Waffen erlernen. Wollte aber Einer sich regelmäßig aufdienen, so hieß es: sieben Jahr Kind, sieben Jahr Page, sieben Jahr Knappe. Hatte er die artigen und zierlichen Pagendienste erlernt, so mußte er sie bei einem Feste nochmal erproben: dann erhielt er einen kleinen Degen und auch wohl eine große Ohrfeige, zum Andenken, daß er losgesprochen von der Lehrlingszucht. Mit seinem fünfzehnten Jahre trat er als Knappe ein bei einem älteren Ritter. Mochte er noch so adlig geboren sein, jetzt wurde er nicht anders behandelt, als wie ein Sohn eines der unfreien Dienstmannen oder Ministerialen. Der Knappen Dienst war aber

Leibdienst, im Hause, bei den Rossen, im Felde. Ihrem Herrn leisteten sie Kämmererdienste, bei Tafel warteten sie auf, und Abends geleiteten sie die Gäste mit Fackeln in ihre Gemächer und brachten ihnen den Nachttrunk. Sie hatten ferner nach den Rossen zu sehn. Götz von Berlichingen erzählt von seiner Knappenzeit: „als er Ritter Veit von Berlichingen, seinem Vetter, aufgewartet, habe er die Pferde gesattelt und aufgezäumt, seinem Herrn den Gaul zum Aufsitzen gegeben und ihm den Helm nebst dem Spieß gereicht". Auf Reisen ritt der Herr sein Laufroß, einen leichten Paßgänger, Coursier, auch Palafrid und Zelter genannt. Die Knappen folgten ihm zu Pferde. Der eine, gewöhnlich ein starker und wohlbewaffneter Reisiger, führte des Herrn Lanze und den starken Streithengst hatte er am Zügel mit der rechten Hand, weshalb dieses Roß Destrier, Dexter heißt. Der andere, ein junger Bursche, hielt auf dem Sattelknopfe den Helm, hinter sich hatte er Schild und Panzer und den Mantelsack. Kam man vor den Feind, so hatten die Knappen das große Schlachtroß vorzuführen und den Herrn eilig und geschickt auszurüsten, wobei sie wohl Acht zu geben hatten, daß Mundloch und Visir genau paßten und sich nicht wieder verschoben. In der Schlachtordnung hielten sie dicht hinter ihrem Herren. Wenn die Lanzen und Schwerter an einander klirrten, waren die Knappen flink um ihren Herrn her, Stöße abzuwehren, Angreifer niederzustechen, wenn der Herr stürzte, ihm gleich wieder zu Pferd und Waffen zu helfen, und die Gefangenen, welche er machte, ihm abzunehmen. Das Turnier aber blieb diesen Knappen noch verschlossen, ihr Recht war nur die Turniervesper. Am Vorabend durften sie in den Schranken mit ihren leichten Waffen das Gestech halten, l'escremie, ein Vorspiel zu der Meisterprobe am folgenden Tage.

Es ist nun wohl klar, daß jene Knappen und Schildknechte, welche unter den Landständen und als Hof- und Landesbeamte auftreten, welche der Fürst meint, wenn er seinen

Digitized by Google

Landesadel mit „Ritter und Knappen!“ anredet, nichts zu thun haben mit den jungen Leuten, welche im Leibdienste eines Herrn stehn. Diese hatten ja öffentlich gar keine Stimme, sie gehörten nur zum Gesinde, wie in einem alten Liede ein Knappe singt:

Darum ich bin
Ein Knab der Waffen, des Adels Kind,
Eines theuren Fürsten Hofgesind.

Wie aber kam es, daß in den Schriften über das Ritterwesen die jungen Leibknappen mit jenen Knappen oder Knechten verwechselt werden, welche selbständige seßhafte Männer waren? Der gleiche Name konnte doch nicht allein ein solches Vermengen herbeiführen. Dieser Irrthum, welcher am meisten die Ansichten über das Ritterthum verwirrt hat, entstand aus der Verwechslung des Ritterschlages mit der Wehrhaftmachung. Beides wird aber in den zeitgenössischen Biographien berühmter Ritter wohl auseinander gehalten.

Wenn Einer mündig wurde, erhielt er mit gewisser Feierlichkeit die Manneswaffen, die volle ritterliche Rüstung. Die Sitte war eine altgermanische und wurde ununterbrochen beobachtet. Der Fürst oder der Vater oder ein Verwandter überreichte, wie Tacitus erzählt, in öffentlicher Versammlung Schild und Lanze, später wurde der Jüngling mit dem Schwertgehäng, dem Cingulum militare, geschmückt, dann legte man ihm Sporen Helm und Harnisch an. Das war die Wehrhaftmachung. Die christliche Kirche fand diese Sitte vor und umgab sie mit ihrer Weihe, wie so vieles Andere, was aus der heidnischen Zeit in die christliche überging. Die neuen Waffen wurden auf den Altar gelegt, während man eine Messe las, oder der junge Mann bereitete sich durch Beichte und Abendmahl zu dem ernsten Lebensabschnitte vor, auch brachte er die Nacht vorher in einer Kapelle bei seinen Waffen zu mit Wachen und Beten. Götz von Berlichingen hebt in seiner Lebensbeschreibung wohl hervor, wo einer den Harnisch

Digitized by Google

anlegt und aufhört, Leibknappe zu sein. Als er im zwanzigsten Lebensjahr das erstemal selbst zwei Knechte aufbringt, sagt er: „Das war der erste Panzer oder Harnisch, das ich anthät; sonst war ich für einen Jungen ziemlich versucht und gebraucht worden, in Kriegen und anders, doch in Knaben Weis".

Gewiß hielt sich Götz damals für einen ganzen Mann, den Keiner mehr als einen dienenden Knappen behandeln oder „garçonniren" sollte. Wer wehrhaft geworden, gleichviel ob er im väterlichen Hause oder als Leibknappe eines Andern den Waffendienst erlernt hatte, dem stand die Welt offen. Er konnte alles unternehmen, was man von einem tüchtigen Rittersmann erwartete. Schon Tacitus bemerkte: mit der Wehrhaftmachung träten die Jünglinge aus dem Kreise des Hauses heraus und würden fortan als Männer und Glieder des Volkes angesehn. Der Wehrhaftgemachte konnte nun auf seines Vaters Burg sitzen bleiben und nur gelegentlich zu Turnier und Fehde ausreiten: das war das Gewöhnliche. Dürstete es ihn aber danach, sich auszuzeichnen, so suchte er auf eigene Hand Abenteuer, indem er sich ein paar reisige Knappen aus seinen Verwandten oder Hörigen oder gemeinen Soldknechten ausrüstete.

Es bleibt also nur der Schluß übrig, daß der Ritterschlag nichts als eine ideale Rangordnung unter den Ritterbürtigen begründete. Die Wehrhaftmachung machte mündig, gab Recht und Freiheit ritterlichen Lebens, der Ritterschlag verlieh nur höhere Ehre unter den Mündigen. Daß Beides hin und wieder verbunden, entscheidet Nichts: zeigen uns doch die Biographien berühmter Ritter, wie in der Regel Beides auseinander liegt. Froissard's Liebling, der Marschall Bouciquaut, und Lalain, der Spiegel aller Ritterschaft, hatten nachdem sie die ritterlichen Waffen angelegt, schon eine hübsche Reihe von Heldenthaten verrichtet, ehe der eine auf dem Schlachtfelde, der andere, bevor er in einen schweren Zweikampf ging, sich den

Ritterschlag erbat. Bayard und Frundsberg galten längst als die besten Ritter im Heere, als sie zu Rittern geschlagen wurden.

Wir sehen also zuvörderst ganz vom Ritterschlag ab und betrachten die vornehmere Gesellschaft im späteren Mittelalter nicht nach idealen, sondern nach den realen Unterschieden. Hohe Abkunft, sowie die Macht, welche Vermögen und Bildung gewähren, stufen überall in der Welt Rang und Ansehen ab: sie haben es auch im Mittelalter gethan.

Oben an standen natürlich die Fürsten. Obgleich ihrer zehnmal mehr waren als jetzt, genossen sie doch äußerlich eine viel größere Verehrung. Nach französisch-normannischer Sitte, welche sich damals nach allen Ländern hin ausbreitete, hatte selbst eine Dame, wenn sie einen Fürsten begrüßte, vor ihm niederzuknien und zu warten, bis der Fürst sie aufhob. All die Ehrerbietung aber, welche ein Baron in der starkknochigen Manier des Mittelalters einem Fürsten bezeugte, hielt ihn keinen Augenblick ab, ihm bei Gelegenheit ungeschminkt die Wahrheit zu sagen, oder nach Umständen sich mit den Waffen in der Hand zu widersetzen.

Den Fürsten zunächst kamen die Bannerherren, Barone, freie Herren oder auch blos die Herren genannt. Sie waren zum größten Theil die Reste des uralten Adels, welche nicht Fürstenrang erreicht hatten. Als Grafen, Freiherren, Seigneurs besaßen sie ihr eigenes Landgebiet mit Lehnsleuten und hörigen Dörfern. An ihre Stammburg hatte sich gewöhnlich eine Stadt oder ein Flecken angebaut, umzogen mit Mauern und Gräben. Staatsrechtlich war das Entscheidende für einen Bannerherren, daß er die volle Gerichtsbarkeit auf seinem Gebiete hatte; gleichgültig war es, ob dasselbe auch im Lehnsverbande zu einem oder mehreren Fürsten stand. Blos ein Bannerherr hatte das Recht, im Felde eine viereckige Fahne zu führen, in welcher sein Wappen prangte. Um dieses Banner schaarten sich seine Ritter und Reisigen. Blos ein Bannerherr

Digitized by Google

konnte seinen besonderen Feldruf führen. Soviel Bannerherrn also, soviel selbständige Kriegshäupter standen in der Schlachtordnung. War aber einer in seinem Vermögensstande soweit zerrüttet, daß er aus seinen Lehnsmannen Verwandten und hörigen Leuten nicht mehr seine eigene ansehnliche Schaar vollständig zu Roß ausrüsten konnte, so blieb er lieber zu Hause. Denn er wäre gar nicht mehr als Bannerherr angesehn, wenn er nicht wenigstens zwanzig bis fünfzig Helme wohlgerüsteter Leute in's Feld führte.

Die Bannerherren standen also etwa wie der jetzige Großadel. Auf den Höfen dieser kleinen Gebietsherren war es nun vorzüglich, auf welchen sich der Glanz und das Ceremoniell der Ritterschaft entfaltete. Je gründlicher das aufstrebende Fürstenthum sie der politischen Macht entkleidete, desto lebhafter suchten sie ihre Würde im glänzenden Hofstaate. Da gab es auf diesen kleinen Höfen Kämmerer Marschälle Schenken und Truchsesse; da gab es Falken- und Jägermeister Stallmeister Buttler oder Kellermeister Oberspießer oder Küchenmeister; da gab es endlich ganze Reihen geschmückter Pagen Knappen Läufer und Troßbuben. Jeder ging in den Kleidern und Farben des Herrn und zeigte dessen Wappen rechts und links. Wenn auf dem Hofe und in den Sälen sich die Knappen drängten, geschmückt in Seide und Stahl, wenn Ritter aus allen Ländern einsprachen und Neuigkeiten brachten, wenn man bei großen Gelegenheiten die Damen der Umgegend zu Turnier und Bankett laden konnte, — das war für diese Bannerherren die Sehnsucht ihres Herzens. Nie ritten sie aus, so spottet der Dichter Eugen Deschamps, als von ehrfürchtigem Gefolge umgeben, gleich als wären sie Heilige auf Erden. Wenn der Graf von Foix sich zur Tafel setzte, so legte ihm sein Sohn Gaston alle Speisen vor, nachdem er sie vorher gekostet hatte, denn das Vorschneideramt hatte der Vornehmste der Knappen.

Von Fürsten und Bannerherren verbreitete sich nun

Sitte und Lebensweise auf die weiten und dichten Klassen der gemeinen Ritterbürtigen oder des Kleinadels. All die Letztern zeigten ihr Wappen nicht auf einem Banner, denn dies durften sie nicht führen, sondern auf dem Schilde. Sie waren von Geburt an Schildknechte, Knappen, Ecuyers, Hidalgos, Famuli. Der Name erinnert zwar an Dienstbarkeit, kann aber nicht auffallen, wenn man erwägt, daß die Dienstmannenordnung der Rahmen wurde, in welchen sich allmählig alle Ritterschaft einfügte. Der höfische Dienst der Ministerialen hat ja offenbar dem Ritterstande, als er sich bildete, viel stärker Geist und Gesetz aufgeprägt, als das Vorbild, welches der Klerus mit seiner hierarchischen Ordnung und seinen Gelübden aufstellte. Wie schon in der fränkischen Zeit der freie Mann, welcher sich in Dienstmannschaft begab, als Knabe seines Herrn oder Seniors bezeichnet wurde, so traten später in den Urkunden alle unfreien Dienstmannen als Knaben und Knechte neben die freien Milites. Wie die niedern Dienstmannen nicht selbständig auftraten, sondern dem Banner ihres Herrn folgten, so stellten sich auch die gemeinen Ritterbürtigen als Knappen oder Knechte zum Banner ihres Grafen oder ihrer Stadt. Sie faßten später ihren Namen einfach vom Standpunkte des edlen Waffendienstes auf: sie waren nicht die Herren, sondern die Knechte der Waffen. Zum Unterschiede von den gemeinen Reisigen nannten sie sich auch wohl edle Knechte, ehrbare oder wohlgeborne oder rittermäßige Knechte, Famuli militares, Knapen van Wapene. Mit vollem Recht aber legten sie auf ihre Bezeichnung als Schildbürtige, zum Schilde Geborne oder Ecuyers den Hauptton. Denn das Schild, nicht das Banner, zeigte ihr Wappen, und nur mit ihrem eigenen Schilde deckten sie sich und des Landes Ehre, nicht hatten sie mehrere Schilde hinter sich. Der Name Knappe aber ist nichts anderes als Knabe, wie Ritter nichts ist als Reiter oder Rider. Verharnischte Worte thun oft viel, um von vorn herein ein unrichtiges Bild zu erwecken.

Digitized by Google

Es brauchte nun der Ritterbürtige nicht sein Lebenlang bei seinem einzigen Schilde zu bleiben. Nichts hinderte ihn, wenn Lust und Vermögen da war, ein paar Reisige auszurüsten und zu unterhalten. Aller Orten war er willkommen wo er mit einer solchen Schaar hinter sich auftritt.

Dann zeichnete er sich wesentlich in der Masse der gemeinen Ritterbürtigen aus. An Sold und Lösegeld wurde er doppelt so hoch geschätzt, als einer von diesen, und, hatte er mehrere Schilde hinter sich, halb so hoch als ein Bannerherr. Er war ja selbst ein kleiner Befehlshaber, der sein eigenes Fähnlein in's Feld führte. Denn Fähnlein, Gleve, Spieß nannte man die kleine Schaar, die sich um ihres Herrn Lanze oder Gleve sammelte. Ein solcher Mann, der in der Herberge wie im Felde seine eigenen Leute und Diener um sich hatte, erschien als der rechte Edelmann, der nicht zugleich Fürst und Bannerherr war. Das Mindeste aber, was ein Fähnleins- oder Glevenführer stellte, waren zwei Gewaffnete und drei Pferde. Auf dem besten Rosse saß er selbst in voller Rüstung; das andere ritt sein reisiger Knecht, der ebenfalls Schutz- und Angriffswaffen trug; das dritte Pferd hatte der Bube, welcher nicht mitgerechnet wurde. Oefter wurden auch zwei reisige Knechte nebst dem Buben zu einem ordentlichen Fähnlein erfordert. Berühmte Glevenführer brachten dreißig, fünfzig und mehr Helme auf, unter ihnen genug Ritterbürtige. Sie schlossen dann mit einem kriegführenden Fürsten Dienstverträge über Sold und Unterhalt für sich und ihre Leute, und wie es mit Ersatz der Rosse und Waffen, die verloren gingen, und mit dem Lösegeld zu halten, falls man das Unglück habe, gefangen zu werden.

Es begreift sich, weshalb man diese Fähnleinsführer als eine besondere Klasse vor den gemeinen Ritterbürtigen, als eine Mittelstufe zwischen diesen und den Baronen auszeichnete. Sie besonders wurden, wenn man blos den Waffendienst in's Auge faßte, die Ritter genannt. In lateinischen

Digitiz

Schriften werden sie als die Milites mittlerer Nobilität bezeichnet und ihnen hier die Barones oder die Domini, dort die Milites von nur einem Schilde, die Chevaliers d'un escu, gegenübergestellt. Ihr gewöhnlicher Name in Frankreich und England war Bacheliers oder Bachelers: die Bezeichnung kam von dem Baculus, der Lanzenstange, welche mit ihrem farbigen Fähnlein das Erkennungszeichen für ihre Schaaren war. In allen europäischen Ländern wird daher die Ritterschaft in drei Stufen getheilt, auf der ersten stehen Fürsten und Bannerherren, auf der zweiten die Fähnleinführer, und die dritte nimmt der große Hause des übrigen Kleinadels ein, — Banerets, Chevaliers, Ecuyers, die letztern heißen auch Sergeants, Knights, Infanzones. Noch im sechszehnten Jahrhundert erinnert daran die Unterscheidung zwischen Herren Rittern und Adel.

Ein Banner durften auch die Fähnleinführer oder Glevener nicht zeigen: insgemein aber unterschieden sie sich von den gemeinen Schildbürtigen durch ein größeres Fähnlein. Diese hatten blos ihren schmalen Wimpel an der Lanze, eine ganz kleine Flagge: das Glevener Fähnlein oder Pennon war beinahe eine Elle breit, lief jedoch in einen oder zwei spitzige Wimpel aus. Auch Fürsten und Bannerherren führten dies Pennon, das Rennfähnlein oder den Wimpel, im Felde neben ihrem Banner. Nun konnten aber die Glevener, wenn ihnen das Glück hold war, auch zur Würde eines Bannerherren gelangen. Sie mußten Land und Güter genug verdient oder geerbt haben, um eine Schaar Reisiger zu unterhalten, die ein Banner nach Gebühr begleitete. Fünfzig, fünfundzwanzig, auch wohl nur zehn Helme wurden erfordert. Ehrenvoll war es, wenn seines Ruhmes wegen andere Leute von Rittersart unter dem Fähnleinsführer dienen wollten. Dann kam er eines Tags, ehe die Schlacht begann, mit seiner Schaar vor das Zelt des Fürsten oder Oberfeldherrn geritten. An seiner Lanze war ein größerer Wimpel als sonst befestigt,

Digitized by Google

jedoch noch eingewickelt. Sein Herold verkündete: es wünsche der Ritter sein eigenes Banner zu entfalten, denn mit Gottes Hilfe habe er Land und Leute genug, es zu schützen. Der Fürst entrollte das überreichte Fähnlein, ließ sich eine Scheere bringen und schnitt den Zipfel von dem Zeuge ab: jetzt zeigte es das Viereck eines Bannerherrn. Darauf reichte er es mit seiner Hand dem Eigner und sprach: „Gott lasse Euch Eure Vorsätze gelingen!" Der Ritter nahm die Fahne und hielt sie hoch vor seiner Schaar, indem er ausrief: „Seht hier mein Banner und das Eurige! Hütet es, wie es sich geziemt!"

Es war auch Brauch, daß ein junger Baron, der zum erstenmal mit seinem Banner erschien, es seinem Fürsten brachte, daß dieser es feierlich entrolle und mit eigener Hand es seinem Herrn übergebe. Gewöhnlich geschah das vor der Schlacht: seltener war es, daß ein junger Herr, der nicht länger damit warten wollte, in den Turnierschranken sein Banner dem Fürsten darbot, es zum erstenmal in der Luft fliegen zu lassen. Denn der Turnierplatz galt für Wahlstatt, wo man diese nicht haben konnte. Liest man diese und ähnliche Geschichten über die wichtige Rolle, welche Banner und Fähnlein spielten, und wie sie Ehre und Stärke ihres Trägers verkündeten: so erklärt sich, warum es für eine Stadt der größte Schimpf war, wenn sie ihr Banner einbüßte, und wie die reichgestickten Banner, mit welchen Zunft für Zunft aufmarschirte, dem Adel ein Dorn im Auge waren. Wo eine Stadt oder Zunft hart gedemüthigt werden sollte, war es das Erste, daß sie ihr Banner verlor.

Großadel und Kleinadel mit der Mittelstufe der Fähnleinsführer wurden nun in der Regel mit dem Namen „Herren Ritter und Knechte" zusammengefaßt. Sie zusammen bildeten den Stand der Ritterbürtigen, der Leute von Rittersart, oder kurzweg gesagt, die Ritterklasse, welche den gemeinen Bürgern und Bauern gegenüberstand. Die große Masse darin bildeten die gemeinen Ritterbürtigen, die Schild-

Digitized by Google

knechte und Knappen. Obgleich nun die Chroniken davon zeugen, wie unaufhörlich — hier zu Schlachten, dort zu Turnieren — zehn und zwanzigtausend Ritter zusammenströmen, so stellt man sich dennoch gewöhnlich kaum vor, welch beträchtlichen Volkstheil der Kleinadel im Mittelalter umfaßte. Um so viel zahlreicher, als heutzutage, damals Personen vom hohen Adel auftraten, nämlich Fürsten und wirkliche Inhaber von Bannerherrschaften, ganz im selben Verhältniß massenhafter wogte hin und her die Menge des niedern Adels.

Einen Grundstock bildeten die zahlreichen großen und kleinen Gutsbesitzer, welche früher Dienst- oder Burgmannen gewesen, die aber ihre ritterliche Lebensweise aus dem Stande der Unfreien herausgehoben hatte. Dazu kamen all die freien Grundbesitzer auf dem Lande, welche wohlhabend genug geblieben, um geharnischt zu Rosse aufzureiten, jedoch nur unter der einen Bedingung, daß sie oder ihre Vorfahren auf ihren Hof keine bäuerlichen Dienste oder Lasten, wie die Hörigen und Leibeigenen sie leisteten, übernommen hatten. Von ihnen sagte das Sprüchwort: „Ein Edelmann mag Vormittags zum Acker gehn und Nachmittags im Turnier reiten". In einer Menge von Dörfern, wo jetzt keine Spur von Adligen zu finden, weisen die Urkunden ritterbürtige Leute nach. Häufig saßen auf einer Burg oder einem Hofe, der seinen Thurm hatte, zwei oder drei Familien zusammen. Der Sternerbund in Hessen und Umgegend zählte über zweitausend adlige Männer, welche zusammen nur vierthalbhundert Burgen hatten. Die Glosse zum Sachsenspiegel sagt, daß nur diejenigen nicht das Recht der Leute von Rittersart übten, welche keinen eigenen Grund und Boden hätten, und Pferde blos zu ihres Leibes Nothdurft hielten. In Holland werden zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in den Urkunden die gemeinen Schöffenbarfreien, welche Grundeigenthum zum Werthe von nur hundert Nobeln besaßen, als schildbürtige Mannen den schildbürtigen fürstlichen Lehnsleuten ganz gleichgestellt.

Digitized by Google

In neuerer Zeit hat man wohl gezweifelt, ob auch unsere Patrizier vollständig ritterbürtig gewesen? So leicht überträgt man Bedenken aus den letzten Jahrhunderten ohne Weiteres auf das Mittelalter. Daß die venetianischen Nobili ritterbürtig gewesen, daran zweifelt kein Mensch, aber waren sie denn etwa keine Großhändler, wie es die deutschen Patrizier waren? Die Augsburger Fugger unterscheiden sich von den Florentiner Medizäern doch nur dadurch, daß die Tyrannis in einer deutschen Stadt etwas Unmögliches war. Betrieb nicht auch der deutsche Ritterorden schwungvoll Handel und Rhederei? Oder sind die ritterlichen Sänger Heinrich von Ofterdingen der Eisenacher, und Gottfried von Straßburg nicht ebenso gute Stadtbürger, als der Patrizier Rüdiger Manesse, welcher die Dichtungen unserer Minnesänger sammelte? In der That, wohin wir blicken in unsere großen und kleinen Städte des Mittelalters, in allen zeigen sich Bürger genug, welche draußen Güter und Hörige und Schlösser haben, welche Lehen Zölle Zehenten Gerichtsbarkeiten besitzen, welche in prachtvoller Rüstung und schönen Gewändern einhergehen, und ihre Freude haben an Hunden und Falken und stattlichen Rossen, wie an Gemälden und anderer edlen Kunst. Selbst wenn sie nur vom reichen Ertrage ihres Großhandels leben, so sind doch ihre großen burgartigen Häuser in der Stadt meist zehnmal wohnlicher und stärker, als die Thürme und Festen des niedern Landadels, und in Fehdezeiten erfüllt die Innenhöfe dieser städtischen Burgen nicht minder lebhaftes Gedränge von Knechten und Schutz- oder Mundmannen, als draußen die Burghöfe. Eines aber war zum Patrizier erforderlich: er mußte sein Tuch in ganzen Stücken und sein Eisen in Centnern verkaufen, d. h. er sollte den freien Schwung des Geistes, das Wagen und Gewinnen im Großen üben, wie der Großhandel es mit sich bringt. Wie der Landedelmann zum Bauer wurde, wenn er immer selbst pflügen mußte und nicht mehr sein Reitpferd und Jagdhunde halten

Digitized by Google

konnte, so wurde der Stadtedelmann ein Krämer, wenn er anfing, einförmig in Pfunden und Dütchen zu verkaufen, was andere herbeigeschafft hatten.

Nur wenn man die Menge der Vornehmeren und Gebildetern in unsern jetzigen Städten in's Verhältniß bringt zu den übrigen Stadtbewohnern, erhält man einen Begriff, wie zahlreich die Patrizier im Mittelalter. Auch ohne ihre Mundmannen zählten ihre wehrbaren Männer in jeder größeren Stadt nach Hunderten. Könnten wir uns sonst jene wüthenden und langwierigen Schlachten erklären, wie sie zwischen den Geschlechtern und Zünften zu Köln stattfanden? Wie oft ritten zum Augsburger Turniere je hundert Helme aus Regensburg Ulm und Nürnberg! Brüssel war zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts keineswegs eine der größten Städte, dennoch wohnten in Brüssel damals mehr als dreihundert Männer, die sämmtlich als Patrizier wählten, wenngleich sie nur unter sieben Geschlechter sich vertheilten.

Der Landadel dachte nicht daran, die Patrizier nicht ebenbürtig zu finden. Im Gegentheil, er brachte das Institut der Ausbürger zur Blüthe; denn dieses sollte es dem im Lande zerstreut wohnenden Adel möglich machen, als rechte Bürger an den Aemtern und Ehren, an den Hochzeiten und Festen in der Stadt Theil zu nehmen. Erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als Kraft und Leben des Adels erstarrten, suchte der Landadel die Patrizier von Turnieren Domstiftern und Ritterorden auszuschließen. Soviel der Adel damals an Bedeutung im Volksganzen einbüßte, um ebenso viel suchte er sein Selbstgefühl zu steigern, indem er sich kastenmäßig abschloß und nicht mehr dem Volke, sondern immer nur seinen Genossen in's Gesicht blickte. Ganz anders war das früher. Nie war edle Abkunft werthvoller, nie übte der Adel eine größere politische Macht, als im Mittelalter: aber niemals erschien er auch weiter verbreitet, niemals frischer und flüssiger. Er stand damals wie eine organisch lebendige Institution,

Digitized by Google

die sich fortwährend verjüngte und erneuerte, weil sie an Stelle der absterbenden Glieder sich neue aus dem Volke heranzog.

Um als ritterbürtig vor seinen Genossen und vor dem Volke zu gelten, mußten zwei Bedingungen erfüllt sein: erstens vier freie Ahnen, zweitens soviel Vermögen, daß man für den Schmuck des Lebens übrig hatte und niemals blos vom Werk seiner Hände zu leben brauchte. Die erste Bedingung stellte das Gesetz auf, der Sachsen- und der Schwabenspiegel sind darin deutlich und fast gleichlautend. Beide Großeltern und beide Eltern mußten vollfrei sein: dies, aber nur dies war nach dem Gesetze unerläßlich zur Ritterbürtigkeit. Wer also selbst noch hörig war oder dessen Eltern hörig gewesen, mußte, wenn er in den Rang der Ritterbürtigen eintreten wollte, erst vom höchsten Herrn im Lande feierlich als ein Mann von Rittersart anerkannt werden. Dies geschah durch Ertheilung des Ritterschlages zum Zwecke der Erhebung in den Adelsstand. Die zweite Bedingung war von der Sitte vorgeschrieben. Sie ließ trotz der persönlichen Freiheit es nicht zu, daß bloße Bauern und Handwerker sich unter die Leute von Rittersart mischten. Wohl aber öffneten diese ihre Gesellschaft vor dem Manne, der thatsächlich ihnen werth wurde an Freiheit Vermögen und Bildung, und sie schlossen ihre Kreise hinter demjenigen, welchem die natürlichen Unterlagen eines adligen Lebens entschwanden. Tausende, deren Großeltern noch als Bauern oder Handwerker arm und unfrei begonnen, traten fort und fort in die Reihen der Ritterbürtigen ein, wenn die Großeltern frei vermögend und angesehn geworden und die Eltern diese vornehmere Lebensstellung fortgesetzt hatten.

Erwägt man nun, welch beträchtlichen Theil des Volkes all diese Klassen der Ritterbürtigen umfaßten, — rechnet man hinzu, daß der Klerus, welcher mit ihnen auf gleichem Fuße verkehrte, damals in seine Reihen nicht wenige von denen aufnahm, welche jetzt freier als Gelehrte und Beamte leben, — daß

Digitized by Google

endlich auch die Künstler, sobald sie sich über das Handwerk erhoben, uns in Bildern und Büchern in Tracht von Patriziern entgegen treten: so liegt die Ansicht nahe, daß die ritterliche Gesellschaft im Mittelalter so ziemlich das war, was wir jetzt die gebildetere Gesellschaft nennen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Die Ritterwürde.

Unterschied der mittelalterlichen von der heutigen Gesellschaft. Ehren des ächten Ritters. Die Genossenschaft der Würdigsten. Ihr Erwerb und Verlust. Entstehung des Ritterordens. Eine Ursache der Kreuzzüge. Das heilige Land. Gelübde und Backenstreich. Ausbreitung des Ritterordens. Rangordnung unter den Leuten von Rittersart. Goldritter. Rechtsritter. Kein europäisches Rittergesetzbuch. Ritterschlag im Felde. Hasenritter. Ritterschlag am heiligen Grabe. St. Georg und St. Katharina. Ritterschlag auf der Tiberbrücke. Französische Manieren. Inhalt des Rittergelübdes. Religiöse, politische, moralische, gesellschaftliche Pflichten. Der Ritter ohne Tadel. Musterbild eines Ritters. Begriff des Gentlemans. Lasten der Ritterwürde. Wenige eigentliche Ritter. Geist des Ritterwesens. Erziehung eines Mannes vom Stande. Die Persönlichkeit. Der Ehrtrieb. Fahrten und Waffenthaten. Nerv des Ritterthums. Nothwendigkeit seines Entstehens und Untergehens. Ideale Fortdauer.

Der Unterschied würde gegen heute nicht so sehr im Glanz der Waffen und Turniere, nicht so sehr im Getümmel der Fehden und im idealen Frauendienst, auch nicht im mannigfachen Wechsel der Rangstufen liegen, auf welchen sich die mittelalterliche Gesellschaft auf und abbaute, sondern darin, daß unserem Verkehr ein Institut von europäischer Währung fehlt, aus welchem sich die ritterliche Welt wie aus einem unversieglichen Borne immer wieder erfrischte und stärkte, welches an den verschiedensten Orten verknüpfend, ausgleichend, läuternd wirkte. Es war dies der allgemeine Ritterorden, eine Schöpfung, die nur geringe Wurzeln im sozialen Boden hatte, der aber machtvolles Leben aus allem zuströmte, was an höheren Ideen die wechselnden Zeiten einst erfüllte.

Digitized

Wo im Mittelalter vornehme Kreise sich bildeten, bewegten sich darin einige Männer von besonderer Würde, denen man ehrerbietig auswich, die sich mit Fürsten und Bannerherren zur Tafel setzten, gleichviel, welcher Herkunft sie entsprossen. Auf ihrer Waffenrüstung glänzte vorzugsweise Gold, ihre Kleidung widerschien vom Kraftroth des Scharlach: man meinte nicht anders, als daß ihnen das Beste und Köstlichste gebühre. Alle Jüngeren schauten auf sie als die Muster eines edlen Betragens, auf sie als die schönste Kraft und Blüthe des Ritterthums. Dies waren die Männer, welche sich den Ritterschlag verdient hatten.

Ihre ganze Stellung beruhte lediglich auf der öffentlichen Achtung. Rechte gab der Ritterschlag an sich nicht, wenn es nicht das einzige war, daß der Graduirte wieder einen Andern zum Ritter schlagen, d. h. öffentlich anerkennen konnte, daß er ihn seiner und seiner Genossen werth erachte. Gleichwie es in jedem Lande besondere Ritterorden gab, so begründete die Ritterwürde noch in und außer ihnen eine allgemeine europäische Genossenschaft der Männer, welche sich gegenseitig als die Würdigsten anerkannten, welche einander an Eidesstatt gelobt hatten, aufs Strengste die Pflichten eines braven und gottesfürchtigen Kriegsmannes zu erfüllen. Der Ritter soll, wie es in Veldecks Eneid heißt, sein

Ein Eckstein der Ehren
Ein Spiegel der Herren.

Deshalb sagt die Glosse zum Sachsenspiegel: „Ein Ritter soll werden durch Ehrbarkeit und ritterliche Uebung und mit dem Eid, daß sie den Tod nicht fürchten wollen, zu beschirmen Wittwen und Waisen und was sich zu beschirmen gebührt". Deshalb wird Ritterschaft nicht durch ein Urtheil, sondern durch die That verloren, wie die Glosse weiter sagt: „Ein Ritter verliert seine Ritterschaft, ob er von seinem Herrn übergeht zum Feinde, oder ob er andern Rittern ihre

Digitized by Google

Waffen ſtiehlt, oder ob er ſeines Hauptmanns Tod mit bewußte, oder ob er flöhe von ſeinem Herrn im Streite".

Die Sache hatte wahrſcheinlich — denn Näheres ließ ſich bis jetzt nicht erforſchen — in verſchiedenen Ländern zugleich und auf folgende Weiſe begonnen. Im eilften Jahrhundert erhielten die begüterten Dienſtmannen zu Roß eine freiere Stellung, ſie verſchmolzen mit den wohlhabenden freien Grundbeſitzern, welche ritterlich lebten, zu dem großen Stande der Rittermäßigen. Das Entſtehen dieſer neuen und mächtigen ſozialen Gruppe, welche der Drang nach kriegeriſchen Thaten befeuerte, hatte an der Entſtehung der Kreuzzüge ebenſo viel Antheil, als die Sehnſucht nach dem heiligen Grabe. Das heilige Land wurde das europäiſche Stelldichein, die große Turnſchule aller Ritterſchaft, von welcher ihre Geſetze und Sitten ausgingen. Als dort die ritterliche und religiöſe Begeiſterung in hohen Wogen ging, als ſich beſondere Orden der Streiter Chriſti bildeten, welche Ritter- und Mönchsleben verſchmolzen: da legten hier und da auch ſolche innerlich ergriffene Männer, welche in jene mönchiſchen Orden der Templer Johanniter und Deutſchherren nicht eintreten konnten oder nicht mochten, vor hochverehrten frommen Kriegsmännern das Gelübde ab, fortan zu leben und zu ſterben wie es einem chriſtlichen Ritter gezieme. Demüthig ließen ſie ſich dabei einen Backenſtreich geben zum Andenken an das Leiden Chriſti. Wie der Backenſtreich bei der Firmelung, ſollte er den Mann zum Streiter Chriſti kräftigen. Unter ihnen begründete ſich eine engere, wenngleich nur moraliſche Gemeinſchaft, und weil dieſe Genoſſen wirklich durch alle Rittertugenden hervorleuchteten, ſuchten mehr und mehr um die Ehre des Eintritts nach. Dabei veränderte ſich der Backenſtreich, die Alapa militaris, allmählig in einen Schlag mit dem bloßen Schwerte auf Nacken oder Schulter, die Accolade.

So verbreitete ſich über alle Länder die Gewohnheit, gewiſſe Ritter, welche ſich einander durch die höchſten Ritter-

Digitized by Google

gelübde feierlich verpflichtet hatten, welche sich selbst gegenseitig als die Würdigsten anerkannten, als eine hervorragende Ordnung anzusehn. Es markirt sich dies auch in den Urkunden. Sie unterscheiden früher stets Edle und Freie von den Ministerialen: gleich im dreizehnten Jahrhunderte aber fängt man an, das Hauptgewicht auf den Unterschied von Rittern und Knechten zu legen. Selten vergißt Einer, auch wenn er von hohem Adel ist, sein „Ritter" gleich hinter seinen Namen zu setzen, auch wohl das „Herr" vor denselben. Wenn sich Ritterbürtige als Zeugen unterschreiben, so kommen erst die Grafen und Bannerherren, dann die Ritter, welche wohl unterschieden werden durch den Beisatz Milites oder Ridders von den zuletzt kommenden Knechten oder Knappen.

In diesen Männern, welche den Ritterschlag sich verdient hatten, wurde das Ideal der Ritterschaft offenbar. Sie vor allen andern hatten das Ritteramt auf sich genommen, für Recht und Wahrheit in's Feld zu reiten, das Schildesamt, Recht und Wahrheit mit ihren Schilden zu decken. Sie waren die Goldritter, die Milites aurati, welche an Helm und Schwertgehäng den Glanz zeigten vom edelsten Metall gleichwie ein Bannerherr; mindestens mußten ihre Sporen, das Zeichen ritterlichen Ehrtriebes, vergoldet sein. Es war auch ganz folgerichtig gedacht, wenn diese Ritter als Genossen jene Männer betrachteten, welche unter den Wächtern von Recht und Gesetz als die Vornehmsten bestellt waren, und zwar mit ähnlichen Gelübden und Feierlichkeiten als jene Ritter. Deshalb werden die Doktoren des Rechts genannt Milites literati, Chevaliers und Sires en loix, und ihnen steht wie den Kriegsrittern der Scharlach zu. Beide stritten heftig um den Vorrang auf dem Concil zu Konstanz, bis Kaiser Sigismund den Rittern des Gesetzes den Vorzug gab; denn, sagte er, in einem Tage könne er hundert Ritter der Waffen ernennen, aber einen guten Doktor bringe er nicht zu Stande und wenn er tausend Jahre lebe. Herzog Albrecht im

Digitized by Google

Hennegau ſetzte ſeinen St. Antonsorden gleichmäßig aus Waffen- und Rechtsrittern zuſammen. Keiner aber dünkte ſich vortrefflicher als ein Herr von beiderlei Ritterſchaft, der das Schwert des Krieges und des Geſetzes ſchwang. Noch bis in ſpätere Zeiten war es hergebracht, daß am juriſtiſchen Doktorhut der Adel hing, was jetzt nicht mehr nöthig.

Indeſſen beſtand niemals ein allgemeiner europäiſcher Ritterorden, der überall dasſelbe Geſetzbuch, dieſelben Inſignien gehabt hätte. In jedem Lande wurde der als Vollritter geehrt, der es war in einem dort angeſehenen Orden, in Spanien z. B. im St. Jago-Orden, in England im Hoſenbandorden, oder der zu den überall berühmten Templern Johannitern und Deutſchherren gehörte. Außerdem entſtand Ritterwürde nur durch den beſondern Ritterſchlag oder durch das Ritterbad, auf welche ritterliches Leben folgte.

Wo und wann wurde nun der Ritterſchlag ertheilt? Der Regel nach im Felde, ſobald der Aufzunehmende ſich rühmlich hervorgethan. Altverſuchte Kriegshäupter, welche über die Jahre des erſten jugendlichen Ehrgeizes hinaus, warteten auf einen großen Tag, deſſen ſtrahlendes Andenken ſich ihnen für immer mit der Ritterwürde verknüpfen ſollte. Jüngere ehrbegierige Männer dachten daran, ſobald ſie wehrhaft geworden. War eine beſonders glänzende That geſchehn, ſo erfolgte der Ritterſchlag nach der Schlacht oder dem Sturme, aus welchem ſich der Glückliche die jungen Lorbeeren geholt hatte. Meiſt aber ſchlug man Ritter im Augenblick, wenn zum Angriff das Kriegsgeſchrei ertönte. Im Geleite eines Ehrenritters, der die goldenen Sporen trug und gleichſam Pathenſtelle verſah, trat der Begehrende, ſein bloßes Schwert in der Hand, vor den Fürſten oder einen berühmten Ritter. Er erklärte ſein ritterliches Gelübde und bat um den Ritterſchlag. Dann gebot Jener, der Ehrenritter ſolle dem Gelobenden den rechten Sporn anlegen, faßte das Schwert in beide Hände und ſchlug ihm damit an Nacken oder Schulter, indem er ausrief: „Sei ein

Digitized by Google

braver Ritter!“ Nichts konnte mächtiger den kühnen Muth befeuern. Wie ſollte der, welcher die höchſte Würde erhielt, während die Trompeten ſchmetterten wider den anſprengenden Feind, wie ſollte der in dem Kampfe fliehen, für welchen er gleichſam geweiht war! Fiel er, wurde er jetzt doch mit Ritterehren beſtattet.

Dem wilden Grafen Wilhelm IV. von Holland-Hennegau begegnete indeſſen ein ſonderbares Unglück. Er ſtand in Schlachtordnung gegen die Engländer, vor ihm ſeine franzöſiſchen Verbündeten: da ſprang im Felde ein Haſe auf und flüchtete ſich unter die Franzoſen. Dieſe ſchrien darüber und lärmten und machten großen Halloh. Nun glaubte man in den hintern Reihen, vorn ſei ſchon Alles an den Feind, raſch wurden Ritter geſchlagen, und Wilhelm allein machte vierzehn. Es kam aber gar nicht zur Schlacht, und die vierzehn Ritter wurden den Namen „Haſenritter“ Zeit ihres Lebens nicht wieder los.

In Friedenszeiten geſchah die Aufnahme in den Ritterorden am feierlichſten durch das Bad, welches alles Gemeine abwaſchen ſollte. Die Badweiſe ſtammte von den Engländern, welche in ſolchen Dingen beſonders ſteif und umſtändlich. Unter vielen wunderlichen Gebräuchen wurde der Bewerber in ein Bad geſetzt, neben der Wanne knieend hielt ihm ein würdiger Ritter die Artikel des Gelübdes vor. Nach dem Bade hielt der Kandidat in der Tracht eines büßenden Mönchs die Schwertwache in der Kapelle, darauf machte er roth und weiß gekleidet den Auftritt vor dem Könige, welcher die Ritterwürde ertheilte. Endlich folgte die Opferung des Schwertes in der Kapelle und die Tafel, bei welcher der neue Ritter, wie es heißt, weder vorſchneiden darf noch trinken noch ausſpeien noch rechts oder links ſehen, ſondern er muß ſitzen nicht anders als wie eine Braut. Zu allerletzt bekam er ſeinen halb prieſterlichen Rittermantel, und dabei wurde ihm eine weißſeidene Schnur auf die linke Schulter geheftet. Dieſe mußte

Digitized by Google

er ſo lange tragen, bis ein großer Fürſt oder eine edle Dame ſie ihm mit den Worten von der Schulter riß: „Herr, wir haben ſo viel von Eurer Ehre und den Thaten gehört, welche Ihr in verſchiedenen Ländern gethan habt, ſowohl zum großen Ruhm der Ritterſchaft, als Eurer ſelbſt, und zum Ruhme deſſen der Euch zum Ritter gemacht hat, daß es billig iſt, dieſe Schnur von Euch zu nehmen".

Der deutſche Adel holte ſich gern den Ritterſchlag aus weiter Ferne, aus den ſpaniſchen Kämpfen wider die Mauren, aus den Kriegen des deutſchen Ordens mit den heidniſchen Preußen und Lithauern, oder vom Grabe Chriſti im heiligen Lande. Den Ritterſchlag am heiligen Grabe ertheilte der Franziskanerguardian des heiligen Berges Sion im Franziskanerkloſter zu Jeruſalem. Während die Mönche das Veni Creator ſangen, trat der Kandidat in die Halle des heiligen Grabes. Auf die Fragen des Prälaten erklärte er ſein Begehren, und daß er edel ſei von Stamm und Blut, und daß er Gutes genug habe, um davon anſtändig zu leben. Dann gelobte er die Artikel. Der Guardian legte ihm ſegnend die Hände auf das Haupt, ſchnallte ihm den goldenen Sporn an und umgürtete ihn mit dem uralten Schwerte des heiligen Grabes. Der Ritter ſetzte ſeine Knie an das heilige Grab und darüber gebeugt, empfing er mit dem Schwerte drei Schläge über den Rücken, wobei der Guardian ſprach: „Ich erwähle, ordne und beſtelle dich zum Soldaten und Ritter des allerheiligſten Grabes unſers Herrn Jeſu Chriſti". Darauf gab er dem Ritter dreimal Segen und Friedenskuß, und ſie traten vom heiligen Grabe wieder in die Kirche, welche in feierlicher Prozeſſion durchzogen wurde. Wenn der Ritter des heiligen Grabes die höchſte Ehre verdienen wollte, beſuchte er auch das Grab der heiligen Katharina am Sinai, deren Gebeine man dort in den Kreuzzügen glaubte wieder gefunden zu haben. Sie und St. Georg wurde als die hohen Patrone aller Ritterſchaft in ganz Europa geehrt.

Digitized by Google

Auch auf des Kaisers Römerfahrt konnte man sich von der Tiberbrücke den Ritterschlag holen. Wenn der Kaiser in St. Peters Kirche gekrönt war, geleitete ihn der Pabst bis zur Tiberbrücke, dort gab er ihm die goldene Rose. Darauf ließ man des Reiches Banner fliegen und St. Georgs Fähnlein. Unter diesen beiden schlug der Kaiser Jeden von Rittersart, der den Römerzug mitgemacht, zum Ritter, und das währte bis zum Abend. Viele, die schon Ritter waren, ließen sich hier von des Kaisers Hand zum zweitenmal zum Ritter schlagen.

Nirgends gab es mehr Ritter, als bei den ehrgeizigen Franzosen. Dort geschah keine Schlacht, kein Sturm auf eine Burg, keine Landung oder Ueberschreitung eines Flusses, wo nicht Ritter in Menge gemacht wurden. Bei der Belagerung von Bourges 1412, und drei Jahre später vor der Schlacht von Azincourt, jedesmal wurden fünfhundert und mehr Franzosen zu Rittern gemacht. Zuletzt bestand das französische Heer, welches gegen die Engländer kämpfte, fast nur aus Rittern mit goldenen Sporen: im Felde freilich hatten sie immer Unglück, bis sich das Mädchen von Orleans an ihre Spitze stellte. Von Frankreich ging nach den übrigen Ländern die Sitte, bei Krönungen und andern großen Hoffesten junge Prinzen zu Rittern zu machen, welche den Ritterschlag sogleich an ihre jugendlichen Genossen weiter gaben. Sie mußten dann, statt auf dem Schlachtfelde, ihre Mannlichkeit im Turniere zeigen. Die rechten Männer aber verwarfen diese Hofesweise als unritterlich. Zuletzt machte man die französischen Prinzen schon in der Wiege zu Rittern. Auch Bayard ließ sich gern dazu herbei, und als einst die Gemahlin König Karl V. niederkam, zog der berühmte Feldmarschall du Guesclin sogleich sein Schwert und legte es in die Hand des nackten Kindes mit den Worten: „Gnädigster Herr, ich gebe Euch diesen Degen und überreiche ihn in Eure Hände, indem ich Gott bitte, daß Ihr ein ebenso

braver und rechtschaffener Ritter sein möget, wie jeder König von Frankreich, der den Ritterdegen trug, es gewesen ist".

Thorheiten jedoch dieser Art verbreiteten sich nur spärlich über die französische Gränze. Hier nahm man es mit dem Rittergelübde doch etwas ernster. Immer mußte es als die Professio, als ein heiliger Eid dem Ritterschlage vorausgehen. Viererlei Pflichten waren darin enthalten: religiöse, politische, moralische, gesellschaftliche.

Der Ritter soll sein Blut für den Glauben vergießen, die Kirche und den Klerus ehren und beschirmen, für Wittwen und Waisen und Schutzlose eintreten, und wo möglich täglich die Messe hören. Seine politischen Pflichten bezeichnet der Ritter de la Tour folgender Gestalt: „Keiner darf zur Ritterwürde erhoben werden, von dem man nicht weiß, ob er für das gemeine Beste und das Wohl des Reiches wohlgesinnt, ob er tüchtig und erfahren in Kriegssachen, ob er geneigt ist, den Befehlen des Regenten gemäß alle Uneinigkeiten im Volke gütlich beizulegen, und ob er bereitwillig ist, alle Hindernisse des gemeinen Wohls, die er entdeckt, nach Kräften wegzuräumen". Der Ritter mußte in Deutschland ebensowohl, als jene religiösen Pflichten, auch geloben: daß er ungerechte Kriege und Gewinne vermeiden, dem Kaiser treu sein, das öffentliche Wesen bei seiner Kraft erhalten, und dem Reiche seine Güter bewahren wolle. Der Schlußartikel lautete: daß der Ritter fortan unsträflich leben wolle. Was dies bedeute, wurde in der Vorhaltung vor dem Ritterschlage weiter erörtert. Der Ritter sollte hochherzig, tapfer und beharrlich sein, — gerecht und wahrhaft in allen Worten und Handlungen. Mit dem Worthalten nahm man es äußerst genau und wurde in den Urkunden überaus weitläufig, um nirgends seine Ehre zu verwickeln. Jedoch stritt man häufiger über das Wort, als über den Sinn. Der französische König hatte einmal im Kriege mit England dem Kaiser bei Ritterehre gelobt, keine Truppen auf deutsches Reichsgebiet

Digitized by Google

zu führen. Was that er? Er gab den Oberbefehl ſeinem Sohne und trat ſelbſt als gemeiner Reiter in's Heer, denn jetzt führte ja nicht er, ſondern ſein Sohn das Heer über die deutſche Gränze. Man fand es noch ritterlich, daß er, um ſein Wort zu halten, ſich ſo erniedrigte. In der Geſellſchaft endlich ſoll der Ritter beſcheiden und enthaltſam auftreten, edelmüthig und freigebig, leutſelig ſanft und gefällig: eine hochherzige Freigebigkeit, die Largeſſe, und eine liebreiche Höflichkeit, die Courtoiſie, werden ganz beſonders als ritterlich geprieſen. Nach der Untreue und nach der Feigheit wird nichts ärger geſcholten, als ein unſauberes knickeriges und rohes Weſen. Wenn der Ritter den Helm auf dem Haupte hat, ſoll er ſich fühlen wie ein Löwe vor dem Feinde, im Turnier darf ihn weder Holz noch Stahl ſchrecken: in der Herberge aber muß er offne Tafel halten für ſeine Freunde, da ſoll Lachen und Geſang erſchallen, und in ſeinen Mantelſäcken ſoll ſich Gold und köſtliche Habe finden, freigebig davon mitzutheilen.

Ein Ritter, der in allem dieſen nie einen Flecken auf ſeinen Schild kommen ließ, wurde als ein erprobter, als ein Ritter ohne Tadel angeſehn. Dies war nicht ſo häufig. Denn, ſagt Monſtrelet, „kein Ritter auf der Welt iſt ſo vollkommen, daß er nicht einmal einen Fehler machte, der vielleicht ſo arg genommen wird, daß alles Gute, was er vorher gethan, dadurch ausgelöſcht iſt. Daher ruft man in Turnier und Schlacht nicht „Ehre den Helden!“, ſondern „Ehre den Söhnen der Helden!“, denn keinen Ritter kann man vor ſeinem Ende als einen ganzen Helden anerkennen“. Von einem ſolchen Manne ſagt Froiſſard: „Der Name des Helden macht die Herzen licht, er glänzt in den Sälen und Paläſten, man zeigt mit den Fingern auf ihn, man rühmt ſeine Freigebigkeit, man gibt ihm Ruhm in dieſer Welt. Heldenthum will nicht harren in der Herberge, ſondern umher fahren und arbeiten und überall ſuchen in den Ländern fern und nah

Digitized by Google

Waffenthat und Abenteuer". Unſer Minneſänger Konrad von Würzburg will in ſeiner Dichtung „der Welt Lohn" das Muſterbild eines Ritters geben und ſchildert ihn folgender Geſtalt: „Sein Leben war ſo vollbracht, daß ſeiner auf's Beſte wurde gedacht in allen deutſchen Landen. Er hatte vor Schanden all ſein Leben wohlgehütet. Wohlgeſtaltet war er und hochgemuth, ſchön und aller Tugenden voll. Womit ein Mann in der Welt nur ſoll erjagen hoher Würde Preis, das konnte wohl der werthe Herr erdenken und erwägen. Man ſah den Stattlichen auserwählte Kleider tragen. Pürſchen Beizen und Jagen verſtand er meiſterlich und trieb es viel. Schach und Saitenſpiel war ſeine Kurzweil. Wo über hundert Meilen ſich ihm zeigte ein ritterlicher Kampf, da wär der tugendliche Herr aus freien Stücken hingeritten und hätte gerne da geſtritten um Lob auf hoher Minne Sold. So hold war er den Frauen von ſchöner Sitte, daß er ſein Leben lang unaufhörlich ſo ihnen diente, daß alle wohlgeſinnten Frauen den wonnereichen Mann lobten und prieſen".

Man wird alſo den Begriff, welchen ſich das Mittelalter von dem ächten Ritter machte, ziemlich genau treffen, wenn man ſagt: er ſollte auf großem Fuße leben und ein vollendeter Gentleman ſein, den engliſchen Begriff des Gentlemans vorausgeſetzt. Er mußte in allen Stücken als einen Mann ſich halten, der durch ſein adliges Benehmen der Geſellſchaft von Fürſten und Bannerherrn würdig war. Solche Männer, die Krieg und Waffenbrauch und alles, was zum Anſtand gehörte, gründlich verſtanden, welche vor allen Andern angeſehen und berühmt waren, wählte man vorzugsweiſe, wenn es ſich um Kriegsankündigung, um Vertheilung der Beute, um Beſieglung von Friedensverträgen handelte.

Es erklärt ſich daher, warum aus dem niedern Adel nur wenige in den eigentlichen Ritterſtand traten. Den Ritterſchlag verdienen konnte ſich jeder Mann, der ritterbürtig: daran war gar kein Zweifel. Wie Florenz V. wohlgeborne

Digitized by Google

friesische Bauern zu Rittern schlug, so ertheilte Wilhelm VI. diese Ehre sieben Bürgern der kleinen Stadt Gorkum. Es gehörte aber nicht nur Ehrgeiz, sondern auch ein ansehnliches Vermögen dazu, um prächtig und freigebig aufzutreten und im Nothfalle eine Anzahl Reisiger auf eigene Kosten hinter sich zu stellen. Von den Brüsseler Patriziern, als ihre Tafel über dreihundert Namen zählte, hatten nur zwölf den Ritterschlag genommen, und selbst im Verzeichniß der Großkanzler vom Hennegau treten vom vierzehnten Jahrhundert an nur sechs mit der Beifügung als Chevaliers auf. Wer hat sich ritterlicher getummelt in Deutschland Frankreich und Ungarn, wer hat mehr Reiter vom Pferde gestochen, als Götz von Berlichingen? Aber die eigentliche Ritterwürde hat er sich niemals ertheilen lassen, er blieb in seiner Bescheidenheit lieber „ein armer Rittersmann". Für ihn und andere gescheidte Leute hatte Anton de la Sale in seinem Buche über die Ritterschaft den guten Rath gegeben: „Ein Knappe lasse sich nur dann in den Ritterstand erheben, wenn er ansehnliche Fahrten gemacht und sich in verschiedenen Gefechten hervorgethan, wenn er ferner Vermögen besitzt, um den bei dem Ritterstande erforderlichen Aufwand machen zu können. Denn ohne dies gereicht er ihm nicht zur Ehre, und es ist besser, wackerer Knappe zu bleiben, als armer Ritter zu sein, und sich vor dem Treffen Sturm oder Gefechte da aufzustellen, wo die Banner der Großen sind". Fürsten dagegen und vornehme Bannerherren wurden in der Regel Ritter, ehe sie zum erstenmal ihr eigenes Banner erhoben.

Suchen wir schließlich den Geist, der in der Ritterwelt lebte, unserer Anschauung näher zu bringen.

Bei der Erziehung eines jungen Mannes vom Stande spielten Kenntnisse die zweite Rolle. Die Fülle und Feinheit des Wissens, welche man zur Regierung nöthig hielt, sah ungefähr dem Schatze von Kenntnissen ähnlich, welche der künftige Besitzer vieler großer Landgüter brauchte. Gleich-

Digitized by Google

wie aber im wilden Getümmel der Wahlstatt, wo man kaum vermochte, die Umrisse der Schlachtlinie festzuhalten, die hohen Helmbüsche der Großen und Berühmten emporleuchteten, wie sie hier und dorthin das Gewühl der Kämpfer und Waffen zogen: so war es vorzugsweise das Gewicht der Persönlichkeit, welches in Hof- und Staatssachen Antrieb und Ausschlag gab. Die Persönlichkeit in würdiger und wuchtiger Gestalt hervorzubilden, darauf richtete sich alle Stärke der Erziehung. Da galt es vorerst, von früh auf zu lernen, wie man sich selbst beherrsche, oder wie man es in Deutschland nannte, ein bescheidener Mann zu werden. Eine zierliche und wohlgesetzte Rede zu machen, in Wort und Benehmen Alles wohl abzumessen, wie es eines Jeden Rang und Stand erforderte, das war eine Kunst, die man erst lange üben mußte.

Die zweite Aufgabe war aber, den Geist des Zöglings auf das Hohe und Glanzvolle zu richten, seine Sinne mit unruhigem Ehrtriebe, seine Seele mit eherner Willenskraft zu füllen. Nicht „Tod oder Sieg!" sondern „Tod oder Ehre!" war der Schlachtruf der Ritter. „Wie wandernde Falken, die lange gehungert, sich auf ihre Beute stürzen, so sehnen sich Ritter und Knechte nach Waffenthaten, sich in die Höhe zu schwingen", heißt es bei Froissard. Seine Willenskraft fortwährend zu stärken, schien die Aufgabe jedes tüchtigen Mannes. Ein Ritterspruchwort sagte: Wer ein goldenes Roß eifrig wolle, halte dessen Zügel schon in der Hand. Was konnte es Herrlicheres geben auf der Welt, als wenn im Staubgewühl des Turniers die Waffen blitzten und auf einen guten Lanzenstoß des Siegers Name mit so tosendem Triumphgeschrei erschallte, daß man, nach Froissards Ausdruck, „Gottes Donner nicht gehört hätte"? Da hieß es also, sich von Jugend auf Vor- und Nachmittags in den Waffen zu üben, stundenweite Fußmärsche zu machen, um einen langen Athem zu bekommen, und die rasche Kraft der Glieder so lange zu stählen, bis man es lernte, stehend das rennende Roß herum

Digitized by Google

zu reißen und sich mit voller Rüstung leicht in den Sattel zu schwingen.

Fühlte sich ein Jüngling, der nach Hohem trachtete, erstarkt genug in Willen und Waffen, so zog er aus, Lob und Ruhm zu verdienen, damit sein Name nicht ferner dunkel sei, wie es das Loos des Bauern und gemeinen Reisigen war. Vielleicht gesellte er sich jetzt zu einem alten berühmten Ritter und folgte ihm, wie der junge Hirsch dem Träger des Krongeweihes folgt. Solch junger Hirsch hieß wirklich Ecuyer, und mit ebenso hübschem Bilde wurde der junge Sprößling auf dem alten Weinstock Ecuyer genannt. Waren nun die goldenen Sporen verdient, so zog der Eine oder Andere, den Reichthum und Romantik gleichmäßig ausrüsteten, in ferne Länder, seine Waffen dort glänzen zu lassen. Diese fahrenden Ritter waren willkommen an den zahlreichen großen und kleinen Höfen, sie brachten Neuigkeiten und frische Anregung. Denn die ritterliche Gesellschaft verbreitete sich gleichartig durch alle Länder, überall hing sie zusammen, überall merkte sie auf und sprach jedes Ereigniß, jeden Charakter durch, welche hier oder dort hell auftauchten. Nie kam eine Anzahl zusammen, ohne daß sich der Drang rege machte, wenigstens etwas in den Waffen zu leisten. In der Eile wurden Schranken errichtet und man legte die Lanzen wider einander ein, um Kraft und Kunst zu zeigen. Selten wurde dabei vergessen, Damen und Zuschauer herbeizurufen. War man müde der gebundenen und abgezirkelten Gefechte in den Turnierschranken, so suchten die Ritter das freie Feld, ihre Rosse und Lanzen zu tummeln: Aus bloßer Raufluft suchte man Gründe auf zu Fehden ohne Ende. Rief aber das Vaterland, die Religion, das Recht des Fürsten, dann mußte Jeder zum Degen greifen, der sonst gern in Frieden auf seiner Burg saß, dann störte der ritterliche Geist umher und ruhte nicht, bis jeder Wappengenosse seine Ehre und sein Heil suchte auf der Wahlstatt.

Digitized by Google

Was erkennen wir nun als den eigentlichen Nerv des Ritterthums? In sozialer Hinsicht ist es die Mannesselbständigkeit, in sittlicher Hinsicht ist es das Trachten nach dem Hohen und Idealen. Adliger Herr zu sein auf eignem Grund und Boden, sein Recht zu tragen auf seiner Degenspitze, sich nach Lust und Willen mit Genossen zu verbünden, in dieser Freiheit wurzelte das Ritterwesen. Es entstand erst, als die alten Volksheere zergingen, als der Wille des Stammes und Volkes nicht mehr den Einzelnen mit sich fortriß. Dann erst entfaltete sich der Eigenwille und die Wucht der Persönlichkeit im Rathe der Landstände, wie im Getümmel des Kampfes. Als aber in den Soldheeren der Fürsten wieder bewaffnete Volksmassen heranstürzten, da stand kein Ritter, kein Bannerherr mehr wie ein Thurm in der Schlacht. Als der moderne Staat mit seinem einen großen Lebensgesetze, mit seinen alles umschlingenden Interessen unbezwingbar Jeden umfaßte, da war das Ritterthum entwurzelt, es fand keine Stelle, keine Aufgabe mehr in der Welt. Der Fortgang unserer Erzählung wird zeigen, wie diese Ursachen den Bestand der Ritterwelt zu untergraben anfingen, als sie scheinbar noch in ihrer Pracht und Blüthe sich entfaltete.

Die ritterliche Gesellschaft machte einer neuen Platz, — ging sie aber völlig unter? Lebt nicht noch etwas von ihren Ideen, ihren Ehrgesetzen, ihren Rangstufen unter uns fort? Sproßt sie nicht noch in frischer Kraft und Fülle in unserer Kunst und Literatur? Was anders ist der Grund, als daß jene Ritterwelt ein ideales Streben hob und emporhielt? So roh und unbeholfen sie auftritt, so tief selbst die Männer, welche die Ritterwürde schmückte, unter ihren Idealen blieben, — über ihrem wilden Gewoge, ihrem endlosen Waffengeklirr stand doch das eine gewaltige Vaterlandsgefühl, das durch keine Sophisterei sich beirren ließ, stand doch die religiöse Begeisterung, standen doch als ewig und zwingend gedacht die Ideen des Rechts, der Ehre, und der hohen reinen

Digitized by Google

Liebe. Wo aber einmal über einem Zeitalter leuchtende Ideen ſtanden, da ſtrömt von ihnen auf dieſe Stelle in der Geſchichte ein Glanz und Schimmer aus, den keine der folgenden Zeitwogen wieder verdunkelt.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Herzog Wilhelm.

Seine Persönlichkeit. Genter Aufstand. Flandrischer Franzosenhaß. Flandern Hauptherd des sozialen Kampfes. Belagerung von Damme. Ritterschlag Wilhelms. St. Antonsorden. Ritterfahrt nach Preußen. Einzug der Königin Isabelle in Paris. Großes Ritterfest bei London. Wilhelms Ehren in England. Französischer Aerger. Turniere Banner und Wahlsprüche. Haß auf die Kabeljaus. Adelheid von Poelgeest. Johann von Arkel. Wieder zwei Fehdegenossenschaften. Ermordung Adelheids und des Hofmarschalls. Flucht der Hoeks. Gerichtsspruch. Albrechts Zorn. Zerstörung der Hoeksschen Schlösser. Schleifung von Altona. Wilhelms Irrfahrten. Tischtuch Zerschneiden. Ursache zu den Friesenkriegen. Versöhnung zwischen Sohn und Vater. Ende der Blutrache für Adelheid. Aufruf zum Friesenkriege. Große Heerfahrt. Friesenschlachten. Wiederholte Heerzüge. Wilhelms Zug nach Italien. Ausgang der Friesenkriege. Die Schuld der Parteiung in Holland. Der Herzoge Krieg mit Arkel. Belagerung von Gorkum. Arkels Demüthigung. Herzog Albrechts Tod. Vier verbundene junge Fürsten. Aufstände in holländischen Städten. Fürstliche Soldtruppen. Johann von Burgund. Anton von Brabant.

Nur in dieser Ritterwelt lebte und athmete Wilhelm, der junge Erbprinz von Holland-Hennegau, er selbst einer der hochherzigsten Charaktere. Hoch und stattlich von Gestalt, mit Wort und Arm rasch und feurig, lebenslustig und leutselig: so war sein Auftreten. In seinem Innern aber lebte eine unstäte glühende Kraft, die sich immer mit voller Wucht auf ihr Ziel warf und doch niemals ersättigte. Wie horchte der Jüngling auf den Ruhm seiner Ahnen Johann von Beaumont und Königin Philippa, der Marschälle du Guesclin und Bouciquaut und Anderer, von denen Dichter und Chroniken nie müde wurden zu singen und zu sagen! Weit vor seinen Augen stand die Welt voll grüner Lorbeeren. Sie alle

Digitized by Google

begehrte ſein heißer Muth zu pflücken, als er im zwanzigſten Jahre den Ritterſchlag erhielt.

Dies war vor Damme im großen flandriſchen Kriege. Die Genter hatten ſich wider ihren Grafen empört, welcher ſeine Tochter, die Erbfürſtin, an Philipp von Burgund, den franzöſiſchen Prinzen weggegeben hatte. Das flandriſche Volk nährte gegen die Franzoſen einen Haß, deſſen Grundfarbe niemals ausging, gleich den flandriſchen Tüchern, welche ſchon in der Wolle gefärbt wurden. Die Weißhüter beherrſchten die Stadt und zogen in Flandern umher und eroberten einen Platz nach dem andern. Der Graf hatte keine Stadt mehr, wo er raſten konnte. Enghien und Brederode, die Adelshäupter in Hennegau und Holland, führten ihm die beſte Mannſchaft der bürgerfeindlichen Ritterſchaft zu. Die holländiſchen Städte aber ſegelten trotz des Verbotes ihres Fürſten heran und brachten den belagerten Gentern Schiffsladungen von Lebensmitteln. Jahre lang wüthete ſchon der Krieg. Flandern war jetzt der Hauptherd des Kampfes zwiſchen der ritterſchaftlichen und ſtädtiſchen Partei. Vergebens kamen der Burgunder Herzog und der König von Frankreich und ſchlugen die Genter in der Schlacht bei Rooſebeke. Gent behielt den Weg zum Meer offen, und vom Meere floß ihm beſtändige Hilfe zu aus England und von den Holländern. Erſt als die Brabanter Johanna die Doppelheirath zwiſchen den Häuſern Burgund und Bayern-Holland zu Stande brachte, wendete ſich das Blatt. Die Früchte dieſer Verbindung zeigten ſich fortan in einer Reihe von großen Siegen, welche die vereinigten niederländiſchen Fürſten über aufſtändiſche Städte erfochten.

Die Genter hatten bald nach jener Doppelhochzeit die Stadt Damme erobert. Man mußte alles daran ſetzen, ſie wieder zu gewinnen, denn ſie war der Schlüſſel zu Gent und Brügge. Alſo zogen der König von Frankreich und der Herzog von Burgund wieder mit einem gewaltigen Heere

Digitized by Google

heran. Der junge Herzog Wilhelm von Bayern-Holland war schon da mit seiner Ritterschaft. Nun rastete man nicht mit unaufhörlichem Angriff. Eines Tages, als der Sturm währte vom Morgen bis zum Abend, und alle Fürsten und Herren ihr Bestes thaten, glänzte vor allen Wilhelm hervor. Die beiden vornehmsten Fürsten des Heeres vereinigten sich, ihm die höchste Ehre des Ritterthums zu verleihen. Der König von Frankreich befahl, daß er Ritter sein solle, und Wilhelms Schwiegervater, der berühmte Herzog Philipp der Kühne, ertheilte ihm den Ritterschlag. Mit seinem Schwager aber, der gleich ihm voll wilden Feuers war und später den Namen „Johann ohne Furcht" erhielt, schloß Wilhelm Waffenbrüderschaft auf Tod und Leben, denn beide Jünglinge liebten sich wie Brüder.

Die Stadt Damme wurde endlich bezwungen, und die Genter legten sich zum Ziele. Herzog Albrecht vermittelte den Frieden. Sein Sohn aber sammelte die Blüthe der Ritterschaft, um edle Thaten zu verrichten fern im preußischen Ordenslande. Dort hatte der Großfürst Jagello von Lithauen auch die polnische Macht unter sein Szepter genommen und bedrängte hart die deutschen Ritter. Viele der vornehmsten Fürsten gelobten ihnen Hilfe. Schon Albrecht hatte vor ein paar Jahren seine Ritter sich zu einem Heereszug nach Preußen einschreiben lassen und zu dem Ende den St. Antons-Orden gestiftet. Dieser Orden bestand halb aus Rittern der Waffen halb aus Rittern der Gesetze, beide waren sich gleich gestellt: die einen mußten von vornehmster Geburt, die andern adlig sein durch ihre Wissenschaft. Sie trugen eine Halskette, von welcher ein T herabhing in Gold oder Silber, je nachdem ihre Träger zum Stande der Herren oder der gemeinen Schildbürtigen gehörten. Dieser Orden wurde vom Pabst bestätigt und hoch angesehen bei aller Ritterschaft. Jetzt rief der junge Wilhelm die Ritter, welche auf dem Zuge wider die heidnischen Preußen Ehre und Gotteslohn verdienen wollten, unter

Digitized by Google

ſeine Fahnen. Wohlgemuth zogen ſie ihres Wegs. Als ſie aber im deutſchen Ordenslande ankamen, waren die andern Fürſten, welche Zuzug verſprochen, noch zurück: die Feinde dagegen waren mächtig, nur mit ſtarkem Heere durfte man ſich in ihr Land wagen. Wilhelm blieb den Winter über Gaſt des deutſchen Ordens und zeigte durch Glanz und reiche Gaben, daß er der Sohn eines mächtigen und erlauchten Hauſes. Als indeſſen ſelbſt im folgenden Sommer der Heereszug wider die Feinde des deutſchen Namens nicht zu Stande kam, mochte er nicht länger raſten und zog wieder heim.

In den Niederlanden wartete auf ihn eine Reihe großer Feſte. Die ſchöne Iſabelle, ſeine Verwandte, zog von Tauſenden umgeben als Königin in Paris ein. Mit den vornehmſten Prinzen ritt er neben ihrer Sänfte, auf welche vom höchſten Notredame-Thurm (an einem Seile) ein Engel niederſtieg, der Königin eine Krone zu bringen. Herrlich tummelte ſich Wilhelm in den Pariſer Turnieren, und der franzöſiſche Hof überhäufte ihn mit ausgeſuchten Artigkeiten. Das Jahr darauf geleitete er ſeinen Bruder, den erwählten Lüttticher Fürſten, zu der Huldigungsfeier in deſſen neue Reſidenz.

Die Engländer aber ſahen mit wachſendem Aerger, wie eng ſich das bayeriſche Haus in den Niederlanden mit dem franzöſiſchen verbinde, und ſie dachten auf Mittel, den jungen Erbprinzen, von dem alle Welt ſprach, zu ſich herüberzuziehn. Nichts ging ihm über Turnier und Waffenglanz, alſo ſandte man Herolde nach den Niederlanden, nach Frankreich und Deutſchland und ließ verkünden: alle Ritter und Knappen, die ihren Ruhm vermehren wollten, ſeien eingeladen zum großen Ritterfeſte bei London. Wilhelm begann ſogleich, einen glänzenden Zug zu rüſten. Sein Vater fragte unwillig: was er denn in England zu thun habe? Allein er ließ ſich nicht abhalten, ſetzte nach England über und näherte ſich in langſamen Tagreiſen dem Feſtplatze. Am beſtimmten Tage ritten ſechszig Damen im reichſten Schmucke durch die Londoner

Straßen, an silberner Kette führte jede einen englischen Ritter nach Schmithfield. Hier begrüßten sie die fremden Gäste, die heranzogen, und das Turnier begann. Drei Tage lang sah man die Männer von nah und fern sich mühen um den Preis. Sie alle überstrahlte der junge Graf von Osterbant. Er zeigte sich würdig seiner Großtante, der Heldenkönigin Philippa, die noch in Aller Munde lebte: kein Mann, der den Stoß seines Turnierspeers aushielt. Nach Urtheil aller Damen Herren und Herolde wurde ihm der Dank verliehn, der in einer prachtvollen Goldkrone bestand. Die englischen Prinzen sparten nichts, um den jungen Vetter durch Feste und Geschenke zu ehren. Der Graf von Northumberland erhielt vom König unbeschränkte Vollmacht, ihn für alle Zeiten, was es auch koste, für die englische Allianz zu gewinnen. Diesen Anträgen wich Wilhelm aus, jedoch ließ er sich bewegen, den Hosenbandorden anzunehmen. Der Orden legte die Verpflichtung auf, nie gegen die englische Krone die Waffen zu führen.

Als Wilhelm wieder in Mons einzog, trugen seine Lastthiere schwer an den vielen und herrlichen Geschenken, die ihm seine königlichen Verwandten in England verehrt hatten. In Paris aber nahm man das Alles gewaltig übel. Der ergrimmte König rief aus: „Diese Wittelsbacher haben uns nie gutgethan und werden es nicht thun. Sie sind stolz und anmaßend, und allezeit waren sie den Engländern mehr freund, als uns. Aber sie sollen es eines Tages bereuen". Andere sagten: „Was man denn wolle? Habe doch Wilhelm eine französische Frau, die sei mehr, als ein englischer Hosenbandorden". Der französische König schrieb Wilhelm einen harten Brief, und man stand auf dem Sprunge, ihn mit Krieg zu überziehen, wenn er sich nicht sofort in Paris stelle, um seine Grafschaft Osterbant nach altem Herkommen von Frankreich zum Lehen zu nehmen. Er that es, behielt aber zwischen dem französischen und englischen Hofe die Stellung, die er

Digitized by Google

einmal eingenommen, und die ihn beiden gleich nahe verbündete. Deshalb konnte er auch, als der Graf Derby, der spätere glorreiche König Heinrich, aus England verbannt wurde ihn nach dem Hennegau einladen.

In diesem seinem Lande, wo er seines Vaters Statthalter war, lebte er nun der Uebung der Ritterschaft, deren Ideale hier alle Herzen erfüllten. Froissard ließ von Chimay aus seine fröhlichen Gesänge und Geschichten in die Welt gehn, und auch die andern Hennegauer Dichter „sangen aus vollem Halse". Wilhelm veranstaltete selbst ein großes Turnier, und hätte es gern jedes Jahr wiederholt, wenn das nur nicht soviel Geld kostete. Er war umgeben von den Männern der Brüderschaft vom St. Georg, die er in Mons stiftete. Auch ersann er sich ein eigen Banner. Auf der einen Seite prangte der ritterliche St. Georg mit den in eins verschlungenen Wappen von Bayern und Hennegau, auf der andern Seite zeigte das Banner auf rothem Grunde eine goldene Egge mit der Umschrift: „Zertrümmern und Gerademachen". Denn wie eine scharfe Egge sollte sein Schwert über den Weltacker fahren, das Gemeine bis zur Wurzel vertilgen, und was ungerade, gerade machen. Wie er den Armen ein großer Helfer war, so erschien er allen, die in ihrem Rechte unterdrückt wurden. Er hatte noch einen andern Wahlspruch auf seinen Bannern: „Recht bringt Sieg", und die Hennegauer Ritter unterschrieben den Spruch. Der junge Fürst war überall ihr Stern und Führer, und sein Banner ließen sie selbst vor Tunis flattern, als ein Theil den Genuesen zu Hilfe zog wider die Ungläubigen.

Wie tief, wie aus Herzensgrunde mußte ein Mann dieser Art die Kabeljaus hassen! Denn was war das für ein Recht, zu dessen Aufrichtung er sich berufen glaubte? Kein anderes, als das feudale Recht, welches die Städte im Bann ihrer Privilegien, Fürst und Adel aber auf ihrer Höhe und Würde hielt. Kein anderes Recht erkannte die Ritterschaft

Digitized by Google

an. Dieſe Kabeljaus aber ſtrebten über die feſten Gränzen des Rechts immer hinaus, für ſie war aller Beſtand flüſſig, nach ihrer Rede ſollten alle Dinge ſich fügen und ändern, wenn es dem Lande Vortheil bringe. Schon hatte Wilhelm einen Strauß mit dem Haupte der Kabeljaus beſtanden, als Johann von Arkel in ſchwerer Fehde lag mit einem altbewährten Hoek, dem Herrn von Vyanen. Wilhelm hatte letztern durch ſeine Zwiſchenkunft vom Verderben gerettet. Und nun mußte er erleben, daß dieſer ſelbe Arkel Herr und Meiſter wurde über ganz Holland Seeland und Friesland.

Das hatte aber folgenden Grund. Herzog Albrecht war im fünfzigſten Jahre, als er ſeine Gemahlin verlor, die Tochter des Herzogs von Brieg und Liegnitz: er hatte ſie immerdar hoch verehrt. Albrecht war den Frauen hold, und ein ſchönes und kluges Fräulein, Adelheid von Poelgeeſt, gewann es bald über ſein Herz und ſeinen Verſtand. Er ſchenkte ihr anſehnliche Jahrgelder und ſchöne Häuſer im Haag und in Leyden. Und wie denn fürſtliche Geliebten ſtets den Stachel fühlen, daß ihre Macht und Ehre blos ein Hauch der Gunſt ſei, und wie ſie deshalb eifriger als legitime Fürſtinnen ſtreben, ſich in Politik zu miſchen und ſich Anhänger zu verſchaffen: ſo that es auch die ſtolze Adelheid. Ihre Familie war kabeljauiſch, und es dauerte nicht lange, ſo erhielten die Kabeljaus die einflußreichen Stellen. Sie allein geboten am Hofe und im Rath des Fürſten. Johann von Arkel wurde im Jahre 1389 ſogar Statthalter und oberſter Kanzler, zum Unwillen freilich ſeines vielerfahrenen Vaters, der neues Unheil durch die Parteien vorausſah. Arkel war allmächtig am Hofe und im Lande; denn der Herzog ſchien in ſeinem Schloſſe im Haag an nichts zu denken, als an Freude und Feſte für ſeine Schöne.

Die Hoeks ergrimmten: dieſes eine Weib hatte ſie aus allen Sätteln wieder herausgeworfen. Aller Augen richteten

Digitized by Google

ſich auf den Erbprinzen Wilhelm, den ſtrahlenden Hort ächter Ritterſchaft. Daß ſein verwittweter Vater eine Geliebte hatte und hochhielt, verſchlug wenig in einer Zeit, wo alles erlaubt ſchien, was wie Liebe und Romantik ausſah. Hatte doch Wilhelm ſelbſt die Schenkungen an die Adelheid beſtätigt. Daß aber ein ſolches Weib ſich in politiſche Händel miſchte, daß ihretwegen die Hoeks verhöhnt wurden, ihretwegen der verhaßte Arkel herrſchte, — das war eine Schmach, die nicht länger zu dulden.

Wilhelm und der hoekiſche Adel verbanden ſich. Sie traten mit einander, wie es damals Brauch war, in eine Fehdegenoſſenſchaft, welche Arkel und ſeine Anhänger als diejenigen bezeichnete, welche man bekämpfen wolle. Die Spitze des Bundes war aber gegen den Herzog ſelbſt gerichtet. Schon hatte dieſer ſeinen tüchtigen Sohn zu wichtigen Staatsſachen zugezogen und gleichſam als Mitregenten die Urkunden beſtätigen laſſen. Man faßte jetzt den Plan, den Herzog ganz zurückzudrängen; er ſollte genöthigt werden, Wilhelm förmlich zum Regenten zu erklären. Arkel war nun keineswegs ein Mann, der leichten Kaufes das Heft aus den Händen gab. Auch er ſchloß im Oktober 1391 einen Bund mit ſeinen Freunden wider „gewiſſe Leute, die ſie ſchädigen und von ihrem gnädigen Fürſten, dem Herzog, drücken und drängen wollten“. Wider alle dieſe, keinen ausgenommen, wollten ſie einmüthig zuſammenſtehn, das beſchwuren ſie mit den heiligſten Eiden. Herzog Albrecht ſelbſt trat mit Brief und Siegel dieſer Eidgenoſſenſchaft bei und verpflichtete ſich zu Schutz und Hilfe Allen, „die bei ihm geblieben“. Vierundfünfzig Ritter und Knappen bildeten den Bund der Hoeks, achtunddreißig hatten ſich mit Arkel zuſammengeſchloſſen. Von den Städten, welche beitraten, werden auf jener Seite nur Gouda und Schoonhoven, auf dieſer Middelburg Zierickſee und Reymerswael gemeldet: das Ganze war hauptſächlich eine Adelsfehde.

Digitized by Google

Wieder ſtanden ſich zwei große Parteien geſchloſſen und geharniſcht gegenüber, hier der Vater, dort der Sohn an der Spitze. Keine Partei wagte den Angriff. Das dauerte ſo bis zum Herbſte nächſten Jahres. Wilhelm gewann für ſich den mächtigen Grafen von Blois, der ſeine Vaſallen und Unterthanen anwies, in allen Sachen dem Grafen von Oſterbant und ſeinen Freunden beiſtändig und gehorſam zu ſein. Allein über ſeinen Vater konnte der Erbprinz Nichts gewinnen, die kluge Adelheid ließ den Herzog nicht aus ihren Schlingen. Da beſchloſſen der Erbprinz und die Seinigen: das Weib müſſe fallen, das Eiſen ſolle den Zauber brechen, der den Herzog gefangen hielt. In der St. Moritznacht, am 21. September, reiten Dirk und Hugo Blote mit einigen Andern vor das Schloß im Haag. Adelheid ging noch luſtwandeln im Außenhofe: da wurden die Pforten geſprengt, die Verſchworenen drangen ein. Der Hofmarſchall Wilhelm Kuſer ſpringt vor, die Dame zu ſchützen: er wird niedergehauen. Schreiend flüchtet Adelheid zum Schloſſe. Die Wüthenden ereilen ſie bei der Gefangenenpforte, und das ſchöne Weib verblutet unter ihren unritterlichen Klingen. Noch im vorigen Jahrhundert bezeichnete ein blauer Stein die Stelle, wo ſie zuſammenbrach.

Die Kunde dieſer Unthat verbreitete Schrecken im ganzen Lande. Herzog Albrecht ſandte ſofort Briefe an die treuen Städte, ohne Verzug ihr Kriegsvolk nach dem Haag zu ſchicken. Ueberall waren die Kabeljaus auf der Hut. Man mußte einen allgemeinen Aufſtand der Hoeks fürchten. Ein furchtbares Verbrechen war geſchehn. In des Herzogs eigenem Hofe, wo ein Mann den Degen nicht einmal ziehen durfte, war eingebrochen; ſein eigener Diener, der Hofmarſchall, der unter ſeinem beſonderen Frieden ſtand, war verrätheriſch erſchlagen. Der Herzog war tief ergrimmt. Dennoch hielt er ſich in den Formen des Rechts; man ſollte nicht ſagen, daß er eine Sache der Partei verfolge. Die

Digitized by Google

Blutschuld, die an Adelheid begangen, mußten ihre Blutsverwandten, die Poelgeest Tol Foreest Sperwoude, in offener Fehde rächen, der Herzog hatte rechtlich keinen Theil an ihr. Aber Konrad Kuser trat auf und forderte Rache für seinen Sohn: nicht in ehrlicher Fehde, des Nachts im Burgfrieden des Herzogs selbst, sei er schändlich erschlagen. Er klagte als Urheber der That alle vierundfünfzig Ritter und Knappen an, welche mit dem Erbprinzen in Fehdegenossenschaft getreten, ihre Namen waren bekannt. Der Herzog ladete sie, zu erscheinen vor öffentlicher Gerichtsversammlung. Dreimal war im Jahre das offene gebotene Gericht, dreimal mußten sie nach altem Recht vorgeladen werden. Keiner erschien, sie waren entflohen. Die stolzen Wassenaer und Montfort, die mächtigen Haemstede Polanen Duivenvoorde und wie die adligen Hoeks alle hießen, — sie alle entwichen heimlich von ihren Burgen. Keiner wagte dem Herzog zu trotzen: so groß war der Schrecken vor Albrechts Zorne. Er aber saß am 18. Oktober 1393 zum drittenmal zu Gericht, öffentlich in seiner Pfalz, umgeben von seinen adligen Gerichtsschöffen. Der Gerichtshof erkannte, daß dem Herzog Freiheit und Gut der Angeklagten verfallen sei. Da verhängte er über sie Acht und Verfestung, d. h. jeder konnte sie fortan in den Gränzen der herzoglichen Lande antasten binden und vor Gericht bringen, und wenn sie dabei sich wehrten, waren sie vogelfrei. Sofort gebot der Herzog seinen Beamten und allen Leuten im Lande, die Verurtheilten zu ergreifen, wo sie sich blicken ließen; ihre Burgen und Häuser aber zu brennen und niederzureißen, daß keine Mauer, kein Stock oder Stecken stehn bleibe.

Gnadeflehend kam jetzt der Erbprinz mit den Seinigen nach dem Haag. Bei ihrem Anblick erwacht aufs Neue der Grimm des Herzogs, nichts will er hören von den Frevlern: sie zu ergreifen, befiehlt er. Der Prinz flüchtet, verrammelt sich im nächsten festen Hause. Mit all seinen Leuten eilt

ihm der Herzog nach, läßt das Haus umstellen, und da die Eingeschlossenen sich nicht ergeben wollen, läßt er Brandstoff bringen, das Feuer soll sie aus dem Hause treiben. Da kommt, was Niemand vermuthete, der Statthalter Arkel herbei, der Prinz erblickt ihn, ruft ihm zu und verspricht ihm alle Schätze der Welt. Arkel fällt dem Herzog zu Füßen, und seinem inständigen Drängen gelingt es endlich, den Ergrimmten zum Schlosse zurückzubringen. Die Geretteten aber flohen eilends nach der Burg Altona, Wilhelm kochend vor Zorn über so arge Schmach. Auf Tod und Leben verband er sich jetzt mit den Hoeks, die ihm von allen Seiten zuströmten.

Die Herrschaft Altona hatte ihm sein Vater vor ein paar Jahren geschenkt, jetzt wandte er alles was er hatte daran, die Burg fest und stark zu machen, daß sie seinem Vater trotze. Dieser aber säumte keinen Augenblick. Eine große Heerfahrt gebot er durch alle seine Lande. Mit einem Gewaltshaufen zogen der alte Kuser und Johann Arkel umher und zerbrachen die Schlösser der Hoeks: Hodenpyl, Duivenvoorde, Zandhorst, Heemstede, Warmond, Paddempoel, all die alten herrlichen Stammhäuser sanken in Asche. Mit dem größeren Theile des Heers aber zog der Herzog vor Altona, an allen Ecken ließ er die Burg berennen und beschießen. Wilhelm war entwichen; denn mit dem Vater selbst durfte er doch nicht kämpfen. Die eingeschlossenen Hoeks aber wehrten sich verzweifelt, es galt um ihr Leben, und der grimmige Herzog ließ nicht ab mit Schießen und Stürmen. Die Kunde von dem allem erregte Entsetzen, wohin sie gelangte. Sollte ein so großer Theil der vornehmsten Geschlechter des Landes schmählich verderben? Johann von Lüttich, der Sohn des Herzogs, Margaretha von Burgund, seine Tochter, der alte Herr Otto von Arkel, die Vornehmsten aus dem Hennegau kamen in das Lager vor Altona und beschworen den Herzog, daß er Gnade und Sühne walten lasse. Freien Abzug in die Verbannung — das war das Einzige, was sie erlangten.

Digitized by Google

Die Eingeschlossenen wurden nach Herzogenbusch geleitet, wo der Erbprinz sie erwartete. Die Burg Altona aber wurde niedergerissen bis zum Grunde, blos zwei Thürme ließ Herzog Albrecht stehen zum Wahrzeichen.

Landflüchtig irrte nun Wilhelm umher. Sein Stolz empörte sich gegen jede erniedrigende Sühne: lieber wolle er Land und Leute verlieren. Anfangs gewährte ihm sein Verwandter, der Graf von Blois, Schutz in Gouda. Dann war er bei den östlichen Friesen, segelte von da nach England und setzte endlich nach Frankreich über. Ein Amsterdamer Kaufherr, Wilhelm Eggert, streckte ihm die Summen vor, die er brauchte, anständig aufzutreten. Noch lange erzählte sich das Volk von seinen Abenteuern auf diesen Irrfahrten. In Gouda habe er mit großem Eifer, um seine Schwermuth zu vertreiben, öffentlich mit einem Weber Ball geschlagen, der in solchem Spiel berühmt gewesen. Als er ihm später eine Gnade freigestellt, der Mann aber gar zu niedrige Belohnung gefordert, habe Wilhelm gesagt: „Ein Weber bleibt doch immer ein Weber". Mit den friesischen Häuptlingen habe er gewürfelt und seinen letzten Heller verspielt, da sei er ausgelacht, bis holländische Handelsschiffe gekommen, die ihm Geld geliehen. Darauf habe er nicht nur sein verlorenes, sondern auch seiner Mitspieler Geld gewonnen, alles aber auf die Straße geworfen, um zu zeigen, was für ein Herr er sei. Nach London habe er einen Riesen mitgebracht, diesen habe er dem Könige geben müssen. Schlechte Menschen hätten es dazu gebracht, daß der Riese mit einem Löwen habe kämpfen müssen, der habe ihm die Gedärme aus dem Leibe gerissen. Trotzdem sei er wieder gesund geworden und habe später, als Wilhelm regierender Herr geworden, es auf eine schlaue Weise ihm zu wissen gethan, wie viel er seinetwegen habe ausgestanden. Da sei er für immer versorgt gewesen. Solche Geschichtchen erzählte sich das Volk noch lange.

Digitized by Google

Das Aergste begegnete dem jungen Ritter in Paris. Sein Schwager und Waffenbruder Johann rüstete zu einer Ritterfahrt nach Ungarn wider die Türken. Die Ritter und Knappen im Hennegau wurden unruhig vor Streitlust und riefen Wilhelm zu: „er solle mit und sie führen, man werde Wunder thun unter zwei so kühnen Degen, wie die jungen Fürsten von Holland und Burgund". Wilhelm hatte große Lust. Nun ließ ihn der französische Hof durch eine feierliche Handlung erinnern, daß die Friesen ihm mehr schuldig seien, als die Türken. Es war am Dreikönigsabend des Jahres 1394, und Wilhelm saß an der Tafel des Königs: da schritt der älteste Wappenherold würdevoll heran und mit dem Schwerte schnitt er das Tischtuch mitten durch zwischen dem Könige und dem holländischen Erbprinzen, und sein Wort erscholl: „Kein Ritter sei würdig des Königs Tafelgenosse, der ohne Schild und Wappen". Zornglühend fuhr Wilhelm auf: „Was das heißen solle? Wer wage zu sagen, er habe nicht Schild und Wappen?" Und der Herold verkündete: „Ungerächt liegt mit Schild und Wappen des Grafen von Osterbant Großoheim bei den Friesen". Rings im Saale herrschte Schweigen der Zustimmung. — Es war richtig, der Körper seines Großoheims, von welchem allein er den Schild mit den Wappen von Holland und Hennegau erben konnte, lag noch im feindlichen Friesland. Ohne Zweifel war die ganze Szene von seinem Schwiegervater, Philipp von Burgund, der den Pariser Hof regierte, in's Werk gestellt, um Wilhelm einen derben Stoß zu geben, der ihn wieder auf die Bahn seiner fürstlichen Pflichten zurücklenke. Oeffentlich vor aller Welt wurde eine alte Schmach aufgefrischt, die er als Ritter nicht mehr an sich leiden durfte. Das geschah ohne Zweifel im Einverständniß mit Herzog Albrecht. Denn dieser weise Fürst sah mit wachsenden Sorgen, wie weit die Parteien in seinem Lande wieder auseinander klafften, und wie das alte Unheil wieder um sich fraß in allen Schlössern und Städten. Es

Digitized by Google

ſchien aber gute Zeit für Holland zu einem Kriege mit den Frieſen, denn bei ihnen war Alles in wilder Parteiung und außer Rand und Bande. Albrecht wußte wohl, wie viel ein frieſiſcher Krieg koſtete, und wie wenig ſchließlich dabei herauskomme. Allein ein großer ritterlicher Heereszug mußte es ſein, der die feindlichen Adelsparteien wieder zuſammenführte: und wirklich lag in den frieſiſchen Mooren Hollands Ehre ſeit fünfzig Jahren begraben, und rings in allen Ländern lechzten die ritterlichen Degen danach, ſich an dem frieſiſchen Bauernſtolze zu wetzen.

Alſo ließ ſich Albrecht leicht auf Verſöhnung mit ſeinem Sohne ein. Seine neue Gemahlin, eine Prinzeſſin von Cleve, und ſein Schwiegerſohn Johann, Wilhelms Waffenbruder, waren die Vermittler. Im Oktober 1394 erſchien der Erbprinz wieder im Haag und verpflichtete ſich urkundlich, daß ſeine Fehdegenoſſen die Waffen niederlegen ſollen. Nach und nach erhielt Einer nach dem Andern wieder Gnade und hohen Stand am Hofe, nur gegen die eigentlichen Todtſchläger hörte die Verfolgung nicht auf. Erſt am Ende ſeiner eigenen Regierung gelang es Herzog Wilhelm, die Fehde zwiſchen den Poelgeeſts und den Bloten beizulegen. Hugo und Dirk von Blote mußten mit ihren Verwandten, ihrer 21 Mann, Bettfahrten machen nach den Gnadenbildern in Frankreich, 800 Seelenmeſſen mußten ſie leſen laſſen. Darauf thaten ſie mit 400 Mann öffentlich einen Fußfall in der Kirche im Haag, alle ſtanden wieder auf, nur die Bloten blieben mit acht ihrer nächſten Blutsfreunde auf den Knieen, bis die Poelgeeſts hinzutraten und ſie aufhoben. Damit war die Sühne vollendet. Herzog Wilhelm ſelbſt aber mußte ſich dazu verſtehen, für die Seelenruhe der Ermordeten zwei Kapellen zu ſtiften.

Als Herzog Albrecht ſich mit den Hoeks verſöhnt hatte, gingen eiligſt die Herolde nach dem Rhein, nach England und Frankreich, aufzurufen zum großen Kriege gegen die

Friesen. Ueberall kam die Ritterschaft in Bewegung. Die Damen aber flehten angstvoll zu ihren Männern und Brüdern, nicht zu den wilden Friesen zu gehn, von denen nimmer Wiederkehr. Die Ritter, welche am meisten zum Kriege gerathen, durften sich, so lieb ihnen ihre Augen, vor den Damen des holländischen und hennegauer Hofes nicht sehen lassen. Auch die englischen Prinzen fanden, es wäre dies keine Reise für sie; denn sie erwogen, wie die Friesen Leute seien ohne Recht und Treue, ohne Ehre und Gnade. Gleichwohl gab es eine Heerfahrt, so groß wie man sie seit den Kreuzzügen nicht gesehn. Auf allen Wegen zogen die berühmten Degen herbei, aus Frankreich kam der Admiral, aus England kam der Herzog von Cornwallis, vom Rheine der Graf von Solms. Diese führten ihre Landsleute. An der Spitze der Holländer und Hennegauer aber glänzten der Herzog und seine Söhne, der Erbprinz Wilhelm und Johann von Lüttich, hier die Herren von Blois und Brederode, dort die Herrn von Arkel und Egmond. Alle Parteien und Städte hatten ihr Bestes gethan. Bei Enkhuysen sammelten sich die Schiffe zur Ueberfahrt, und hätten sie in einer Linie sich aneinander gestellt, so hätten sie gereicht von einem Ufer der Süderſee bis zum andern, so viele waren ihrer beisammen.

Das furchtbare Heer landete. Ein Theil der Vettkooper ging über. Die anderen Friesen aber, nur dreißigtausend stark, schlugen in acht Tagen zwei große Schlachten. Sie kämpften vom Morgen bis zum Abend wie wüthende Thiere und starben wie stolze Männer. Nur eine Hand voll ließ sich lebendig fangen, und für solche Feiglinge weigerten ihre Freunde die Lösegelder. Allein noch immer steckten Friesen genug in Sumpf und Dickicht und umzingelten mordend jede Schaar, die tiefer in's Land eindrang. Grundlose Wege, Stromregen ohne Ende, Mangel an Zufuhr und die Furcht vor dem nahenden Winter nöthigten das gewaltige und pracht-

Digitized by Google

volle Heer zum Rückzuge. Albrecht entließ es mit beſtem Dank und Solde.

Was half nun die unerhörte Rüſtung? Ein Jahr lang ſuchte man die Frieſen durch Kaperſchiffe heim. Dann mußte Wilhelm wieder hinüber mit neuem großem Heer. Wo er erſchien, warf er Alles nieder. Bis weit jenſeits der Lauwers kamen die Häuptlinge zu huldigen und den Ritterſchlag zu nehmen, und im Triumphe führte er die Gebeine ſeines erſchlagenen Großoheims mit ſich fort. Kaum aber verließen ſeine Segel Frieslands Küſte, ſo brachen die Schieringer aus ihren Verſtecken hervor, ſtürmten die Forts und trieben Alles fort, was holländiſch Brot aß. Wilhelm führte den dritten Heereszug wider die Aufſtändiſchen, auch ſein Bruder Johann von Lüttich half wieder. Die glorreichen Thaten wiederholten ſich zum drittenmal, und auch ihr Erfolg war verweht, als die Sieger den Rücken wandten. Die Frieſen litten ſchrecklich, doch ihr ſtarrer Sinn blieb ungebeugt.

Wilhelm wurde des einförmigen Frieſenkriegs müde. Der neu aufleuchtende Ruhm ſeines Hauſes lockte ihn nach Deutſchland und Italien. Der Wittelsbacher Ruprecht von der Pfalz war zum Kaiſer gewählt und begab ſich auf den Römerzug. Wilhelm ließ es ſich nicht nehmen, ihm hundert ritterliche Lanzen zuzuführen. Während er aber ſchon in der Lombardei es ſehen mußte, wie die Dinge für den Kaiſer unglücklich gingen, ſchickte ſein Vater Albrecht Brederode und Egmond auf den vierten Feldzug wider die Frieſen. Albrecht hatte vergebens auf Eintracht der Oberfeldherrn gehofft, der Hoek und der Kabeljau verſtanden ſich ſchlecht und richteten wenig aus. Jetzt waren des Herzogs Finanzen bis auf den Grund erſchöpft, die kabeljauiſchen Großſtädte wollten kein Geld mehr vorſtrecken. Der Herzog konnte kaum mehr Schanzpfähle kaufen, um Stavern zu befeſtigen. Er mußte, mochte er wollen oder nicht, Frieden machen.

Und nun der Gewinn ſo ungeheurer Anſtrengung, ſo

Digitized by Google

blutigen fünfjährigen Krieges! Der Herr von Holland mußte sich für Friesland mit dem Besitze von Stavern und dem Andenken vieler Siege begnügen. Für zwanzig Jahre war allen Holländern die Lust zu friesischen Kriegen vergangen, man schloß Waffenstillstand und erneuerte ihn, wenn er ablief.

Gewiß hätten die Holländer ohne bessern Gewinn nicht von Friesland abgelassen, hätte nicht die still fortfressende Parteiwuth ihre beste Thatkraft gelähmt. Stellte Wilhelm in Friesland hoek'sche Edelleute zu Befehlshabern an, so reizten Kabeljaus heimlich die Friesen zum Aufstand. Nach seiner Rückkehr beschloß der junge Herzog, vor allem erst die Feinde im eigenen Lande gründlich zu treffen. Zu seinem persönlichen Haß gegen die Kabeljaus, zu dem Zorn und der Verachtung, welche er hegte gegen die vermeintlichen Verräther an der Sache des Rechts und des Ritterthums, gesellte sich jetzt die politische Berechnung. Denn diese stolzen Barone, welche ihre eigenen Gebiete mit Städten Burgen und Dörfern besaßen, welche nur ein leichtes Lehnsband sich gefallen ließen, sie zuerst waren es, welche die fürstliche Macht eindämmten und den übermüthigen Großstädtern beistanden. Mit jener tiefglühenden Leidenschaft, welche all sein Thun bezeichnete, erkor sich Wilhelm die Häupter der Kabeljaus zum Ziele. Sein Vater ließ ihn fortan ziemlich gewähren. Man konnte schon in den Friesenkriegen es merken, daß eigentlich der junge Herzog Herr in Holland. Denn seinen Willen, der blank und hart wie Stahl, konnte die mildere Natur des alten Herzogs kaum mehr zügeln.

Keiner von den Kabeljaus benahm sich härter und übermüthiger, als der eisenköpfige Johann von Arkel. Sein alter Vater war gestorben, der so oft ihn von maßlosen Dingen zurückhielt: jetzt gab er sich seinen Leidenschaften hin und vertrieb seine eigene Mutter, die harten Willens war wie er selbst, aus seinem Lande. Wilhelm wußte ihn zu fassen.

Digitized by Google

Arkel war viele Jahre, als der Waizen der Kabeljaus blühte, Statthalter über Holland und Seeland gewesen, für irgend etwas hatte er aus jener Zeit noch Ersatz zu leisten: drum wurde er aufgefordert, Rechnung zu tragen. Stolz wies er das Ansinnen zurück und fragte: ob er sich verantworten solle wie ein Knecht? Nun ließ Wilhelm die Sache gerichtsmäßig verhandeln, und dem Spruche gemäß zog er für die fürstliche Kasse alle Güter ein, welche Arkel außer seinem eigenen Gebiete in Holland besaß, über ihn selbst wurde die Verbannung ausgesprochen. Arkel antwortete sofort, indem er dem Herzog Fehde ansagte und brennend und sengend in Holland einfiel. Auch dem Grafen von Osterbant sandte er einen Absagebrief nach dem Hennegau. „Sei willkommen!" rief dieser dem Fehdeboten lachend zu. „Ist der Herr von Arkel jetzt unser Feind, so steht es bei uns, wann wir wieder sein Freund werden". Und nun zündeten sich die Beiden zwei Jahre lang eine helle Gluth an, in welcher die Dörfer aufprasselten, als wären sie Strohhaufen im Felde. Zuletzt wurde Arkel in seiner Hauptstadt Gorkum (Gorinhem) von einem zahlreichen Heere hart belagert. Auch die Utrechter waren dabei, denn sie hatten einen alten Haß auf diese kabeljauischen Großen auf der Gränze, von deren Uebermuth und Fehden sie unaufhörlich litten. Schon hatte man das Loos über Arkels Gebiet geworfen: es sollte zwischen Holland und Utrecht getheilt werden. Aber Arkel und seine kabeljauischen Freunde wehrten sich wie es tapferer Männer Art. Ein Vierteljahr lang wurde Gorkum scharf berannt. Unter seinen Mauern maßen sich Hoeks und Kabeljaus wie auf einem Turnierplatze. Prachtvolle Ausfälle, lustige Streifzüge, heiße Stürme und Gefechte, alles war werth eines Sängers. Zuletzt mußte Arkel, wollte er nicht Alles verlieren, sich ergeben. Johann von Lüttich rettete ihn durch seine Vermittlung, nicht zum Danke seines Bruders Wilhelm. Arkel mußte vor Albrecht und Wilhelm auf die Knie fallen und

Digitized by Google

demüthig um Verzeihung bitten. Ihr Banner aber mußte er wehen laſſen einen ganzen Tag lang auf den Thürmen ſeiner Stammburg, zum Zeichen, daß ſie aus Gnade nur ihm wiedergeſchenkt ſei. So hatte man ihm den ſtolzen Nacken gebrochen.

Dies war Herzog Albrechts letzter Triumph. Bald darauf ſtarb er und Wilhelm wurde völlig ſein eigener Herr. In Lüttich herrſchte ſein Bruder Johann. Ihr Schwager Johann von Burgund wurde, als auch Philipp im ſelben Jahre 1404 mit Herzog Albrecht ſtarb, Herr über Flandern und Burgund. Sein Bruder Anton folgte zwei Jahre ſpäter der Herzogin Johanna auf den Thron von Brabant und Limburg. Vier junge Fürſten, verbündet durch dieſelben Gedanken, durch Verwandtſchaft und Verträge, reichten ſich jetzt in den Niederlanden die Hände. Sie alle trachteten unaufhörlich, im Bunde mit einer ergebenen Ritterſchaft und mit der Stärke wohlgeübter Söldnerſchaaren den Bürgerſtolz niederzuſchmettern, und über den Trümmern der Macht und Freiheit der Städte und Aller, die es mit dieſen hielten, eine kraftvolle und einheitliche Fürſtengewalt zu errichten. Die Seele ihrer Unternehmungen war Herzog Wilhelm, der kluge Rathgeber ſein Bruder Johann.

Die Hoeks hatten in Holland jetzt gute Zeiten. Schon in den letzten Jahren Herzog Albrechts begannen ſie in den Städten wieder, ſich zu verſchwören und hier und da ihre Feinde anzugreifen. Arkels Fall ermuthigte ſie vollends. In Delft Haerlem Amſterdam Dortrecht tobte wieder Aufruhr durch die Straßen und ließ die Leichen vornehmer Bürger hinter ſich liegen. Es waren die Kleinbürger, welche von Hoekiſchen angeführt, mit Gewalt ſich in die Stadtregierung eindrängten, wo die Kabeljaus dieſe noch zum größten Theil beſetzt hielten. In Dortrecht bauten die Patrizier eilig ein Fort mitten in der Stadt, ſich zum Schutz, ihren Mitbürgern zum Trutz. Die Gemeinde erſtürmte das Bollwerk nach

Digitized by Google

blutigem Kampfe. Allein Herzog Wilhelm griff bald überall kräftig durch. Die unruhigsten Kabeljaus mußten in ewige Verbannung, verbrecherische ließ er im Kerker enthaupten und schickte die Leichen ihren Freunden. Es wurde sehr ruhig in den Städten und blieb es während seiner ganzen Regierung, die Hoeks konnten sich überall wenigstens der Mitherrschaft freuen.

Ein besonderes Augenmerk richtete er auf Soldtruppen, mit denen er ständig seine Burgen besetzte. Vor der Herrschaft der Wittelsbacher kannte man in Holland keine Söldner, seit des staatsklugen Albrecht Zeiten waren sie gewöhnlich, und sein kriegerischer Sohn dankte sie nie wieder ab. Er brachte das Soldatenwesen in Schwung und rüstete sich ein ansehnliches stehendes Heer. Holland war bis dahin nur Handelsstaat gewesen, jedoch mit einer kriegerischen Bevölkerung. Denn in ihr trieb sich eine Unzahl Matrosen umher, und wo ein Volk Seeleute hat, da bringen sie ihm aus dem Kampfe mit den Wellen immer einen Ueberschuß soldatischer Kraft und Zucht zurück. Herzog Wilhelm traf nun mit einem Dorfe nach dem andern ein Abkommen, daß sie ihm für jeden Mann und Schild, welchen er statt ihrer stellte, eine jährliche Steuer, den Schildthaler gaben. Aus diesen Geldern bezahlte er ständige Soldtruppen, und die gesammte Landesverwaltung erhielt einen gewissen militärischen Zuschnitt.

Mit Hilfe dieser Söldner und des hoekischen Adels war es ihm möglich, den Krieg gegen Johann von Arkel und dessen Sohn Wilhelm fast jedes Jahr wieder aufzunehmen. Er bedrängte den Feind mit gleicher Härte im Winter wie im Sommer. Eine solche Kriegführung mußte die Arkels nothwendig erschöpfen. Mit seiner Kraft und Klugheit würde Herzog Wilhelm in seinen Landen bereits den Staat des sechszehnten Jahrhunderts eingerichtet haben, hätte er seine Aufmerksamkeit nicht fortwährend nach Außen spannen müssen. Am schwierigsten war für ihn der Burgunder Johann zu

Digitized by Google

behandeln. In diesem gährte beständig ein wilder Ehrgeiz, ihn zu befriedigen aber war er stets zur Gewaltthat geneigt; denn sein Verstand war spät gekommen und niemals in Fülle. Von der kostbaren Ritterfahrt wider die Türken war ihm wenig Ruhm erwachsen. Wohl hatte er unabsehliche Schaaren der vornehmsten und kundigsten Ritter geführt, die sich rühmten, sie könnten im Nothfall den Himmel stützen mit der Menge und Stärke ihrer Lanzen. Allein die schreckliche Schlacht von Nikopolis 1396 hatte sie todt über die ungarischen Flächen gestreut, als wären es Schneeflocken. Johann und vierundzwanzig der Edelsten erhielten ihr Leben durch Flehen und Verheißung reichen Lösegeldes, als sie es ansehen mußten, mit welch gräßlicher Geschwindigkeit die türkischen Henker die Köpfe ihrer Mitgefangenen fliegen ließen. Jetzt an die Spitze seiner reichen Erblande gestellt, trachtete Johann von Burgund vor allem danach, wie sein Vater, wenn nicht der erste, doch der wichtigste Mann in Frankreich zu bleiben. Seine Schwäger Wilhelm von Holland-Hennegau und Johann von Lüttich halfen ihm dabei wesentlich. Während er, um hier sein Ziel zu erreichen, der Bürgerfreiheit schmeichelte und wohlthat, trat sie in den Niederlanden sein Haß zu Boden. Gent litt noch an den Nachwehen früherer Aufstände, Brügge und Ypern wußte er nicht minder geschmeidig zu machen. Er duldete nicht, daß die Zünfte frei mit eigenem Banner aufzogen. Das eigene Banner bedeutete ja, daß eine Handwerkergenossenschaft an Macht und Freiheit soviel werth, als ein ritterlicher Bannerherr. Johann hatte in Flandern eigentlich noch wenige Gewaltmaßregeln vorgenommen, dennoch zitterten die Städte vor ihm, man fühlte seine Hand wie den Druck einer Tigerklaue.

Sein Bruder Anton in Brabant hätte gern ihn nachgeahmt. Auch er hatte die Grundneigung für unumschränkte Fürstenherrschaft mitgebracht, die im burgundischen wie im französischen Fürstenhause eingewurzelt schien. Allein er sah

Digitized by Google

ſich gegenüber eine wohlgeordnete und tüchtige Ständeverſammlung, welche durch die langjährige geſcheidte Regierung der Herzogin Johanna gewöhnt war, Bürgerfreiheit mit achtungsvollem Gehorſam gegen den Fürſten zu verbinden. Erſt eine langjährige Reizung des Volkes, eine unaufhörliche Aufregung ſeiner Gefühle der Freiheit und der Furcht machten es möglich, in Brüſſel das Gegenſtück aufzuführen zu dem großen Lütticher Trauerſpiel von 1409.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Johann in Lüttich.

Bedeutung des Lütticher Jahres 1409. Politische Verfassung des Landes. Bestandtheile der Hauptstadt. Zunftkämpfe. Die Lütticher Magna Charta. Das Ideal der Volksherrschaft. Einzug Johanns von Bayern. Seine Persönlichkeit. Gerichtsfrevel. Johann verläßt zum erstenmal die Stadt. Das Hofgericht. Die Haidroits. Der Bischof kein Priester. Die Volksführer. Neue Frevel. Johann verläßt die Stadt zum zweitenmal. Absetzung des Fürsten. Mißhandlung des Domkapitels. Versöhnung und neue Landesordnung. Verbannung der Hauptfrevler. Die Brauer von St. Truyen. Päbstliche Gnaden und Aufruhr. Johann verläßt Lüttich zum drittenmal. Pläne der Haidroits. Städtetag. Rochefort. Die beiden Perways. Wahl eines Mambours und Gegenbischofs. Bedrängniß der Geistlichkeit. Flucht der Wohlhabenderen. Eröffnung des Krieges. Schreckensherrschaft. Der Landesadel. Johanns Werbungen. Zweimalige Belagerung von Maestricht. Des Fürsten Sühnebrief und Lütticher Antwort. Johanns Rache. Heereszug der beiden Herzoge. Auszug der Lütticher. Die Schlacht auf dem Elcher Anger. Hinrichtungen. Vernichtung der städtischen Freiheiten. Das Ideal der Fürstenherrschaft. Wirkung des Lütticher Strafgerichts. Beinamen der beiden Johann.

Das Lütticher Jahr 1409 eröffnet einen tiefen Einblick in soziale und politische Zustände des fünfzehnten Jahrhunderts. Selten sind uns Vorgänge in den Städten des Mittelalters so genau von Zeitgenossen geschildert. Jenes Jahr enthüllt uns hier die letzten Ziele, nach welchen die Fürsten strebten, es führt uns die wilden Launen vor, die Wuth, die Angst wilderregter Volkshaufen, gleich als hörten wir von Aufruhr und Rache aus unsern Tagen. Der Unterschied besteht nur, wie es scheint, in der Größe der Massen. Bewegungen, die heute wie Wolken und Winde über weite Länder forteilen, brauseten und brachen sich damals beschränkt auf dem Gebiete

Digitized by Google

einer Stadt oder eines kleinen Landes. Allein um desto häufiger wiederholten sie sich, desto heftiger stürzten sich die Streitenden aufeinander, desto persönlicher traf sie alle der Sieg oder das Verderben ihrer Partei.

Lüttich war eines der ältesten und wichtigsten Bisthümer im deutschen Reiche. Des Bischofs geistliches Recht ging noch über Brabant, Limburg, Namur und Hennegau hinaus. Das eigentliche Lütticher Land setzte sich zusammen aus einer Reihe von Gebieten der Grafen Aebte Herren und Städte. Das Landvolk lebte größtentheils als hörig. Die Stadtbürger aber waren überall und schon frühzeitig anerkannt in ihrer persönlichen Freiheit und Selbstregierung. Seit dem dreizehnten Jahrhundert schickten die Städte ihre Abgeordneten als den dritten Stand auf den Landtag, auf welchem die Geistlichkeit den ersten, die Rittergutsbesitzer den zweiten Stand bildeten.

In der Hauptstadt Lüttich drängte sich eine Bevölkerung von der zwiefachen Art zusammen, unter welche das Land getheilt war, Niedersachsen und Wallonen. Besonders waren es Wallonen, aus denen sich die untern Klassen rasch vermehrten; denn sie fanden in den reichen Steinkohlengruben und Waffenhütten gute Arbeit. Der Zahl nach gering erschienen dagegen die altfreien Bürgerfamilien: dennoch hatten sie allein bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die politische Macht in Händen, aus ihnen allein gingen die lebenslänglichen Schöffen hervor, welche Gericht Verwaltung Besteuerung übten. Man nannte sie „die Großen" und die andern „die Kleinen". Zwar trennte beide noch ein Mittelstand, er bedeutete aber gar wenig, die Bürger, welche man dazu rechnete, waren weder zahlreich noch begütert. Den Fürstbischöfen dünkten nun die Patrizier etwas zu groß. Um deren feste adlige Stellung zu schwächen, begünstigten sie das Anwachsen und die Waffenmacht der Kleinbürger, welche sich in Zünften soldatisch ordneten. So gab es in der Lütticher

Bevölkerung verschiedene Bestandtheile, welche seit langen Zeiten sich darin hin und wieder schoben: unten die Massen der Zünfte, in welchen das tobsüchtige wallonische Blut nimmer zur Ruhe kam, — dann ein kleiner Mittelstand von stillem deutschen Bürgersinn, — über ihnen die Schöffenkreise mit hochfahrenden Patriziern, — im Domkapitel ein schroffer Adelshort, eifersüchtig nach oben und unten, — endlich ganz oben der Fürstbischof, der am liebsten Recht und Regierung allein gehabt hätte.

Seit nun in Köln und Gent die Zünfte ihre Freiheiten eroberten, wollten sie auch im Lütticher Lande das Haupt erheben. Es kam zu Verschwörungen, zu Aufläufen, zu Bürgerkriegen, welche das ganze Stift erfüllten. Auf der einen Seite standen die Patrizier mit dem Landadel, auf der andern die verbündeten Städte, welche sämmtlich Zunftregierung erkoren hatten. Die Parteien lieferten sich blutige Schlachten. Im Jahr 1313 waren alle Patrizier, die noch ein städtisches Amt wollten, genöthigt, sich in einer Zunft einschreiben zu lassen; denn es wählten nur die Zünfte und diese nur ihre Mitglieder. Die Patrizier verschworen sich mit den Baronen. Es wurde verrathen, ein schrecklicher Straßenkampf folgte, die Adligen flüchteten in die St. Martinskirche, die sie rasch verrammelten. Da häufte das wüthende Volk feurige Stoffe vor die Thüren und Mauern, die Flammen schlugen auf, über dem brennenden Gebäude stürzte der hohe Kirchthurm zusammen und begrub unter seinen Trümmern das Geschrei zahlloser Mörder und Verfolgter. Drei Jahre später wurde nun das Grundgesetz, der sogenannte Ferher Frieden beschworen. Er bestätigte außer den ständischen Rechten drei bemerkenswerthe Artikel. Zuerst: Kein Beamter darf ohne besondern Befehl des Bürgermeisters in eine Bürgerwohnung eindringen; denn, so hieß ein Sprüchwort, „auch der Kleine ist König in seinem Hause“. Zweitens: alle Bürger haben gleiche politische Rechte. Drittens: jeder Beamte schwört, nur nach

Digitized by Google

Recht und Gesetz zu richten; thut er etwas wider die Verfassung, so wird er vor Gericht gestellt, selbst wenn es ihm der Bischof befohlen hätte.

Allein die Magna Charta gewährte Grundrechte, keinen Grundfrieden. Zwei Adelsgeschlechter, die Awans und die Waroux, traten jetzt das eine an die Spitze der Volks-, das andere an die Spitze der Adelspartei. Jeder Ehrgeizige, der sich aufschwingen wollte, fand Zuhörer für seine Reden, Waffen für seine Pläne. Häuserstürmen Brand und Todtschlag in allen Straßen erschien in Lüttich so gewöhnlich, wie Sturm und Regen. Auch die fürstlichen Rechte litten dabei Schiffbruch. Im Jahr 1390 waren fast alle Patrizier auf der Flucht, da wurde ein neues Recht gemacht: aus allgemeinem Wahlrecht sollte fortan der gesetzgebende Rath der Zweihundert hervorgehn, aus diesen der engere Rath der Zwanzig; wer zünftisch war, einerlei ob Meister, ob Gesell oder Lehrling, durfte mitwählen. Es war das reine Wahlrecht nach der Kopfzahl. Gründlicher hatte die Demokratie ihr Ideal nirgends ausgebreitet, als in Lüttich, aber auch keine Stadt war Fürsten und Adligen so verhaßt.

Im genannten Jahr hielt nun seinen Einzug der neugewählte Landesfürst Johann von Bayern. Der Lütticher Stuhl hatte lange verwaist gestanden, weil Andere dessen Gefahren scheuten. Johann ritt zwischen seinem Vater Albrecht und seinem Bruder Wilhelm, und hinter ihnen glänzten unabsehlich die Ritterhelme. An tausend fürstliche und adlige Herren gaben das Ehrengeleit, zu zeigen, wie großer Hilfe der Fürst sicher sei im Falle der Noth. Das Lütticher Volk aber war voll Jubels über einen erlauchten Fürsten, der ein geborner Herzog und dessen Schwestern Herzoginnen von Burgund und Oestreich und eine sogar Kaiserin war. Obgleich nun rother und weißer Wein sprang und das Volk sich daran eine Güte that, kam doch, was in Lüttich bei einem solchen Feste merkwürdig schien, keine Unordnung vor.

Digitized by Google

Nur ein einziger unnützer Geselle fing an zu schimpfen: man machte ihm aber gleich den Prozeß, schleppte ihn auf den Markt und schlug ihm die rechte Hand ab.

Als das Fest aber vorbei und die Lütticher ihren Fürsten näher beschauten, fingen sie an sich zu ärgern, daß man ihnen einen so jungen Herrn gesetzt habe. Denn Johann war kaum siebzehn Jahre alt. Sein Vater, Herzog Albrecht, hatte ihn sogleich, als eine Mehrheit im Domkapitel sich günstig zeigte, wählen lassen, und Pabst und Kaiser hatten ihn gern bestätigt. Es war einmal Albrechts Wille, Johann solle ein geistlicher Fürst in den Niederlanden werden. Schon war ihm das Bisthum Cambray zugesagt, wo er Domherr geworden: jetzt zog man das wichtigere Stift Lüttich vor. Johann mußte sich nach seinem Einzuge zum Subdiakon weihen lassen. Er war aber gar wenig priesterlich gesinnt, und schwang lieber hundertmal den Streitkolben, als einmal das Rauchfaß. Krieg Ritterfeste und schöne Frauen waren die Freude seines Herzens. Wo die Ritterschaft zu einem großen Tage zusammenströmte in Mons oder im Haag bei seinem Bruder, in Gent oder Brügge bei seinem Schwager, in Paris bei dem Könige, da fehlte selten der junge Wahlfürst von Lüttich. Einmal war er am französischen Hofe, als die jungen Prinzen und Herren sich mit hohem Spiel unterhielten. Da sagten sie unter einander: „Gehn wir zum Lütticher, der ist reich, wir gewinnen ihm sein Geld ab". Johann nahm mit Vergnügen das Spiel an, man brachte Tische und Würfel, und sein Glück war so beständig, daß er sie rein auszog. Da riefen sie ärgerlich: „Dieser Priester! alles hat er uns abgewonnen!" Aber Johann von Bayern erhob sich vom Tische und sprach: „Ich bin kein Priester, und Euer Geld — ich brauch es nicht". Damit warf er ihnen das Geld vor die Füße und verließ das Gemach. Allein wenn er vergnügungssüchtig war, hochfahrend, und die Dinge leicht nahm, so besaß er bei alledem eine seltene Klugheit

Digitized by Google

und wußte seinen Vortheil wohl zu ergreifen. Sein Vater schenkte ihm außer vielen andern Gütern und Einkünften die große Herrschaft Voorne mit der Stadt Briel. Als sein anderer Bruder, der Herzog in Straubing, 1398 starb, ging Johann eilends nach Bayern, rief die Stände zusammen, ließ sich von ihnen eine Steuer bewilligen und ordnete die Landesregierung. Die schwierigsten Händel wußte seine geschickte Hand zu entwirren. In Holland aber war er stets auf dem Platze, wo seinen Bruder der Haß gegen die kabeljauischen Großen zu weit führte. Bei dem Vertrauen, das er allseits genoß, und bei seiner vorzüglichen Geschicklichkeit gelang es ihm wiederholt, die Streitenden zum Frieden oder doch zum Waffenstillstand zu vermögen. Auch in Frankreich, wo die Herzoge von Orleans und Burgund um die Regierung stritten, trat Johann mit Erfolg als Friedensstifter auf.

Ihres Fürsten Fahrten außer Landes sahen die Lütticher ungern, denn sie kosteten viel Geld. Sonst aber bot ihnen Johann keinen Anlaß zur Beschwerde, er hielt streng auf Recht und Ordnung. Fünf Jahre nach seinem Einzuge gab es den ersten Stoß: die Bürger von Seraing holzten in dem fürstlichen Walde, der bei ihrer Stadt lag. Johann verbot es ihnen, es sei denn daß er es wisse und genehmige. Sie aber sagten, ihr uraltes Holzungsrecht ließen sie sich nicht nehmen, und schlugen nun erst recht Bäume nieder, soviel ihnen gefiel. Der Fürst griff sie nur vor Gericht an: er verklagte sie wegen gewaltthätiger Besitzstörung vor den Lütticher Schöffen, und diese verurtheilten die Leute von Seraing zur Buße. Da riefen sie ihre Lütticher Mitbürger an, sie zu schützen, und die Lütticher erklärten ungesäumt den Schöffen: wenn sie nicht auf der Stelle das Urtel widerriefen, müßten sie aus der Stadt. Die Schöffen erwiderten: wider Recht und Ehre könnten sie nicht, — sofort wurden sie aus Lüttich verbannt. Das ganze Land gerieth in Bewegung, alle Städte riefen den Lüttichern zu: sie hätten recht gethan, jetzt könne

Digitized by Google

der Fürst zusehn, wo ein Gericht ihm helfe. Johann aber ladete die Widerspenstigen von Seraing vor sein Hofgericht, das höchste im Lande, welches er selbst im Ringe der Pfalz nach altem Brauch feierlich eröffnete. Was thaten die Lütticher nun? In tobenden Massen umstanden sie das Gericht, und wollte einer von den Richtern aufstehen und sprechen, erhuben sie einen Lärm, daß kein Mensch ein Wort verstand. Drei Tage nach einander versuchte der Fürst das Gericht zu hegen, — es war unmöglich vor dem wüthenden Geschrei und Getobe. Das Volk litt nicht einmal, daß die Glocke gezogen wurde, welche den Gerichtsfrieden einläutete.

Jetzt verließ Johann die Stadt und nahm all seine geistlichen Räthe und Doktoren mit sich nach Diest auf Brabanter Gebiet. Zugleich ließ er in Stadt und Burg Eyk, welche Heinrich von Hoorn noch glücklich für ihn besetzt hatte, rüsten für den Fall, daß es zur ernsten Fehde komme. Das hatten die Lütticher nicht erwartet. Nach langen Unterhandlungen verstanden sie sich dazu, eine Buße zu zahlen: Johann versprach dagegen Allen Verzeihung, und über das Holzungsrecht von Seraing sollte altes Herkommen geprüft werden. Nun merkten die Lütticher wohl, daß der Fürst sein Hof- oder Pfalzgericht, in welchem er selbst den Vorsitz führte, dessen geistliche Räthe und Rechtsdoktoren er selbst ernannte, zu einem Hebel machen wollte, mit welchem er in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff. Als Landesherr konnte er am Ende jede Anordnung, ja jeden Ausspruch anderer Behörden, die ihm oder seinen Anhängern nicht gefielen, vor sein Pfalzgericht ziehen und darin aburtheilen lassen. Die Städte erklärten ihm daher, das ließen sie sich nimmer gefallen, das sei wider ihre Freiheiten. Gewaltsam widersetzten sie sich gegen die Befehle des Hofgerichts. Johann aber wußte sie derartig zu fassen, daß eine nach der andern sich zum Ziele legte.

Johann hatte gesiegt, allein das Lütticher Volk war

Digitized by Google

ihm zuwider geworden, er hätte gern den Bischofssitz wieder aufgegeben. Nur der Wille seines Vaters und das Interesse seines Hauses bestimmten ihn, auszuharren. Er suchte nun seine Freude in den Friesenkriegen oder tummelte sich in Fehden gegen den Herzog von Geldern, belagerte dessen Stadt Roermonde und setzte ihm derartig zu, daß der Herzog, welcher den Lüttichern übel wollte, Frieden suchte. In Lüttich aber war der Aerger und die Furcht, was alles der Fürst mit seinem geistlichen und Hofgericht im Schild führe, lebendig geblieben. Es hatte sich eine Partei zusammengethan, welche sich in den Kopf setzte: der Fürst müsse aller, auch der geistlichen Gerichtsbarkeit entkleidet werden, erst dann sei das Staatswesen wahrhaft frei und sicher. Erwiderte man ihnen, man könne doch dem Fürsten sein uraltes Recht nicht nehmen, — so riefen sie: „Fort mit dem Rechte, wir hassen das alte Recht, neu muß Alles geordnet werden!“ Man nannte sie deshalb Haidroits, das ist Rechtshasser oder Gerichtsfeinde. Wenn man ihnen aber die geistliche Gerichtsbarkeit, als des Bischofs unantastbares Recht, entgegenhielt, mochten sie aus guten Gründen sagen: dieser Bischof sei ja keiner, denn er sei nicht einmal ein rechter Geistlicher. Johann war allerdings jetzt volle dreißig Jahre alt und hatte die Priesterweihe noch immer von sich abgelehnt; noch immer nannte er sich Elect, d. h. erwählter Fürst von Lüttich. Das war mehr als fürstliche Freiheit auf einem Bischofstuhle. Die Einen sagten: Johann sei, weil aus einem kaiserlichen Hause, zu stolz, Priester zu werden, — die Andern: nächstens habe er eine Frau und mache das ganze Fürstenthum weltlich. Man ließ ihn nun wissen: die Lütticher seien nicht die Leute, welche sich einen Bischof gefallen ließen, der kein Priester werden wolle. Johann antwortete: „er sei nicht der Mann, der ihnen Rede stehe über etwas, was nur den Pabst angehe; sein Amt sei es, das fürstliche Schwert zu handhaben, für's Andere brauche er seinen Vikar; der Pabst aber habe ihn

noch nicht ermahnt, ſich weihen zu laſſen". Wo aber war damals ein Pabſt, welcher durchgriff? Als es zwei Päbſte gab, hatte jeder große Nachſicht für ſeine Anhänger. Johann ließ ſich alſo das Ding nicht kümmern, und als der frieſiſche und geldernſche Krieg ihm keine Arbeit mehr gab, führte er ein paar hundert Helme nach der luſtigen Stadt Paris, ſeinem Burgunder Schwager zur Hilfe.

Die Haidroits aber raſteten nicht. Sie verſchworen ſich und verbreiteten ihre Eidgenoſſenſchaft über die andern Städte. Der Sitz des Aufruhrs war die Hauptſtadt. Lüttich beherrſchte das Land, und in Lüttich herrſchten die Haidroits. Blos die niederſächſiſchen Landestheile zeigten Maß und Ruhe. Der Aergſte in Lüttich war ein Ritter, Baldwin de la Roche. Um ſich bei dem Volke beliebt zu machen, war er in die Metzgerzunft getreten und ſchämte ſich nicht, in offener Bude auf dem Markte auszuſtehn, angethan mit einer Schürze, und das Fleiſch zum Verkaufe auszuhauen. Der Bürgermeiſter Von dem Schuh, dann ein reicher Metzger, der ebenfalls Bürgermeiſter, ein Stiftsherr, ein angeſehener Steinſetzer: dieſe waren die Freunde von de la Roche und regierten den großen Haufen. Ihr Rathgeber, der den Ton angab, war Magiſter Lambert Joris, Doktor beider Rechte und ein kluger Kopf. Das Volk ſagte von ihm, er treibe Zauberkünſte, und den Teufel könne er zitiren, wo er ihn brauche. Dieſe Leute bekamen nun vollſtändig die Herrſchaft über die Maſſen, und ſie dachten kurz und gut, das Fauſtrecht anzuwenden. Sie erklärten das Ende der biſchöflichen Gerichtsbarkeit, brachen das geiſtliche Gefängniß auf und ließen die Verhafteten frei. Sie nahmen Kirchengüter und die Einkünfte des Biſchofs in Beſchlag. Sie vertrieben die Geiſtlichen, welche ſich widerſetzten, aus Stadt und Land.

Johann kehrte von Paris zurück. Vergebens ſprach er den Lüttichern zu, ſie wollten keine Vernunft annehmen. Da zog er im Jahre 1403 zum zweitenmal mit all ſeinen Räthen

Digitized by Google

aus der Stadt. Seinen Gerichtshof theilte er in zwei Theile: den einen für die deutschen Landestheile verlegte er nach Maestricht, dem andern für die wallonischen gab er Huy zum Sitze. Die Lütticher merkten bald ihren Schaden, besonders die Händler und Gastwirthe, welche guten Verdienst hatten, wenn die Leute von Außen zum bischöflichen Gerichte strömten, wenn die Adligen bei dem Fürsten zu thun hatten und sein Hof große Gastmähler gab. Der Aerger über des Fürsten Abwesenheit war den Haidroits Wasser auf die Mühle. Sie redeten dem Volke ein: der Bayer sinne auf Gewaltthat, alle Freiheiten der Stadt werde er mit Füßen treten, die Bürger aufhängen vor ihren eigenen Thüren. Die Zünfte wurden zur Versammlung in die Pfalz berufen, der Krieg wider den Fürsten beschlossen, Heinrich von Hoorn, Herr von Perways, zum Mambour ausgerufen. Mambour nannte man in Lüttich einen Regenten. Das Domkapitel sollte die Wahl besiegeln und bestätigen. Es weigerte sich und stellte vor: „daß ihm allein die Wahl gebühre, daß der Stuhl nicht erledigt sei, daß es aber sein Aeußerstes thun würde, den Fürsten zu versöhnen". Nun gerieth das Volk in Wuth und schrie: „da sehe man es, all die geistlichen Herren hielten zusammen, man sei verrathen und verkauft". Zur Stunde schloß man die Domherren, wie sie waren in ihrer geistlichen Tracht, im Kapitelhause ein und bewachte sie Tag und Nacht, ohne daß sie zu essen und zu trinken bekamen, und kein Mensch durfte zu ihnen. Schon machte man Anstalt, die Domherren auf den Markt zu führen und ihnen die Köpfe abzuschlagen.

Jetzt endlich faßten die Bessergesinnten Muth, der größere Theil der Bürgerschaft trat ihnen bei. Eine neue Bürgerversammlung wurde berufen und beschloß, Abgesandte zu dem Fürsten zu schicken, der nach Maestricht die Landstände berufen hatte. Johann war zur Versöhnung bereit, und der Herr von Perways wirkte kräftig mit, daß sie zu

Digitized by Google

Stande kam. Sechszehn Männer wurden bestellt, je vier vom Fürsten, vom Kapitel, vom Landadel, von der Stadt: diese sollten genau Recht und Unrecht in dieser Sache untersuchen, die Gewalt des Landesherrn wie die Freiheiten der Stadt feststellen. Die Sechszehn traten in Tongern zusammen und setzten dort eine neue Gerichts-, Steuer- und Kriegsordnung auf, nicht zu Ungunsten der Freiheit, jedoch so, daß eine Regierung fortan möglich sei. Ihre Artikel wurden gern von den Ständen angenommen.

Johann begab sich mit den Ständen nach Lüttich. In ihrer Gegenwart wurde eine Bürgerversammlung in der Pfalz gehalten. Man verlas die Friedensartikel und die Namen von Neunzehn, welche die Schiedsrichter in Tongern als die Hauptfrevler bezeichnet hatten. Als diese ihre Namen hörten, schlichen sie einer nach dem andern aus der Pfalz und wurden unsichtbar. Soweit war man gekommen, noch aber war vielleicht das Schwerste übrig. Die Verurtheilten schienen verzweifelte Leute und ihr Anhang groß. Tobende Gewaltthat mußte man fürchten, Brand und Aufruhr. Als die Bürger in der Pfalz auseinander gingen, rief der Fürst ihnen zu, sich sofort in Waffen zu werfen. Er selbst zog mit Banner und Söldnern auf den Markt, eiligst kamen mehrere Zünfte mit fliegenden Bannern, sie stellten sich zu ihm und gelobten treu auszuhalten, was auch komme. So standen sie auf dem Markte bis zum Abend, und gingen nicht nach Hause, ehe sie tüchtige Streif- und Nachtwachen bestellt hatten, damit auf das erste Lärmzeichen Alles wieder in Waffen und beisammen sei. Da blieb Lüttich ruhig. Die Stadt siegelte andern Tages gegen die Neunzehn das Urtheil ewiger Verbannung und versprach, keinen ohne des Fürsten Willen zurückzurufen. Die Verbannten zogen ab, und als einer später sich wieder sehen ließ, wurde er sofort ergriffen, auf den Marktplatz geführt und enthauptet.

Johann hatte wiederholt Mäßigung und versöhnlichen

Geiſt bewieſen. Er hatte gezeigt, daß es ihm fern liege, die Geſetze und Freiheiten des Landes zu brechen. Doch wie ſchwer findet eine Würdigung des Feindes Platz, ſo lange der Parteihaß fortglimmt! Anfangs macht man ſich aus hohen ſchimmernden Ideen ein edles Bild zurecht, und in der Wirklichkeit iſt es auf einmal ein furchtbarer Rieſe, der die Geiſter unter ſeinem finſtern Banne hält. Nur zwei Jahre hielten die Lütticher Städte Ruhe, denn der Zündſtoff lag noch in allen Häuſern. Eine lächerliche Szene gab es in St. Truyen. Johann hatte auf das Bier eine Steuer gelegt, und als er nun im dortigen Kloſter zu Nacht aß, ſtürmten plötzlich die Bräuer und Gaſtwirthe mit ihren Knechten und Freunden herein und ſchrieen, ſie wollten ihn todtſchlagen. Er hatte nur wenige Leute bei ſich, faßte aber ſchnell Poſto, ſchlug die Wüthenden mit blutigen Köpfen zurück, eilte hinter ihnen her und ließ die ärgſten Schreihälſe in den Thurm werfen. Aerger ging es her in Lüttich zu Anfang des Jahres 1405. Auf Andringen der Bürgerſchaft hatte Johann ſowohl dem Pabſte in Rom, als dem in Avignon abſagen müſſen. Als aber in Rom ein neuer Pabſt gewählt wurde, wollte er mit ſeinem Klerus nicht länger ohne Haupt ſein und ſuchte in Rom für ſich und die Lütticher Verzeihung nach. Die päbſtliche Bulle kam nach Wunſche, und die Geiſtlichkeit ſang Tedeum in allen Kirchen. Das nahmen die Bürger gewaltig übel. Nichts wollten ſie hören von einer Gnadenbulle: „ſie hätten den Pabſt um keine gebeten, Gnaden von Rom brächten immer nur den Prälaten Vortheil und den Bürgern Unglück“. Und gleich begann wieder das Rennen und Schreien der Volkshaufen, die landesherrlichen Gerichte wurden beſtändig geſtört, und kein Menſch war ſeines Leibes ſicher, der über die Straßen ging. Das wurde mit jedem Monate toller, und da kein friedlich Zuſprechen fruchten wollte, verließ der Fürſt im Juli zum drittenmal ſeine Hauptſtadt und ging mit ſeinem Hofe und dem geiſtlichen Gerichte

nach Maeſtricht. Wieder reiſeten die Stände hin und her, Frieden zu machen. Vergebens, denn die Lütticher Verſchwornen hatten ſich jetzt ein neues Ziel erkoren.

Den Fürſtbiſchof ſollte fortan nicht mehr eine geiſtliche und ariſtokratiſche Körperſchaft wählen, nicht mehr ſollten der Adel und fremde Herzoge und Grafen auf dieſe Wahl einwirken, — nein, frei ſollten die Städte den Landesfürſten küren, ſie die rechten Meiſter im Lande, dann erſt ſei das Gebäude der Volksfreiheit würdig gekrönt! So ſprachen die Haidroits und zogen durch die Städte und warben für ihre Pläne. Nun verſammelten ſich die Städteboten. Lüttich, Tongern, Haſſelt, Huy, Dinant, Thuin, Foſſe und alle andern Städte beſchickten den Städtetag, blos Maeſtricht und St. Truyen fehlten. Jedoch nicht ganz gelang den Haidroits ihr Plan. Heftig wurde hin und hergeſtritten, die Städte wählten zuletzt zwar einſtimmig, jedoch nur einen Mambour, und als ſolchen den tapfern Herrn von Rochefort, einen ſehr gemäßigten Mann. Dieſer faßte auch ſeine Wahl nur in dem Sinne auf, daß er ſich ſofort mit dem Domkapitel nach Maeſtricht begab, mit dem Fürſten zu unterhandeln. Johann war noch immer zur Verſöhnung bereit, nur auf einen Punkt beſtand er: ſeine gerichtsherrliche Gewalt ſei, ehe vom Frieden die Rede, erſt vollſtändig wieder herzuſtellen. Da hielt der Herr von Rochefort es für das Klügſte, auf ſeine Güter zu gehen und die Lütticher ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Jetzt begaben ſich als Pilgrime verkleidet der Bürgermeiſter Von dem Schuh und Magiſter Joris nach Perways auf das Schloß Heinrichs von Hoorn und drangen in ihn: er ſolle Mambour, ſein Sohn Biſchof werden. Der Herr von Perways war ein guter Kriegsführer und ein wohlmeinender Mann, der aber gern auf hohem Fuße lebte, weil ſeine Familie zu den vornehmſten des Adels gehörte. Er erklärte: „nie breche er ſeinen Eid, nie werde er undankbar“. Johann hatte gerade ihn als ſeinen vertrauteſten Rath gehegt,

Digitized by Google

mit sechs Pferden durfte der Herr von Perways täglich Gast am Hofe sein. Auch hatte der Fürst ihn vierzehn Jahre lang als Seneschal der Grafschaft Looz gehalten, wo er ein herrliches Leben führte und Reichthümer sammelte, die freilich wieder verschwanden und schlimme Schulden nach sich ließen. Der Sohn des Herrn von Perways aber, der jetzt Bischof werden sollte, war von Johann erst jüngst zum Archidiakon von Hasbain erhoben. Konnten Beide gegen einen solchen Herrn sich an die Spitze der Empörer stellen? Allein die beiden Haidroits steckten sich hinter des alten Perways ehrsüchtige Gemahlin, die ihm mit glühenden Worten zusprach: „ob er so hohe Ehre seinem Hause entziehen, ob er nicht endlich die Gelegenheit ergreifen wolle, aus seinen drückenden Schulden zu kommen? Er gab nach: seine sechszig Jahre im Felde hatten, so schien es, seinen Geist geschwächt, wie sie seinen Rücken krümmten. Mit seinem Sohne zog er feierlich in Lüttich ein, und mit ihm schlichen alle Verbannten wieder in die Stadt.

Kaum waren sie wieder darin, so wurde gewühlt und gearbeitet die ganze Nacht. Alle Wirthshäuser waren voll Gäste und voll Schreier. Am andern Morgen wurde die Bürgerversammlung berufen, und unter schrecklichem Geschrei und Toben wurde am 27. September 1406 Theodor von Hoorn zum Bischof, sein Vater Heinrich zum Mambour erwählt. Der Bestallungsbrief wurde sofort gesiegelt, und die Bürgermeister und Räthe der übrigen Städte erlaubten, daß ihre Siegel beigesetzt wurden. Am Wahltage wurde ferner das Urtheil über die Verbannten widerrufen, sie sammelten sich vor einem Thore und noch am selben Abend spät zogen sie lärmend und jubelnd bei Fackelschein wieder in die Stadt. Sofort wurde das Hofgericht als aufgehoben erklärt und Jedermann verboten, an dasselbe zu appelliren. Den Domherren aber kündigte man an: „all diese Beschlüsse müßten sie bestätigen und besiegeln, oder die Stadt räumen vor Sonnen-

Digitized by

untergang, weil man sie von da an als Feinde behandle". Die Domherren wußten, was das heißen wolle, und sie ergriffen sämmtlich die Flucht, nur der Sohn des Ritters Baldwin ausgenommen, welchen seines Vaters Drohungen festhielten. Das empörte Volk trieb nun die Aebte die Prälaten Pfarrer Mönche, kurz Alles was geistlich war, zusammen und verlangte, sie sollten in die Eidgenossenschaft des neuen Bischofs treten. Siebzehn Stunden lang hielt man sie eingeschlossen und das Volk schrie ihnen zu: „jetzt müsse man ihnen ein neues Recht mit dem Schwerte machen". Aus Todesangst unterschrieben Einige, die Meisten aber entwichen, sobald sie loskamen. Allgemeine Flucht folgte der Schöffen, des Lehnsadels, fast aller Vermögenden: sie ließen Hab und Gut im Stich. Ihre Namen wurden öffentlich als Verräther und Verbannte ausgerufen, ihre Häuser geplündert, ihre Güter und Einkünfte versteigert und verschleudert.

Johann versuchte, die Lütticher durch die Fehdebriefe zu schrecken, welche der benachbarte Adel in Menge ihnen zuschickte. Herrn Johann von Heynsberg, ein berühmtes Kriegshaupt an der Spitze, brachen die adligen Schaaren ins Lütticher Land ein und fingen an, schrecklich zu hausen. Doch der kriegserfahrene Mambour hatte sich vorgesehn. Die Burgbesatzungen erklärten sich zwar Anfangs für den Fürsten, allein das Zureden des Mambours, ihres alten Waffengefährten, vermochte sie, bei ihm auszuhalten. Auch warb er englische und deutsche Söldnerschaaren an, die sich in Lüttich sammelten, wenngleich ihre Führer meist von Adel waren. Die Lütticher Kassen nahm Sold und Kriegszeug arg mit, auch das eingezogene Gut ließ sie nicht anschwellen. Es wurde beschlossen, jeder jüngere Stiftsherr müsse die Hälfte seiner Pfründe in die Kriegskasse liefern, jeder Aeltere zwei Reiter beköstigen. Mit gutem Heere zog nun der Mambour aus, brannte die Schlösser und Güter von Johanns Anhängern und eroberte nach harter Belagerung St. Truyen und die

Digitized by Google

feste Burg Bouillon. Johann besaß von seinem Fürstenthum nichts mehr, als Maestricht. Auch nach dem Hennegau streiften starke Lütticher Banden und plünderten.

Inzwischen war der Lütticher Gesandte aus Frankreich zurückgekommen. Die Lütticher hatten sich nämlich auf Meister Joris Rath, unter den Gegenpabst zu Avignon gestellt: dieser hatte ihren neuen Bischof, obwohl ihm das kanonische Alter noch fehlte, bestätigt. Er hatte ihn angewiesen, seine geistlichen Gegner aus ihren Stellen zu jagen, ja sogar erlaubt, um rasch für sie Ersatz zu bekommen, in einem einzigen Tage alle sieben Weihen zu ertheilen. Der abgesetzte Kaiser Wenzeslaus hatte ebenfalls Brief und Siegel gesandt, daß er den neuen Fürsten belehne und bestätige. Jetzt mußten auch die Letzten, welche sich in Lüttich noch nicht entschieden hatten, schwören, dem Bischof Theodor und seinen Freunden wider Johann von Bayern zu helfen. Einige wollten fliehen, sie wurden ergriffen und vor den Stiegen des St. Lamberts-doms enthauptet. Es waren die Herren von Horion, Vater und Sohn, beide Ritter, ihr Kaplan und zwei vornehme Bürger. Der Mambour und sein Sohn, der neue Bischof, sahen zu aus einem nahen Fenster. Schrecken herrschte, Keiner wagte mehr ein Wort gegen die Haidroits und ihr Beginnen.

Auch ein großer Theil des Adels auf dem Lande, der Vasall des Lütticher Stifts war, unterwarf sich, denn man drohte ihm die Lehnsgüter zu entreißen und sie andern zu geben, gleichwie man die geistlichen und weltlichen Beamten, welche Johann für den rechten Fürsten hielten, aus ihren Stellen geworfen. Der Lütticher Adel war ohne rechten Muth, schon in den früheren Aufständen hatte man ihn hart mitgenommen. Die Meisten aus Furcht und Schwäche, Einige aus Ehr- und Habsucht hielten es offen mit den Haidroits.

Jetzt ging Johann die Geduld aus, jetzt beschloß er, koste es was es wolle, mit Gewalt zu zwingen. Selbst reisete er nach Deutschland England Frankreich, überall fand

Digitized by Google

er Zusage. Dann besprach er mit seinem Bruder Wilhelm den Feldzugsplan. Die Lütticher dachten den Heereszug abzuwenden, indem sie den Herzog Anton von Brabant ins Spiel brachten und ihm vorspiegelten, Johann wolle Maestricht, in welchem Brabant Mitherrschaft zustand, an seinen Verwandten, den Kaiser Ruprecht ausliefern. Der Brabanter zog halb feindlich heran. Allein Johann war klüger als die Lütticher: die Maestrichter durften dem Herzog Anton Eintritt und Huldigung nicht weigern, auch seine Truppen durften durchziehn, aber jedesmal nur ein kleiner Haufen, während die Bürger bewaffnet vor ihren Thüren standen und die Nebenstraßen verrammelt hielten. Noch einmal gewährte Johann Waffenstillstand. Als aber dessen sechs Wochen vorbei, eröffnete er in Maestricht sein Kriegslager. Von fern und nah zogen ihm Bannerherren und berühmte Ritter zu, der Herzog von Cleve, der Herr von Arkel und andere. Die Lütticher meinten, sie müßten das Nest ausnehmen, ehe der Vögel zu viel würden, und legten sich vor Maestricht, mitten im Dezember, obgleich der Winter so furchtbar hereinbrach, daß in den Ställen das Vieh erstarrte. Die grimmige Kälte ließ die Belagerung in Nichts zergehn.

Kaum aber wehten mildere Lüfte, so zogen aus allen Thoren Johanns Fähnlein und fielen die Aufständischen an. Wo sich eine Schaar im Felde blicken ließ, wurde sie niedergestürmt, hell flackerten Höfe und Dörfer, und die ritterlichen Herren sengten und brannten nach Herzenslust. Nicht um eine Welt hätten sie diese Wonne sich entgehen lassen. Einmal fingen sie einen der Volksführer, der am Tode der beiden Horion Schuld war, und brachten ihn deren Sohn und Bruder: dieser knüpfte ihn zur Blutrache mit eigener Hand am Baume auf. Da kamen die Lütticher mit einem Heere 9000 Mann stark, und holten die Leiche ihres Märtyrers mit großem Gepränge in ihre Stadt. Immer mehr adlige Fähnlein zogen auf Maestricht: die Lütticher riefen alle Bundesgenossen auf,

Digitized by Google

die Feſtung zu nehmen. Die Städte kamen mit ihrer beſten Macht, als Johann wieder in Holland war, und ſchloſſen Maeſtricht ein an allen Enden. Rings um die Stadt verbreiteten ſich die feindlichen Lager und ſie herbergten mehr als dreißigtauſend Bewaffnete. Aber wie furchtbar auch ihre Zurüſtungen, wie heftig auch ihr Stürmen, ſie konnten der Stadt nichts anhaben. Johann kam, und ſiegreich brach er mitten durch die Belagerer und wurde mit Jubel von den Seinigen empfangen.

Nun machte er den letzten Sühneverſuch, denn ſein Land blutete je länger je mehr, und wenn auch aufſtändiſch, waren es doch ſeine Unterthanen. Er ſandte einzeln an jede Stadt einen Boten und einen Brief und ſchrieb ihnen ſo herzlich und inſtändig, als es nur möglich war: „ſie ſollten ablaſſen von dem verderblichen und gottloſen Aufſtande; er erkläre ihnen, daß er niemals daran denke, ihre Freiheiten zu kränken, daß er Alles vergeben und vergeſſen wolle; nur die Hauptanſtifter der Empörung ſollten ſie ihm ausliefern, denn mit dieſen Leuten ſei keine Ordnung im Lande möglich; drei Tage wolle er auf ihre Antwort warten". Nach drei Tagen ſandten ihm die Lütticher einen großen Brief zurück, der Brief beſtand aber nur aus einem Stück Baumrinde mit ſieben Schnüren, und daran hingen ſtatt der Siegel ſieben Klumpen von Kuhmiſt. Auf ein ſo väterliches Anerbieten ein ſo gemeiner Schimpf, — das brachte Johann zur Wuth. Er berief ſeine Vornehmſten zum Rathe und ſie beſchloſſen eine gräßliche Rache. Galgen wurden auf der Stadtmauer errichtet, und die meiſten Gefangenen Angeſichts ihrer Freunde draußen aufgeknüpft. Dann öffnete ſich ein Thor, und ſechs Geblendete tappten hervor, der Siebente, der ſie führte, hatte noch ein Auge: das war die Antwort für die ſieben augenloſen Siegel. Grimmiger wurden jetzt die Kämpfe vor Maeſtricht, und der Sieg wechſelte hin und her. Länger als ein Vierteljahr dauerte die Belagerung, ſchon wüthete der Hunger gräßlich in den Reihen der

Digitized by Google

Belagerten. Endlich sahen sie sich auf einmal mit einem Feuerkranze umgeben. Die Zelthütten der Feinde brannten, diese waren plötzlich abgezogen.

Denn die Sambre hinunter zog heran Herzog Wilhelm mit 12000 Mann, von der Brabanter Gränze zog heran Herzog Johann mit 16000 Mann und wo sie herkamen, da loderten Städte und Dörfer, da wurden die armen Leute unbarmherzig niedergeschlagen. Nicht Ruhe nicht Rast hatte Wilhelm sich gegönnt, bis er die gesammte niederländische und burgundische Ritterschaft in Harnisch gebracht. Seinem Schwager Johann hatte er die Lösegelder versprechen müssen, wenn dieser gefangen würde. Hilfsvölker kamen auch aus Frankreich Savoyen und England. Wieder gab es eine große ritterliche Heerfahrt, wie vor zehn Jahren gegen das freie Bauernvolk Frieslands. Fast das ganze Heer bestand aus ritterbürtigen Leuten, und wenn es daherzog, schien es wie ein Strom von schimmerndem Erze und zahllosen flatternden Bannern. Diesmal wollte man den längstverhaßten Bürgertrotz von Lüttich in Grund und Boden schlagen. Rachedürstend strömten herbei die Adligen, welche aus dem Lütticher Lande verbannt oder geflüchtet waren, und die Erzählung dessen, was sie erduldet, schürte die Erbitterung.

Die Lütticher wollten sofort an den Feind. Der Mambour stellte ihnen vor: „so gewaltigem Ritterheer, das ein einziger Wille beseele, seien sie im Felde nimmer gewachsen. Ob sie denn gleiche Rüstung, ob ihre Schaaren gleiche Uebung hätten? Dazu haderten ja die Führer unter einander Morgens und Abends. Hinter die Wälle der festen Städte und Burgen müsse man sich vertheilen, nur so vermöge man den Andrang bestehn". — „Du Feigling! du Verräther! du hältst es auch mit deinem Rittervolk", — das war die Antwort auf seinen wohlgemeinten Rath. Er bat, nun wenigstens die nächsten zwei Feiertage warten, bis die Verbündeten aus den andern Städten zur Stelle, — doch nein, man forderte

Digitized by Google

unverweilt die Schlacht, man könne, hieß es, den Herzog Wilhelm ſchlagen, ehe er mit dem Burgunder vereinigt. Die Volksführer drohten dem Mambour, er müſſe ſterben, wenn er nicht ſofort ausziehe. Sie wußten, in der Schlacht lag noch die einzige Hoffnung, ſchon waren ſie in der Stadt ſelbſt von Gefahren umringt. Jeder Aufſchub hätte ihren heimlichen Feinden größeren Muth, ihren Anhängern größere Furcht gebracht. Alſo gingen die Herolde ſchon am erſten Tage nach dem Abzuge von Maeſtricht durch die Lütticher Straßen und riefen: „Am andern Morgen bei Glockenſchlag ſolle Alles, was Waffen tragen kann, Geiſtliche und Weltliche, Freie und Knechte, ausziehn, bei Strafe der Enthauptung und Verluſtes aller Güter“. In guter Ordnung zogen ſie am 23. September aus den Thoren, mit Kanonen und Gepäckwagen wohl verſehen. Nur die Huyer waren mit ihrer Mannſchaft zu den Lüttichern geſtoßen. Eine Schaar Haidroits blieb jedoch in der Stadt, um jeden Aufſtand niederzuſchlagen, der etwa im Rücken des Heeres ausbreche.

Die Lütticher kamen zu ſpät, die Herzoge hatten ihre Heere ſchon vereinigt. Die Ritter waren abgeſeſſen und ſtanden auf einer Anhöhe in langer feſter Schlachtlinie, denn ſie glaubten, das ſtädtiſche Volk würde wild heranſtürmen. Wilhelm hielt den linken, Johann den rechten Flügel. Die Lütticher marſchirten heran. Als aber Perways des Feindes Schlachtordnung ſah, ließ er Halt machen auf einer Anhöhe gegenüber, wo die Vorfahren der Lütticher einſt einen großen Sieg erfochten. Es war bei dem Dorfe Elch, franzöſiſch Othey. Dort ſtellte er ſeine Haufen hart zuſammen, die beſſer Bewaffneten ins Vordertreffen, dahinter die Menge des ärmeren Volkes. Dieſe zu decken, ließ er die Wagenburg in einer langen Linie auffahren, welche nun ſein Heer im Rücken und in den Flanken umzog. Denn er hatte wenig über 15000 Mann zu Fuß und nur 500 Reiter und 150 Bogenſchützen. Ihm gegenüber aber funkelte der grüne Anger von Helmen und

Digitized by Google

Harnischen, dort standen mehr als 30,000 erlesene Kriegsleute. Perways hatte als guter Feldherr seine Stellung genommen. Zwischen beiden Höhen senkte sich der Grund nieder zum Bette eines Baches, der jetzt ausgetrocknet war. Wollten die Ritter heran, so mußten sie erst hinunter und wieder hinauf, dann schien ihnen die Sonne ins Gesicht. Die Herzoge erkannten ihren Nachtheil wohl, ihre Banner standen unbeweglich. Die Lütticher aber fingen an, aus ihren Geschützen Steinkugeln herüber zu werfen. Da schrie und rauschte es in den Lüften. Aller Blicke richteten sich in die Höhe. Eine Schaar Raben war im heftigen Gefecht mit Geiern und Habichten. Die Vögel kreischten und stießen sich so wüthend, daß die Federn flogen, und mancher Rabe flatterte zum Tod verwundet nieder. Endlich gaben die Raben die Flucht, und hinter ihnen stürzten schreiend ihre Feinde. Den Mambour überkamen düstere Ahnungen: seine Leute aber hielten, was sie in den Lüften gesehn, für ein Vorzeichen ihres Siegs auf dem Felde.

Es war bald ein Uhr Mittags. Die Ritter litten hart unter den einschlagenden Kugeln der Lütticher. Sie entschlossen sich zum Angriff. Der Herold der beiden Fürsten ging hinüber und bot noch einmal Verzeihung an, wenn man dem rechten Landesherrn sich unterwerfen und den Mambour, seinen Sohn und die einst Verbannten ausstoßen wolle. Hohngelächter war die Erwiederung. Schon tobte die Kriegswuth unter den Lüttichern, ihr wildes Geschrei schallte von den Hügeln. Vor der Fronte des feindlichen Heeres aber schlug man eine große Menge zu Rittern. Die Lütticher sahen dort einen starken Haufen Reiter und Fußvolk sich entfernen. „Seht, die fliehen schon. Pfui! Pfui!“ riefen sie. Doch der Herr von Perways sagte: „Ach Freunde, die fliehen nicht, die können uns hart genug im Rücken fassen“. Mit seinen Reitern wollte er jenem Haufen entgegen. „Halt den Verräther!“ hieß es, „er will überlaufen“. Er mußte bleiben. Die Ritter waren sämmtlich

Digitized by Google

abgeſtiegen und rückten in ſechs Schlachthaufen vorſichtig die Anhöhe herauf, voran die Bogenſchützen. Der Mambour erblickte den Herzog Wilhelm und ſagte: „Seht, da ſteht ein goldener Berg! könnten wir dieſe Leute niederlegen, wir würden alle große Herren! Setzt denn Eure Hoffnung auf Gott. Hier gilt's ſiegen oder ſterben!“ Schon dröhnte näher das Kriegsgeſchrei der Ritter: „Notre Dame Bourgogne! Notre Dame Hennegau!“—„Hoch St. Lambert und Perways!“ ſchrien die Lütticher. Schon flogen die Pfeile ſo dicht, als wär ihr weißes Gefieder Schneeflocken, die den Anger bedeckten. Auf einander trafen die Heere, und ſofort war man auf der ganzen Linie handgemein, und alle kämpften mit einem Grimme ohne gleichen. Der Mambour mit dem beſten Haufen richtete ſeinen Stoß gerade dorthin, wo der Burgunder Herzog auf kleinem Pferde hin und herflog und immer ſchrie: „Drauf! drauf! Krämer ſind's und Handwerker, ſchändliche Rebellen ſind's!“ Bei dem Burgunder Banner wüthete das Gefecht am härteſten, die Lütticher fochten wie grimme Thiere und drängten Schritt für Schritt die Ritter zurück. Doch der Herzog blieb kaltblütig und trieb die Seinigen immer von Neuem an. Schon bald eine Stunde dauerte das Würgen und Toben, und die tapfern Lütticher waren nahe am Siege.

Da fiel der Graf von Namur, welcher den vor der Schlacht abgeſandten Haufen führte, ihre Schlachtordnung im Rücken an. Die Wagen machten ihm viele Noth, endlich brach er durch, und nun warf und drängte er die ſchlechtbewehrten Leute auf die Vorderen, daß ſie ſich ſtießen und preßten zu Tode. Von allen Seiten ſauſeten die Kolben und Schwerter der Ritter in den eingekeilten Haufen: noch breitere Lücken riſſen die Geſchoſſe hinein. Sechstauſend Lütticher wurden abgedrängt und flohen nach einem Dorfe. Der Graf von Namur fiel vernichtend über ſie her. Noch immer ſtanden die Lütticher wie Mauern, noch war der Sieg ungewiß. Da ſammelte der Graf von Namur ſeine Leute wieder und warf ſich

Digitized by Google

zum zweitenmal dem Feind in den Rücken: dieſer Stoß entſchied. Die Schlachtordnung der Lütticher brach weit auseinander, und alles löſete ſich auf in Flucht und Angſtgeſchrei. Die Ritter aber riefen „die Roſſe vor!“, ſchwangen ſich hinauf, und nun begann ein ſchreckliches Gemetzel. Alle Flüchtigen wurden überrannt und niedergehauen. Entſetzt von der Blutarbeit fragten die Ritter den Burgunder, ob man denn noch nicht aufhören ſolle? „Nein, laßt ſie ſterben alle mit einander, keiner ſoll Gefangene machen“. Man ſchlug alles nieder, was ſich um Gnade bittend ergeben wollte. Dreizehntauſend Lütticher fielen. In anderthalb Stunden war alles vorüber. Herr von Perways und ſein Sohn, der neue Biſchof, lagen unter den Leichen. Auch all die Edelleute, welche ſich der Revolution freiwillig oder gezwungen angeſchloſſen, hatten ihren Tod gefunden: es waren ein paar hundert.

In der Nacht weckte der Siegesbote den Lütticher Fürſten in Maeſtricht, ſolche Nachricht hatte er nicht erwartet. Andern Tags kam er im Lager an, er hatte noch dreizehnhundert Lanzen. Er kam zu ſpät. Die Schnitter hatten ihre Arbeit gethan. Der Kopf des Mambour wurde ihm auf einem Spieße entgegengetragen, und als er mit den Fürſten und Baronen über das Schlachtfeld ritt, wollten die Leichenhügel nimmer enden. Er ſeufzte aus ſchwerem Herzen; denn es waren doch ſeine Unterthanen. Man brachte ihm drei Anführer der Haidroits, ſie waren nach der Schlacht eingefangen. Der Eine — es war Jacob Badu, der die Geſandtſchaft nach Avignon ausgeführt — wurde ſpäter bei Maeſtricht geviertheilt, der Zweite geköpft, der dritte gehängt. Schon zog ein Haufen von Lüttich heran und flehte um Gnade, ſie trugen ein altes Banner vor ſich her, das ſie aus dem Staube gezogen; die andern Banner der Stadt waren ſämmtlich auf dem Schlachtfelde verloren. Bald kamen die flehenden Boten aus den andern Städten. Denn natürlich war die Stimmung raſch umgeſchlagen: jetzt jagte das Volk die ſchlimm-

Digitized by Google

ſten Haidroits und ſchleppte ſie in die Gefängniſſe. Vergebens ſchrien jetzt die Adligen, die es mit ihnen gehalten: „Hoch Bayern! Nieder mit den Haidroits!“, ſie wurden alle gefangen wie dieſe. Sie hatten überhaupt das unglücklichſte Spiel geſpielt. Gerade ſie wurden jetzt verfolgt von Siegern und Beſiegten.

Drei Tage und drei Nächte blieben die Fürſten auf dem Schlachtfelde, zum Zeichen des vollen Sieges; ihre Soldaten ſchwelgten in Trunk und Beute. Man berieth ſich, was mit den Rebellen geſchehen ſolle: die Strenge behielt die Oberhand. Am 28. September mußten alle Lütticher, Geiſtliche und Weltliche, in langem Zuge auf der Heide erſcheinen, paarweiſe mit entblößten Häuptern, und vor den drei Fürſten gnadeflehend niederfallen. Hinter ihrem Zuge folgten die Wagen mit den Gefangenen. Am Nachmittag wurden 26 enthauptet. In die Stadt war der Herr von Jeumont mit Aufträgen entſendet. Er ließ am ſelben Abend 24 von der Brücke in die Maas ſtürzen, unter ihnen den Legaten des Avignoner Pabſtes, den Suffraganbiſchof, die Wittwe des unglücklichen Perways und einige andere Frauen. Als Geiſeln mußten 500 nach dem Hennegau und Flandern gehen. Der Reſt der Haidroits hatte ſich in das feſte Städtchen Herk geworfen und vertheidigte ſich dort noch ein ganzes Jahr lang. Als man ihren letzten Hort erſtürmte, wurden 72 der Gefangenen gleich auf der Straße enthauptet, 18 wurden nach Lüttich geführt, wo 13 den gleichen Tod erlitten. Ihr Commandant aber wurde auf dem Markte lebendig geviertheilt, und ſeine vier Offiziere trugen die blutigen Stücke bis vor die Stadt auf den Richtplatz, wo man ſie räderte. Noch 30 aufſtändiſche Bürger wurden bei Huy ergriffen und in die Maas geſtürzt. So hatten 168 Aufrührer vom Gerichte des beleidigten Landesherrn das Todesurtheil empfangen. Schlimmer wütheten diejenigen, welche während des Aufſtandes flüchten mußten. Wo ſie zurückkehrten, eröffneten ſie

Digitized by Google

Mordfeste, deren Opfer ihnen der Landesherr nicht entriß, sondern eher absichtlich preisgab. Noch Wochen nachher stieß man in der Maas Leichen mit den Rudern fort.

Unerhörter noch wütheten die Fürsten gegen die Freiheiten des Landes. Der Herzog von Burgund hatte dem französischen Hofe erklärt: wenn man an Lüttich nicht ein furchtbares Beispiel aufstelle, so würde ein allgemeine Städterebellion ausbrechen. In diesem Sinne handelten die Fürsten. Alle Lütticher Städte hatten gelobt, sich dem Ausspruche der beiden Herzoge von Holland und von Burgund gehorsam zu unterwerfen. Diese gingen nach Lille, dort setzten sie folgende Artikel auf:

1. Die Städte liefern all ihre Freiheits- und Bündnißbriefe aus und schwören, daß sie keine mehr verbergen. Ohne Zustimmung der beiden Herzoge darf der Lütticher Fürst seinen Unterthanen keine Freiheitsbriefe wieder ertheilen.

2. Alle von den Städten eingesetzten Richter Räthe und Vorsteher hören auf. Der Landesherr allein ernennt für jedes Jahr die Schöffen und Beamten, die allein Gericht und Verwaltung haben. Vor Antritt ihres Amtes schwören sie, diese Artikel der beiden Herzoge zu halten, und am Ende ihres Jahres legen sie ihrem Fürsten Rechnung ab.

3. Alle Zünfte sind aufgehoben, und sie liefern all ihre Banner aus.

4. Alles Pfal- und Ausbürgerrecht ist aufgehoben. Kein Bürger kann sich für seine Person oder Habe auf städtische Rechte berufen, wenn er außerhalb der Stadt wohnt.

5. Städte sollen sich nicht mit Städten, Bürger nicht mit Bürgern verbünden ohne des Landesherrn Wissen und Willen.

6. Die geflüchteten Volksaufwiegler sind vogelfrei; keiner darf sie herbergen; die beiden Herzoge werden sie verfolgen, soweit ihre Macht reicht.

7. Thuin, de Fosse, Couvin und Dinant verlieren

Digitized by Google

Mauern und Thürme. An der Sambre und zwischen Sambre und Maas werden alle festen Orte für immer zerstört. Weder der Fürst, noch die Stände des Lütticher Landes dürfen sich jemals bewaffnen wider die Herzoge von Holland-Hennegau und von Burgund, den Grafen von Namur oder den König von Frankreich, es sei denn, daß diese in ihr Land einfallen oder der Kaiser in Person erscheint. Die genannten Fürsten behalten freien Durchzug durch das Lütticher Land.

8. Dasselbe zahlt den beiden Herzogen 220,000 Goldthaler Kriegskosten.

9. Landesherr Domkapitel und Städte von Lüttich büßen jedesmal, wenn diese Artikel verletzt werden, 200,000 Goldthaler, und das Land kann mit Interdikt belegt werden, bis diese Strafe bezahlt ist. Wenn der Lütticher Fürst auf Forderung der beiden Herzoge nicht alles abstellt, was wider diese Artikel läuft, verfällt er in dieselbe Strafe.

10. Eine Kapelle auf dem Schlachtfelde und Jahresmessen in allen Kirchen sollen das Andenken an die Bändigung des Aufruhrs verewigen. —

Das war es also, was die Fürsten wollten: die fürstliche Herrschaft schrankenlos und ausgedehnt über das ganze Land. Im Rath der Zehn, welchen Johann jetzt als oberste Landesbehörde einsetzte, um die Artikel zu vollziehn, faßte sich alle Regierung zusammen. So stellte sich der absoluten Volksherrschaft im selben Lande die absolute Fürstenherrschaft starr entgegen. Es war aber solche Vernichtung der alten Rechte der Städte und Körperschaften nicht blos ein schreiendes Unrecht, sie war auch die größte politische Unklugheit. Die starken Stämme mittelalterlicher Freiheit meinte man mit der Wurzel auszureißen, als noch mehr als ein Jahrhundert heranziehen mußte, sie anzunagen und morsch zu machen. Schon am Widerstande des Domkapitels scheiterte die Ausführung mehrerer Artikel, wie man sie in Lille festgesetzt

Digitized by Google

hatte. Die ausgelieferten Zunftbanner warf Johann zwar in die Flammen, jedoch für die Bürgerschaft mußte er wieder einige Banner und Freiheitsbriefe von den beiden Herzogen erbitten. Das Dazwischentreten Kaiser Sigismunds gab endlich den Lüttichern ihre alten ständischen und städtischen Rechte zurück.

Eines aber hatten die Sieger in der Mordschlacht auf dem Elcher Anger erreicht. Die Lütticher Fürstenrache verbreitete Schrecken durch die niederländischen Städte. Ueberall ließen die trotzigen Volksführer die Köpfe hängen. Den Haß jedoch trug vorzugsweise Johann von Bayern davon, an dessen Namen sich das blutige Andenken der erschlagenen Männer und Rechte von Lüttich knüpfte. Er erhielt einen schrecklichen Beinamen. Sein Schwager, der Burgunder Johann, hatte kurz vorher in Paris ungescheut den vornehmsten Prinzen morden lassen und rühmte sich seiner That vor aller Welt. Vom blutigen Pariser Pflaster war er in die Elcher Schlacht geritten, und in dieser hatte er mitten im furchtbaren Gedränge kaltes Blut bewiesen: man nannte ihn von da an Johann ohne Furcht, Jean sans peur, richtiger Johann ohne Scheu. Als einen Reim darauf bekam jetzt der andere Johann, sein Schwager und häufiger Gefährte, den Namen Jean sans pitié, Johann ohne Gnade. Als von den Verurtheilten einer nach dem andern vor die drei Fürsten zum Tode geführt wurde und um Gnade rief, hatte er als der Landesherr immer das Zeichen der Verneinung gegeben, welche von allen drei Fürsten beschlossen war. „Keine Gnade!“ das heftete sich jetzt an seinen Namen. Weder seine früheren noch seine späteren Thaten rechtfertigten dieses Beiwort, am wenigsten that es ein Vergleich mit andern Fürsten seiner Zeit. Das Jammerschicksal seiner Unterthanen — wie leicht wog es gegen die fürchterlichen Unthaten Herzog Philipps von Burgund, genannt der Gute, und seines Sohnes, des Wütherichs Karl des Kühnen! Um viel geringerer Frevel

Digitized by Google

willen ließen sie achthundert Bürger von Dinant in der Maas ersäufen und kalten Blutes ganz Lüttich ausmorden und einäschern. Diese beiden verstanden es noch besser, ein ganzes Land unter ihre Füße zu stellen, nicht besser als ein höriges Dorf. In Lüttich aber und unter Johanns von Bayern Regierung war von den Fürsten zum erstenmal Recht und Sitte der Zeit auf eine unerhörte Weise durchbrochen.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Erziehung einer Fürstin.

Jakobäas Geburt Name und Titel. Verlobung zu Compiegne. Brautthränen. Ausstattung des jungen Paars. Erziehung in Hennegau und Holland. Wald und Meer. Jakobäas Eltern. Ihr Verlobter. Die Hofhaltung. Landleben. Hochherzigkeit Herzog Wilhelms. Der Löwenzwinger. Jagdaufwand. Die Reiherbeize. Sprachen Kenntnisse Fertigkeiten. Biblische Eindrücke. Umständliches und verwickeltes Ceremoniell. Ueberschwenglicher Frauendienst. Die Seele des Turniers. Ehren einer Fürstin. Harte Rechtsbräuche. Wirkliche und ideale Frauenstellung. Die Ritterschaft in den Niederlanden. Jakobäas Jugendeindrücke. Das Ritterthum ihr Stern und Steuer. Brüchigkeit des Ritterwesens. Sein Vermögensverfall. Sittlicher Verfall. Mangel an großen Aufgaben. Reineke Voß. Das Ritterthum halb eine Lüge geworden. Treiben von Jakobäas Oheimen. Gebahren der Mutter und Schwiegermutter. Des Vaters Lehre und Beispiel. Seine Politik nach innen und außen. Jakobäas Hochzeit. Ihre Gelöbnisse. Eine hoekische Fürstin.

Es war nicht blos die Unlust am geistlichen Stande, was Johann von Bayern zurückhielt, die Priesterweihe zu empfangen. Man nahm es ja damals nicht so genau, wenn ein geistlicher Fürst alle Lust sich gönnte, die einen ritterlichen Mann erfreuen konnte. Der Lütticher Fürst hielt aber noch auf andere Besitzungen, als die sein Bischofsstab regierte, seine Blicke gespannt. Wenn sein Bruder starb, so standen dessen herrliche Länder nur auf zwei Augen, und diese zwei Augen gehörten einem zarten Kinde, welchem vielleicht noch eine größere Bestimmung zufiel, als Holland und Hennegau zu regieren.

Selten schien einer Prinzessin die Zukunft so verheißungsvoll, so verbürgt durch die treueste Liebe und Sorge, als Wilhelms einziger Tochter. Sie war 1401 am 25. Juli

Digitized by Google

geboren, und da dies der St. Jakobstag war, so wurde sie nach dem Apostel genannt. Das kam in den fürstlichen Häusern der Niederlande öfter vor, Kindern den Namen des Heiligen zu geben, an dessen Festtage sie das Licht der Welt erblickten. Vielleicht waren die wilden und reizenden Launen des jungen Mädchens Ursache, daß häufiger, als Jakoba oder Jaqueline, man sie Dame Jaquet oder Dame Jaques nannte. Ihr Titel aber war „Fräulein von Holland" oder „Tochter von Holland", gleichwie die Söhne des Grafen „Junker oder Söhne von Holland", die französischen Prinzen „Söhne von Frankreich", die spanischen „Infanten von Spanien" hießen.

Als sie kaum aus den Kinderschuhen war, vereinigten sich die Höfe von Holland Frankreich und Burgund, ihr einen Gemahl zu geben. Dieser war Johann von Touraine, der zweite Sohn des Königs von Frankreich. Seine Mutter, die Königin Isabelle, kam mit ihm und ihrer Tochter gleichen Namens nach Compiegne, ein päbstlicher Legat begleitete sie. Aus Frankreich erschien ferner der Herzog von Orleans, der Bruder des Königs, mit seinem ältesten Sohne. Von der andern Seite langten an der Herzog von Burgund, die Herzogin von Holland-Hennegau mit ihrer Tochter und Johann der Erwählte von Lüttich. Eine Menge großer Herren und Ritter Bischöfe Doktoren und Räthe waren im Geleite der Fürsten. Allgemeine Familienaussöhnung wurde gefeiert, endlich sollte Frieden sein im ganzen königlichen Hause von Frankreich. Die beiden Damen, die Königin und Jakobäas Mutter, hatten mit Johann von Lüttich dies Werk zu Stande gebracht. Es wurde durch den doppelten Ehebund besiegelt, welchen der junge Orleans mit seiner Cousine und Prinz Johann mit Jakobäa eingingen. Da sie mit einander verwandt, gab der Legat den päbstlichen Dispens und segnete die Verlobten in der Hofkapelle ein.

Die junge Isabelle wurde zum zweitenmal vermählt:

Digitized by Google

sie hatte als Kind schon die Königskrone von England getragen, aber ihr Gemahl Richard wurde entthront, ehe sie eilf Jahre alt. Ihr neuer Gemahl war fast noch ein Kind, und sie weinte sehr, als sie ihm die Hand geben mußte. Die Thränen der einen Braut bedeuteten kein Glück für die andere. Doch wer konnte das damals denken! Für Jakobäa schien Alles so herrlich geordnet. Sie war jetzt fünf, ihr Verlobter neun Jahre alt. Herzog Wilhelm verhieß ihnen die Nachfolge in allen seinen Landen, der König von Frankreich schenkte dem jungen Paare zur Ausstattung die Grafschaft Ponthieu und die Burgvogtei Cambray mit andern Schlössern und allen Einkünften. Nach dem Tode seines Onkels von Berry sollte Johann auch das Herzogthum Berry und die Grafschaft Poitou erhalten. So wurde Jakobäa Gräfin von Ponthieu, Herzogin von Berry, sowie Herrin von Crevecoeur Montagne und Arloeux, ehe sie noch ihre eigenen Lande erbte. Die Grafschaft Ponthieu und die drei letztgenannten Orte wurden ihr als Widthum verschrieben, selbst für den Fall, daß die Heirath nicht vollzogen werde. Eine so glänzende Ausstattung seines Prinzen legte der französische Hof in die Wagschale gegen die Länderperlen der Erbin von Holland-Hennegau. Diese aber sollte, falls sie nicht Erbin würde, ihrem Gemahl einen Brautschatz von einer Viertelmillion Goldkronen zubringen.

So war Alles geordnet, und die Turniere und Tänze, die Banquets und Volksfeste nahmen kein Ende. Die Fürsten überboten sich in Ausdrücken der Zuneigung und in prachtvollen Brautgeschenken. Darauf nahmen die Herzogin von Holland und ihr Schwager von Lüttich die beiden Kinder mit sich nach dem Hennegau. In Valenciennes und Mons holten mit Festgeläute und Festlichkeit die Bürger den Zug ein, und in Quesnoy empfing Herzog Wilhelm die Seinigen mit inniger Freude. Er ging jetzt mit ihnen nach Paris, und auch dort gab es Lust und Feste wochenlang. Der fran-

Digitized by Google

zösische Hof wußte nicht genug den Herzog Wilhelm zu ehren und zu feiern.

Von nun an weilte der Prinz beständig unter den Augen seines Schwiegervaters. Die meiste Zeit lebte das junge Paar im Hennegau auf dem Schlosse Quesnoy, wo der schöne Wald von Mormal sich dehnte, in dessen wildreichen Tiefen man nicht müde wurde, der Jagd zu pflegen. In der schönen Jahreszeit kam Jakobäa auch nach dem Haag, wo das weitleuchtende Meer sie erfreute, das mit rastlosen Wellen dort an die Dünen rauscht. Das junge Paar wurde glänzend erzogen: zu den Reichthümern des bayerischen Hofes steuerte der französische jährlich beträchtliche Summen für den Hofstaat seines Prinzen.

Vieles traf nun zusammen, um in Jakobäa den Charakter auszubilden, welcher Glanz und Unglück ihres Lebens wurde. Die einstige Herrin vergötterten Ritter und Dienstleute, sie allein besaß den ganzen Schatz der Zärtlichkeit ihrer Eltern. Die Mutter war ihr ein Vorbild in Stolz und Würde. Der kaiserliche Nachglanz von ihres Gemahles, und der königliche von ihrem eigenen Stammhause schienen vereint auf ihrem Haupte zu ruhn. Von dem Vater, dessen Augapfel sie war, hatte Jakobäa den geraden ehrlichen Sinn und das heiße Blut, und er prägte ihr die stählerne Willenskraft ein, welche ihn selbst so gefürchtet machte. Mit einander schienen die Eltern in etwas kühlem Verhältniß zu stehn. In Margaretha von Burgund lebten die tiefe Lust an Politik und Ränken, der rastlose Ehrgeiz und die Habsucht, welche das Erbtheil des burgundischen Hauses waren. Ihr Gemahl suchte Liebe und Behagen, welche er zu Hause vermißte, bei andern Frauen. Gewiß flüchtete Jakobäa oft unter dem stolzen herrischen Auge der Mutter weg an das warme Herz des Vaters, gewiß wurde sie oft unwillkürlich Schiedsrichterin zwischen ihren Eltern. Kinder aus solchen Ehen fehlt es im späteren Leben häufig an Haltung,

Digitized by Google

wenn nicht, was seltener ist, das häusliche Fegfeuer sie frühzeitig härtet und läutert. Prinz Johann, der Verlobte Jakobäas dagegen war von sanftem Gemüth. Er überließ sich der Leitung seines Schwiegervaters, und seine kleine Braut kostete viel zu frühe die Süßigkeit, den künftigen Gemahl zu beherrschen.

Herzog Wilhelm hatte zur Bedingung gemacht, daß er selbst die Erziehung seines Schwiegersohns leite. Man war in Paris gern damit einverstanden; denn wo gab es eine Fürstin von stolzerer Haltung als Jakobäas Mutter, wo einen Hof von mehr Pracht und Ritterlichkeit erfüllt, als der Hof ihres Gemahls?

Fürstliche Höfe brachten damals einen guten Theil des Jahres auf dem Lande zu. Sie kamen in die Städte zu rauschenden Festen, und waren diese vorüber, stärkte man sich wieder in der gedeihlichen Frische und in der stillen Anmuth der ländlichen Natur. Alle Welt lebte damals viel inniger, als jetzt, mit der Natur zusammen. Die Pflüge und Aerntewagen und Viehheerden zogen täglich durch die belebtesten Stadttheile, weil die meisten Bürger noch den Acker, oder wenigstens ihre größern Gärten bauten. Hirten Forst- und Ackerleute verkehrten beständig in den Hallen und hochgewölbten Vorhallen und Küchen, über welchen sich die Schlösser der Großen auf dem Lande erhoben. Jeder Herr, der vom Schloßaltane in die Vieh- und Wirthschaftshöfe niedersah, war mit der Landwirthschaft vertraut, und es gab keine Dame, die nicht verstanden hätte, ihren eigenen Flachs zu ziehen und zu bereiten, zu spinnen und zu verweben. Die Höfe zogen dabei aus einer Gegend in die andere. Lange konnte man nirgends bleiben, weil die Lebensmittel, die sich vorfanden, für das unabsehliche Gefolge bald zu Ende gingen. Wo Herzog Wilhelms Hof des Weges kam, erschien er wie ein kleiner Heereszug, und wollte man zwei oder drei Tage in einer reichen Abtei anhalten, so geriethen Abt und Mönche in Verzweiflung.

Digitized

Sie ließen in der Eile ein paar hundert Tafelgeschirre mehr machen aus Holz oder Thon, und wußten nicht, wo Speis und Trank hernehmen für so viele Ritter und Leute, so viele Pferde und Hunde.

Indessen kamen sie selten zu kurz dabei, denn Wilhelm war in allen Dingen hochherzig und freigebig wie ein ächter Ritter. Nie vergaß er Einen, der ihm jemals wohlgethan. Dem Amsterdamer Wilhelm Eggert, der einst, als der Prinz sich landflüchtig umhertrieb, die Gelder vorgeschossen, gab der Herzog einen hohen Stand am Hofe und in seinem Herzen, er machte ihn zuletzt zum Schatzmeister über ganz Holland. Wilhelm hatte den Löwen zu seinem Sinnbilde genommen. Auf dem Schlosse im Haag hielt er einen Löwenzwinger, und Niemand wagte zu den wilden Thieren zu gehn, als er allein. Hubert von Malsen wollte es dennoch unternehmen. Ueber ein seiden Wamms zog er einen grauen Rock, aus dem er leicht herausschlüpfen konnte: so angethan trat er in den Zwinger. Und die Löwen thaten ihm gar Nichts, er spielte mit ihnen wie mit Hunden. Der Herzog hatte solche Freude an dem kühnen Manne, daß er ihn köstlich bewirthete und bei Tafel ihn über sich sitzen ließ. Für die Jagd machte er einen großen Aufwand. Jedes Wild hatte seinen besondern Meister mit vielen Leuten und Hunden, nicht blos für Hirsche und Eber, für Reiher und Wachteln, sondern auch für Ottern und Wölfe. Der Wolfsmeister hatte Arbeit genug; die Wölfe waren im Hennegau noch so zahlreich, daß man sie öfter in den Burggräben erlegen konnte. Auch Jakobäas Verlobter hielt schon seinen eigenen Jagdstaat und verwandte auf vierzig Laufhunde und fünf Windspiele außer andern Kosten jährlich die Summe von sechszehnhundert Francs.

Die Jagd war nun auch ein Hauptvergnügen für die Damen. Zwar dem Hetzen des Hirsches durften sie nicht anders beiwohnen, als daß sie auf offenen Waldwegen zusahn, wie Wild und Meute vorüber stürmten: mehr galt

nicht für schicklich. Dafür entschädigten sie sich auf der Vögeljagd. Auf leichtem Zelter ritten sie über die Heide an den Waldesrand oder an Teiche und Sümpfe. Ausgelernte Hunde, welche man durch Zuruf leitete, jagten das kleine Geflügel auf, das sich in Saaten steckt, noch lieber Reiher und Kaninchen. Stieg ein Reiher auf, so warfen öfter zwei Damen zugleich ihre Falken von der Hand. Dann klangen die Schellen, wie zwei Blitze schossen die Falken dem Reiher nach, höher und höher schwangen sich die Vögel. Aller Blicke hingen voll Begier in den blauen Lüften. Nur noch Punkte sah man zwischen den Wolken sich hin und her schwingen. Allmählig kamen die Falken über den Reiher, nun stießen sie auf ihn nieder, Gekreisch ertönte, nun schlug der Reiher heftig um sich, und wieder warfen sich die Falken im Kreise und wieder griffen sie an. Da flogen heiß die Rosse über die Ebene, und hielten und griffen wieder aus, wie hin und her der Kampf in den Lüften sich zog. Da endlich packt ein Falke, seine Fänge schlagen sich dem Reiher von oben in beide Flügel, er ist gelähmt, dort in der Ferne rauschen die Vögel nieder, kreischend, flügelschlagend. Hin, hin über Stock und Stein! Jedes Roß will zuerst auf den Platz, Jeder will den Sieger kennen. Das war köstliche Aufregung! Alle Geister waren lebendig, nichts ging von dieser schönen Jagd für die Sinne verloren. Kein Wunder, wenn Damen ihr ritterlich Federspiel koseten, wie den liebsten Buhlen. Indessen war es nicht so leicht, Falken und Hunde weidmännisch zu behandeln: ein Fräulein mußte Vieles lernen, ehe sie das Vergnügen hatte, von der Jagd zu kommen alle Hände voll Wachteln Hühnern und Kaninchen.

Allein Jakobäa hatte noch vieles Andere zu lernen. Das Französische war halb ihre Muttersprache, und sie mußte es verstehen, sich darin eben so zierlich auszudrücken, als in der Landessprache klar und kräftig. Von einer regierenden Fürstin verlangte man auch einige Kenntniß des Latein, we-

Digitized by Google

nigstens so viel, daß sie thun konnte, als sei sie dieser Sprache mächtig. Alles übrige Wissen hatte mäßigen Umfang. Als Kern und Grund desselben bestanden Katechismus und biblische Geschichte. Stücke aus der Bibel, besonders Psalmen, waren für's tägliche Lesen. Aus dem gewaltigen Ernst, der sie durchherrscht, aus der Fülle markiger Bilder in den Psalmen, aus ihren erhabenen und leidenschaftlichen Ideen sog die junge Seele jenen schlichten und rauhen Sinn für das Reale, der das Mittelalter kennzeichnet, jene Gewöhnung, das Leben im Ganzen und Großen anzufassen und nicht im Einzelnen zu verzetteln. Dabei warf ein wißbegieriges Gemüth Seitenblicke in die dunkeln Tiefgründe der Natur und des Weltalls, die noch so viel Geheimnisse und gefährliche Zauber verbargen. Von geschichtlichen Kenntnissen war in der Unterhaltung an den Höfen nur wenig zu merken. Wenn Jakobäa die Geschichte ihres eigenen Hauses, der verwandten Häuser und deren gegenseitige Rangstellung wußte, und wie und wo sie sich an Karl den Großen und an die Hohenstaufen anknüpften: so forderte kein Mensch etwas mehr, alles Andere gehörte für die Gelehrten. Das Gerichtswesen des Landes aber, und welche Rechte der Fürst, die Städte und andere Stände hatten, dies zu verstehn, erschien so natürlich, als von Früchten und Jahreszeiten der Heimath zu wissen. Auch war es für eine junge Fürstin mit Weben und Sticken nicht gethan, es durfte ihr nicht unbekannt sein, wie man Häuser zimmere und baue, und wie man sie bemale und kunstreich ausschmücke. Wenn die Jünglinge sich eifrig übten, einen festen Harnisch zu schmieden und ein Stück Geschütz zu gießen, so mußten die Fräulein sich vorsehn, daß sie für den Nothfall wohl verstanden, Wundbalsam zu bereiten und einen kunstgerechten Verband anzulegen.

Mehr Anstrengung und Seufzer, als alles dies, kostete es, bis eine Prinzessin sichern Takt bekam, als Fürstin sich so zu benehmen, wie es den Zeitgenossen würdig erschien. Nicht das

Mindeste durfte sie in allem dem verfehlen, was Brauch und Anstand vorschrieb. Die Ritterwelt bewegte sich in so strengen Fesseln des Umgangs, sie füllte ihre Säle mit so viel steifen hölzernen Reden und Gebräuchen, daß dergleichen für unsern heutigen Geschmack geradezu unfindbar. Es war als fühlte sie, daß man der innern Wildheit solche Zügel anlegen müsse. Wollte ein Graf einen fürstlichen Gast empfangen, so ritten die Herren ihm weit entgegen, am äußersten Thore aber stand die Gräfin mit ihrem Hofe, und jede Dame stand je nach ihrem Range zwei oder drei Schritte entfernt von der Herrin. Sowie der fürstliche Herr erschien, ließen die Damen blitzschnell ihre Schleppen niederfahren und beugten sich bis zur Erde. Der Gast küßte die Gräfin und ihre sämmtlichen Damen, und die Gräfin küßte gerade so viel wieder aus seinem Gefolge. Dann nahm der Gast die Gräfin an den linken Arm, und in feierlicher Rangordnung schritt der Zug in's Haus, wobei die Damen ihre Schleppen je nach dem Range entweder vollständig selbst trugen, oder halb sich tragen ließen, oder wenigstens zwei Finger daran legten. Bei der Tafel gab es dann große Umständlichkeit, wem bedeckte Schüsseln vorgesetzt wurden, wem vorgekostet wurde, wer bei dem Handwaschen zwei Gießkannen erhielt oder nur eine, und wer dabei das Handtuch oben oder unten oder mitten fassen durfte. Wußte man in gar zu bedenklichen Fällen keinen Rath, wie es mit dem Vortritt, wie mit dem Maße von Schritten, mit denen man sich entgegenkommen mußte, wie mit Rechts oder Links und all dem Andern zu halten, so half sich eine ernsthafte Dame damit, daß sie während einer langen Vorstellung auf ihrem ersten Platze stehen blieb wie angenagelt. Ein Fräulein vom Stande mußte den wichtigen Unterschied lernen zwischen Hermelin und Pelzfutter — welche Frau mit Madame oder belle Cousine oder belle Niece anzureden — durch wie viel Aufsätze oder Kredenztische, durch wie viel Querhänge am Himmelbett der Stand anzudeuten sei. All diese alt-

Digitized by Google

fränkischen Sitten, glauben wir, rührten erst aus den beiden vorigen Jahrhunderten her, allein die höhere Gesellschaft ließ sich von solchen Zwängen und Bräuchen schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert umgittern, gerade damals als das Ritterthum in der Blüthe stand. Man denkt sich an persische und indische Höfe versetzt, so weitschweifig und verschnörkelt erscheint das damalige Ceremoniell gegenüber der anmuthig freien und natürlichen Sitte unserer Tage.

Nicht viel anders verhielt es sich mit der gesellschaftlichen Stellung der Frauen. Es ist durchaus nicht ernstlich zu nehmen, wenn aus jener Zeit berichtet wird, wie die Ritter ihr Leben von ihrer Dame zu Lehn trugen, wie an sie und ihre magische Kraft der Held in heißer Schlacht seine Gebete richtet, wie die Liebeshöfe kuriose metaphysische Forschungen anstellen. Allein es ist doch ganz ehrlich gemeint, wenn der Troubadour Drudes de Prades sein Gedicht auf den Tod eines Genossen schließt: „Sein Gesang war so gut, daß die Nachtigallen verwundert schwiegen, ihn zu hören. Gott hat ihn deshalb zu seinem eigenen Gebrauche hinweg genommen. Liebt die heilige Jungfrau artige Leute, so nehme sie diesen!“ Den Thorheiten unsers Ulrichs von Lichtenstein, die er in seinem „Frauendienst“ darstellt, sieht man leicht auf den Grund. Jedoch es wird gleichfalls erzählt, wie damals in den Niederlanden junge Engländer erschienen, deren Jeder ein Auge verbunden zeigte, weil sie ihren Damen gelobt hatten, nie anders als mit einem Auge zu sehn, bis sie in Frankreich Heldenthaten verrichtet. Froissard setzt freilich hinzu: die Sache sei seltsam befunden. Dagegen war das Streben, den Damen zu gefallen, wirklich die Seele des Turniers. Oefter gingen sie mit den Rittern bis an die Schranken, und ehe sie ihre Plätze bestiegen, theilten sie Handschuhe und Armbänder, Schleifen und Spangen aus, welche die Ritter am Arme, am Schilde, am liebsten oben auf dem Helme befestigten. Bei einem Turnier in Carignan hatte

eine Dame dem Bayard ihren Aermel gesandt, der mit einem Rubin von hundert Dukaten Werth eingebunden war. Bayard siegte, brachte ihr aber in Gegenwart ihres Gemahls den Aermel wieder mit den Worten: „Die Ehre gebühre nicht ihm, sondern dem Aermel, durch welchen er gesiegt". Die Dame gab nun den Rubin dem nächstbesten Ritter, und zu Bayard sagte sie: „Weil Herr Bayard mir die Ehre erweist, zu erklären, daß mein Aermel ihm den Dank gewonnen habe, so will ich denselben ihm zur Ehre, so lang ich lebe, aufbewahren". Nach dem Turniere überreichten die Damen den Dank, welcher in goldenen Ketten, Sporen, Schwertern, Rossen, auch wohl in einem Landgut bestand. Konnten die Turnierrichter sich gar nicht einigen, so ersuchte man Damen um den Schiedsspruch.

Einer regierenden Fürstin oder ihrer Tochter wurden außerordentliche Ehren erwiesen. Der Herr von Melun hatte das Glück, daß seine Tochter einen Prinzen aus königlichem Hause heirathete. Selbst wenn er nun mit seiner Tochter allein speisete, reichte er ihr mit entblößtem Haupte die Serviette, wenn sie sich vor dem Abendessen die Hände wusch. Man hielt es freilich für eine Thorheit, wenn er sich dabei jedesmal bis zur Erde beugte, allein er glaubte nach feinster Ritterſitte zu handeln, und konnte sich auf das Beispiel seines Zeitgenossen, des Herzogs Johann von Burgund, berufen. Dieser ungeschlachte Herr, der Jean sans peur, ließ es sich nicht nehmen, seiner Schwiegertochter bei Tafel jedesmal den Konfekt zu reichen, wobei er sich vor ihr bis auf die Erde beugte. Denn obgleich er selbst aus dem königlichen Hause von Frankreich stammte, stand seine Schwiegertochter doch im Range über ihm, weil sie Tochter eines regierenden Königs war. Gleichwohl verlangte das eiserne Recht Handlungen ergreifender Art von Fürstinnen gleichwie von Bürgerfrauen. Als die Wittwe von Jakobäas Großvater sich der Erbschaft ihres Gemahls entschlagen wollte, trat sie vor Schultheiß

Digitized by Google

und Schöffen, die sich in Vierschaar setzten, d. h. zum offenen alten Landgericht, dessen befriedeter Platz durch vier Bänke abgezeichnet wurde. Die Herzogin-Wittwe erkor da einen Vogt, der sie zu Recht verantworte, und nachdem ihn das Gericht bestätigt hatte, sagte er: „Hier steht meine Frau von Holland und begehrt Abstand zu leisten von allem, was Herzog Albrecht seliger Gedächtniß hinterließ, ausgenommen ihre Leibzucht. Wie soll sie das thun nach Rechte?" Das Gericht diktirte nun den alten Rechtsbrauch. Eine Bahre mit dem Sarge, welche den todten Fürsten vorstellte, wurde aufgehoben, und die Herzogin-Wittwe schritt vor ihr her in geliehenen Kleidern, einen Strohhalm in der Hand. So traten sie aus dem Palaste. Unter freiem Himmel wurde die Bahre niedergesetzt, die Fürstin schwur mit vier Rittersfrauen, die als ihre Eideshelferinnen den gleichen Eid ablegten: „daß sie von des Herzogs Gute nichts auf der Erde, nichts an ihrem Leibe habe". Dann erklärte der Vogt: „Meine Frau von Holland scheidet sich von allem Gute und von Schuld und Forderung, die Herzog Albrecht nachließ, ausgenommen ihre Leibzucht", und dabei warf die Fürstin den Strohhalm aus der Hand. Ein ähnlicher Rechtsbrauch fand in ganz Niedersachsen statt, wenn eine Frau aus dem verschuldeten Nachlasse ihres Gatten ihre Leibzucht retten wollte. Die Wittwe des mächtigen Philipp von Burgund legte zu dem Ende ihren Gürtel, ihre Börse und die Hausschlüssel auf seine Bahre nieder. Es spricht sich in solchen Bräuchen der rauhe Charakter einer Zeit aus, wo noch kein wohlfeiles Papier die endlose Menge von Rechtsgründen und Verträgen aufnahm, sondern wo man symbolische Handlungen voll Schärfe und Ausdruck als die Marksteine im Lebensgange setzte.

Liest man das Alles nicht blos in Romanen, sondern in Geschichtsquellen, so scheint es, als hätten die Frauen öffentlich und beständig am Thun der Männer Theil genommen. Rechnet man nun all die Gelegenheiten zusam-

Digitized by Google

men, wo eine Dame öffentlich in den Ritterkreisen erschien, so beschränkt sich das für ihr ganzes Leben auf eine kleine Anzahl von Tagen. Eben für die Seltenheit ihres Erscheinens entschädigte sich die Phantasie, indem sie in den Ritterromanen eine lachende Frühlingswelt dichtete voll Rosen und ohne Banden. Kamen wirklich die Frauen einmal aus der Vergitterung ihres Hauses hervor, dann geschah dieser Schritt um so lebhafter und geräuschvoller, dann umdrängte sie glänzende Verehrung. Um so schlimmer aber stand es um das erste und entscheidende Kennzeichen, ob bei einem Volke Frauenachtung besteht, nämlich um die Achtung ihres eigenen Willens, ihrer edlen freien Persönlichkeit.

Immerhin läßt sich nicht verkennen, daß eine ideale Frauenverehrung das gesammte Ritterthum durchdrang. Dies Gefühl war gleichmäßig durch den religiösen Kultus, wie durch germanischen Heldensinn erzeugt. Und so wenig auch diese ideale Anschauung in der Wirklichkeit zu Recht und Geltung kam, so wohnte dennoch in ihr eine lebensvolle Kraft. Sie zähmte doch einigermaßen jene Wildheit der Ritter, deren furchtbare Ausbrüche uns oft genug entsetzen. Sie förderte mächtig die warme Theilnahme für das Recht der Gekränkten und Wehrlosen, das feurige Ehrgefühl und jene Richtung auf das Hohe und Ideale, welches die Ritterwelt noch immer mit poetischem Glanze umzieht.

Jakobäa lebte und athmete nun mitten in diesem Ritterthum. Ihre Vorliebe mußte sich richten auf Waffenglanz und Heldenehre, sie mußte Lust bekommen an Krieg Turnier und wildem Jagdrennen, an Abenteuern der Liebe und der Rache. Von nichts anderem hörte sie reden, nichts anderes wurde gepriesen als des Mühens werth. In den Niederlanden gab sich damals die Ritterschaft vom Rheine, aus Nordfrankreich, aus England ihr Stelldichein. Das wogte dort immer hin und her von glänzendem Rittervolk, das hatte alles gleich seinen Fuß im Steigbügel und zog herbei in kecken Fähnlein,

Digitized by Google

wenn es irgendwo ein Turnier oder Jagdfest gab, oder was noch lieber war, gute Gelegenheit, einen Schlag den verhaßten Städtern zu versetzen, die ihres Reichthums, ihres Trotzes und ihrer Ueppigkeit kein Ziel wußten.

Jakobäas Vater war rings in allen Landen gefeiert als der vollendetste Ritter, sein Hof das Ziel aller berühmten Degen. Da sah Jakobäa all seine tapfern Zeitgenossen und Vasallen, die Grafen von St. Paul und Namur, die Herren von Gomignies, von Fierabras und von Vertain, die Brederodes und Wassenaars, die Sevenbergen und Merwede und wie sie alle hießen. Da hörte sie ihre Ahnfrau rühmen, die Kaiserin Margaretha, welche standhaft für ihr Recht kämpfte, selbst wider den eigenen Sohn. Da las man in den Romanen von deren Schwester, der Königin Philippa von England, welche so gern den Harnisch umschnallte und siegreich ihre Ritter in den Kampf führte. Entzückt sprach alles von der frischen That der Frau von Arkel. Ihr eigener Sohn, derselbe Mann, welchen Jakobäas Vater hart bekämpfte, hatte sie aus ihrem Schlosse Pirlepont vertrieben und es mit seinen Mannen besetzt. In der Kleidung einer Aussätzigen suchte sie Einlaß in die Burg, und als sie drin war, paßte sie den günstigen Augenblick ab und ließ die Zugbrücke nieder. Auf ihr Zeichen rannten Kriegsleute herbei und warfen sich auf die Besatzung: das Schloß war gewonnen.

Konnte Jakobäa ihre Brust dem ritterlichen Geiste verschließen, der von allen Seiten auf sie einströmte? Woher anders sollte ihr Leben seine Weihe erhalten? Die deutsche Nation führte keine großen Kämpfe mehr. Die hohe Kunst des Mittelalters zerging in wuchernden Auswüchsen, die Wissenschaft steckte noch in scholastischen Zänkereien, und über das Höchste, was das Zeitalter noch besaß, über Religion und Kirche, hatten sich tiefe Schatten gelagert. Nur das Ritterthum trug noch hochflatternde Banner, nur in seinen Reihen lebten noch Ideale. Und doch, wie brüchig, wie innerlich

Digitized by Google

hohl war auch dieses Ritterthum, welches in Jakobäa Sinn und Seele beherrschte! War es nicht um jene Zeit, wo die adligen Männer den einfachen Ringpanzer abstreiften und sich in die kunstvolle Stahlrüstung hüllten, blitzend vom Scheitel bis zur Sohle? Aber war das nicht dieselbe Zeit, wo die Feldherrn anfingen, jene langen plumpen Erzrohre mitzuschleppen, deren Kugeln den härtesten Panzer und die höchsten Schloßmauern einschlugen? Die Ritterschaft fühlte bereits den Boden unter ihren Füßen weichen.

Der Güterbesitz, die kriegerische Stärke und die Vorrechte, auf denen das Ritterwesen beruhte, waren zur Zeit weder ergiebig mehr, noch stark und dauerhaft. Die unromantische Geldmacht drückte bereits höchst empfindlich auf das Ritterthum. Das Waffengeschmeide, das immer reicher wurde, die Menge von künstlichen Schwertern Harnischen und Büchsen das theure Zehren in den Herbergen mit Rossen und Knechten, wenn an großen Hof- und Turnierfesten die Ritter und Edelknechte zu zehn- und zwanzigtausend Leuten zusammenströmten, das Alles kostete viel Geld, viel mehr, als die Güter abwarfen. Es kamen die unaufhörlichen und langwierigen Kriege hinzu, welche die Fürsten mit einander führten, sei es aus Eigensinn Ruhm- und Habsucht, oder um wirkliche Landesinteressen. Ehre und Dienstpflicht nöthigten die Ritter, diese Kriege auszufechten, — auf ihre eigene Kosten. So fleißig sie nach Beute suchten, sie reichte nicht hin, Leute und Pferde so viele Monate im Felde zu erhalten. Und wehe dem Ritter, der nicht reich war, wenn er in Gefangenschaft fiel. Das hohe Lösegeld zu beschaffen, mußte man Aecker und Forsten angreifen. Es wurde aber dieser fort und fort steigende ritterliche Aufwand erst recht fühlbar, als bei der künstlicheren Waffenführung die eigenen rohen Leute aus den hörigen Dörfern nicht mehr hinreichten, als man Söldner bedurfte, ausgelernte Gesellen vom Kriegshandwerk, die so theuer zu werben und zu füttern waren: Ach diese Söldner!

Digitized by Google

Sie waren die Sehnsucht und das Verderben der Bannerherren und der Fähnleinsführer. Denn stets eine wohlgeübte Söldnerschaar zu haben unter seinem alleinigen Befehl, in blanken Waffen und wo möglich mit etwas Geschütz und anderem Feuergewehr, darin ebenfalls es Fürsten gleichzuthun — das schien der höchste Ehrgeiz der großen und kleinen Feudalherren. Und es war wunderbar, wie sie ihre Phantasie anstrengten, in Ausrüstung und Farben, in Schärpen Bannern und Sinnsprüchen etwas höchst Bedeutendes an's Licht zu stellen. Und doch, wie sehr fiel all der ritterliche Prunk und Aufzug schon so kleinlich ab gegen das trefflich gerüstete städtische Volk, das mit der Menge seiner Geschütze und Kriegswagen einherzog! Was vermochte ritterlicher Stolz gegen die starken geschlossenen Züge der fürstlichen Soldtruppen! Dort die bürgerliche Kunst, hier die vom Fürsten kommandirte und zusammengeballte Kraft gemeinen Volkes — beides marschirte heran, all die herrlichen Ritterschaaren zu durchbrechen und aufzurollen.

Wie aber stand es denn um den geistigen und sittlichen Gehalt des damaligen Ritterthums? Schlimmer noch, als um sein äußerliches Gebahren. Der geistig sittliche Ruin geht dem materiellen vorher. Nie war das ritterliche Wollen so hochfliegend und aufgeschwellt, nie der feudalherrliche Stolz so feurig und hochfahrend — und doch war seine sittliche wie seine soziale Berechtigung bereits morsch und modernd.

In staatlicher Beziehung war die schöpferische Kraft dem Ritterthum vollends ausgegangen. In den zahllosen Ritterversammlungen jener Zeit stoßen wir selten auf einen großen politischen Gedanken, der fähig war, die neuen Elemente organisch zu einem Staate zu verbinden und darin der Ritterschaft ihren rechtmäßigen und einen allseitig wohlthätigen Platz zu bewahren. Trotz auf die feudalen Herrenrechte gegenüber den Fürsten und Städten, das ist der stehende Kern und Inhalt ihrer Beschlüsse. Welch unsägliche Mühe

Digitized by Google

kostete es nicht, die Landfriedenseinungen schrittweise auszudehnen, und auch diese ganz dürftigen Umrisse des neuen Staatslebens gingen nur von Fürsten und Städten aus.

In sittlicher Beziehung aber hatte die damalige Ritterwelt ihren edleren Nerv verloren. Längst hatte sich das erhabene Ritterthum der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, welches durchgeistigt war von hohen sittlichen Ideen, verflüchtigt. Eine wilde Sinnlichkeit hatte die reinen Ideale verdrängt. Statt der Minnesänger zogen jetzt durch die Burgsäle und über die Marktplätze die Rederykers und Jongleurs, in deren Dichtungen heiße Leidenschaften tobten in Haß und Liebe und endloses Getümmel. Es war ein üppiges brausendes Leben, überstrahlt von französischer Keckheit und Ehrliebe, jedoch unter der glänzenden Oberfläche verbarg sich unersättliche Habgier, mit welcher man durch Gewalt und Ränke Reichthümer und Aecker und Schlösser zusammenraffte. Alle die französischen Bücher, welche damals die Ritterschaft so gerne las, steckten voll lustiger Frechheit, sie predigten nur die eine Lehre: das Höchste ist Ruhm und Vergnügen, dem Kühnen aber gehört die Welt. Die deutsche Literatur war nicht viel besser. Wenn wir noch jetzt die unbarmherzigen Schelmstücke des Reineke Voß lesen, welche zuerst in den Niederlanden in ergötzliche Form und Manier gebracht wurden, nimmt es uns nicht Wunder, daß nichts darin triumphirt, als die arge List und Gewalt, daß die Freude daran jedes edlere Gefühl weit überwiegt? Gerade dieser Reineke Voß, den wir als ächt körnige Dichtung, als Füllhorn köstlichen Humors und Weltverstandes nicht genug schätzen können, dieser Reineke Voß ist das treueste Sittenbild jener Zeit. Die Erzählung spinnt sich ab an dem dreimaligen Prozeß eines höchst schlauen und gewaltthätigen Barons vor dem Lehnshofe: all seine Streiche werden offenbar, eine ganze Wolke von Klägern drängt herbei, und zuletzt lacht er sie doch aus alle miteinander und geht davon frei und geehrt wie keiner seiner Ankläger.

Digitized by Google

In der That, das Ritterthum war zur Zeit Jakobäas, gerade damals, als es sich äußerlich so prachtvoll entfaltete, schon halb eine Lüge geworden. Es war von keiner großen Aufgabe in Staat und Kirche und Nation mehr erfüllt — es war sich selbst zum Zweck und Ziel geworden. Es hatte nur noch den einen Zweck, die schönsten Blüthen eines adligen und ehrenwerthen Benehmens darzustellen. Jede Zeit aber braucht einen tieferen Inhalt, als solche Pflege des schönen und männlichen Ichs. Ehe man es sich versieht, verkehrt sich der bloße Muth in grausame Tollkühnheit, das bloße Selbstvertrauen in grimme Härte, und die Freude am schönen Dasein artet aus in wilde Habsucht und Leidenschaften aller Art. Nur der täuschende Schimmer eines Benehmens bleibt übrig, welches geschickt die Gebote der äußeren Ehre und Höflichkeit erfüllt und eine glänzende Bildung darstellt, während Herz und Geist roh bleiben und unfruchtbar.

In alledem gingen ein paar rechte Musterbilder Jakobäa unter die Augen, ihre beiden Oheime, die Johanns, der scheulose Burgunder und der gnadenlose Bayer. Konnte es ohne Eindruck bleiben, wenn Jakobäa gerade diese beiden Männer als die Ersten nach ihrem Vater an dessen Hofe handtiren sah, wenn sie hörte, wie diese beiden voll Grimm und Laune von den entsetzlichen Schachzügen prahlten, mit denen sie ihre Feinde einkeilten? — Ihre Mutter aber und ihre Schwiegermutter erblickte Jakobäa unaufhörlich in politische Pläne vertieft. Die beiden Frauen waren weit bekannt und gefürchtet, beständig reiseten sie hierher und dorthin und warben Anhänger für ihre Fahne. Auch Jakobäa sollte Regentin werden, und drei Höfe suchten jeder sie in seine Richtung einzulenken. Frühzeitig wurde sie in die verborgenen Gänge der Politik eingeweiht. Vor allen ließ ihr Vater es sich angelegen sein, Tochter und Schwiegersohn gründlich zu unterweisen, wie sie in seinem Geiste künftig regieren sollten. Wie man aber seine Grundsätze in praktische Erfolge umsetze,

Digitized by Google

das zeigte ihnen seine Klugheit und die unerschütterliche Kraft seines Willens.

Er hatte sich vorgesetzt, die Häupter der Kabeljaus zu zerschmettern und es geschah. Beugen mußten sie sich, oder ihr Haus wurde bis zum Grunde gebrochen. Aller Orten aber stattete er seine alten Anhänger aus mit Ehrenstellen Gütern und Einkünften. Die treuen Städte erhielten Rechte und Freiheiten, Reihen von Dörfern verhalf er zum Stadtrecht, und die Bauern im Kennemer Lande, die von der Goes und in andern Gegenden hatten entschieden Theil an seiner Huld. Die ganz Großen zu verderben, und die Mittelgroßen im Schach zu halten durch die Kleinen, — diese Kunst übte er meisterlich. Dabei hielt er mit allem Ernste darauf, daß in seinen Landen die Straßen sicher, die Gerichte wohl besetzt und thätig, und das Münzwesen in Ordnung. Streng war seine Regierung, aber sie war wohlthätig für alle Gehorsamen.

Auch nach außen hin war Wilhelm unermüdlich, den hoekisch Gesinnten den Sieg zu verschaffen. In Geldern half er wesentlich den Bronkhorsten, in Utrecht, wo seine Partei gestürzt war, richtete er sie durch sein Einschreiten wieder auf; Amesfort, den Herrn von Culenburg und andere hoekisch gesinnte Städte und Bannerherren in den Nachbarlanden wußte er enge mit sich zu verbünden. Seine Unterthanen aber vertrat er sofort wider Jedermann. Als sie ihm über Seeräubereien der Flamänder klagten, erwiderte er: „Geht auch Ihr zur See und macht, daß man über Euch klagt!“ Nun stachen die holländischen Kaper frisch in See und thaten den Flamändern weidlich Schaden. Erbittert schrieb Johann von Burgund: wenn das nicht aufhöre, bekomme man es mit ihm zu thun. Wilhelm aber schickte den Boten mit der mündlichen Antwort zurück: „Sagt meinem Schwager, wenn ihm etwas beliebe, hätte ich dazu seit langen Jahren die Hände nicht so frei gehabt!“ Als der Burgunder diese Antwort hörte,

Digitized by Google

rief er: „Dem soll Einer trauen! Ich kenne meinen Schwager allzuwohl und mag nichts mit ihm zu thun haben, drum alles Gute! Mag sich jeder seines Schadens erholen".

Im Sommer 1415, als Jakobäa vierzehn Jahre zählte und mit ihrem Verlobten zu ihren Tagen gekommen, d. h. rechtsmündig geworden, wurde ihre Hochzeit vollzogen. Zuvor aber, am 6. August, gelobte das junge Paar folgende Stücke in die Hände des Vaters, des Herzogs Wilhelm: „So lange er lebe, behalte er über Land und Leute die ganze und volle Gewalt. Bei seinem Tode sollten die sämmtlichen Lande an Jakobäa anheim fallen und von ihr auf den ältesten Sohn oder, wenn keiner da sei, auf die älteste Tochter erben. Der Herzog von Touraine bekomme als Mann und Vogt Jakobäas Mitregierung und Mitbesitz. Die Lande dürften sie nie scheiden, Räthe und Dienstleute blos aus den Landeseingebornen nehmen, und lediglich nach den alten Rechten Handfesten Freiheiten und guten Gewohnheiten regieren und Nichts ab und Nichts zu thun. Dies Alles sei bei der Huldigung eidlich zu beschwören und besiegeln". Ferner gelobte das junge Paar: sämmtliche Schulden Herzog Wilhelms zu bezahlen, alle seine Vergabungen aufrecht zu halten, und nicht minder, was die Mutter, Frau Margareth von Burgund, irgendwoher erhalten, zu bestätigen, ihr auch in allem was zu ihrer Würde und ihrem Nutzen diene, mit landesfürstlicher Macht beizustehn.

Zum Eingange aber erhält die Urkunde folgende bezeichnende Stelle: „Es sei des Herzogs ernster Wille, daß seine Lande nach seinem Tode in solchen Ehren Grundsätzen Rechten und guten Gewohnheiten zu regieren und zu halten, wie von seinen Vorfahren und von ihm selbst geschehn, und wie er sein Lebenlang noch zu thun gedenke. Darüber habe er Tochter und Schwiegersohn oft und mannigfach gute Belehrung Weisung und Warnung gegeben, um das ehrenhaft zu vollbringen. Dieser Sache wegen hättten sie eine gute

Digitized by Google

lange Zeit Raths genommen und bekenneten jetzt: daß sein Rath Anweisen Lehren und Begehren in diesen Stücken ihnen und ihren Erben und auch Land und Leuten ehrenhaft nützlich und redlich sein solle, sie dankten ihrem lieben Vater sehr dafür, und sie würden ihm in allen Stücken Folge leisten".

So also wurde Jakobäa in den Grundsätzen der Hoeks erzogen und befestigt. Nur von diesen war sie umgeben, nur von ihnen hörte sie Verwünschungen der Feinde. Jungen Prinzessinnen aber ist es nicht gestattet, gleich Fürstensöhnen ihre heimlichen Freunde zu wählen und durch sie noch andere Anschauungen in sich aufzunehmen, als zur Zeit am Hofe gelten. Die Hoeks konnten sicher sein, sie bekamen an Jakobäa eine Fürstin, welche wurde, was der Vater war, die eiserne Spitze ihrer Partei.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Jakobäa Kronprinzeſſin von Frankreich.

Franzöſiſche Zuſtände. Blödſinn des Königs. Partei der Orleans und der Burgunder. Verſöhnungsfeſt zu Compiegne. Hintergedanken bei Jakobäas Verlobung. Abſichten Johanns von Bayern auf Holland. Franzöſiſche Pläne. Herzog Wilhelm und die Händel in Frankreich. Haß zwiſchen den Herzogen von Orleans und Burgund. Ihre Waffenbrüderſchaft. Orleans Ermordung. Allgemeiner Bürgerkrieg. Freiheit und Klugheit der Flamänder. Volks- und Adelspartei in Frankreich. Eingreifen von Jakobäas Eltern. Landung der Engländer. Schlacht bei Azincourt. Plötzlicher Tod des Dauphin Ludwig. Graf Armagnac. Bandenkrieg. Jakobäa und die Königskrone. Kaiſer Sigismund in Paris und London. Szene an der engliſchen Küſte. Wilhelms Ankunft in England. Friedensunterhandlungen. Zwiſt der Fürſten. Holland kein Kunkellehn. Abreiſe Herzog Wilhelms. Verhandlung mit den holländiſchen Ständen. Allgemeines Gelöbniß für Jakobäas Nachfolge. Des Kaiſers Rückkehr von England. Wilhelms Bündniß mit Burgund. Jakobäa in Frankreich. Herzog Wilhelm in Paris. Seine Flucht. Jakobäas Gemahl vergiftet. Seine Beiſetzung in Compiegne.

Wenige Monate nach der Hochzeit eröffnete ſich für Jakobäa plötzlich ein Thron, welcher ſie der holländiſchen Parteiung fern rückte, jedoch nur, um ſie recht in die Mitte von hundertfachen Gräueln zu ſtellen. Es ſtarb der Dauphin Ludwig, nun war Jakobäas Gemahl Kronprinz. Beide nahmen auch ſofort den Titel Dauphin und Dauphine von Vienne an. Eiligſt ſollten ſie nach Paris kommen: Herzog Wilhelm aber verſagte ſeine Einwilligung, er wollte das Loos ſeiner Kinder erſt gegen die Gefahren ſichern, welche ſie in Frankreich bedrohten.

Zerriſſen und unterwühlt von Haß und Zwietracht waren dort Hof und Volk, und das Land lag offen den

Digitized by Google

englischen Heeren, welche im Plündern die höchste Fertigkeit hatten. Seit langen Jahren verwirrte sich der Verstand des Königs immer unheilvoller, immer häufiger fiel er auf Wochen und Monate in Blödsinn. Dies Jammerbild von König jagten die Parteien einander ab, damit sie seine schwachen lichten Stunden, noch mehr seine verdunkelten brauchen könnten für ihre Habsucht und ihre Feindschaften. Sein Oheim, Philipp der Kühne, hatte als der wichtigste Fürst des Reiches unter vielen Kämpfen die Oberhand behauptet: sobald dieser starb, griffen der Herzog von Orleans und die energische Königin Isabelle zu und weigerten sich, die Macht ferner mit einem Burgunder zu theilen. Johann aber, Philipps Sohn, machte sofort seine Partei. Er trat wider die wachsenden Steuern auf, welche schon damals das französische Volk schwer bedrückten. Er forderte Wiederbelebung der städtischen Freiheiten, welche schon damals von der um sich greifenden Königsgewalt erstickt wurden. Damit stellte dieser Fürst, der am gründlichsten haßte und verachtete, was nur wie freies Bürgerthum aussah, sich an die Spitze einer Volkspartei, welche sich gegen den Uebermuth und die Verschwendung des Hofes und Adels richtete. Man erklärte sich offen den Krieg, Johann von Lüttich und andere deutsche Fürsten zogen beutelustig mit ihren Schaaren aus den Niederlanden herbei: schon sollte eine Schlacht entscheiden, da boten Isabelle und Orleans die Hand zum Frieden. Dieses war die Versöhnung, welche zu Compiegne gefeiert wurde, als Isabelle ihre Kinder zur Ehe verband, den Sohn mit Jakobäa, die Tochter mit Orleans Sohne. Allein so rauschend die Festlichkeiten, so wenig verhallten darin die Hintergedanken jeder Partei.

Hintergedanken waren auch bei Jakobäas Verlobung thätig. Keiner hatte sie eifriger betrieben, als Johann, der Erwählte von Lüttich. Das hing zusammen mit der Lehnsabhängigkeit, die Holland mit Kaiser und Reich verknüpfte. In den Heirathsverträgen vom 6. August war allerdings

Digitized by Google

vorgesehn: „Jakobäa und ihr Gemahl sollten, sobald die Lande ihnen anheim fielen, die Belehnung suchen und empfangen von Jenen und in all solcher Weise, wie Herzog Wilhelm gethan oder schuldig war zu thun, als die Lande an ihn kamen, und wie seine Vorfahren gethan, — und von keinem andern Herrn und in keiner andern Weise". Damit war die Lehnspflicht gegen das deutsche Reich ausgesprochen, einer etwaigen französischen Lehnsherrschaft der Riegel vorgeschoben. Allein Johann von Lüttich erinnerte sich, daß der Kaiser noch jedesmal, wenn für Holland ein männlicher Erbe fehlte, das Recht behauptet hatte, frei das angefallene Reichslehen zu vergeben. Nun waren Flandern und Brabant vom französisch-burgundischen Hause in Besitz genommen, — durften Kaiser und Reichsfürsten dulden, daß auch noch Holland, das so wichtige Mündungsland deutscher Ströme, an einen königlichen Prinzen von Frankreich komme? Sicher nicht, — die Ehre, eine „Tochter von Frankreich" zu werden, mußte früher oder später Jakobäa ganz nach Frankreich herüberziehn, mußte sie endlich für immer von ihren Erblanden scheiden. So rechnete ihr Oheim Johann von Bayern.

Königin Isabelle und ihr Rath meinten es anders. Sie wollten allerdings Jakobäas große Besitzungen enge mit Frankreich verknüpfen. Nicht umsonst wurde ihr Verlobter so reichlich mit französischen Provinzen ausgestattet, welche er nur vom Könige zu Lehen tragen konnte. Hatte man doch mit ähnlicher Manier schon eine hübsche Reihe von Gebieten, welche deutsches Reichslehen waren, für Frankreich gewonnen. Der französische Hof hegte noch eine andere Nebenabsicht. Man wollte die reiche Erbin der Verbindung mit Brabant entziehen; dort saßen ebenfalls burgundische Prinzen, an welche Herzog Wilhelm schon wohl gedacht hatte.

Johann von Burgund dagegen sah in der Verbindung Jakobäas mit Frankreich blos einen Haken mehr, ihren mächtigen Vater tief in die französischen Händel hineinzuziehn.

Digitized by Google

denn geschah dies, so konnte er nur die burgundische Partei verstärken. Dafür sorgten schon Orleans Charakter und Anschläge, welche dem rechtlich denkenden Wilhelm im Grund seiner Seele zuwider waren. Dafür sorgte noch mehr seine Gemahlin, Johanns Schwester, welche dem burgundischen Familieninteresse lebhaft und hartnäckig nachging. Seit dieser Zeit stand Herzog Wilhelm in der That immer mit einem Fuße in Frankreich.

Aergeres trugen trotz aller Versöhnung wider einander im Herzen die Herzoge von Orleans und Burgund. Der Erste war des blödsinnigen Königs einziger Bruder, der Andere Schwiegervater des jungen Dauphins. Beide wollten die Gewalt für sich allein, und sie haßten sich, wie zwei Teufel hassen. Orleans war ein Lüstling voll Laune und Bosheit. Er konnte an einem lustigen Abend die Kriegskasse eines ganzen Feldzugs verspielen, und rühmte sich, er besitze die Schlüssel zu den Herzen und Kammern aller schönen Damen. Man flüsterte sich zu, auch Johann habe von ihm in seiner Gemahlin einen blutigen Schimpf erlitten. Noch grimmiger stimmte den Burgunder die geistige Ueberlegenheit seines Nebenbuhlers. Orleans vereitelte ihm seine große Rüstung, Calays und Rouen von den Engländern zu erobern, lachte ihn dann aus und nannte ihn den sanften Hans, den süßen Hans. Allein „Hänschen von Flandern" ließ nicht mit sich spassen: wo ihm der Witz ausging, gierte er nach Gewaltthat. Auf dem großen Versöhnungsfeste zu Compiegne hatten Beide Waffenbrüderschaft geschlossen und ihre feindlichen Feldzeichen ausgetauscht. Orleans führte in seinem Banner einen Knotenstock mit der Umschrift „Ich begehrs", Burgund setzte dagegen einen Hobel und darunter „Ich halts". Sie ließen jetzt diese Zeichen auf Ordensbänder sticken, welche sie sich gegenseitig umhingen. Allein im nächsten Jahre war schon wieder Versöhnung nothwendig. Wie herzinnig war sie! Die beiden Fürsten theilten mit einander des

Digitized by Google

—Morgens das Altarssakrament und des Nachts das Lager. Drei Tage später ließ Johann seinen Busenfreund nächtlich auf der Straße umringen und in Stücke hauen. Als er seine Schuld nicht mehr verbergen konnte, trat dieser Mann, der in seiner Rohheit vor nichts in der Welt zurückscheute, vor des Königs Gericht und der ganzen Welt mit der Behauptung auf: er habe Recht gethan, den Orleans umbringen zu lassen; denn ein Verbrecher sei er gewesen an Recht und Ehre des Landes. Und gräßlicher als alles dies — der König und sein Rath hörten auf die höllische Sophistik und den Mord, den Meuchelmord ohne Gericht und ohne Fehde, erklärten sie für gerechtfertigt.

Das war ein schwerer Streich gegen jede Art von bürgerlichem Zusammenleben. Erleidet ein Volk so tiefe Wunden in seinem Rechtsbestande, so eitern sie noch lange Zeit. Das ungerächte Blut des Vaters brannte wie feurige Kohlen auf den Häuptern seiner Söhne, und die meisten königlichen Prinzen stellten sich auf ihre Seite. Alles Volk spaltete sich in zwei Parteien, Fehde war überall und mörderischer Krieg. Zu Zeiten gab es in ganz Nordfrankreich keinen Bach im Walde, an welchem nicht jede Woche ein paar versprengte Ritter ihre Wunden wuschen. Rasches Aufknüpfen von Edelleuten, sobald man sie gefangen, am nächsten Baume wurde mit den Jahren hüben und drüben Tagesordnung. Familienhaß, der peinlich und glühend ist wie kein anderer, wüthete im französischen Königshause. Weil so ziemlich alle Glieder dieses Hauses gleich schlecht waren, so ging keine Versöhnung bis auf den Grund der Gemüther. Der Kampf aber drehte sich um den Besitz des armen blödsinnigen Königs, noch mehr um den Besitz von Paris, welche eine Stadt schon damals für Frankreich den Ausschlag gab.

Der Burgunder hätte gern das ganze Land mit seinen Heeren überschwemmt und sich in Blut und Rache gebadet, wenn ihm nicht seine Hauptwaffe so oft versagt hätte. Diese

bestand in den trefflich gerüsteten Haufen aus den flandrischen Städten. Wohl schrieen seine Günstlinge: „man müsse es den Gentern machen, wie man es den Lüttichern gemacht", — allein die Flandrer waren fest und vorsichtig. Sie ließen sich keinen Zoll breit ab oder weiter drängen, als was ihr Recht und ihre Schuldigkeit. Es war ihr Glück, daß Johann all seine Kraft nach Frankreich wendete, sonst würde er sie schrecklich heimgesucht haben. Jetzt mußte er sie um Hilfe anflehn und für jede neue Leistung ein Stück der alten Freiheiten wieder gewähren.

Anders als in Flandern stand es um Männer und Gemeinden in Frankreich. Wie matt war hier bereits ihr Selbstgefühl und ihr Gewicht im Lande! Und dennoch gährte auch hier in den Volkstiefen noch immer der Kampf zwischen freiem Bürgerthum und der üppigen Herrschaft von Hof und Adel. Gerade aus diesem innern Zwiespalte sog der Bürgerkrieg seine Nahrung, gerade darin war Abfall und Schwäche in den Kriegen mit den Engländern zumeist begründet. Johann war es gleichgültig, ob seine Partei die Freiheitswünsche der Städte hier in Waffen brachte, oder die Volksmassen dort wider die Vornehmen aufhetzte. Zu Zeiten rauchten die Pariser Straßen von entsetzlichen Metzeleien. Doch auch der ächte Bürgersinn regte sich, geweckt und genährt durch die Flamänder, welche der Burgunder mitbrachte. Auf einem Festgelage im Pariser Stadthause tauschten die Bürgervorstände den weißen Hut mit den Genter Abgesandten, selbst der König mußte weißhütig einherziehn. Schon dachten die Pariser an allgemeine Verbrüderung der französischen Städte. Johann und seine Anhänger trauten nur einander nicht, sonst hätten sie Gelegenheit gehabt, große und heilsame Reformen im französischen Reiche durchzuführen. Immer wieder regte sich das öffentliche Gewissen gegen den Meuchelmörder, wiederholt ließ ihn das Volk im Stich. Dann gewannen seine

Digitized by Google

Gegner, welche Graf Armagnac, der Schwiegervater des älteſten Orleans anführte, wieder die Oberhand.

So wechſelten Sieg und Niederlage auf dem bewegten Volksmeere, wie Fluth und Ebbe. Zweimal war der „Johann ohne Furcht" in Gefahr zu unterliegen, beidemal mußte ihm Herzog Wilhelm oder deſſen Gemahlin, ſeine Schweſter, wieder Luft machen. Sie reiſeten nach Paris und legten ihr gewichtig Wort ein und deuteten auf die Kriegshilfe, welche ſie für Johann bereit hätten. Im Verein mit Geſandten der flandriſchen Städte gelang es ihnen beidemal, daß die Parteien wieder Sühne und Frieden machten in all den feierlichen und wunderlichen Formen und Gebräuchen, mit welchen ſich die ritterliche Rohheit verklauſulirte. Als die kluge Fürſtin von Holland, welche mit einem Gefolge von zweihundert Reiſigen und zahlreichen Adligen in Paris erſchien, den letzten Frieden zu Anfang des Jahres 1417 ausgewirkt hatte, betrieb ſie auch, daß ſich die Heirath ihrer Tochter Jakobäa mit dem Prinzen Johann daran ſchloß. Die Armagnacs waren wüthend über die Heirath, wie über den Frieden. Denn ſchon ſtanden ſie mit den königlichen Heeren vor den Städten ihres burgundiſchen Feindes und dachten ihn zu verderben. Die Ehe des Prinzen Johann mit Jakobäa aber mußte dieſen vollends und für immer auf die burgundiſche Seite ziehn. Ihr Aerger über Herzog Wilhelm, ihres Gegners Schwager und Helfer, hatte ſich darin kundgegeben, daß ihre ſtreifenden Truppen verwüſtend in den Hennegau einfielen. Die kluge Herzogin Margaretha wußte auch hiefür ſich einen Erſatz von hunderttauſend Kronen zu erwirken.

Der Johann ohne Scheu traute alſo dem Frieden nicht, der ihm Rettung, jedoch nicht die Obergewalt über Frankreich gebracht. Heimlich hatte er ſchon wieder die Engländer bei der Hand und berechnete: wenn ſie einen Stoß tief in Frankreich hinein machten, wieviel von ſeinen Feinden dieſer Stoß mittreffe. Der werbeluſtige Heinrich V., welcher eben

Digitized by Google

den englischen Thron bestiegen, jubelte im Herzen über so gute Gelegenheit. Wie ein junger Adler stürzte er auf das Wild, welches die eigenen Hüter zerfleischten. Er verkündete den Franzosen: „er komme, ihnen die Freiheit wieder zu bringen, die sie unter König Ludwig dem Heiligen besaßen". Sein Heer landete, eroberte Harfleur und lieferte am 25. Oktober 1415 dem französischen Adel die berühmte Schlacht von Azincourt, der lautes Wehklagen folgte in allen Schlössern Frankreichs. Der beste Theil der Jugend und Ritterschaft war unter englischen Pfeilen und Streitärten gefallen. Auch von den Hennegauer und Brabanter Rittern lagen nicht Wenige der Besten auf dem blutigen Grunde von Azincourt, unter ihnen der Herzog von Brabant und sein junger Bruder, der Graf von Nevers, beide Brüder von Jakobäas Mutter.

Statt daß ein so großes Nationalunglück alles Volk geeinigt hätte, freuten sich die Einen heimlich über die Niederlage der Adelspartei, bei den Andern aber loderte um so wüthender der Haß gegen den Burgunder und seine Volkspartei. Denn dieser hatte wider die Engländer nicht gestritten, zog aber eilig mit einem großen Heere auf Paris und forderte die Regentschaft. Während man in der Stadt stürmisch unterhandelte, fiel plötzlich Dauphin Ludwig in ein heftiges Fieber und starb am 18. Dezember, ehe er zwanzig Jahre alt war. Auch er hielt es viel mehr mit der Partei seines Schwiegervaters, des Herzogs von Burgund, als mit den Armagnacs, und das Gerücht ging, diese hätten ihn vergiftet. Ihr Haupt aber, der Graf von Armagnac, erschien jetzt in Paris, er war ein gehärteter und gefürchteter Soldat. Ihm unterwarf sich der ganze Hof, und der König gürtete ihm das Schwert des Connetable um und machte ihn zum Kriegsobersten von Frankreich. Durch Hinrichtungen Kerker und Schrecken schlug er die Verschwörungen nieder, in welchen die burgundische Partei Aufstände anzettelte. Johann mußte zurückweichen, eröffnete jetzt aber einen Bandenkrieg,

Digitized by Google

der unsäglich das Land verheerte. „In der Stadt Paris", schrieb ein deutscher Reisender, „stand es übel, denn es waren viele Parteien darin: ein Theil französisch gesinnt, ein Theil englisch, ein Theil armagnacsch, ein Theil bürgerlich — was die an einander ergriffen, das hauten sie in Stücke und zogen sich aus den Häusern und trieben großen Jammer".

Das war das Land, dessen Königskrone sich auf einmal Jakobäas Haupte näherte. Es war eine schon halb zersprungene Krone, viel Weh und Trauer hing daran und eine dunkle Zukunft. Wohl mochte Jakobäas kühner Geist sich die Frage stellen: ob sie im Stande sei, an der Seite eines willigen Gemahls dem unglücklichen Land Frieden und Stärke wieder zu geben? Beide Parteien thaten ihr Möglichstes, den Dauphin auf ihre Seite zu ziehn. Denn da der König ein Schattenbild, war in den Augen des Volkes der mündige Dauphin der rechte Regent; sein Zutritt ließ die Wagschale der einen Partei sinken, der andern in die Luft schnellen. „Der König", so riefen die Armagnacs, „sei krank und gebrechlich und könne jeden Augenblick sterben, — eine Schande sei es, daß der Dauphin noch außer Landes". Herzog Wilhelm aber hielt seinen Schwiegersohn zurück, er unterhandelte und suchte in dem verworrenen Gedränge, das Frankreich erfüllte, einen haltbaren Boden, auf welchem er das Haus seiner Kinder begründen könne.

Da zeigte sich ihm eine Aussicht, welche er mit Freuden ergriff. Im Januar 1416 kam Kaiser Sigismund nach Frankreich. Von der Höhe seines kaiserlichen Amtes wollte er unter den christlichen Königen Frieden stiften, damit sie ihm hülfen, den Frieden in der Kirche auf der großen Versammlung zu Konstanz zu vollziehen. Den besten Rath und den besten Willen brachte der Kaiser mit, nur eines nicht, was allein helfen konnte, ein tüchtiges Kriegsheer. Als er festlich empfangen in Paris einzog, ritten aus dem andern Thore die Armagnacs von dannen: sie konnten bei einem

Digitized by Google

Frieden nicht gedeihen. Aufrichtiger kam man Sigismunds Absichten in England entgegen. Schon in Calays wartete der Graf von Warwyck mit mehreren Lords, den Kaiser zu begrüßen; ihr König hatte dreißig Schiffe gesandt, Sigismund mit seinen vierzehnhundert Reisigen überzuführen. Als sich das Kaiserschiff der englischen Küste näherte, begab sich eine eigenthümliche Ceremonie. Sigismund hatte in Paris, zum Zeichen seiner Oberherrlichkeit in allen Landen, öffentlich zu Gericht gesessen und dabei einen Mann in den Adelsstand erhoben. Nun hielten Humfried von Gloceſter, des Königs Bruder, und andere Große am Strande, und als der Kaiser landen wollte, ritten sie ihm in's Wasser entgegen, die blanken Degen in der Hand. Humfried fragte: „ob Sigismund komme als Freund des Königs und Friedensstifter, oder ob er komme, um kaiserliche Hoheit in England zu üben?“ Der Kaiser erwiederte: „Als Freund und Friedensstifter“. Da steckten sie ihre Schwerter ein und begrüßten ihn. Und als er sich London näherte, kamen ihm der König, die Prinzen, die Bischöfe und das Parlament mit wogenden Volksmassen entgegen: niemals wurde glorreicher ein Fürst empfangen.

Nun langten auch französische und burgundische Gesandte an, allein die Unterhandlungen rückten nicht weiter, weil Herzog Wilhelm noch durch widrige Winde in Holland zurückgehalten wurde. Ihn hatten sein Schwiegersohn, der Dauphin, und dessen Eltern neben dem Kaiser zum Hauptmittler bestellt. Endlich kam er mit vierundzwanzig Schiffen angesegelt, Hunderte von Edelleuten umgaben ihn, unter ihnen dreizehn Barone, welche täglich sich in neuen goldstrahlenden Gewändern zeigten. Als Sigismund den Hosenbandorden annahm, saßen bei der Festtafel Heinrich V. und Herzog Wilhelm als Ordensritter ihm zur Seite. Der englische König erklärte sich zum Frieden bereit und wollte bis zur vollen Versöhnung die eroberte Stadt Harfleur in der beiden Vermittler Hände stellen. Die Armagnacs aber be-

Digitized by Google

kamen unterdessen wieder die Oberhand in Paris, und während hin und her unterhandelt wurde, griffen sie plötzlich Harfleur zu Lande und zu Wasser an.

Auch unter den Fürsten in London erhob sich arger Zwiespalt. Wilhelm hatte vor allen Dingen den Vortheil seiner Kinder, Sigismund und Heinrich hatten größere Interessen im Auge. Der Herzog leistete dem Kaiser, zu dessen Wahl seine Gesandten mitgewirkt hatten, jetzt persönlich Lehnshuldigung. Als er ihn aber drängte, Jakobäa die Lehnsnachfolge zu sichern, erwiederte Sigismund: „ob er denn keinen Bruder, keinen Vetter habe? Das sei nicht Brauch im Reiche, den Weibern die Lehen zu geben". In der That, der Kaiser wäre ein Verräther an seiner Reichskrone gewesen, hätte er dem künftigen König von Frankreich so wichtige Reichslande, bewohnt von Völkern niedersächsischen Stammes, übergeben. Der Engländer suchte dagegen den Kaiser in seine Allianz wider Frankreich hineinzuziehn. Er rüstete mit aller Macht, den französischen Thron, Jakobäas Erbe, vollends über den Haufen zu werfen. Wilhelm wurde so empört darüber, daß er ihm zurief: „Wagst du noch einmal in Frankreich zu Felde zu ziehn, so soll dir mein Banner ins Gesicht wehn!" So wenigstens erzählte man, und glaublich war es. Genug, eines Tags wollte Wilhelm ausreiten, nach seinen Schiffen zu sehn, und zur Nacht wiederkommen. Als er aber mit den Seinigen an's Wasser kam, fiel er auf die Knie und gelobte Unserer lieben Frauen auf Vere in Seeland: wenn sie günstigen Wind schicke, wollten sie alle miteinander Fastenkost essen, bis sie bei der Muttergotteskapelle in Seeland wären. Zwei Stunden harrte er: da füllten sich die Segel, und in vierundzwanzig Stunden fuhr er hinüber nach Seeland. Zu andern Maßregeln war er entschlossen. Er stellte Jakobäa für ihr französisches Erbe unter den Schutz seines Schwagers von Burgund, für ihr niederländisches unter den Schutz seines Volkes.

Digitized by Google

Holland lag ihm zunächſt am Herzen. Er berief daher nach ſeiner Rückkehr von London alle Städte und den geſammten Adel von Nordholland, von Südholland, von Seeland zu einem allgemeinen Landtage. Auf dieſem trug er die Sache vor. Aus den Städten ſah er vor ſich nur hoekiſch oder gleichgiltig Geſinnte, denn nur dieſe hatte er in die Städte und Schöffenräthe gelaſſen. Unter dem Adel fehlten den Kabeljaus ihre Führer, Arkel und die Egmonds waren in der Verbannung, einige andere nicht erſchienen. So erlangte der Herzog es leicht, daß ſie ſämmtlich, und zwar jedes der drei Lande in beſonderer Urkunde, ſich wörtlich verpflichteten wie folgt:

„Nach vernünftigen und natürlichen Rechten müſſe jeder gute ehrbare Mann, der Gott und ſeine Gerechtigkeit vor Augen habe, ſeinem rechten gebornen Landesherrn hold getreu und unterthänig ſein, und leiblich bei ihm ſtehn gegen alle diejenigen, welche ihn an Herrlichkeit und Erbe kränken wollten. Sie aber wüßten wohl und bekennten: die durchlauchtige Fürſtin, ihre gnädige Frau Jakob von Bayern, — Dauphine von Vienne, Herzogin von Berry, Gräfin von Ponthieu, — ſei die einzige Tochter und rechte Erbin und Lehnsfolgerin des hochgebornen Fürſten, ihres lieben gnädigen Herrn, Herzogs Wilhelm von Bayern, — Grafen von Hennegau, von Holland, von Seeland und Herrn von Friesland, — der ihr rechter geborner Landesherr. So hätten ſie es denn wohl bedacht und berathen, nach reiflichem Rath ſich alle zuſammen und jeder einzeln verbunden und gelobt mit freiem Willen: wenn Herzog Wilhelm ohne Sohn verſterbe, ſo wollten ſie dieſelbe gnädige Frau Jakob von Bayern als Erbtochter und Lehnsfolgerin ihres gnädigen Herrn empfangen zu ihrer rechten gebornen Landesfrau, und ihr und ihrem rechten ehelichen Vogt Gelöbniß thun in geziemender Unterthänigkeit und nach altem Herkommen, und Niemanden ſonſt, ohne jemals dawider zu ſprechen oder zu handeln. Und wenn

Digitized by Google

irgend Jemand, weß Standes er auch sei, ihrer vorgenannten gnädigen Fürstin und Frau und deren ehelichem Vogt Hinderniß Leidwesen oder Widerstand thun wollte, so würden sie sich sämmtlich ihrer gnädigen Frau und ihres ehelichen Vogts annehmen und ihnen helfen mit Leib und Gut, und mit all ihrer Macht das wenden und treu widerstehn, und nimmermehr von ihr weichen, sondern sie wollten und sollten ihnen allzeit und in allen ihren Sachen vollkommen leisten alles, was gute Mannen und getreue Unterthanen ihrem rechten gebornen und gehuldigten Herrn und Frau schuldig seien zu thun, alle Argliſt und neue Fünde ausgeschieden, welche wider dies Gelöbniß und Verbündniß sein möchten".

Dies Alles wurde von sämmtlichen Edelleuten, sowie von den Schultheißen Bürgermeistern Schöffen und Räthen am 15. Auguſt 1416 beschworen, indem sie die Finger der einen Hand emporstreckten und die andere Hand auf die Reliquien der Heiligen legten. Dann ließ der Herzog auch von den Bürgern der einzelnen Städte in Holland, und ebenso von den Hennegauern dasselbe Gelöbniß beschwören unterschreiben und besiegeln. Vom Rechte des Reiches an Holland kam wenig darin vor, desto mehr vom Geburtsrechte: das Recht der Geburt sollte nöthigenfalls das Lehnrecht brechen. Von jetzt an ließ der Herzog Jakobäa als künftige Landesfrau auch landesherrliche Urkunden bestätigen.

Nachdem Herzog Wilhelm dergestalt seine Erblande geordnet, wandte er sich den französischen Dingen zu. Alles kam für ihn darauf an, seinen Schwager, den mächtigen Burgunder, von der Allianz gegen Frankreich zurückzuhalten, welche der Kaiser und der englische König wirklich abgeschlossen hatten. Beide waren nach Calays gekommen, auch der Herzog von Burgund stellte sich bei ihnen ein. Er huldigte dem Kaiser für seine deutschen Reichslehen, und wäre gern der Dritte im Bunde gewesen. Heinrich von England versprach ihm reiche Länderbeute, verlangte aber, daß er ihn einfach

Digitized by Google

als den wahren König von Frankreich und als seinen rechten Herrn anerkenne. Dies däuchte ihm doch zu stark, und er horchte nun wieder auf die Mahnungen von Schwester und Schwager. Auch der Dauphin schrieb eigenhändig und bat ihn, er möge doch erst mit ihm und seinem Schwiegervater in Valenciennes zusammenkommen. Es geschah, und Wilhelm war froh, daß er dem Kaiser ausweichen konnte, welcher von Calays nach Dortrecht schiffte. Vier englische Kriegsschiffe mit Rittern und Knappen besetzt, gaben Sigismund das Geleite. Des Königs Bruder, Herzog Humfried von Gloceſter, war das Haupt der englischen Geleitschaft. Der Kaiser aber fuhr auf einem kleinen Schiffe, das geringen Umfang hatte, damit er sich ins seichte Wasser an der Küste retten könne, wenn die Armagnacs oder andere Freibeuter angreifen sollten. Von Dortrecht reisete er dann über Lüttich rheinaufwärts wieder nach Konstanz.

Unterdessen kam zu Valenciennes ein neues und wichtiges Bündniß zu Stande. Dort hatten sich die vornehmsten Männer aus Burgund und Hennegau versammelt. Jakobäas Mutter war die Hauptvermittlerin. Sie war am Ende des Auguſt mit ihrer Tochter aus Holland nach dem Hennegau gekommen. Als die Damen in Mons übernachtet und am andern Morgen die Messe gehört hatten, erschienen vor ihnen die Schöffen und Stadträthe und verehrten ihrer jungen Herrin einen prachtvollen großen Pokal mit Mundbecher, beides von Gold und köstlich mit Perlen und Edelsteinen verziert. Zu Valenciennes schwuren nun Jakobäas Eltern, ihr Gemahl und der Burgunder Oheim sich die bündigste Genossenschaft zu Schutz und Trutz und dabei wahre und ächte Brüderschaft zu, sie gelobten ihr Bestes an Rath und Mühe aufzuwenden, damit Frieden und gute Regierung in Frankreich hergestellt würden. Auf des Dauphins inständiges Bitten versprach der Burgunder, die Engländer zu bekriegen, und Wilhelm versprach, ihn mit der Königin zu versöhnen, den Dauphin aber

Digitized by Google

in keines Mannes Hand zu liefern, dem man nicht sicher trauen könne. Dagegen lehnte er es ab, sich in den englischen Krieg zu mischen, weil ihm das die Erbpolitik seines Hauses verbiete. Das Bündniß wurde zu Valenciennes im November von den Burgunder und Hennegauer Großen feierlich beschworen.

Die kluge Jakobäa war mit unruhvollem Geiste all den Unterhandlungen gefolgt: handelte es sich doch um ihre eigene Zukunft. Jetzt endlich sollte diese sich freundlicher aufklären. Wilhelms entschiedenes Auftreten hatte in Paris gefruchtet: die Königin Isabelle, seine Verwandte ging auf seine Wünsche ein. Auf dem Schlosse zu Quesnoy feierte man fröhliche Weihnacht, welche gute Zeit Jakobäas Mutter benutzte, sich ein reiches Widthum verschreiben zu lassen. Auch die Gesandten des Königs und der Königin, welche den Dauphin nach Paris geleiten sollten, blieben in Quesnoy. Nach Weihnachten gingen alle zusammen nach St. Quentin in Frankreich und warteten dort bis zum Dreikönigstage der Ankunft des französischen Hofes. Da die Königin aber sich nicht so weit von Paris entfernen wollte, ging man ihr noch bis Compiegne entgegen. Dort nahmen der Dauphin Jakobäa und ihre Mutter mit großem Hofstaate Wohnung im königlichen Schlosse. Die Königin erschien mit ihren jüngeren Prinzen und dem ganzen Rathe des Königs in Senlis, welches in der Nähe liegt. Bald kamen die Prinzen und andere junge Herren herüber geritten und huldigten dem Kronprinzen und seiner reizenden Gemahlin. Da sah Jakobäa zum erstenmal sich umringt von den Ehren, welche der künftigen Königin die Unterthanen bezeugten. Ihre Mutter führte sie in großem Staate nach Senlis, und die junge Fürstin stand vor den Augen ihrer Schwiegermutter, der gefürchteten Isabelle. Sie schien sehr zu gefallen, und man lebte einige Tage in Freude und Zärtlichkeit.

Jakobäas Vater hatte seinen und des Dauphins Einfluß

Digitized by Google

feſt mit dem burgundiſchen verbündet: ſo dachte er durch ihr gemeinſames Gewicht zu einem ehrlichen Frieden der Parteien zu gelangen. Leider ließ der blutige Haß der Armagnacs ſich nicht ſo früh verſöhnen. Während der Dauphin in Compiegne die Huldigungen des jungen Adels empfing, welcher ſich mit ihm in ritterlichen Spielen zu ergötzen kam, hatte Herzog Wilhelm einen harten Stand. Die Königin war wohl geneigt zum Frieden, aber die Unterhandlungen wollten nicht weiter rücken. Da ging ſie nach Paris zurück, und Herzog Wilhelm, ſowie die Geſandten ſeines Schwiegerſohns und Schwagers folgten ihr.

Der Dauphin ſandte unterdeſſen ſeine offenen Briefe in die Städte von Nordfrankreich, alle Fehden und Raubzüge ſollten aufhören bei Verfall von Leib und Gut. Was konnte das viel helfen! Um eines Blattes Pergament willen blieb das verwilderte Kriegsvolk nicht aus dem Felde. Johann von Burgund hatte ſeinem Schwager geſagt: „er führe den Dauphin nach Frankreich wie ein Lamm in die Mitte der Wölfe, noth thue ein tüchtiges Kriegsheer zur Seite zu haben“. Herzog Wilhelm aber dachte in ſeinem Friedenseifer, er könne Alles in Gutem vollbringen. Woche auf Woche wurde er zorniger, als die Armagnacs, welche den König beherrſchten, die Sache in die Länge zogen; denn ſie wollten den Burgunder durchaus nicht wieder zur Gewalt laſſen. In ſeiner Heftigkeit rief Wilhelm — es war am 30. März 1417 — im offenen Rathe des Königs aus: „nimmermehr ſolle der Dauphin nach Paris oder der Herzog von Burgund mit ihm; es ſei denn, daß der König und ſein Rath erſt ſelbſt Frieden und Recht im Lande herſtellten“. Da beſchloſſen die Räthe heimlich, ihn aufheben zu laſſen und hinter Schloß und Riegel zu ſetzen. Sie wollten es wagen, an einen mächtigen Fürſten des deutſchen Reiches Hand anzulegen, weil ſie dachten, dann werde der Dauphin wohl ohne den Burgunder nach Paris kommen. Auch die Königin ſollte mit Gewalt vom Hofe

Digitized by Google

entfernt werden. Der Plan wurde durch einen guten Freund dem Herzoge gesteckt. Am andern Morgen ritt er in erster Frühe aus Paris, um eine Betfahrt, sagte er, nach St. Moritz auf den Gräben zu machen. Kaum aber hatte er die Zugbrücken hinter sich, als er dem Pferde die Sporen gab, und ohne abzusitzen ritt er die zwanzig Stunden nach Compiegne. Noch bei guter Tageszeit kam er dort an, nur von zwei Knappen begleitet. Er hatte jetzt die Anschläge kennen gelernt, welche am französischen Hofe unaufhörlich sich jagten. Niemand fand dort eine Stätte, bei welchem es noch möglich war, daß ein Rest von Recht und Ehre ihn einen Augenblick zaudern ließ.

Unter böser Ahnung machte Herzog Wilhelm den Eilritt nach Compiegne. Und was sah er hier? Sein Schwiegersohn, der Dauphin, lag da als ein Bild des Jammers. Beulen bedeckten ihn, Zunge und Gaumen waren dick geschwollen und die Augen drangen ihm aus dem Kopfe, daß es zum Erbarmen. Nach acht Tagen war er todt. Böse Geschwüre am Halse, so wurde bekannt gemacht, hätten sich nach innen ergossen und ihn erstickt. Alle Welt sagte, er sei vergiftet. Hatte Wilhelm seinen Schwiegersohn so lange vor Ränken und Tücken bewacht, warum ließ er ihn zuletzt doch allein in Compiegne? Der Burgunder verkündete es in offenen Briefen: auch dieser Dauphin sei durch Gift hingerichtet, wie sein Bruder vor ihm. Die Einen erzählten, es habe, während er vom Ballspiel erhitzt gewesen, ein Knecht ihn mit vergifteten Händen umhalset. Andere wollten wissen, der mörderische Stoff sei durch eine goldene Kette oder einen Panzer mitgetheilt, die ein vertrauter Dienstmann gebracht. Einige flüsterten sich sogar zu, das todbringende Geschenk sei von der eigenen Mutter gekommen: vielleicht hatte so der Ueberbringer gesprochen, damit der Unglückliche um so weniger Verdacht schöpfe. Als die Armagnacs einsahen, der Dauphin sei vom Burgunder nicht abzuziehen, fanden sie es am für-

Digitized by Google

zeſten, den einen zu opfern, um den andern los zu ſein. Des Todten Bruder, der jetzige Dauphin, ein Knabe von dreizehn Jahren, war ganz in ihren Händen.

Jammernd ſtand Jakobäa mit ihren Eltern in der Corneliuskirche zu Compiegne, als der bleierne Sarg, welcher des Dauphins Reſte enthielt, in die Tiefe verſenkt wurde. Wo Jakobäa vor zwölf Jahren verlobt wurde, dort wurde das Bündniß auch wieder zerriſſen. Die Kirche war ſchwarz ausgeſchlagen, Tauſende von Kerzen flimmerten an den Wänden, und draußen beteten die Armen, welchen man Brod und Kleider austheilte. Die junge Wittwe und ihre Eltern beſchenkten die Kirche aufs Reichſte, gebrochenen Herzens reiſeten ſie nach dem Hennegau zurück. Das waren traurige Oſtern, welche auf die fröhlichen Weihnachten folgten; am Palmſonntag, den 4. April 1417, war der Dauphin geſtorben. Was blieb Jakobäa von all dem königlichen Glanze Frankreichs? Nichts als ein paar Landgebiete und die Erinnerung an den Traum einer Dauphine. Zum erſtenmal war ſie in den Tiefen ihres jungen Lebens durch die Erfahrung erſchüttert, daß des Menſchen Glück und Leben Nichts iſt, als ein flatterndes Stäubchen im Weltall. Den Geſpielen ihrer Kindheit, den holden Gemahl warf ihr plötzlich der Tod als Giftleiche vor die Füße, wie ein Spielzeug, das zerbrochen und beſudelt.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Johann von Bayern.

Erſtes Kapitel.

Tod Herzog Wilhelms.

Krankheit des Herzogs. Mißhandlung der Königin in Frankreich. Lehren für Jakobäa. Ein ſchlimmer Arzt. Innere Bedrängniß des Herzogs. Seine Kriege mit den Arkels. Zerſtörung ihrer Stammburg. Hochverrätheriſcher Anſchlag. Einkerkerung des alten Arkel. Prozeß und Vertreibung der Egmonds. Zu ſpäte Reue. Der junge Arkel und Jakobäa. Gedanken an ihre Verbindung. Hinderniſſe. Johann von Brabant der Erkorene. Herzog Wilhelms Tod. Eine Spukgeſchichte. Allgemeine Aufregung. Maßregeln der Hoeks. Niederhaltung der Kabeljaus. Die Egmonds wieder in Yſſelſtein. Utrechter Freiheit. Lokhorſten und Lichtenberger. Utrechter und Hoeks vor Yſſelſtein. Harte Belagerung. Erklärung des burgundiſchen Hofes. Jakobäa nach Holland gerufen.

Als Jakobäas Jugendgeſpiele und Gemahl plötzlich in's Grab ſank, war keine Zeit für die ſechzehnjährige Wittwe, traurigen Gedanken nachzuhängen. Jeden Funken Lebensmuth mußte ſie zuſammenraffen, um einem zweiten härteſten Schlage zu widerſtehn. Der ſtarke Hort ihrer Jugend brach auf einmal zuſammen. Wenige Wochen nach des Gemahls Tode ſtand ſie am Sterbebette des Vaters, an welchem ſie hing mit aller Liebe eines leidenſchaftlichen Kindes.

Der kräftige Mann war durch die Erſchütterungen der letzten Zeit innerlich zerſtört. Ein Hundebiß am Knie, welchen er früher vernachläſſigt hatte, fing an zu ſchwellen, und das Uebel wurde mit jedem Tage ärger. Die Nachrichten

Digitized by Google

aus Frankreich verſetzten ihn in Wuth, und der Burgunder, welcher mit ſeinen beiden Söhnen herbeikam, unterließ es nicht, das Feuer zu ſchüren. Alles was Wilhelm in Paris unterhandelt hatte, wurde dort wieder umgeworfen, die Räthe ſcheuten ſich nicht, ſelbſt ſeiner Gemahlin Iſabelle Ehre und Freiheit zu rauben. Der „Johann ohne Furcht" war wohl auch ihr zuwider, aber ſie hatte doch immer ein offenes Ohr für ſeine und ihre bayeriſchen Verwandten: dem ſollte ein Ende werden. Man erhob ein Geſchrei über ihr üppiges Leben, ihre Diener wurden aus dem Palaſte getrieben, ihre Schätze und Juwelen geplündert. Einer ihrer vertrauten Hofherrn kam auf die Folter, und bald nachher trieb ſeine Leiche auf der Seine, eingebunden in eine Haut mit der Aufſchrift: „Laſſet ziehn des Königs Gericht!" Iſabelle ſelbſt wurde nach Tours in Verbannung und ſtrenges Gefängniß gebracht. Jetzt hatten die Armagnacs die Herrſchaft wirklich und allein. Wilhelm rief aus: „Dieſe Menſchen ſeien ſo ſchlecht, wie Keiner es ausdenke. Stände der Herzog von Burgund vor dem einen Thore von Paris und die Engländer vor dem andern, ſo würden ſie eher den Landesfeind als den Burgunder einlaſſen".

Jakobäa hörte, ſobald ſie der zarten Kindheit entwachſen, lange Zeit erzählen von den wilden Thaten in Lüttich. Ihr reifender Verſtand erkannte den tödlichen Zwieſpalt zwiſchen Hoeks und Kabeljaus in Holland. Jetzt hatte ſie auch die Parteiwuth in Frankreich gründlich kennen lernen. Sie wußte es nun, wie oft der Fürſt mit den Parteien um Macht und Leben würfele. Ihre politiſche Erziehung hatte raſch ſich abgerundet.

Von Douay, wo man über ein nachdrückliches Vorgehen wider Frankreich handelte, zog ſich Wilhelm in ſein einſames Lieblingsſchloß Bouchain zurück. Es war der Mittelpunkt der Grafſchaft Oſterbant, deren Wappen einſt ſo ruhmreich von ſeiner jugendlichen Rüſtung glänzte. Weil die

Lähmung und die Qualen am Beine unerträglich geworden, berief er einen Wundarzt, welchen er vor allen andern schätzte, und hielt mit ihm Rath. Dieser Heilkünstler war nun ruchlos genug, daß er nicht erst andere Aerzte zuziehen wollte, sondern gleich darauf bestand: man müsse die große Geschwulst gerade durch schneiden, dann werde sie zusammenfallen. Der Herzog entschloß sich dazu, weil er dem Manne über Alles vertraute. Kaum aber war das Schneiden geschehn, als er stündlich schwächer wurde und seinen Tod vor Augen sah. Mit religiösem Ernste bereitete er sich vor zu sterben. Jetzt aber packte ihn der Gedanke: welche Zukunft drohte seinem Lande und seinem geliebten einzigen Kinde?

Bisher hatte er für Jakobäa Macht und Hoheit von Frankreich her gesucht, dort war jetzt Alles vorbei. Schimpf und Mord hatte er geärntet für alles Sorgen und Mühen, das er in den französischen Händeln aufgeopfert, seinem eigenen Lande nur zu häufig entzogen hatte. Mit der französischen Adelspartei hingen die Hoeks zusammen: sein heftiger Geist warf sich nun auf die entgegengesetzte Seite. Als er von dem Friedenszuge nach Compiegne, der seinem Hause den Sohn und die Königskrone gekostet, nach dem Hennegau zurückkehrte, überschaute er im Geiste, wie viele Feinde sich rings wider Jakobäa erhoben, und wie wenige mächtige Helfer ihr zur Seite standen. Seiner Gewohnheit gemäß hatte er auch zur französischen Reise seinen Adel entboten, ihn in Pracht und Glanz zu begleiten. Jetzt klagte er gegen den Herrn von Enghien, wie doch seine Macht und sein Hofstaat gering gegen die Könige und andere große Fürsten. Enghien antwortete: „O Herr, das ist Eure Schuld. Die Ehre von Holland habt Ihr im Grimme vertrieben. Vor allen der erlauchte Herr von Arkel hätte Euch mehr edle Fürsten und Prinzen zugeführt, als alle Hoeks in Eurem Lande". Wilhelm sagte darauf: „Vetter, ich gelob es Euch: komme ich wieder nach Holland, den jungen Arkel setze ich

Digitized by Google

in ſein Gut wieder ein, und die andern Kabeljaus und alle will ich wieder einigen in Holland".

Von Herzog Wilhelm war allerdings den Arkels wie den Egmonds furchtbar mitgeſpielt. Er hatte einſt geſchworen: kein Ritter wolle er mehr heißen, wenn er jemals mit Arkel Frieden mache. Johann von Arkel aber, hochmüthig und halsſtarrig wie jemals ein Sterblicher, ſtürzte ſich ſelbſt und immer von neuem in den offenen Krieg gegen ſeinen Dränger. Die Bürger ſeiner eigenen Hauptſtadt, die Gorkumer, ſuchten bei ſeinem Feinde Hilfe. Sein eigener Sohn Wilhelm, welcher das Verderben kommen ſah, lehnte ſich gegen ihn auf und ließ die Zugbrücken von Gorkum emporziehn, als der Vater in die Stadt wollte. An Sieg und Rettung verzweifelnd verkauften endlich Beide Land und Leute an ihren Verwandten, den Herzog von Geldern. Auch dieſer wurde ſo lange von Herzog Wilhelm mit den Waffen bedrängt, bis er ihm im Jahre 1412 die Herrlichkeit Arkel abtrat. Jetzt ließ Wilhelm die Stammburg der Arkels bei Gorkum niederreißen. Am St. Jakobstage ſtürzten ihre Thürme und Säle und Kapellen, aus dem Grunde wurden ihre Mauern aufgegraben und die Gräben ausgefüllt, daß Nichts mehr von dem alten und herrlichen Gebäude zu ſehen, welches ſo lange den ſtolzen Namen einer kaiſerlichen Burg getragen. Von ihren Steinen und Balken aber ließ der Herzog ſofort eine neue Burg aufführen, welche ſich mit der einen Seite an die Stadtmauer von Gorkum lehnte, und auf der andern von der Maas, welche hier den Namen Merve empfängt, beſpült wurde. Dieſe neue Burg machte er ſo ſtark und feſt als nur möglich, damit er durch ihr Waſſerthor einen ſtets offenen Zugang auch in die Stadt habe. Einen ihm ergebenen Verwandten der Arkels, den Ritter von Leyenburg, machte er zum Droſten von Gorkum.

Die Arkels ſetzten den Krieg gegen Holland fort. Wilhelm aber ruhte nicht, bis er auch den Herzog von Geldern

zu ihrem Feinde gemacht. Da nun beide Herzoge gute Freunde wurden, sagte einst beim Weine der Geldernsche: „wenn sie es nicht wären, würde er jetzt den Holländer unter Schloß und Riegel haben". Wilhelm erhielt dadurch bestätigt, was ihm schon früher verrathen war: daß Arkel mit den beiden Egmonds den Anschlag gemacht, ihren fürstlichen Herrn insgeheim aufzuheben und an Geldern auszuliefern. Wilhelm hielt an sich, doch verbreiteten sich dunkle Gerüchte, vornehme Herren seien verschworen, das Verbrechen zu erneuern, welches einst Florenz V. den Tod gebracht. Der Herr von Sevenbergen, einer der treuesten Anhänger Wilhelms, beschloß mit zwei andern Hoeks, Dietrich von der Merwede und Philipp von der Leck, den ruhelosen Arkel, den Hauptschmied aller Schelmenstücke, lahm zu legen. Lange mußten sie warten, erst zwei Jahre später bot sich eine Gelegenheit. Arkel war zur Leichenfeier des Herzogs Anton nach Brüssel geritten, und gegen seine sonstige Gewohnheit — denn ein Arkel erschien immer groß und prächtig — hatte er diesmal wenige Reisige bei sich. Jene Drei legten sich an der Brabanter Gränze in Hinterhalt. Als Arkel von Brüssel zurückkehrte und nichts Böses ahnend daher ritt, warfen sie ihn plötzlich nieder, hüllten ihn rasch in den weißen wallenden Mantel eines Deutschordensritters, und ritten mit ihm von dannen. So brachten sie ihn gefesselt und heimlich nach dem Haag in's Gefängniß seines Todfeindes. Der Herzog lachte hoch auf über den guten Fang und zahlte reiche Gelder dafür.

Erbittert über seine Freunde, die ihn im Stiche ließen, erklärte Arkel: die beiden Egmonds seien die Verräther am Herzog gewesen. Dreimal wiederholte er dies eidlich vor dem Rathe von Holland. Wilhelm erhob die Anklage vor seinen versammelten Räthen und Ständen und gab den Egmonds freies Geleit, sich zu verantworten. Johann von Egmond, der Stammherr, war schon seit Jahren nicht zu Hofe gekommen, ohne vorher, was kein anderer that, frei Geleite

Digitized by Google

nachzusuchen. Auch hatte er im Arkelschen Kriege seine Lehnspflicht nicht geleistet: man sah es ihm nach, weil er Arkels Tochter zur Frau hatte. Auf das Andringen seiner Freunde erbot er sich endlich, Rede zu stehn. Zweimal, dreimal wurde er vorgeladen, erschien aber doch nicht. Leben und Güter wurden ihm abgesprochen. Jetzt floh er zu seinem Bruder Wilhelm, der Burg und Stadt Yfselstein besaß, eine der besten Festungen. Sie weigerten sich zu ergeben und nahmen Söldner ein. Aber schon zog der Herzog mit einem starken Heere heran: sie kapitulirten. Auch ihre Herrschaften gingen an den Fürsten über, auch sie wurden verbannt und mußten noch froh sein, daß man ihnen Jahrgelder zahlte.

So hatte der Fürst, der unter allem, was schön und herrlich auf der Welt, das Ritterthum am höchsten hielt, in seinem Lande die Macht der halbfürstlichen Häuser zertrümmert, in welchen das ritterliche Wesen sich am reinsten entfalten konnte.

Den alten Arkel hielt er im Gefängnisse fest. Als er sich nach der Rückkehr von England zur französischen Reise anschickte, hieß er ihn auf der Vorpforte im Haag in Eisen schließen und bestellte zwei Mann mit vier Knechten, daß sie ihn so wohl bewachen sollten, um ihn todt oder lebendig wieder in des Herzogs Hände zu liefern. Am selben 15. August 1416, wo die Landstände sich für Jakobäas Nachfolge verbürgten, mußten dem Herzog seine Tochter, ihr Gemahl und ihre Mutter schwören und beurkunden: „die beiden Arkels und die beiden Egmonds und deren Leibeserben wollten sie nimmer wieder in ihre Gunst und Freundschaft, nimmer wieder innerhalb der Landespfäle kommen lassen, sondern ihnen ewiglich gehässig und feindlich sein und bleiben von ganzem Herzen und mit allem Fleiße, deren Lande aber nimmer wieder von Holland scheiden lassen".

So tief und tödlich war damals der Haß oder die Politik des Herzogs gegen die Häupter der Kabeljaus. Damals

Digitized by Google

ſah er im alten Arkel nur den Feind und allerdings einen gefährlichen Feind. Denn der junge Arkel und die Egmonds warben und rüſteten im Geldernſchen. Die Utrechter Verbannten, welche gemeinſchaftliche Sache mit ihnen gemacht, lagen mit Schiffen und Bewaffneten bei der Lemmers in Friesland, und ihre Anführer wagten ſich mit zwei verdeckten Schiffen voll Kriegsvolk in die Nähe von Utrecht. Herzog Wilhelm verbot, Korn und Waffen über die Gränze zu führen: er mußte neue Kriegshändel mit den vertriebenen Häuptern der Kabeljaus fürchten. Jetzt auf dem Sterbebette dachte er anders über ſie. Er gelobte, daß es Zeugen hörten, die Egmonds in ihre Lande und Güter wieder einzuſetzen. Mit inniger Hoffnung dachte er an den Sohn des Mannes, der in ſeinen Verließen lag. Es gab keinen Herrn in ſeinen Landen, der ſo hoch und herrlich ſtand an Adel und Ritterſchaft, wie an Ehren und Gütern, als noch immer der junge Wilhelm Arkel. Obgleich ihm das Stammland verloren gegangen, hatte er noch Schlöſſer und Herrſchaften wie ein Fürſt. Wie der Herr von Sevenbergen und andere große Bannerherren, war auch er auf Kaiſer Sigismunds Krönung zu Aachen geweſen. Darauf diente er dem Erzbiſchof Dietrich von Mörs und zwang die Stadt Köln, ſich ihm zu ergeben. Starb ſein kinderloſer Oheim, der Fürſt von Geldern und Jülich, ſo folgte ihm der junge Arkel auf den herzoglichen Thron: das war ausgemacht. Dabei war er ein ſchöner ſtattlicher Herr, den alle Welt hochachtete ſeines ehrenhaften ſanften und milden Weſens willen. Was ihm aber mehr, als alles das, Wilhelms Herz gewinnen mußte, war ſeine hohe edle Ritterſchaft. Auch der junge Arkel hatte es ſich zu höchſten Ziele geſetzt, daß alle edlen Rittertugenden in ihm wieder erglänzen ſollten. Und Jakobäa? Sie war nichts weniger als gleichgültig gegen ihn. Beide hatten ſich öfter im Haag geſehn. Denn der alte Arkel liebte es, in den kurzen Pauſen, welche ſeinen unabläſſigen Krieg mit dem

Digitized by Google

Herzog unterbrachen, ſich in Pracht und Ueppigkeit an ſeines Feindes Hofe zu zeigen. Dann ſchickte er zuvor ein Schiff, befrachtet mit koſtbaren Rüſtungen und Juwelen, mit goldenem und ſilbernem Geſchirr, ihm zu dienen im Hauſe und Turniere. Noch immer war der junge Arkel unvermählt, und Herzog Wilhelm wälzte hin und her den Gedanken, ob nicht gerade dieſer der beſte Schwiegerſohn?

Als er nun mit ſeinen Vertrauten über Jakobäas Vermählung ſprach, ließ er die Worte fallen: „Ging es nach meinem Rathe, ich gäbe ſie dem jungen Arkel“. Die Räthe erſchraken, ſie waren ja hoekiſche Männer. Ganz beſtürzt ſchwiegen ſie ſtill, bis einer von ihnen in die Worte ausbrach: „O hoher Herr und Fürſt, Euch ſo zu erniedrigen, ſie einem erklärten Feinde zu geben, einem ſchlichten Junker von Arkel“. — „Kein ſchlichter Junker von Arkel, ſondern ein künftiger Herzog von Jülich und Geldern!“ rief Wilhelm und ſandte den Ritter von Leyenburg, den Gorkumer Droſten, mit einem ſeiner Räthe an den jungen Arkel, um zu erfahren, wie er geſtimmt ſei. Dieſer aber ſcheute doch etwas, die Gemahlin aus des Mannes Händen zu nehmen, der an ihrem Geburtsfeſte, dem St. Jakobstage, ihm die alte herrliche Burg ſeiner Ahnen niedergeriſſen. Die Hoeks ſchwiegen, Wilhelm ſah ihnen den Grimm in den Augen. Jakobäas Mutter jedoch ſetzte eher Himmel und Erde in Bewegung, ehe ſie es zugegeben hätte, daß ihrer Tochter Hand ein anderer, als ein burgundiſcher Prinz, bekommen. Der todtkranke Herzog erkannte, daß ihm keine Zeit mehr bleibe, all die Uebel gut zu machen und Hoeks und Kabeljaus zu verſöhnen, die ſich vertrugen wie Feuer und Waſſer.

Auf einen andern Schwiegerſohn mußte man denken. Keiner ſchien nun paſſender, als der junge Herzog von Brabant. Doch ach, der war ein Tölpel von fünfzehn Jahren, jünger noch als Jakobäa, ein ſchwachſinniges Geſchöpf in den Händen ſeiner Schmeichler und Günſtlinge. Und einem

ſolchen Menſchen die edle Perle überliefern? — Allein blieb denn noch eine andere Wahl? Hier drohte der erbitterte Aufſtand der Kabeljaus, dort ſpannen ſich in's Dunkle die Pläne des Lütticher Bruders, der noch immer ſich nicht weihen ließ. Und der junge Arkel ſelbſt, wenn er Herzog von Geldern und Jülich wurde und ſeine Stärke wider Holland wendete! Nur die geſammte burgundiſche Macht konnte gegen ſolche Feinde Schutz gewähren: der junge Brabanter war aber des Burgunders „Johann ohne Furcht" Brudersſohn, und ſeine Tante, Jakobäas Mutter, ſprach als ſeine eifrigſte Vorfechterin. Die einzige Hoffnung blieb noch, daß ein ſo hochherziges und kluges Weib, wie Jakobäa, den jungen Brabanter Fürſten zu würdigerer Geſinnung erheben werde. Sie aber hörte mit Ergebung den nothwendigen Schlußſatz von ihres Vaters Erwägungen. Ihr Geiſt hatte ſich der bittern Erkenntniß unterworfen, daß bei dem Looſe einer Fürſtin das Herz am wenigſten zu ſagen habe.

Der Herzog beſchickte noch möglichſt ſeine Freunde, daß ſie zu ihm kämen. Den Grafen Baronen Rittern und zahlreichen Edlen legte der Sterbende als ſeinen letzten Willen an's Herz, Alles aufzubieten, damit Keinem andern, als dem Herzoge von Brabant, Jakobäa zum Weibe gegeben werde. Dann ſtarb er am 30. Mai, erſt zwei und fünfzig Jahre alt. Er hatte verordnet: ſeine Leiche ſolle nach der Schloßkirche im Haag geführt werden, ſein Herz aber wurde beigeſetzt in Bouchain. Seine Tochter ſtiftete ihm tägliche Seelmeſſen. Als ſein alter Diener und Vertrauter Eggert, der oberſte Schatzmeiſter von Holland, die Todesnachricht erfuhr, konnte er nicht mehr leben, er fiel in Siechthum und war zwei Tage ſpäter todt.

In derſelben Nacht, als auf dem Schloſſe Bouchain im Hennegau der Herzog ſtarb, verließen in Gorkum vier reiche Bürgerſöhne das Weinhaus und gingen ihres Wegs am Kirchhof vorbei. Da erblickten ſie über den Gräbern wandeln eine

Digitized by Google

feurige Erſcheinung, aus welcher Blitze hervorſchoſſen, und eine fürchterliche Stimme tönte: „Verflucht ſei Gott, der mich geſchaffen, verflucht Vater und Mutter, die mich gewannen, verflucht dies Land, daß ich's jemals gekannt hab!“ Die Vier ſtaunten das Fürchterliche an und konnten lange keinen Fuß rühren. Als das Blitzen und Fluchen ihnen näher kam, flohen ſie entſetzt zu dem Weinhauſe zurück und klopften wie unſinnig an die Thüren. Die Magd öffnete: vor dem Lichte aber, das ſie in der Hand trug, fielen ſie wie todt zu Boden. Nun weckte man die Nachbarn, die Eltern der jungen Männer kamen, und da ſie keine Wunden an ihnen fanden, wußten ſie nicht, was ſie denken ſollten, und trugen die Scheintodten nach ihren Häuſern. Andern Tages erzählten die Vier einſtimmig, was ſie Schreckliches geſehn und gehört, und die ganze Stadt war voll Angſt und Grauen. Abends nach acht Uhr kam Johann von Beeſt in's Thor geſprengt und rief den Bürgern zu: „Luſtig ſeid, luſtig! Herzog Wilhelm iſt todt!“ Eine Stunde ſpäter kam ein neuer Bote, nahm eilig friſche Pferde und ritt ſpornſtreichs nach Culenburg Vyanen Schoonhoven und andern Hauptplätzen der Hoeks, ſie aufzulärmen, daß ſie ſich vorſähen wider ihre Feinde. Jetzt wußten die Gorkumer, was die Erſcheinung auf dem Kirchhofe bedeutete, der Eine redete dies, der Andere das, und alles Volk kam überein: der Herzog habe, als Leib und Seele ſich ſchieden, auf den Gorkumer Kirchhof müſſen, wo all die Bürger ruhten, welche in ſeinen ungerechten Arkelſchen Kriegen gefallen. Das Gerede und die Unruhe wurden ſo arg, daß der Droſt von Leyenburg auf dem Schloſſe und der hoekiſche Stadtrath bei Glockenſchlag ausrufen ließen: Leib und Gut ſolle verlieren, wer noch ein Wort davon ſpreche. Die Bürger aber wurden deshalb nicht ruhig und ſie redeten miteinander: „wie gottlos der verblichene Herzog die Arkels bedrängt, wie er die vornehmſten Bürger Gorkums zu ſich gelockt, und wie er ſieben von ihnen zu Rittern geſchlagen. Der Herr von

Asperen, als er sie im Ritterschmuck stolziren sah, habe gesagt: „Gnädiger Fürst, nehmt Euch in Acht! was sie an ihrem rechten Herrn gethan, können sie morgen Euch selber thun“. Damals habe der Herzog lachend den Herrn von Asperen am Arm genommen und sei zum Gelage gegangen: jetzt aber werde all der Hochmuth der Hoeks seine Strafe erleiden“.

Während die Gorkumer sich dergestalt mit Spukgeschichten beschäftigten, in denen sich abspiegelte, wie sehr sie Herzog Wilhelm haßten und wie sehr sie ihn fürchteten, setzte die Nachricht von seinem raschen Tode in allen Städten und Schlössern die Gemüther in Bewegung. Die Einen trauerten, daß so viel große Eigenschaften, wie dieser eine Mann sie vereinigte, mit einemmal aus der Welt verschwunden, und ahnten, daß der langjährige Frieden, in welchem er das Innere seiner Lande gehalten, nun dahin sei. Die Andern athmeten frohlockend auf, denn sie fühlten ihren Nacken von seinem schweren Arm entlastet. So eisern und rührig dieser Arm gewesen, er konnte doch nicht überallhin reichen, nicht bis an den Heerd der Schlösser, wo die reichen Barone saßen, nicht hinter die Wände der Patrizierhäuser. Aller Orten regten sich die kabeljauisch Gesinnten und warben eifrig Anhänger.

Doch auch die Häupter der Hoeks hatten sich vorgesehn. Auf die Nachricht, daß es mit dem Herzoge zu Ende gehe, versammelten sich Brederode Wassenaar Sevenbergen Haemstede im Haag und beschickten eiligst Ritter Adrian Montfort Culenburg Vyanen und Gaesbeck, zu ihnen zu kommen. Man war längst gewarnt, daß die Kabeljaus auf dem Punkte standen, loszubrechen. Der junge Arkel hatte heimlich an alle holländischen Städte Briefe geschickt. Zu Yfselstein wurde der hoekische Schultheiß erschlagen. In Medenblick trieb sich ein verdächtiger Mensch umher, der ergriffen bekannte, er habe den Kastellan ermorden sollen. Der im

Digitized by Google

Haag versammelte Rath schickte Eilboten rings an alle Freunde zusammenzuraffen, was man an Streitkräften fassen könne, und das müsse kurz gethan sein. An die Dienstleute und Kastellane erging die Mahnung: „sie sollten auf des Herzogs Schlösser und Städte wohl Acht haben und gute Wacht halten Tag und Nacht, daß an Nichts Versäumniß oder Schaden entstehe, — auch müßten sie sich vorsehn, wie einer dem andern zeitig mit Hilfe beispringe, — sonderbare Nachrichten seien dem Rathe zugekommen".

Am 2. Juni erst langte im Haag der Bote an, der Herzog sei gestorben. Auf der Stelle packte man in vier Tonnen die Bücher und Akten aus der Kanzlei und Schatzkammer, brachte das im Haag lagernde Geschütz sammt Munition zu Wagen und Schiffe, und führte alles nach Gouda oder Amsterdam: der Haag schien nicht fest und sicher genug. Auch den alten Arkel führte man vom Haag weg und ließ ihn in Gouda einschmieden, zwei Edle mit zwölf Knechten wurden bestellt, ihn zu bewachen. Während Brederode und Wassenaar im Haag zurückblieben, um den Mittelpunkt der Regierung zu bilden, reiseten Montfort Haemstede Assendelft und andere von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, sammelten Freunde und Verwandte, warben Söldner, kauften Proviant ein, und versahen die festen Plätze mit Bewaffneten Proviant und Geschützen. In's Geldernsche gingen Boten ab, die vierzehn Tage lang heimlich das Land durchreiseten, um zu erkunden, was die Egmonds, der junge Arkel und die Utrechter Verbannten im Schilde führten. Am 9. Juni kamen Briefe aus dem Hennegau, worin Jakobäa alle Anstalten der Hoeks belobte und die Städte aufforderte, ihr Treue zu halten.

Einige Tage später erschienen Herren vom Rathe Johanns von Bayern, um die Ansprüche zu erheben, die er in seines Bruders Erblanden machte. Sie gingen nach dem Hennegau, und die Hoeks unterließen nicht, Wilhelm von der

Digitized by Google

Boekhorst Florenz von Haemstede und Barthold von Assendelft ebenfalls zu Jakobäa zu schicken, um jenen Abgesandten das Widerspiel zu halten. Schon aber bekamen die Hoeks in Holland hart zu thun. In Gouda Haerlem und andern Städten entstanden Aufläufe: ungesäumt zogen die hoekisch gesinnten Bürger dicht geschaart durch die Straßen und standen geharnischt auf den Rathhäusern und Märkten der Städte. In Leyden rührte es sich ebenfalls: Wassenaar, der Burggraf, erschien dort mit zahlreichen Verwandten und Knechten. Kabeljauische Haufen zogen auf die Arkelsche Stadt Leerdam: noch schneller war Johann von Vyanen da und stattete Burg und Stadt aus mit gutem Geschütze. Besonders in Amsterdam war ein gefährlicher Aufstand zu fürchten: Montfort, der Schatzmeister, rief eilig dorthin, was er nur von Verwandten und Freunden aus Holland und dem Utrechter Lande entbieten konnte. Sie verließen die Stadt nicht wieder, als bis die Bürger Jakobäa Treue geleistet hatten.

Nicht mehr zu retten war aber der wichtige Platz Yfselstein. Die Egmonds hatte in der Stille viel Volk versammelt und offene Briefe vor sich her geschickt, Herzog Wilhelm habe ihnen durch letzten Willen ihre Lande wieder verliehen. Ritter Adrian, Bastard von Holland, hatte Stadt und Burg wohl bewahrt, man hielt sie für gesichert und glaubte, der erfahrene Kriegsmann sei nöthiger in Schoonhoven. Am 10. Juni ging er dorthin ab, in der folgenden Nacht aber stand Wilhelm von Egmond mit seiner Heerschaar vor der Stadt Yfselstein und gab den Freunden drinnen das verabredete Zeichen. Leise öffnete sich ein Thor, er stürmte hinein, die Hoekischen flohen auf die Burg, und unverweilt wurden deren Zugänge berannt.

Im Egmondschen Heere zogen auch die Verbannten von Utrecht. Da auf den folgenden Blättern die Utrechter Städte eine Rolle spielen, müssen wir uns etwas hinter ihren Mauern umsehn. Bischof war seit vielen Jahren Friedrich

Digitized by Google

von Blankenheim, ein Regent so klug und tüchtig wie wenige andere. Auch er war hoekisch gesinnt, hatte im Bunde mit Herzog Wilhelm die Arkels mit Erfolg und Gewinn bekriegt und brauchte seinen Einfluß, um die Männer seiner Partei in seinem Lande oben zu halten. Indessen war der fürstliche Einfluß im Utrechter Lande nicht entfernt so mächtig, als in Holland. Der geistliche Landesherr besaß nur noch schwache Reste der alten Grafengewalt. Freie Bahn hatten die Bürgerkämpfe in den vornehmsten Städten des Landes, in der Hauptstadt Utrecht, in Amersfort, in den Städten Kamp Zwoll Deventer an der Yssel. Die Bürger erfreuten sich hier beinahe einer Selbstherrlichkeit und ungestörten Selbstverwaltung, wie sie längst in andern Bischofsstädten Deutschlands hergebracht war. Nur noch ein kleines Stück fehlte zu völliger Reichsfreiheit.

Nun hielten die Hoeks, oder wie man sie in Utrecht nannte, die Lichtenberger lange Zeit das Heft in Händen und wurden immer vertrauter mit ihrem Großgönner, dem holländischen Fürsten. Ihre Gegner aber, die kabeljauisch gesinnten Lokhorsten, streuten aus, die Lichtenberger wollten ihm für schönes Gold die Stadt rein verkaufen. Sie hetzten und trieben es so lange, bis 1413 ein Aufruhr losbrach, welcher die Lichtenberger aus der Stadt hinauswarf. Diese begaben sich nach dem hoekischen Amersfort und verlangten in drei Briefen nach einander freies Geleit und Gericht, sich zu verantworten. Allein die Lokhorsten weigerten ihnen das Recht und brauchten die Mittel, durch welche damals die eine Partei die andere zu zwingen trachtete, mit äußerster Härte. Bei Glockenschlag wurde verkündet: „wer aufrührisch Geschrei erhebe, büße es mit dem Halse, — wer bei Aufläufen sein Haus verlasse oder Waffen führe, zahle hohe Strafe; wer verdächtige Zusammenkünfte halte, meide ein Jahr lang die Stadt, — welcher Rathsherr bei Aufruhr nicht sofort auf dem Rathhaus zu finden, werde abgesetzt".

Digitized by Google

Als dennoch Anschläge auskamen, die Lokhorsten zu stürzen, wirkten die Bedrohten mit Schwert Kerker und Verbannung, die Flüchtigen erklärten sie für vogelfrei.

Die Vertriebenen stellten sich unter Herzog Wilhelms Schutz: er erlaubte ihnen, von seinem Lande aus ihre Feinde zu befehden, und verbot seinen Unterthanen allen Handel mit Utrecht. Der Druck, den Wilhelm auf das Utrechter Land ausübte, verbunden mit dem Hochmuth der Lokhorsten, brachte es denn auch in zwei Jahren dahin, daß das Volk plötzlich über sie herfiel und sie flüchten mußten aus Fenstern und Thoren. Jetzt waren sie es, welche das Loos der Verbannung traf: die Lichtenberger kehrten lachend zurück und nahmen ihre Güter und Aemter wieder zu Handen. Herzog Wilhelm wurde in Utrecht festlich empfangen, man gelobte ihm wieder mit 150 Reisigen zu dienen, und er gab den Utrechtern wieder Zollfreiheit in seinen Landen. Die verbannten Lokhorsten aber hielten sich draußen auf der Lauer, und sobald die Nachricht erscholl, der Herzog sei todt, waren sie die Ersten, welche sich zu den Egmonds gesellten, an ihrer Spitze der Domdechant Hermann von Lokhorst, Johann von dem Spiegel und Ysbrand von der Aa. Von der Festung Yfselstein aus, von deren Wällen man die Utrechter Thürme sehen konnte, dachten sie sich bestens an ihren Feinden zu erholen.

So standen die Dinge in und um Utrecht. Als Johann von Montfort in die Stadt eilte, sie zum Zuge gegen Yfselstein aufzurufen, hielten die Bürger kurzen Rath. Schon am zweiten Tage, seit die Egmonds ihre Stadt wieder gewonnen, standen die Utrechter vor den Mauern, um die Burg zu verstärken. Montfort mit den Seinigen stieß zu ihnen. Sie kamen zu spät, die Burg war über. Da beschlossen sie, nicht wieder aus dem Felde zu weichen, sondern zu warten, welche Gnade ihnen Gott an ihren Feinden gebe. Die Häupter der Hoeks hatten allen Städten entboten, mit ihrem Geschütz, und allen Bauern, mit ihren Spaten und Hacken sich aufzumachen bei Straf von Leib und Gut, und

Digitized by Google

Tag und Nacht sollten sie heranziehn, daß man den Yſſelſtein nicht in der Feinde Hände laſſe. In den frieſiſchen Landestheilen wurde ſogar ein doppeltes Aufgebot von „guten klugen wehrhaften Mannen, wohlverſehn mit Harniſch und Wehre“ ausgeſchrieben. Brederode erſchien mit dem hoekiſchen Adel, und ein Stadtbanner nach dem andern, eine Bauerſchaft nach der andern zog aus Holland heran. Auch die Amersforter blieben nicht aus. Nun fing man friſch an zu graben und Bollwerke zu machen, und ſäumte nicht, Stadt und Burg zu berennen und zu beſchießen. Tag und Nacht blieb man in Waffen und Arbeit. Am eifrigſten ſchanzten und arbeiteten die Utrechter. Sie hatten einen Erbhaß auf die Egmonds und ihre Leute. Denn auf allen Blättern ihrer Chronik laſen die Utrechter, wie viel Leid und Aergerniß ihrer Stadt von Yſſelſtein aus geſchehn, und es war ein Sprüchwort: die Yſſelſteiner hätten ſchon im Mutterleibe den Utrechtern abgeſagt. Daher verlangten ſie von Brederode und Montfort, die Burg und die Stadtmauern müßten zu Boden, ſobald man ſie erobere. Es wurde feierlich verſprochen, um nur der Utrechter Eifer warm zu halten. Man mußte alles daran ſetzen, gleich die erſte Feſtung dem Feinde zu entreißen, damit der Aufſtand der Kabeljaus nicht daran emporwachſe.

Eifrig verbreiteten auch die Hoeks die vier Plakate, welche der Herzog von Burgund geſchickt hatte. Er erklärte ſich darin für Jakobäa, und rief alle Bannerherren Ritter Knappen und Städte in Holland und Seeland auf, ihr treu zu ſein.

Die Yſſelſteiner vertheidigten ſich mit der größten Tapferkeit, obwohl eine furchtbare Uebermacht ſie bedrängte. Die Kabeljaus ließen den Muth nirgends ſinken, nur mit größter Gefahr konnten die Hoeks ſie niederhalten. Es wurde beſchloſſen: Jakobäa dürfe nicht mehr im Hennegau ſäumen, unverwandt müſſe ihre Huldigung in Holland vor ſich gehn, damit man der Städte, nachdem ſie den Treueid geleiſtet, beſſer verſichert ſei.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Eine Landeshuldigung.

Jakobäas Regierungsantritt. Charakter des Regierens im späteren Mittelalter. Der Hennegau. Städte und Burgflecken. Geistlicher und weltlicher Adel. Weltberühmte Namen. Rechtlicher und politischer Charakter der Huldigung. Recht des ersten Besitzes. Bestätigung der Freiheiten. Die fröhliche Auffahrt. Einzug in die Städte. Freies Geleit für die Verbannten. Eidesleistungen der Fürsten. Gebräuche der Besitzergreifung. Huldigung der Erbämter, des Großbailli, der Kastellane und übrigen Beamten. Uebergang zu modernen Beamten. Huldigung der Prälaten Herren und Knechte. Huldigung der Städte. Einschränkung der fürstlichen Gewalt. Die Landstände. Festlichkeiten und Geschenke. Unheil bei der Huldigung in Mons. Fahrt nach Holland. Eroberung des Yfselsteins. Jakobäas kriegerischer Hof. Der Rath von Holland. Das Hausgesinde, die Dienstleute von Holland und Seeland. Hauptposten der Einnahmen. Alte und neue Beden. Strafgelder. Schlagschatz und andere Einnahmen. Hofhaltskosten. Ausgaben für Kriegsbereitschaft. Wachsende Schulden. Landständische Hilfe. Herzog Wilhelms Hausgenossen. Jakobäas natürliche Geschwister und Oheime. Die Kastellane und Befehlshaber. Andere Getreue. Unterschied des holländischen Lebens vom Hennegauer. Bürgerlicher Freiheitssinn. Wachsende Macht der Städte. Die drei Theile von Holland. Städte und Edelleute in Nordholland. Land der Kennemer Westfriesen und Waterländer. Die vier edelsten Geschlechter. Untergang von Bannerherrschaften. Zerstörung des Yfselsteins. Städte und Edelleute in Südholland. Dortrecht. Gebiete Johanns von Bayern.

Unter solchen Umständen trat Jakobäa die Regierung an. Kaum war ihr Gemahl, kaum ihr Vater begraben, da fiel auf die sechszehnjährige Fürstin eine Last, welche den stärksten Mann wund gedrückt hätte. Zwar bestand zu jener Zeit das Regieren nicht in einer Kette von Handlungen, die sich ununterbrochen von einem Tage in den andern ziehn, — im Gegentheil, wenn es keine Aufstände in den Städten,

Digitized by Google

keine Scharmützel unter dem Adel gab, hatte der Fürst mit der Verwaltung seiner Güter und Forsten in einer Woche mehr zu thun, als mit der Landesregierung in einem Vierteljahr. Denn all die kleinen Gebiete, aus denen sein Land sich zusammensetzte, regierten sich so ziemlich schon von selbst. Gerade um der Muße, wenn das Land ruhig war, zu entgehn, suchte die Thatenlust der Fürsten so häufig offenes Feld in Kriegen mit Nachbarn oder auf fernen Ritterfahrten. Und dennoch war das Regieren damals nicht leicht. Es bewegte sich nicht in kunstvoll geordneten und stetigen Geleisen, wie heutzutage, wo das Räderwerk der Staatsverwaltung wohlmal an einem oder andern Ende stocken kann, das Ganze aber sich von selbst weiter treibt. Wenn damals von oben herab nicht so viel regiert wurde, so mußte es, wenn einmal der Fürst eingriff, mit um so größerer Kraft und Klugheit geschehn. Nahmen die Fehden, der Aufruhr und die Zwietracht überhand, so hatte der Fürst die ganze Wucht seiner Persönlichkeit dazwischen zu werfen. Selbst mußte er hin, selbst zu Gericht sitzen, die Frevler zu strafen oder einen rechtlichen Vergleich unter den Streitenden zu finden. Mit den Waffen in der Hand stellte der Fürst sich hier und dort dem Andrängen der selbstsüchtigen Kleinmächte im Lande entgegen, wenn sie sein Fürstenthum nicht zersplittern sollten.

Am wenigsten gab der Hennegau seinem Landesherrn zu regieren. Die Verhältnisse blieben hier von Alters her geordnet, weil sie einfach blieben. Ueberall zwischen den grünen Waldhügeln schauten die Adelsschlösser und Klosterthürme hervor, und wenn von den Burgflecken, die zu ihren Füßen entstanden waren, einige sich zum Ansehn einer Stadt erhoben, so fehlte ihnen doch noch viel, bis sie tüchtige und politisch bewegte Bürgerschaften aufstellten. Die Hauptstadt Mons (Bergen) konnte man ausnehmen: sie besaß lange Reihen von Patriziern, hatte auch frühzeitig ihr Privilegium benutzt, jeden einwandernden Hörigen als ihren Bürger zu

Digitized by Google

behaupten, sofern er nicht binnen Jahresfrist von seinem Herrn angesprochen wurde. Auch Valenciennes (Valenchyn) war von einer größeren und eigenwilligen Bürgerschaft bewohnt. Allein mit Gent, Brüssel, Dortrecht konnten sich beide Städte nicht messen, und von den übrigen zweiundzwanzig Hennegauer Städten fingen Maubeuge Binch Ath Chimay erst an Städte zu werden, Quesnoy Hal Enghien Avesnes Condet und die noch kleineren Soignies Chievres Bouchain Bavay und andere waren noch immer nicht viel mehr als Burgflecken, wenn sie auch Schöffen und Stadträthe hatten. Im Ganzen genommen folgten sie alle den Antrieben, welche von Adel und Prälaten ausgingen.

Noch immer schienen die Zeiten des zwölften Jahrhunderts hier wie festgenietet. Man mußte nur einen Hennegauer hören, wie er die Ehren seines Landes rühmte und ausrief: „Groß sei es nicht, aber es besitze acht Grafen, einen Prinzen, einen Marquis, dazu sechs adlige hohe Erbämter, und sechs und zwanzig andere Herren mit eigenem Banner. Der schlichten Adligen aber oder der Ecuyers seien an hundertdreißig Geschlechter. Und diese alle seien erst nur Laienadel, ihm zur Seite stehe hoch und werth der kirchliche. Nicht weniger als eilf Aebte und dreizehn Aebtissinen habe das kleine Land, die alle ihr großes goldenes Kreuz auf der Brust trügen, und ein ganzes Dutzend dürfe einhergehn geschmückt mit Inful und Mitra so gut wie der erste Bischof. Das sei noch nicht alles, auch zehn Stifter habe man, wo man täglich herrliches Geläute höre und Hochämter mit Orgel und schöner Musik. Da fehlten auch nicht vornehme und berühmte Heilige, deren Gebeine im Hennegau ruhten, daß man in Nothfällen zu ihnen seine Zuflucht habe, vor allen zur heiligen Waltrud in Mons, der großen Wunderthäterin und Patronin des Landes". In der That, alle diese vornehmen Adels- und Kirchenherrn wohnten in einem Lande beisammen, welches noch nicht zwanzig Stunden in die Länge und Breite maß.

Digitized by Google

Mit ſtolzem Herzen durfte Jakobäa all dieſe zahlreichen Helmbüſche all die vielen blitzenden Biſchofsſtäbe zählen, deren Träger ſie freudig bei der Huldigung umdrängten. Hatten dieſe Namen nicht ſtolzen Klang in allen Ländern, wo man von ritterlichen Thaten ſprach? — Die Namen der Prinzen Grafen und Herren von Enghien, Ligne, Lalaing, Beaumont, Berlaimont, Antoing, Brabançon, der Herren von Jumont, Vertaing, Hainin, Boſſu, Escaillon, Montigny, Sars, Villers, Audregnies, — doch wer könnte all die berühmten Hennegauer Namen nennen? Einſt ſchrieb der lateiniſche Kaiſer von Conſtantinopel: „er glaube, daß Gottes Macht den Ruhm der Hennegauer bis an der Welt Enden verbreitet habe". Und noch immer konnten die Hennegauer Dichter und Geſchichtſchreiber, ohne Widerſpruch zu fürchten, behaupten: „Das ſei ja notoriſch, daß im Hennegau und da umher die Blume der Ritterſchaft ſei, wie man ſie nirgendwo anders finde und ſuche". Und dieſe reiche ritterliche Blüthe neigte ſich von Herzen vor Jakobäa, ihr gelobten die berühmten Degen Treue bis in den Tod. Die Hennegauer Städte aber wollten nicht nachſtehn in Treue wie in ritterlicher Geſinnung. Da waren in Mons die de le Porte, Bridoul, Gilet und Collard, dann die du Bois, de Leur, de Biertaimont, de la Barge und andere Patrizier, die gleich dem Landadel zum heiligen Grabe fuhren und von Herzog Wilhelm gewürdigt waren, in ſeine Genoſſenſchaft von St. Georg einzutreten.

Wenige Tage nach des Vaters Leichenbegängniß trat Jakobäa die Huldigungsreiſe im Hennegau an. Bekanntlich war es eine Rechtsanſicht, die noch aus den germaniſchen Zeiten herrührte, daß öffentlich Beſitz ergreifen mußte, wer Eigenthum an Grund und Boden oder an Rechten verlangte, die dem unbeweglichen Grund und Boden gleichgeachtet wurden. Vor aller Augen unwiderſprochen, deshalb fortan unantaſtbar, ſollte ſein Beſitz daſtehn. Auch war der Urſprung der deutſchen Fürſtenwürde, die freie Volkswahl, nicht ganz vergeſſen: jeder

Digitized by Google

neue Fürst hatte deshalb seinem Volke den Treueid zu schwören, von seinem Volke den Treueid zu empfangen. Verstärkt wurde diese Sitte, als die Dienst- und Lehnsmannen hinzutraten, deren persönliche Verbindung mit dem Herrn bei jedem Thronwechsel zu erneuern war. So stand die Huldigung in der Volksanschauung fest als der nothwendige Anfang jeder Regierung. Vor der Huldigung hatte der Fürst erst ein Anrecht auf Unterthanentreue und Landeseinkünfte, nach der Huldigung war er im rechtlichen Besitz derselben. Wer jetzt ihm die Treue brach, oder die Güter und Einkünfte, die er vom Lande hatte, vorenthielt, war anzusehn als ein Räuber und meineidiger Mann.

Kein Fürst war daher seiner Unterthanen ganz sicher, ehe er von ihnen die Huldigung empfangen. Wie man im Streiten um ein Landgut sich den Vortheil des ersten Besitzes ablief, so eilten, wo Gefahr im Verzuge, der Fürst und seine Anhänger, sich durch die wechselseitigen Treueide, worin das Wesen der Huldigung bestand, zu verpflichten. Die Landschaften, die Städte und Klöster, die Herren und Genossenschaften sammelten von Alters her einen Schatz an von Pergamenten, von Privilegien und Freiheiten, von Dienst- Lehns- und Gerichtsbriefen, in welchen sorgfältig geschrieben stand, was sie vor dem gemeinen Landrechte auszeichnete. In vielen Orten und Gegenden war auch dies allgemeine Landesherkommen als eine gute Gewohnheit aufgeschrieben und mit den besonderen Privilegien vereinigt. Ehe man nun dem Fürsten huldigte, mußte er sich dazu verstehn, den Inhalt der Pergamente förmlich zu bestätigen, öfter auch zu vermehren. In den Niederlanden hieß man dies Recht, welches jeder neue Fürst neu verbriefte, das Huldigungsrecht, und da man hier statt Huldigung sagte „fröhliche Auffahrt" der Fürsten, so nannte man auch das Recht einer Stadt oder Landschaft ihre „fröhliche Auffahrt" (joyeuse entrée).

Mit großem Ernst sahen die Niederländer darauf, daß

Digitized by Google

an den Feierlichkeiten der Huldigung Nichts fehle. Gemeſſenen Schrittes hielt Jakobäa ihren Umzug durch den Hennegau. In jeder größeren Stadt und an uralten Malſtätten, wo ſich das Volk zum öffentlichen Gericht verſammelte, ging die Huldigung vor ſich. Was einer nur aufbringen konnte an Pomp und Pracht, an geſchmückten Leuten und Pferden, das wurde da vor Augen geſtellt. Kam der fürſtliche Zug vor eine Stadt, ſo erſchien zuerſt der Kaſtellan von der Burg mit ſeinen Kriegsleuten, der neuen Herrin zu dienen. Alle hielten ſtill, bis die Geiſtlichkeit mit ihren Kreuzen, die Stadtbehörden mit den vornehmſten Bürgern, und die Zünfte mit ihren Bannern aus dem Thore wallten, ehrerbietig ihre Fürſtin zu begrüßen. War ſie ſchon Abends vorher in die Stadt gekommen, ſo mußte ſie andern Morgens wieder aus demſelben Thor gehn und draußen halten. Im wogenden Geleite, unter Glockenſchall und Jubelgeſchrei des Volkes ritt Jakobäa nun in die Stadt. Von den Thürmen flaggeten die Landesfarben, die Straßen waren mit Blumen beſtreut und die Häuſer mit Teppichen und grünem Laub geſchmückt. Hier und da hatte man wollene Tücher in ſchönſten Farben, oft mit Gold und Silber geſtickt, wie ein Zeltdach über den Weg gezogen. An den Fenſtern harrten die ſchönen Frauen, ſie ſangen und hielten Blumenketten in Händen, die über die Straße von einem Hauſe zum andern gingen. Jungfrauen kamen und hingen Blumenkränze in den Arm der Fürſtin. Neben ihr aber gingen Unglückliche, die lange Tage und Nächte dieſe Stunde erſehnt hatten. Es waren Verbannte, welche eilig das Roß oder die Kleider der Fürſtin anfaßten, wenn ſie ihre Feinde erblickten. Jetzt endlich zogen ſie wieder in die Vaterſtadt, im Schutze der neuen Herrin, welche ſie mit ihren Richtern verſöhnen ſollte. Nicht ſelten aber verbaten ſich die Städte ſchon zum Voraus ſolche Gäſte.

So ging der Zug langſam vorwärts, bis er in die Hauptkirche trat, wo Jakobäa betete und die Reliquien der

Digitized by Google

Heiligen küßte. Stehend vor dem Hochaltare leiſtete ſie den Eid: „daß ſie alle Rechte und guten Gewohnheiten des Landes heilig halten, daß ſie allen Kirchen und Schutzloſen Schirm gewähren, daß ſie überhaupt das Recht ſtärken und das Unrecht kränken wolle“. Solcher Eide gab es bei der Huldigungsfeier eine ganze Reihe. In Mons ſchwur Jakobäa erſt in der Kirche auf die Reliquien der h. Waltrud, weil ſie Schutzherrin des Stiftes war, dann ſchwur ſie auf der Burg den landesherrlichen Eid den Prälaten und Edelleuten, endlich leiſtete ſie noch einen Eid der Stadt. Darauf begaben ſich Alle in feierlicher Prozeſſion zur Kirche zurück, wo Jakobäa die Huldigung empfing und die Belehnung austheilte. Noch verſchiedene andere Bräuche hatte ſie vorzunehmen, um von ihren Rechten und Gütern Beſitz zu ergreifen, das waren ſowohl Sondergüter ihrer Familie als landesherrliche Rechte, beides lief in einander. Da wurde ſie hier zum Glockenthurm geführt und zog an dem Seile, bis die Glocke anſchlug. Da hatte ſie in einem Kloſter oder Stift mit Hand und Brief eine Pfründe zu verleihen. Da wurde ſie anderswo, was namentlich im Holländiſchen Brauch war, in die Vierſchaar geleitet, in die vier Gerichtsbänke, das Gericht zu hegen. Parteien und Anwälte traten hervor und führten einen Rechtshandel, die Schöffen fanden das Urtheil, und die Fürſtin verkündete den Spruch und gebot dem Frohnboten die Vollziehung. Das war zum Zeichen, daß von ihr die Gewalt des Richters ausgehe, wie ihre eigene vom Kaiſer.

Und nun folgte die Huldigung. Sitzend auf einem erhöhten, weit ſichtbaren Thronſeſſel überſchaute ſie das Gedränge. Neben der Fürſtin ſtanden die Erbämter. Dies waren vornehme Barone, in deren Familien die Aemter des Hausminiſters, welche die Vorfahren einſt am Fürſtenhofe bekleidet hatten, jetzt als ein Ehrenamt forterbten. Sie hießen der Erbmarſchall, der Erbmundſchenk, der Erbſeneſchal, der Erbkämmerer, der Erbküchenmeiſter, der Erbjägermeiſter. Die

Huldigung war ihr großer Tag, da erschienen sie in ihrem Glanze und verrichteten der Form wegen noch einmal, was des Amtes Brauch war.

Zuerst trat vor die Fürstin der Großkanzler, umgeben von dem geheimen Rathe. Es waren dies Peter Brougnard Herr von Hainin, Engelbert d'Enghien, Gerhardt d'Enghien Herr von Havrech, Pinkert de Herrines, Herr von Frasnes der Schatzmeister, und Jean de Binch des Grafen Rechtsanwalt. Sie bildeten für den Hennegau eine Regierung, wie sie schon seit zweihundert Jahren geordnet bestand. Der Großkanzler (grand bailli) wohnte im Schlosse zu Mons, er war des Grafen rechter Statthalter und die Räthe standen neben ihm als seine Minister. Er hatte des Grafen Gericht zu üben in allen Sachen, die an Leib und Leben gingen, oder die dorthin als an die höhere Instanz gebracht wurden. Er hatte zweitens des Grafen Vormundschaft zu führen über Waisen Wittwen und Schutzlose, er hatte drittens den Landfrieden zu wahren und viertens des Grafen Einkünfte zu erheben und zu verwalten. Aus allem diesen flossen fernere Rechte. In den Städten hatte er die Obrigkeiten anzuordnen. Handelte es sich aber um einen Lehnsfall, so berief er die seit Alters dafür bestimmten Pairs vom Hennegau zum Lehnshofe. Endlich lag dem Großbailli auch ob, für die Landesvertheidigung zu sorgen, die Mannschaften, welche die Zünfte und die andern kriegerischen Genossenschaften der Städte stellten, aufzurufen und sie im Verein mit den Soldtruppen des Fürsten in's Feld zu führen.

Gute Soldtruppen befehligten die Kastellane, welche die fürstlichen Burgen besetzt hielten. Der Vornehmste unter ihnen war der Kastellan von Mons, der in der Regel Mitglied des geheimen Rathes war. Auch er gehörte damals zu dem vieläftigen Geschlecht der Enghiens, welche bei dem Glanze ihres Adels und der Größe ihrer Herrschaften beinahe Fürstenrang in Anspruch nahmen.

Digitized by Google

Hatten die Kastellane gehuldigt, so folgten nach der Reihe die übrigen Beamten des Grafen, welche im Lande vertheilt über seine Grundholden das Gericht übten, seine Schlösser und Güter verwalteten, seine Steuern Gerichtssporteln und Zölle erhoben und nichts anderes verrechneten, als wie den Ertrag der Jagden im Hennegau und der Fischereien der Schleusengelder und des Strandrechts in Holland. Diese Beamten führten verschiedene Namen, bald hießen sie Amtleute, bald Vögte, bald Rentmeister, Baillis und Drosten.

Diese waren nun des Fürsten eigene Beamte, sie trugen seine Wappen und seine Kleider, gerade wie seine eigentlichen Hausbeamten. Die Letzteren aber, die Mitglieder seines ständigen Hofstaates, brauchten nicht mehr öffentlich zu huldigen. Denn sie hatten gleich nach dem Ableben des früheren Herrn dem neuen schwören müssen. Vielleicht waren auch zur Eidesleistung schon andere Dienstleute damals vorgefordert. Denn es saßen nicht mehr, wie ehemals, die Hofbeamten sämmtlich in Stellen, die sie mit den zugehörigen Dienstgütern im erblichen Lehen hielten: die Fürsten nahmen vielmehr Bedacht darauf, die Statthalter und Räthe nur auf Belieben, und wo es anging, auch die Kastellane und übrigen Beamten auf Zeit einzusetzen, und zwar gegen einen bestimmten Jahresgehalt. So ging aus ihnen allmählig ein Stamm von Beamten moderner Art hervor.

Das gesammte Gebiet aber, über welches sie zu schalten hatten, umfaßte nur ein kleines Stück des Landes, nur einen kleinen Theil der öffentlichen Gewalt in demselben. Denn wie wenig hatte der Fürst zu sagen in den geweihten Hallen der Stifter und Klöster und auf ihren großen Gütern? Ihre Vorsteher standen da mit ihren funkelnden Stäben und goldenen Kreuzen, in ihren wallenden Gewändern, und verbeugten sich und huldigten dem Fürsten als ihrem Schutzherrn, es blieben ihm auch einige Pfründen zu vergeben offen. Das war aber Alles, im Uebrigen regierten die geistlichen Körperschaften

Digitized by Google

ſich und ihre Unterſaſſen allein und fragten keinen Andern darum. Wenn ein Fürſt die vielen und reichen Dörfer und Höfe und Forſten der geiſtlichen Herren anſah, die ſeiner Gewalt entzogen waren, hatte er nur den einzigen Troſt, daß er zur Nothzeit aus ihnen lange Summen als Geſchenke herauspreſſen könne.

Nach den Prälaten, den Aebten, Aebtiſſinen und Kapitelherren zogen mit ihren Bannern und Fähnlein auf die großen und die kleinen Edelleute, ſie empfingen ihre Lehen und ſchwuren der Fürſtin ewige Treue. Sie huldigten ihr als der Herrin ihrer Güter und Perſonen, — allein Jeder blieb dennoch König auf ſeinem Grund und Boden. Um die Ordnung in ihren Städten Dörfern und Burgen, um die Beſtallung ihrer Dienſtleute hatte kein Fürſt ſich zu kümmern: ſein Einfluß darauf war gänzlich ausgeſchloſſen, es ſei denn, daß einem großen Landesunheil zu ſteuern war.

Nach den Beamten, nach den ſtolzen und glänzenden Reihen des geiſtlichen und weltlichen Adels erſchienen endlich in dichteren Gruppen die Städter. An ihrer Spitze ſchritten würdig einher die Schultheißen mit ihren Schöffen, die Bürgermeiſter mit ihren Räthen, dann die Patrizier ſämmtlich, dann die Zunftmeiſter. Auch von ihnen trug Jeder das Schwert an der Seite, und gleichwie unter dem Landadel zeichneten Gold und Scharlach auch hier einen oder andern Geehrten aus, welcher den Ritterſchlag empfangen hatte. In ruhiger Haltung ſtellten die Stadthäupter ſich um den Thron, ſie zuerſt legten den Eid ab. Dann wurde die Huldigungsformel laut verleſen und die geſammte Bürgerſchaar erhob Hand und Zuruf zum Zeichen der Zuſtimmung. Weislich aber hatten die Städter ihre Rechte und Freiheiten ſich vorher verbriefen laſſen, und nach dieſen waren ſie ihre eigenen Meiſter hinter und vor ihren Mauern, ſoweit ſich das Weichbild ſtreckte. Kein Fürſt konnte dieſe gute Gewohnheit brechen. Wohl durfte er, wenn ihm die von den Bürgern gewählten Stadtbehörden

Digitized by Google

nicht gefielen, andere fordern: allein in ihre Amtsthätigkeit konnte er nicht mehr eingreifen.

Es überschaute mancher Fürst bei seiner Huldigung all diese Gruppen und dachte in seinem Herzen, wie sie so schwer zu einem tüchtigen Ganzen zu fügen, und wie ihr Eigenwille und Mißtrauen unentrinnbare Fesseln blieben für seine schönsten Pläne. Allerdings war er in den Schranken seiner Regierungsgewalt nur Gott und dem Kaiser verantwortlich, — doch wie eng und gemessen waren diese Schranken! Wollte er einen Schritt weiter gehn, wollte er etwas durchsetzen, was irgendwie den Boden berührte, auf welchem tausend Andere in seinem Lande gerade so eigenherrlich waren, wie er selbst, so mußte er sich erst mühsam ihrer Zustimmung versichern. Besonders drückte ihn das, wenn er zu einer Kriegsfahrt oder andern Unternehmung mehr Geld und Hilfe bedurfte, als ihm seine eigenen Einkünfte und Dienstleute gewährten. In solchen Fällen berief er „die Prälaten Stifter Edelleute und guten Städte", wie die Formel im Hennegau hieß, nebst seinen vornehmsten Beamten zur Berathung und Bewilligung. Jedoch auch aus freien Stücken versammelten sich diese Landstände, wenn nach ihrer Ansicht die Noth es verlangte, feierlich ihre vereinigte Willensmeinung zu erklären, damit des Fürsten Regierung sich danach richte. Ihre Rechte aber, und was der Fürst dem Lande leisten müsse, und worüber er nicht hinauskönne, das ließen sich auch die Landstände Punkt für Punkt bei der Huldigung verbriefen und versiegeln, und jeder neue Regierungsantritt bot eine gute Gelegenheit, erst auf Abstellung von Mißbräuchen der vorigen Regierung zu dringen, ehe man zur Huldigung bereit war.

War nun die endlose Reihe der Eide und Gelöbnisse abgelegt, so folgten Festtafel und vielleicht Turniere und Abendtänze. Dabei verrichteten die Herren der Erbämter zum Scheine ihren Dienst. Die Städte aber und die reichen Abteien verehrten dem neuen Fürsten ihre Geschenke. Ein

Digitized by Google

Haufen Goldstücke auf silbernen Tellern durfte bei keiner Stadt fehlen, und die Bürger hatten oft lange nachher an den erklecklichen Summen noch zu büßen, die sie bei der fröhlichen Auffahrt in Eile und Freude aufgenommen.

So zog Jakobäa im Hennegau umher mit stattlichem Gefolge und nahm die Huldigung ein, saß zu Gerichte, theilte Lehen und Pfründen aus, und that Alles was das Herkommen vorschrieb. Unterdessen wartete sie auf Nachrichten aus Holland, wo ihre Freunde den Yſſelstein bestürmten. Bei der Huldigungsfeier in Mons erhob sich ein furchtbares Hagelwetter, die Luft wurde schwarz, und schrecklich heulte der Sturm, der Hagel erschlug das Vieh auf dem Felde, und viele Aecker blieben dies Jahr ohne Frucht. Daß solches Unheil gerade auf den Huldigungstag der Fürstin fiel, deren junges Haupt bereits vom Unglücke gezeichnet war, erfüllte manches treue Herz mit dunkeln Ahnungen. Blutigen Kämpfen sah man entgegen, und die Hennegauer setzten sich in Verfassung, ihrer Fürstin Rechte zu schirmen, die Stadt Mons errichtete eine Kanonierbrüderschaft mit Konstablern und Geschützen.

Boten über Boten kamen aus Holland, die Fürstin müsse sich beeilen. Also rüstete man zum großen Zuge dorthin. Jakobäa sollte auftreten in der Würde ihres erlauchten Hauses, als vieler reichen Lande Erbin, als die Fürstin, welche eben erst den Glanz des französischen Throns verlassen hatte. Am 17. Juni reiseten Jakobäa und ihre Mutter aus Mons ab. Die Hennegauer Herren ließen es sich etwas kosten, mit zahlreichen und wohlgerüsteten Helmen die Fürstinnen zu geleiten.

Als Jakobäa die holländischen Grenzen betrat, kamen die Vornehmsten unter den Hoeks, sie zu begrüßen, aber sie kamen aus dem Bürgerkriege, ihre Waffen blutig. In Holland glänzte nicht, wie sonst bei Huldigungen, Friede und Fröhlichkeit durch Städte und Dörfer. Das ganze Land war ein Kriegslager, und Jakobäas treueste Unterthanen waren

Digitized by Google

vor dem Yſſelſtein verſammelt, ihre Feinde zu bekämpfen. Jakobäa langte im Haag an, aber ſofort mußte ſie in Delft Leyden Amſterdam Haerlem auftreten, die Wankenden in der Treue zu beſtärken, die Haßerfüllten zu ſchrecken.

Die Belagerer des Yſſelſtein aber verdoppelten nach Jakobäas Ankunft ihre Kräfte, in Stadt und Feſtung einzubrechen. Die Eingeſchloſſenen kamen in harte Noth vor ſo großer Uebermacht. Da erſchien auch Johann von Bayern, der Lütticher Wahlfürſt, mit ſeinen Söldnern vor dem Yſſelſtein und ſchlug ſein Lager auf. Er hatte bald nach der Nachricht vom Tode ſeines Bruders ſein Bisthum verlaſſen, und hielt ſich in ſeiner Herrſchaft Goyland auf, zu ſehn wie ſich in Holland die Dinge machten. Wahrſcheinlich war es ſein Dazwiſchentreten, was die Belagerten rettete. Sie kapitulirten am vierzehnten Tage nach der Einſchließung und durften abziehn, wie ſie hereingekommen, mit nicht mehr und nicht minder, eine Strecke lang erhielten ſie ſicheres Geleit. Die Bürger von Yſſelſtein aber, welche älter als zwölf Jahre, wurden in die Gnade Jakobäas geſtellt. Die Egmonds und die Lokhorſten zogen ab, und die Belagerer ergoſſen ſich fröhlich in Stadt und Burg. Den Yſſelſteiner Bürgern wurde befohlen, ſich ſämmtlich in der Neuſtadt aufzuſtellen. Sie dachten nicht anders, als nun müßten ſie Jakobäa huldigen, und wären damit aller Buße ledig. Als ſie aber beiſammen waren, fiel man über ſie her und ſetzte ſie gefangen, einen Theil jedoch nahm Herzog Johann mit ſich fort.

Jetzt war der Aufſtand im ganzen Lande bewältigt, und Jakobäa konnte ſiegreich ihre Huldigungsreiſe vollziehn. Von allen Seiten kamen die Räthe und Dienſtleute, ſie frohlockend zu umringen. Strahlend wie die Fürſtin des Kriegs erhob ſich Jakobäa in Mitten dieſes von Waffen klirrenden Hofes.

Die Vorderſten waren die treuen Räthe ihres Vaters. Seit die Hennegauer Fürſten Holland und Seeland erwarben,

Digitized by Google

hatten sie auch für diese Gebiete in ihrem geheimen Rathe eine ständige Behörde gebildet, „unsere Bannerherren Ritter und Knappen von unserm Rathe", wie es in den Urkunden heißt, in dessen Mitte die obersten Regierungsgeschäfte zusammenflossen. Ein paar Räthe waren immer um die Person des Fürsten, andere für gewöhnlich im Haag zu treffen. Es gehörten dazu die drei Statthalter von Nordholland, Südholland, Seeland, die jedoch keineswegs die hohe und feste Stellung des Hennegauer Großkanzlers einnahmen. Der Vornehmste im Rathe war der Schatzmeister, und wollte der Fürst einen seiner Vertrauten besonders ehren, so ernannte er ihn auch zu seinem Kammerherrn. Die Räthe aber, welche Herzog Wilhelm seiner Tochter als die Stützen ihrer Jugend hinterlassen hatte, waren der greise Walram von Brederode, der vielversuchte Kriegsführer, — Johann von Montfort, der auch Rath und Kammerherr ihres verstorbenen Gemahls gewesen und nach des treuen Eggert Tode dessen Schatzmeisteramt erhielt; — ferner Philipp von Wassenaar, der stolze Burggraf von Leyden, — der freie Herr Stryen und Sevenbergen, der bei Herzog Wilhelm besonders hoch in Gunst und Vertrauen gestanden, — der Drost Arnold von Leyenburg zu Gorkum, — die reichen Barone Johann von Haemstede, Johann von Culenburg, Jakob Herr von Gaesbeck Abcoude Pütten und Stryen, und Florenz von Borsselen. Es waren so ziemlich die Vornehmsten und Reichsten des Adels. Die Häuser der letzten Beiden hatten es sonst mit den Kabeljaus gehalten, — durfte man darauf rechnen, daß sie ebenso, wie dem gewaltigen Herzog, auch seiner zarten Nachfolgerin Treue hielten? Warum nicht? War doch auch der am meisten Gefürchtete erschienen, der Oheim von Lüttich, und erhob keine Einsprache, als man sich in Holland rüstete, Jakobäa huldigend zu empfangen.

Nach den Räthen erschienen unterthänig die übrigen Ritter und Knappen vom Hausgesinde, voran die Meisterritter und Meisterknappen, welche Hofmarschallsdienste thaten, die andern

Digitized by Google

Hofbeamten und die Geheimschreiber. Sie alle führten, ebenso wie die Räthe, den ehrenden Titel „Hausgenossen“ oder „Hausgesinde“ des Fürsten. Auch andere Herren rechneten es sich zur großen Auszeichnung, wenn sie das Recht erhielten, jährlich oder gar monatlich als Gäste unter des Fürsten Hausgenossen zu verkehren.

Ihnen gleich an Ehre und Vertrauen standen die „Dienstleute von Holland und Seeland“. Diesen Namen führten nicht mehr die ehemaligen Dienstmannen und Ministerialen, ihre Sonderstellung war längst in der Neubildung des Adelsstandes untergegangen. Dienstleute von Holland oder Seeland waren jetzt die fürstlichen Beamten, welche rings im Lande vertheilt ihre Bezirke hatten, in denen ihnen Gerichtspflege oder Verwaltung, meist Beides zusammen, oblag. Sie hießen entweder Bailluws (Kanzler) oder Schultheißen (Schouts), oder sie waren Rentmeister, oder Deichgrafen, oder Forstmeister (Houtvester). Für den Fürsten hatten sie nach zwei Richtungen ihre Bedeutung. Einmal mußten sie sein landesherrliches Ansehn vertreten, Recht und Frieden handhaben, im Kriege das Landesaufgebot sammeln und alles Andere besorgen, was zum öffentlichen Dienste gehörte. Wichtiger noch erschien dem Fürsten ihre zweite Aufgabe, nämlich die Einkünfte, welche er aus dem Lande zog, zu erheben und, nachdem sie ihren Besoldungsantheil abgezogen, den Rest an den obersten Schatzmeister (Tresorier) abzuführen. Es kam nicht wenig darauf an, die Steuern, welche sich unter jeder Regierung vergrößerten, pünktlich einzubringen und die zweite Finanzquelle, die Strafgelder, mit Manier flüssig zu halten. Denn dies waren die beiden Hauptträger der Einnahme. Unter Jakobäas Vater betrug, wenn wir ein gewöhnliches Jahr, das von 1409, als Beispiel nehmen, die Einnahme gegen 7000 Pfund. Davon kamen 3700 auf eigentliche Steuern, mehr als 2200 auf Strafgelder, und nur der Rest von 1100 Pfund floß aus verschiedenen andern Einnahmen.

Digitized by Google

Es gewährt einen Einblick in das Staats- und Regierungswesen jener Zeit, wenn wir auch nur flüchtig die einzelnen Posten der Jahresrechnung betrachten. Holländischer Brauch war ja deutscher Brauch, verbreitet durch das ganze Reichsgebiet.

Zur eigentlichen Steuer gehörte die alte herkömmliche Gabe, welche als Wein- und Kleidungsgeld oder unter ähnlichen Namen als Beitrag zum fürstlichen Hofhalt ständig geworden. Sie betrug in Seeland 1346, in Holland nur 667 Pfund. Dagegen hatte Holland noch den hundertsten Pfennig gewährt, welcher des Jahrs 618 Pfund einbrachte. Da aber für die Hofkasse die regelmäßige Steuer nimmer genügte, so war es Brauch geworden, dann bei dieser, dann bei jener Stadt oder reichen Abtei eine Summe Geldes aufzunehmen, 300 Pfund oder 50 Pfund, je nachdem man sie auftrieb. Diese Gelder — im Jahre 1409 betrugen sie an 1070 Pfund — wurden nicht zurückgezahlt, sondern den Vorstreckern angerechnet auf Beden Strafgelder und herkömmliche Geschenke, die etwa später zu leisten waren. Man hatte sich einmal gegenseitig auf den Fuß eingerichtet, solche Gelder zu fordern und zu zahlen. All diese Steuern der Unterthanen betrugen also jährlich gegen 3700 Pfund: daneben fielen die bloßen Strafgelder mit 2200 Pfund erklecklich in's Gewicht. Es war also doch finanziell etwas werth, oberster Gerichtsherr im Lande zu sein. Da blieben zuerst von den kleinen Strafgeldern, wie sie das Jahr über bei den Gerichten zusammenflossen, noch immer recht schätzbare Summen für den Landesherrn übrig, trotz der ansehnlichen Abzüge, welche den Gerichtspflegern gebührten. Da hatten ferner hier ein Todschläger von des Herrn Gnade sein Leben, ein Anderer sich von der Verbannung loszukaufen. Da war von dem einen Dorfe die zugemessene Deicharbeit, von dem andern das herkömmliche Aufgebot an Bewaffneten nicht gestellt: sie hatten es mit Gelde zu büßen. Reicher Zuflüsse aber erfreute sich

die fürstliche Kasse, wenn es wieder ein paar unnütze Aufstände gab. Die unruhigen Köpfe, wenn sie gebeugt waren, eilten, sich in Bausch und Bogen abzufinden, ehe man die lange Reihe der einzelnen Strafgelder diktirte. Auch die eingezogenen Güter, welche erblos oder um Verbrechen verfallen waren, ferner hier und da Stücke von noch herrenlosem Grund und Boden wurden zu Gunsten der Hofkasse zu Gelde gemacht: im Jahre 1409 betrugen die Kaufgelder davon nahe 200 Pfund. Sodann aber ließ sich, gleichwie die fürstliche Gerechtigkeit, auch des Herrn besondere Gnade versilbern. Der Fürst verstattete der einen Bürgerschaft das gewünschte Obergericht, einer andern die gewünschte Zollstätte: beide bedankten sich mit einem schönen Stück Geldes. Nahe 350 Pfund kam für dergleichen im genannten Jahre auf. Uebrigens hatte der Fürst auch seine eigenen Zollstätten, sie brachten jedoch nur 70 Pfund. Die öffentlichen Geldwechsler bezahlten ihm ebensoviel. Beträchtlicher, als von beiden zusammen, war sein Einkommen vom Schlagschatze. Jede Stadt oder größere Bauerschaft schlug gern ihre eigenen Münzen mit ihrem eigenen Wappen darauf. Der Schlagschatz davon gehörte dem Fürsten: er betrug blos in Holland nicht weniger, als des Jahres 450 Pfund.

Die Rechnungen der Hofkasse führten noch einen Posten auf, nämlich für verkaufte Häute von Ochsen und Schafen. Wildhäute fielen in's Jägerrecht, von den Ochsenhäuten nahmen die Meisterritter und Meisterknappen, von den Schafhäuten die Köche ihren ansehnlichen Theil, wie er auf Ostern, Pfingsten, Allerheiligen herkömmlich war. Es blieben aber dennoch soviel Häute übrig, um des Jahrs für 100 Pfund zum Besten der Hofkasse zu verkaufen. So große Massen von Schlachtvieh verzehrte ein Hof. Neben den zahlreichen Räthen Hausgenossen und eingeladenen Gästen fehlte es fast niemals an Botschaftern von andern Höfen. All diese Herren hatten eine Menge von Leuten und Pferden bei sich, die Botschafter

Digitized by Google

auch ihre Pfeifer und Herolde, gleichwie fürstliche Personen. Um all dies Volk zu verpflegen, hatten die Ackerhöfe und Forsten, die Mühlen und Fischereien des Fürsten beständig Lasten von Korn und Mehl, Wild und Honig, Wein und Bier, Mastvieh, Häringe und andere Fische, nebst Holz Hafer und Heu zu liefern. Diese regelmäßige Zufuhr reichte aber längst nicht aus: deshalb hatte die Hofkasse jährlich gegen 2000 Pfund an die Küchenverwaltung zu zahlen. Die größere Hälfte davon ging freilich für Wein und Bier auf: in beiden verlangte der Geschmack Erlesenes aus verschiedenen Ländern. Herbergskosten auf Reisen wurden besonders berechnet, mit etwa 1200 Pfund. Für Kanzleikosten, Spiel- und Opfergelder der Herrschaft, für Kleidung Kleinodien und Pelzwerk, für Waffen Pferde und Geschirr, für Geschenke an Pfeifer und Herolde kamen etwa 600 Pfund in Ausgabe. Der Sold der beständigen Haustruppen erforderte neben freier Verpflegung an 200 Pfund. Das Alles zusammen belief sich auf etwa 4000 Pfund: aber fast ebenso hoch berechneten sich die Ausgaben für die beständige Kriegsbereitschaft des Fürsten. Die Sold- und Zehrungsgelder für Edelleute, welche auf des Fürsten Befehl mehr Rosse und Kriegsknechte unterhielten oder längere Zeit in Waffen standen, als ihre Lehnspflicht mit sich brachte, die Unterhaltung der Kastellane und Söldner in Burgen und Städten, die Schiffs- und Wagenheuer, die Kosten für Anschaffung von Geschütz und Feuerpfeilen, die Baukosten an Thürmen und Mauern in festen Plätzen, — solche Ausgaben hörten niemals auf und wuchsen beständig.

Wenn Ende des Jahres die Meisterknappen vor Rath und Geheimschreibern des Fürsten Rechnung ablegten und sich ein Ueberschuß in der Hofkasse fand, erschien es wie ein halbes Wunder. Auch bei dem reichen Hofe von Holland herrschte, trotz der großen Zubuße aus dem Hennegau, nicht selten Geldnoth. Die Kriegsknechte wurden wild, wenn der Sold ausblieb, und man suchte sie guten Muths zu erhalten,

Digitized by Google

indem man ihnen ein großes Gelage gab. Man lieh, wo man konnte, und die fürstlichen Schulden wuchsen, bis sie unerträglich wurden und man die Landstände um Hilfe anging. Die Landstände mußten helfen mit Geschenken und Steuern, wenn es eine ernstere Fehde oder auch nur ein großes Hoffest gab, wie die Hochzeit und Ausstattung einer Prinzessin oder der Ritterschlag eines Prinzen. Der Landstände sicher zu sein, durch ihre Mehrheit beständig Geldhilfe zu haben, das war für manchen verschwenderischen Fürsten Grund genug, sich an eine Partei zu fesseln.

Als Jakobäa im Haag erschien, als sie in der Hoheit der regierenden Fürstin die Hausgenossen ihres Vaters wieder begrüßte, konnte sie ihnen fürstliche Treue schwören von Grund ihres Herzens. Denn ihr Herz sagte es ihr, diese Männer würden sie und ihre Sache im Leben und Tod nicht verlassen. Sie kannte ja alle diese Ritter und Knappen von Kindheit an, unter ihren Scherzen und Artigkeiten war sie aufgewachsen; denn Herzog Wilhelm, der Farbe hielt in Liebe wie in Haß, ließ nicht leicht einen Getreuen wieder von sich. Um so heller und muthiger klangen die Stimmen dieser hoekischen Männer, als sie seiner Tochter huldigten. Leuchteten doch ihre Augen noch von Stolz und Freude, weil sie eben erst einen gefährlichen Feind niedergeworfen, der Jakobäa gern die Fürstenkrone ihres Vaters geraubt hätte.

In den vordersten Reihen standen Jakobäas Blutsverwandte, sämmtlich Männer, die keine Gefahr kein Bedenken kannten und ihr leidenschaftlich ergeben. Der eine war Ritter Eberhard Herr von Hoogtwoude, welcher mit der Tochter Herrn Florenz von Kyfhoek, eines eifrigen Hoeks und Kriegsmannes, verheirathet war. Seinen älteren Bruder, den Ritter Ludwig von Vliessingen, einen nicht minder verwegenen Gesellen, fand man gewöhnlich in Jakobäas Umgebung. Der beiden Brüder Schwester Beatrix war an Ritter Johann von Vliet Herrn von Woerden vermählt, der bei Jakobäas Vater hoch angesehn gewesen

Digitized by Google

und von ihm den Hofmarschallsstab und die Hand seiner geliebten Tochter erhalten hatte. Denn Beatrix Ludwig und Eberhard waren Jakobäas Geschwister, wenngleich nur in Bastards Weise. Allein Bastarde, die sich ihrer Herkunft rühmten, die in den fürstlichen Familien als eine Art von Halbgeschwistern anerkannt wurden, gab es damals an den meisten Höfen. Jene ritterliche Zeit machte ja einen großen Unterschied zwischen Ideal und Natur. Man hob verehrte Damen hoch in den himmlischen Aether, unten auf der Erde aber gönnte man sich möglichste Liebesfreiheit. Gewöhnlich wurden die Bastarde wilde Kriegsleute, welche sich Ruhm und Ritterschaft mit dem Degen pflückten. Schien ihre Gemüthsart für diese harte Laufbahn zu sanft, so bedachte man sie mit einer reichen Abtei oder Domherrenpfründe, welche den Flecken ihrer Geburt vergoldete. Jakobäas natürliche Brüder und deren Verwandten hatten sich das Wort gegeben, all die Liebe, welche sie von ihrem Vater erfahren, an seiner Tochter Jakobäa zu vergelten: sie beschützten und bewachten sie in der Mitte ihrer Feinde wie das edelste Kleinod. Zwei Oheime Jakobäas von gleicher Herkunft waren verbündet mit ihnen, Herzog Albrechts natürliche Söhne. Adrian war Schultheiß von Dortrecht, ein berühmtes Kriegshaupt, gefürchtet wegen seiner Härte und gesucht wegen seines klugen Rathes. Gleichwie dieser im südlichen Holland, hatte sein Bruder Wilhelm einen wichtigen Posten im Norden, er war Kastellan von Medenblick und bekam später dort die Herrschaft Schagen. Er hatte sich vom heiligen Grabe den Ritterschlag geholt, zweimal war er in Jerusalem gewesen, und nicht das allein, auch das Grab der heiligen Katharina, der hochverehrten Schutzherrin der Ritterschaft, hatte er aufgesucht auf den Höhen des Sinai. Noch Einer gehörte in diese Reihe, wenn auch nur sehr entfernt mit Jakobäa verwandt. Es war Johann Bastard von Blois, mit dem Zunamen Treslong, ein Sohn des vorletzten fürstlichen Grafen von Blois, der auch

Digitized by Google

Herr von Gouda und Schoonhoven gewesen. Dieser Bastard war seiner großen Besitzungen und seiner Herkunft wegen einer der Angesehensten unter den Landständen in Holland, der Letzte aus dem Geschlechte der Blois. Er führte einen kühnen Degen und stand bei Herzog Wilhelm hoch in der Gunst, für dessen Tochter Jakobäa handelten Jan Treslong und insbesondere sein Weib als leidenschaftliche Parteigänger.

Der Bastard von Blois war zur Zeit Kastellan in Gouda. Ritter Adrian hielt Schoonhoven besetzt. Leyenburg wich nicht vom Gorkumer Schlosse. Amsterdam wurde von Montfort und Vyanen, Haerlem von Haemstede und von dem Schultheiß Gerhardt Albout, Delft von Philipp von Blote gehütet. Letzterer hatte einst sein Schwert in Adelheids von Poelgeest Blut getaucht, es war für seinen Herrn, den damaligen Erbprinzen Wilhelm geschehn: dieser vergalt es ihm als Herzog und vertraute ihm die heimlichsten Botschaften. Die wichtige Festung Gertrudenberg bewachte der tapfere Dietrich von der Merwede, das starke und mächtige Sevenbergen stand unter seinem Herrn Gerhardt von Stryen, Dietrich von Langerack war Kastellan in Workum und Löwenstein, Johann von Cronenburg zu Heusden, Wilhelm von der Boichorst in Schiedam, Gerhardt von Poelgeest in Rotterdam. Auf Seeland hielten Florenz von Haemstede, Florenz von Borsselen, Philipp von Cortgene, Florenz von Abele gute Wacht. Ueberall hatte man die wichtigsten Plätze mit Treuen und Tapfern besetzt, welche bewaffnete Bürger und Bauern sich zur Seite hielten, oder wo diese nicht ausreichten, Söldner befehligten.

Aber noch andere reiche Herren und feste Männer boten sich dar, jeden Augenblick bereit, schwierige Botschaften auszurichten, Burgen zu stürmen, Kriegsschiffe zu führen. Johann von Culenburg, Johann von Vyanen, dessen heldenmüthigem Weibe man die Bewachung des Schlosses Leerdam anvertrauen konnte, Barthold von Assendelft, Helmich von Doornich, Arnold Spiering, Gerhardt von der Zyl, Johann von

Digitized by Google

Heenvliet, Walter von Gent, — dieſe Alle waren unermüdlich im Dienſte Jakobäa's und der Partei. Vertrauen aber verdienten auch die tapfern Brüder von der Lecke, Arnold von Duivenvoorde, Dietrich von Heukelom, Dietrich von Zanthorſt, Daniel von Cralingen, Adrian von Mateneſſe, Arnold von Hodenpyl, Johann von Dorp, die Brüder Herlaer, von dem Poel, von Cronenburg, in deren Häuſern je drei Brüder zugleich Ritter waren, und noch viele andere.

Allein — ſo viele edle Degen, ſoviel kühne und tapfere Ritter und Knappen ſich in Holland um Jakobäa drängten, ihre Ritter aus dem Hennegau, welche ſie auf der Huldigungsreiſe begleiteten, konnten ſich nicht verbergen, daß das Holländiſche ein ganz anderes Land ſei, als der Hennegau. Da flaggeten in ſo vielen Städten Schiffe im Hafen, und tummelten ſich auf den Kanälen in bunt geſchmückten Booten jauchzende Matroſen. Da reihten ſich dichte reichgerüſtete Bürgerſchaaren, die Fürſtin zu empfangen. Auch vom platten Lande kamen Züge freier wohlbewehrter Landleute herbei. Und dann zogen all die Haufen, ſtolz ſchreitende Trommler und Pfeifer voran, mit klirrenden Waffen und prunkenden Bannern zu den Kirchen, zu den Rathhäuſern, zu den Vierſchaaren, und ſie ſtanden da und horchten wohl auf, ob Jakobäa Wort für Wort den altherkömmlichen Eid leiſte: „daß ſie all ihren Unterthanen und guten Leuten in Städten oder außerhalb derſelben hold und getreu ſein, und ihnen alles das, was ein guter Landesherr ſeinen Unterthanen von Rechtswegen zu thun ſchuldig, thun wolle; und daß ſie ihnen allen und einem jeden insbeſondere verſpreche: ſie in allen ihren Rechten Privilegien und Freiheiten, die ſie hätten, zu erhalten und ihnen die Beſtätigung darüber unter fürſtlichem Siegel zu geben, und dieſelben zu vermehren und nicht zu vermindern".

Die Ritter aus dem Hennegau mußten es merken, daß auf den holländiſchen Ebenen zwiſchen den Flüſſen und Meerarmen eine andere Luft wehe, ein anderes Lebensgeſetz das Volk durch-

Digitized by Google

dringe, als droben auf den grünen Hügeln und Bergen ihrer ritterlichen Heimath. Zwar ſtanden auch in Holland noch die Gerüſte des Feudalſtaates, wie wir ſie im erſten Buche entwickelten: allein innerhalb dieſes Rahmens drängte ſich ein vollausgewachſenes Bürgerthum im Bauern- wie im Städterrock, ein Bürgerthum, das außer dem Fürſten keinen Herrn über ſich dulden wollte. Auch der holländiſche Adel war ſtolz und energiſch, allein wo fand er eine Stütze? Weder in den Bauern, noch in der Geiſtlichkeit. Im Landvolk war der alte germaniſche Freiheitsſinn nicht erloſchen, und der Klerus hatte ſchon lange wenig mehr zu bedeuten, in Holland erſchienen keine Aebte und Prälaten auf dem Landtage. Wenn alſo der Fürſt nicht dem Adel half, ſo war dieſer auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen.

Lange hatten nun die reichen Städte unter hoekiſch geſinnten Fürſten ſich beugen, des Adels Hochmuth ertragen müſſen, — doch was ſchadete das der innern Macht der Städte? Hatten ſie doch beinahe fünfzig Jahre lang das Glück eines Friedens genoſſen, der immer nur vorübergehend geſtört war! In dieſer langen Zeit konnten ſie ihre Handelsmacht ſteigern, ihre Gewerbe verſtärken, ihre Fiſchereien ausdehnen. Die Erfindung, welche Beukelsſohn damals vor etwa zwanzig Jahren im Einpökeln der Häringe machte, war für die holländiſchen Städte ſo viel werth, als die Entdeckung kaliforniſcher Goldlager. Kurz, die rüſtige Volksmenge, die Reichthümer, die Bildung der Städte waren fort und fort gewachſen, und damit das Bewußtſein, daß ihnen allein der Hauptplatz in der Ordnung der Landesſachen gebühre. Die ſtarke Hand des Herzogs Wilhelm hatte die Städte noch eine Zeit lang niedergehalten: hätte er länger gelebt, würde auch er nicht gehindert haben, daß entweder die Prinzipien, welche die Städte vertraten, ſich zur vollen Freiheit erhoben, oder es kam zu einem letzten furchtbaren Zuſammenſtoße mit dem hoekiſchen Adel.

Die ſtädtiſche Macht entfaltete ſich am reichſten im

Digitized by Google

mittleren Theile von Holland, der die älteſten Städte hatte. Man nannte ihn Nordholland. An dieſen Mitteltheil ſetzten ſich zwei andere Gebiete. Im Süden hießen die Mündungslande, die Inſeln und Breiten zwiſchen den Flüſſen, welche ſich von Leck und Maas an bis nach Seeland dehnten, Südholland. Im Norden ſtreckte ſich reines Bauernland, dort ſaßen die Kennemer Waterländer und Weſtfrieſen.

Von den ſechs Hauptſtädten lagen nun in Nordholland fünf. Die vornehmſte war Haerlem, uralt und voll reicher Patrizier. Eine nicht minder anſehnliche, aber unruhigere Bürgerſchaft füllte den Umkreis von Delft. In Leyden hielt ihre Genoſſen der erbliche Burggraf, der Herr von Waſſenaar, im Zaume. Amſterdam ganz im Norden zeigte ſich als eine raſch aufblühende Stadt voll Bürgerſtolzes. Ihr eiferten ganz im Süden Rotterdam und Schiedam nach. Gouda dagegen, die wohlhabende Brauerſtadt, war von alter Zeit her gut hoekiſch: jedoch hatte auch hier ſich bereits ein Stock kabeljauiſch Geſinnter angeſetzt. Oudewater hielt es mit Gouda. All dieſe Städte waren voll Handelseifer und Unternehmungsluſt. Zwar zogen ſich auch in dieſen Gegenden noch Waldungen von einem Flußufer zum andern. Von Teylingen z. B. bis nach Haerlem konnte man fortwährend im dichten Waldesſchatten gehn. Jedoch immer tiefer in das Waldesgrün hinein bauten ſich die hellen Städte, immer belebter wurden von Schiffen und Wagen die Land- und Waſſerſtraßen von einer Stadt zur andern. Wenn dieſe Bürger ihre Macht vereinigten, was vermochten dagegen die edlen Herren, ſo hoekiſch ſie auch geblieben in der Kraft und Einigkeit ihrer Gefühle?

Die Stammburgen der altbewährten hoekiſchen Geſchlechter in Nordholland ſtanden bewehrt mit Thürmen und Gräben in der Nähe der Städte: die von der Binkhorſt bei Delft, die ſtammverwandten Geſchlechter der Waſſenaar und Duivenvoorde bei Leyden, die Boichorſt und Haemſtede bei Haerlem. Dieſe alle waren Bannerherren. Der hoekiſche

Kleinadel, der rings im Lande zerſtreut wohnte, horchte auf ſie als die gebornen Führer. Kabeljauiſch geſinnte Herren, wie die Naeldwyck, Marſchälle von Nordholland, die Swieten, Alkemade, waren nicht häufig.

Dicht bei Haerlem fing das freie Bauernland der Kennemer an. Hier erhob ſich das alte prächtige Stammhaus der Brederode. Die nahen Heemskerk hegten, gerade den Brederodes zum Trotz, kabeljauiſche Neigungen. Die Oſtſeite des Halbinſelhakens, in welchen Holland hier ausläuft, bewohnten die Waterländer, den Norden nahmen die Weſtfrieſen ein. In dieſe Gegenden, wo zwiſchen unabſehlichen Seen und Buchten und Waſſerſtrömungen die freien Gehöfte der Bauern ſtanden, mochten ſich die Burgen der Edelleute nicht hineinwagen. Erſt in der letzten Zeit hatten ſich die Nächſten aus Herzog Wilhelms Familie an den Rändern angeſiedelt. Eberhard der Baſtard ſaß in Hoogtwoude, Ritter Wilhelm, ſein Oheim gleicher Herkunft, in Medenblick. Letzterer fing an, ſich in Schagen anzubauen. In der Nähe von Edam hatte ſich der alte reiche Handelsherr und Schatzmeiſter Eggert Land und Güter zuſammengekauft und eine Burg errichtet. Von ſeinem Freunde, Herzog Wilhelm, war ihm das Ganze zu einer freien Herrſchaft mit hoher und niederer Gerichtsbarkeit erhoben, und der Kaiſer Sigismund hatte den neuen Bannerherrn beſtätigt, dennoch nahm der alte Eggert den Ritterſchlag nicht. Sein Sohn aber dachte: da Herzog Wilhelm nicht mehr lebe, würden die Kabeljaus ihn bald in's Gedränge bringen. Er eilte deshalb nach des Vaters Tode, die neue Herrſchaft ſeinem Schwiegervater, dem Ritter Gerhard v. d. Zyl zu verkaufen, und zog mit den väterlichen Reichthümern nach Flandern, wo er ein Kloſter ſtiftete.

Gleichwie nun die vorgenannten Edelleute, waren die Bauern und Fiſcher und Schiffer im Kennemerlande, in Water- und Weſtfriesland dem angeſtammten Fürſten treu ergeben. Sie ſtrömten zuſammen zur Huldigung auf ihren alten Malſtätten

Digitized by Google

zu Katwyck und auf dem Stoppelnberge, und ſchauten dabei mit fröhlichem Blicke auf ihren kriegsberühmten Hauptmann, den Ritter Wilhelm Nagel. Im Innern des Landes gab es hier keine Städte, nur etwa Alkmar ausgenommen, welches eben erſt anfing, ſich ſtädtiſch auszubauen. An der Küſte der Süderſee dagegen reihten ſich Medenblick Enkhuyſen Hoorn Monickendam. Dieſe Städte waren, mit Ausnahme des alten Enkhuyſen, jetzt ſämmtlich gut hoekiſch, Reichthum und ſtädtiſches Selbſtgefühl hatten ſich hinter ihren Thoren noch nicht feſtgeſetzt. Jedoch begannen ſie, ſich raſch zu entwickeln, in Hoorn hatte man eben das erſte große Heringsnetz geſtrickt.

Der Brederode Stammherr war kein anderer, als ein jüngerer Sohn aus dem Grafenhauſe von Holland, der vor vierhundert Jahren im Kampfe gegen die Frieſen gefallen. Deshalb rühmten ſich die Brederode fürſtlicher Abkunft und durften grauen Hermelin oder ſchwarzen Pelz tragen, was minder erlauchten Geſchlechtern nicht zuſtand. Es gab einen alten Spruch, der folgender Geſtalt die edelſten Geſchlechter bezeichnete: „die Brederodes die Edelſten, die Waſſenaars die Aelteſten, die Egmonds die Reichſten, die Arkels die Kühnſten".

Doch wo waren jetzt die Arkels und Egmonds? Im Kerker oder in Verbannung, ihre Burgen und Städte in des Fürſten Händen. Auch dieſe ſo Hochſtehenden hatte das Schickſal erfaßt, welches im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte eine lange Reihe von Bannerherrn ſtürzte, daß nur Fürſten und Städte davon Nutzen zogen. Verſchwunden waren die freien Herren von Ryswik, Teilingen, Voorne, Amſtel, Hoorn, Jutfaes, Heusden, Altona, Wateringen, Waterland und andere. Ihre Burgen dienten fremden Herren, oder es wuchſen ſchon Gras und Kräuter auf ihren Ruinen. Jetzt ſollten auch die hohen Zinnen des Yſſelſtein zu Boden. Als Jakobäa in den letzten Tagen des Juni zur Huldigung in Schoonhoven erſchien, kamen die Utrechter und forderten, daß man ihnen den Yſſelſtein preisgebe wie gelobt worden. Brederode

und Montfort ſtellten Jakobäa die Sache vor, und ſie bewilligte, daß man das ganze Schloß, ſowie die Mauern Thürme und Thore der daran gebauten Stadt, dem Erdboden gleich mache. Dieſe Nachricht brachte an St. Peters und Pauls Tage Brederode nach Utrecht. Sogleich holten die Bürger Wagen und Pferde, Brechſtangen und Balken zum Einſtoßen der Mauern, und ſie zogen mit Brederode hinaus zu der verhaßten Feſte und fingen an zu brechen und niederzureißen, und ließen nicht ab, als bis die Burg und die Stadtmauern am Boden lagen. Nach dem Entehren des Banners war es der ärgſte Schimpf, wenn man einem Ritter oder einer Stadtgemeinde die Mauern und Thürme niederriß, welche ſie vom platten Lande unterſchieden und welche mit dem Blut ihrer Vorfahren benetzt waren. Dieſe Grauſamkeit war hier ganz unnöthig und ſie ärgerte viele Holländer in der Seele, denn der Yſſelſtein war in den Utrechter Kriegen die allerbeſte und ſtarke Grenzfeſtung geweſen.

Die Gemüther der Einwohner von Yſſelſtein und der Arkelſchen Städte Gorkum und Leerdam wurden mit der Zerſtörung der Egmondſchen Feſte wahrlich wenig gewonnen. Doch hier, im öſtlichen Theile von Südholland gab es genug andere Herren und Städte, welche feſte Hoeks waren. Zuerſt die mächtigen Herren von Montfort, vier von ihnen waren Ritter, der Herr von Culenburg, von der Merwede und von Vyanen, von der Leck und viele andere. Auch die Reihe der kleinen Städte an der Maas — Workum Heusden Altona Gertrudsberge, worin Herr von dem Poel Kaſtellan, — war den Hoeks ziemlich ſicher. Vor allen war es die feſte und wohlhabende Stadt Sevenbergen; denn als ihr Herr beſtand der altfreie Herr von Stryen, einer der vornehmſten Hoeks.

Ihm gegenüber aber lag freilich Dortrecht, und der Beſitz dieſer einen Stadt war vielleicht ſoviel werth, als die Hilfe oder Freundſchaft aller übrigen zuſammengenommen. In der Nähe von Dortrecht ſtand auch die Burg Kyfhoek;

Digitized by Google

in ihrer Umgegend aber, auf den Inſeln Pütten und Stryen dehnte ſich das Gebiet des reichen Herrn von Gaesbeck aus, der es gern mit den Kabeljaus hielt.

Endlich hatte der Lütticher Erwählte, Herzog Johann von Bayern, auf zwei Seiten ausgedehnte Gebiete. Mit Oſtvoorn und Briel gränzte er im Süden ebenſo nahe an die Dortrechter, wie er im Norden den Amſterdamern nahe war mit ſeiner großen Herrſchaft Goyland und deren Städten Weesp Muyden und Naarden. Außerdem gehörte ihm die Herrſchaft Woerden. Wollte er gegen Jakobäa feindlich auftreten, ſo konnte er an beiden Enden die Kriegsmittel in aller Stille vorbereiten.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Abſage Johanns von Bayern.

Die Verbannten und die heimlichen Kabeljaus. Aufläufe und Strafe. Erklärung über den Yſſelſtein. Friedensmandat. Widerſtand der Dortrechter. Nöthigung zur Brabanter Heirath. Stellung Johanns von Bayern. Jakobäas Nachfolge und das Recht. Kaiſer Sigismund in Lüttich. Verſöhnung Johanns mit den Lüttichern. Erbitterung des Kaiſers wider die Burgunder. Die rheiniſchen Fürſten. Landſtändiſche Rechtserklärung. Dreiregierung von Jakobäa mit Mutter und Oheim. Heirathsverhandlungen. Verwandtſchaft des Brautpaars. Vorbehalt für Johann von Bayern. Verlobung zu Biervliet. Huldigungsreiſe Jakobäas durch Seeland. Adel und Städte in Seeland. Die Vorſſelen. Jakobäa in Quesnoy. Johanns von Bayern Pläne. Widerſtand der Hoeks und Jakobäas. Andrängen der Kabeljaus. Johann nach Dortrecht. Sein offener Brief an die Städte. Landtag zu Schoonhoven. Kriegserklärung. Rückkehr der Verbannten. Johann zu Dortrecht anerkannt. Ausſichten. Seine und des Kaiſers Erklärung zu Konſtanz.

Jakobäas Huldigung geſchah in Pracht und Herrlichkeit, und ſie ſah ſich umdrängt von jubelnden Unterthanen. Allein dieſe Statthalter und Räthe, dieſe Bürgermeiſter und Schöffen, dieſe Amtleute und Kaſtellane, die ihr nicht Ehre genug erweiſen konnten, — waren ſie nicht ſämmtlich ausgeſuchte Hoeks? Von den Kabeljaus aber lebten die beſten Männer in Verbannung, draußen auf den Gränzen war es, wo ſie verkehrten und umherſchlichen. Keine Stadt, die unter ihnen nicht Mitbürger zählte, keine in welcher Hoeks herrſchten, hatte es gelitten, daß ihre Verbannten bei der Huldigungsfeier zurückkämen. Früher in Ueberfluß geſättigt, aßen ſie nun ſchon lange das bittere Brod der Fremde. Denn was war den Menſchen damals lieber, als die Heimath? Und wenn die Noth ſie lehrte, Armuth zu erdulden und fremde

Digitized by Google

Stiegen zu ersteigen, dann glühte nur der eine Wunsch in ihrer Seele: Gott möge sie nicht sterben lassen, bis sie Rache genommen an ihren Feinden. Nicht anders dachten auch genug heimliche Kabeljaus, welche noch in den Städten wohnten. Verdammt blieben auch sie zum Dulden und Schweigen. Zornig wandten sie sich von Jakobäa ab, als sie sahen, wie die junge Fürstin von den Hoeks so umlagert und gefesselt war, daß sie sogar den Yſſelstein durch Utrechter Hand niederwerfen ließ. Als Jakobäa Anfangs Juli nach dem Haag kam, zogen ihr die kabeljauisch Gesinnten aus Haerlem entgegen, sie hatten sich ein falsches Stadtbanner machen lassen, denn das ächte alte gaben die Haerlemer Hoeks nicht heraus. Selbst in Gouda gab es Unzufriedene, sie waren einmal Nachts mit Glocken- und Beckenschlag durch die Straßen gestürmt.

Strenge und Schrecken, so glaubten die Hoeks, seien die besten Mittel, die Feinde im Zaume zu halten. Jakobäa gab ihrem schlimmen Rathe nur zu leicht Gehör. Denn sie war die ächte Tochter Herzog Wilhelms, in ihr lebte das Feuer seiner Seele, und kein höheres Ideal schwebte ihr vor, als Regentin zu sein in der Kraft und dem Geiste ihres Vaters. In Haerlem verurtheilte sie an sechszig Bürger, in Gouda gegen fünfzig, sofort die Stadt zu räumen. Sie wurden in die kleinen Städte über ganz Holland vertheilt, hier zehn, dort fünfzehn oder zwanzig. Dort wurden sie vergeiselt: sie durften, wie man sagte, nicht aus jedem Wasser trinken, sondern mußten auf ihre Kosten in dem Orte zehren, der ihnen angewiesen war, und ihres Urtheils warten. Ueber die Zerstörung des Yſſelstein erließ Jakobäa eine öffentliche Erklärung. „Die Egmonds hätten zur Stunde nach des Herzogs Tode, selbst ohne einmal Fehde anzusagen, Stadt und Schloß von Yſſelstein angefallen. Der Fürstin liebe und theure Freunde aber, die Utrechter, seien ihr zu Liebe und Ehre Feinde der Egmonds geworden und hätten geholfen, Stadt und Schloß wieder zu gewinnen. Solcher Gewaltthat

und Untreue, wie die Egmonds geübt, wolle sie nimmer sich wieder versehen; deshalb habe sie den Utrechtern Befehl und Vollmacht gegeben, das Schloß und die Stadtmauern niederzuwerfen, und dafür wollten sie und ihre Erben den Utrechtern stehn und es verantworten". Darauf ließ sie ein offenes Gebot ergehn an Jedermann: „Gleiches Recht und Urtheil solle Allen widerfahren, den Armen wie den Reichen, ohne Partei hinein zu mischen. Wer zu klagen habe über irgend eine Kränkung, solle kommen vor sie und ihren Rath und solle da solchen Grund und Bescheid haben, daß er's billig lobe. Mit größtem Ernste aber gebiete sie Allen und Jedem, fortan in Frieden mit einander zu verkehren und Aufruhr und Verschwörung gänzlich zu unterlassen. Denn wer dawider handle, sei er groß oder klein, edel oder unedel, an dem wolle sie so scharf es rächen, daß er sich ewiglich zum zweitenmal davor hüte".

Das alles wäre vielleicht von Erfolg gewesen, wenigstens eine Zeitlang, — aber noch immer hatte eine Stadt nicht gehuldigt, es war Dortrecht. Vergebens drängte der Schultheiß dazu, Ritter Adrian, Herzog Albrechts Bastard, der Boden war ihm unter den Füßen gewichen. Vergebens ordnete Jakobäa das hohe Gericht in Südholland, daß es unverweilt und sicher und mit erleichterten Formen die Friedbrecher treffen sollte; sie versprach sich aller Einwirkung darauf zu enthalten. Die Dortrechter verschlossen der Fürstin hartnäckig ihre Thore: sie meinten, es schicke sich zu warten, bis durch den Ausspruch von Kaiser und Reich feststehe, wer der rechte Erbe von Holland.

So viel sah Jakobäa früh genug ein, daß ohne starke Hilfe von außen sie die Kabeljaus auf die Länge nicht niederzwinge. Aus dem Hennegau erschallten Hilferufe. Dort sengten und brannten die zuchtlosen Banden, welche aus Frankreich herüber kamen, die Stadt Chimay war bereits in Feuer aufgegangen. Jakobäas Gedanken wanderten hin und

Digitized by Google

her, sie verweilten auf dem ritterlichen Arkel, dessen Bild in ihrer Seele widerschien, und entsetzten sich vor dem Schwächling mit dem Brabanter Fürstenhute. Zwar wurde auch der Arkel einmal ein reicher Herzog, noch aber war er es nicht, noch lastete auf ihm der tödtliche Haß von Jakobäas Umgebung. Hinter dem Brabanter aber stand die ganze burgundische Macht. Nun drängten die Hoeks, sich schleunig solcher Hilfe zu versichern. Nun setzte Jakobäas Mutter alle Hebel an und ließ nicht ab mit Flehen und Nöthigen. Es kamen die Brabanter Adelshäupter und warben, besonders Herr Engelbrecht von Bergen-Grimberg, ein Mann von Würde und Ansehen, zu welchem Jakobäa Vertrauen faßte. Es kamen die Burgunder Gesandten und warben: sie schickte Jakobäas Oheim, der „Johann ohne Furcht", und Keiner war schlauer und thätiger, die Verbindung zu Stande zu bringen, als sein Sohn, der junge Erbprinz Philipp, welcher damals noch Graf von Charolais hieß. Sie alle hatten ihren Vortheil dabei, Jakobäa mit Brabant zu verknüpfen. Der hohe Adel dieses Landes dachte: wenn noch etwas ihren Fürsten vor Verführung und Verderben rette, so sei es die Ehe mit einer schönen Frau von männlichem Verstand und Willen. Und welch glänzende Machtvermehrung brachte den Brabantern die Verbindung mit dem seemächtigen Holland, mit dem ritterlichen Hennegau! Johann und sein Sohn aber durften unter keiner Bedingung es leiden, daß Jakobäas Lande sich aus burgundischem Interesse wieder losschälten. Waren sie mit des Brabanters Landen vereinigt, welche treffliche Vormauer gegen das deutsche Reich!

Von allen Seiten wurde Jakobäa gedrängt, nicht mehr an des Herzens Wünsche zu denken, sondern nur an den Brabanter. Schwer fiel für diesen in's Gewicht, daß auch der Lütticher Oheim ihn wünschte. Denn der „Johann ohne Gnade" war von allen Gegnern Jakobäas der furchtbarste.

Durchaus weltlich gesinnt, doch auch zu ehrlich, um

Digitized by Google

das Bischofskleid zu beschmutzen, hatte Johann sich noch immer nicht entschließen können, die Priesterweihe zu nehmen. Er fühlte sich als den tüchtigsten Regenten, den es in den Niederlanden gab, er stand im blühenden Mannesalter und fragte sich jetzt: sollte er die herrlichen Lande seines Bruders sich, seinem Hause, dem deutschen Reiche erhalten, oder sollte er sie für immer der burgundischen Ländergier überantworten? Entschied er sich für das Erste, so bot ihm leicht eine Handhabe das Recht des deutschen Reiches und des bayerischen Fürstenhauses: nur das Landesrecht stand vielleicht entgegen.

Es war das die alte Rechtsfrage, welche Holland schon öfter einen blutigen Erbfolgekrieg eingetragen. Frühzeitig war in diese Gränzlande die römische Ansicht eingedrungen, nach welcher auch Frauen Landeserben sein konnten. Holländische Lehen wurden ohne Bedenken an Frauen verliehen. Dagegen forderte das deutsche Reichsrecht einen Mann als Träger des Fürstenlehens. Der Widerstreit war gewöhnlich dadurch geschlichtet, daß der Kaiser dem Gemahl oder Sohn der Erbin die Belehnung ertheilte: von des Kaisers Belehnung, nicht von der gewöhnlichen Erbfolge, leitete dann das Reich das Fürstenrecht her. Entschiedener noch sprach das Hausrecht des bayerischen Fürstengeschlechtes. Nach diesem war Holland mit seinen Nebenlanden Familieneigenthum des wittelsbachischen Stammes geworden, und nur Männer konnten in diesem Stamme die Kronen und Länder erben.

Johann von Bayern konnte sich auf mächtige Hilfe verlassen, und die Lütticher machten ihm keine Sorge mehr. Als Kaiser Sigismund mit Jakobäas Vater, weil er für sie die Belehnung weigerte, zerfallen war und vor einem Jahre von England zurückkehrte, hatte ihn Johann in Lüttich glänzend empfangen und ein prächtiges Weihnachtsfest bereitet. Auch streckte er dem immer geldbedürftigen Sigismund beträchtliche Summen vor. Der Kaiser wohnte im bischöflichen Palaste, dort hatten sie zwei Sachen abgemacht.

Digitized by Google

Auf Gebot und Vermittlung des Kaisers gestützt, konnte Johann es auf sich nehmen, von dem Vertrage, in welchem er mit den Fürsten von Holland und Burgund stand, abzugehen und für die Lütticher die Rückkehr ihrer alten Freiheit anzubahnen. Vier Wochen vor dem Tode seines Bruders war der Friede mit ihnen beschlossen und besiegelt. Er hatte den Lütticher die Wiedererrichtung der Zünfte, die freie Wahl eines Stadtraths und das Wesentlichste ihrer Freiheitsrechte zurückgegeben, soweit als diese eine fürstliche Regierung nicht geradezu unmöglich machten. Die Stadt Lüttich verehrte ihm dafür sechstausend Kronen, er ließ jedoch von dieser Summe einen ansehnlichen Theil in den Händen des Rathsherrn Mathieu, welcher die Versöhnung zu Stande gebracht.

Die zweite Verständigung mit dem Kaiser betraf Jakobäas Nachfolge in Holland und Hennegau. Nimmermehr sollten diese Lande französisch oder burgundisch werden. Nichts war Sigismund widerwärtiger, als daß er es ansehn mußte, wie das burgundische Geschlecht sich immer breiter in den Niederlanden ausdehnte. Es kamen die Brabanter Gesandten nach Lüttich, vom Kaiser die Belehnung für ihren jungen Herzog zu holen, der ja auch aus dem burgundisch-französischen Hause war. Sigismund weigerte die Belehnung, zornig rief er den Brabantern zu: „ob sie denn schon mit Haut und Haar Franzosen seien? er aber wolle Brabant zum Reiche zurückbringen, oder seinen Hals darum lassen". Das war im Jahr vorher, — ließ sich jetzt annehmen, der Kaiser werde den Brabanter Herzog leichten Kaufs mit Jakobäas Landen belehnen? Auf die Unterstützung aber der benachbarten deutschen Fürsten konnte Johann ohne Weiteres rechnen. Denn ihnen allen, besonders den rheinischen Bischöfen, war daran gelegen, an den Rheinmündungen einen befreundeten und reichstreuen Fürsten zu wissen.

Johann von Bayern war also der Belehnung und Hilfe bei Kaiser und Reich sicher: er brauchte nur das Verlangen

Digitized by Google

kundzugeben. Aber sollte er den letzten heißen Wunsch seines Bruders, der ihn wieder einsetzte auf seinen Lütticher Fürstensitz, vereiteln? Sollte er dessen schutzloses Kind aus ihren Landen treiben? Stand doch auch Jakobäa ein großer Rechtstitel zur Seite. Es hatten die versammelten Stände ihrem Vater einmüthig geschworen, sofort nach seinem Tode Jakobäa als seine Erbtochter und Lehnsfolgerin anzuerkennen und aufrecht zu halten. Es war ferner Jakobäas Ahnfrau, die Kaiserin Margaretha, förmlich von ihrem Gemahl belehnt worden. Wenn auch das eine nicht des Reiches Recht brechen, das andere den Kaiser nicht zu neuer Frauenbelehnung verpflichten konnte, so verstärkte doch die feierliche Erklärung der Stände des Landes Herkommen, nach welchem auch Frauen Lehnserbinnen, und die Thatsache blieb bestehn, daß ein Weib vom Kaiser mit Holland und Hennegau belehnt gewesen.

Beide Theile hielten es für das Klügste, die häkliche Frage zu verhüllen und sich als gute Verwandte zu vertragen. Der Oheim ließ die Huldigung der Nichte geschehn, und diese kam ihm entgegen, wo er sich der Ordnung der Landesangelegenheiten annahm. Sie versprach ihm gleich nach dem Tode ihres Vaters, seine schon so ansehnlichen Herrschaften und Güter in ihren Landen zu vergrößern. Man wurde einig: es sollten Jakobäa, ihre Mutter und der Oheim eine einzige Regierung bilden, in welcher natürlich der letztere das Haupt war. Die drei schienen ein Herz und eine Seele. Sie siegelten zusammen die Urkunden, setzten Beamten ein und ließen sie schwören, nichts ohne ihren gemeinschaftlichen Rath zu thun. Die Hennegauer baten Jakobäa, sie möge ihnen den Oheim schicken, daß er das Land gegen die Raubbanden aus Frankreich vertheidige.

Die Brabanter Heirath war nach Johanns Geschmack. Vergrößerte sie doch, wenn Jakobäa außer Landes wohnen mußte, seine Gewalt über ihre Erblande, und wußte er doch seine Bedingungen trefflich einzufädeln. Die Heirathsunter-

Digitized by Google

handlungen wurden einerseits von ihm und Jakobäas Mutter, andererseits vom Herzoge Johann von Burgund oder vielmehr von seinem Sohne Philipp geführt: der junge Brabanter kam deshalb wiederholt an das burgundische Hoflager nach Gent oder Mecheln. Die Unterhändler, ihre Räthe und die vornehmsten Edlen reiseten hin und her: denn die Höfe machten sich damals große Beschwerde, ehe eine Heirath zwischen regierenden Personen zu Stande kam. Ein schlimmer Umstand war die nahe Verwandtschaft zwischen Jakobäa und dem Herzog von Brabant. Sie waren Geschwisterkinder und außerdem im dritten Grade verschwägert. Endlich kam man über die Artikel überein. Es wurde bestimmt: daß die Verlobten beschwören besiegeln und unterschreiben sollten, bis auf nächste Ostern keine andere Verbindung einzugehn; daß bis dahin die kirchliche Dispensation da sein müsse, oder wenn sie binnen Kurzem zu erwarten, die drei Unterhändler noch eine kurze Frist nach Ostern setzen könnten; daß der Herzog von Brabant seine redliche Macht anwende, die Dispensation zu erlangen; daß er, falls er gegen diese Punkte handle, eine halbe Million Goldkronen von der Münze des Königs von Frankreich zahle, und daß er dafür sein bewegliches und unbewegliches Gut zum Pfande setze. Die Prinzessinen ließen sich bei Verlobungen ein gutes Stück Geld versichern, um die Herren Bräutigame festzuhalten, die immer ausschauten, wo sie durch eine noch fettere Heirath noch mehr Schlösser und Grafschaften erwerben konnten. Hinsichtlich der Regierung wurde festgesetzt: der Brabanter solle Jakobäas Lande von dem Kaiser zu Lehen empfangen und sie nach altem Herkommen und nur durch Eingeborne regieren. Jakobäas Mutter erhielt ihre Widthumsgüter bedeutend vermehrt.

Und der Lütticher Oheim? Ihm wurde Alles förmlich bestätigt, was er von seinem Vater, der große Stücke auf ihn hielt, an Besitzungen erhalten, was ihm sein Bruder Wilhelm an neuen Gütern und Rechten in Holland und

Hennegau verliehen, was ihm Jakobäa an Vermehrung zugesichert hatte. Damit besaß er frei und eigenthümlich einen ansehnlichen Theil von seines Bruders Erblanden. Auch für die übrigen Landestheile entging ihm die Regierung nicht, er hatte sich die eigentlich entscheidende Stimme gesichert. Denn einstweilen sollte die gemeinschaftliche Regierung durch ihn, Jakobäa und ihre Mutter fortbestehen: für immer aber nahmen Jakobäa und ihr Verlobter ihn zu ihrem Rathe und Tafelgenossen an. Mit vierzig Mannen und Pferden sollte er an ihrem Hofe stets freien Unterhalt haben. Also auch in Brabanter Sachen hatte Johann von Bayern sich einen dauernden Einfluß eröffnet. Die Beschränkung auf Vierzig nahm sein Schatzmeister, der Herr von Monjouw sehr übel, er behauptete: „ein solcher Herr müsse am Brabanter Hofe freien Verzehr haben, und wenn er noch so viel Leute mitbringe, und das müsse in der Hofordnung geschrieben stehn". Endlich wurde noch ein Artikel in die Traktate aufgenommen: „alle Schlösser im Hennegau Holland und Seeland sollten nur mit guten edlen Leuten aus dem Lande besetzt werden, welche Macht hätten, sie dem rechten Landeserben zu überliefern, wenn Jakobäa ohne Kinder sterbe". Dieser Landeserbe war dann Johann von Bayern. Ob aber seine Nichte Leibeserben bekam, war fraglich: ihre erste Ehe war kinderlos geblieben, und der junge Herzog von Brabant schien schwächlich an Körper wie an Geist.

Nachdem nun all diese Punkte und das Ceremoniell bereinigt waren — und in den Hauptpunkten mußten auch die Stände beider Länder zustimmen — wurde die Tagfahrt nach Biervliet bestimmt, welche Stadt auf der Gränze Flanderns allen Feindseligkeiten fern und allen Parteien gleich nahe lag. Dort ritten ein am 31. Juli 1417 mit zwölf der Vornehmsten ihres Adels von der einen Seite der Herzog von Brabant und der Erbprinz von Burgund, von der andern Jakobäa, ihre Mutter und ihr Oheim. Andern Tags

Digitized by Google

in feierlicher Versammlung traten Heinrich von Bergen Herr von Grimberg und Melyn als dazu bestellter Kurator des Bräutigams, von der andern Johannes Herr von Ligne und Bailleul als Kurator der Braut hervor und gelobten die Artikel des Heirathsvertrages. Bräutigam und Braut faßten sich an und leisteten so mit geschlossenen Händen ihren Treuschwur in die Hände des Abtes von Afflighem. Darauf besiegelten alle Gegenwärtigen die Verträge. Herzog Johann von Bayern und Lüttich aber leistete den Verlobten zum Voraus die Lehnshuldigung für seine holländischen Lande. Er war in bester Laune und erbot sich, in eigener Person nach Konstanz zu reisen, um auf dem Concil die Dispensation zu bewirken. Doch der Bräutigam erwiederte mit schönstem Danke: er habe schon sechs Gesandte in Konstanz. Und andern Tags sandte er noch den Bischof von Arras hin mit zwei burgundischen Räthen und seinem Sekretär. Sie nahmen zwanzigtausend Kronen mit, ihrem Gesuche Nachdruck zu geben, und die Anwartschaft auf mehr, wenn diese Summe noch nicht genügen sollte.

Neigung zog die Neuverlobten nicht zu einander. Jakobäa wenigstens verließ, nachdem die Verlobungsbräuche abgethan, noch am selben Tag Biervliet und schiffte nach Middelburg. Von hier trat sie ihre Rundreise durch die seeländischen Inseln an, wo ihre Huldigung noch nicht stattgefunden. Hier durfte sie bei Adel und Städten auf Treue rechnen. Middelburg Zierickſee Reymerswael Tholen Ghoes waren Städte, welche einst, als Utrecht und Tiel noch unter den vornehmsten Handelsstädten blühten, einen großen Namen hatten. Nun trieb nur noch Zierickſee lebhaften Seehandel, der andern Städte Aerntezeit war dahin, und mit stillem Aerger blickten sie auf den reichen und großstädtischen Verkehr in Holland. Auch die seeländischen Edelleute spielten nicht mehr die große Rolle, wie ehemals. In den flandrischen Kriegen, sowie bei den ersten Ausbrüchen des Partei-

Digitized by Google

hasses unter der Kaiserin Margaretha hatten die Herren von Haemstede, von Cruningen, von Renesse, von Aremuyden, von der Maelstede, von Reymerswael, von Oestende, von Mateneſſe, von Schengen und Andere schwere Einbuße erlitten an Gütern wie an Geltung. Wo aber kein großes Gedeihen, kein zeitgemäßes Fortschreiten mehr war, da klammerten sich Städte und Edelleute an die alten Rechte und Einrichtungen. Deshalb schien hoekische Gesinnung in den meisten Theilen von Seeland eingewurzelt.

Nur ein Geschlecht blieb fortwährend im Wachsen, und seine Mitglieder waren so zahlreich und begütert, daß man sagen konnte: gleichwie in Holland das eine Dortrecht beinahe so viel werth war, als die übrigen Städte, so wog in Seeland das eine Geschlecht der Borsselen die Macht des übrigen Adels auf. Die Borsselen waren gescheidte Leute. Ihr Name glänzte schon in den Anfängen von Seelands Geschichte, und ihre Ahnherren hatten einst mit den Grafen auf gleichem Fuße unterhandelt. Gleichwohl verschmähten sie nicht eine bürgerliche Thätigkeit: sie deichten Landstrecken ein und schickten Handelsschiffe auf die See. Deshalb wurden sie immer reicher und breiteten sich nach allen Enden aus. Ein Zweig hatte in der Nähe der Süderſee Wurzel geschlagen. Herrn Florenz von Borsselen gehörten dort die Herrschaften St. Martinsdyck und Zuilen, und sein Sohn war der ritterliche und männlich schöne Franz, der Jakobäa so lange kriegerisch bekämpfen und ihr dann so theuer werden sollte.

Jakobäa spendete namentlich auf Seeland ihren treuen Baronen Städten und Klöstern mit vollen Händen Güter und Lehen, Steuerfreiheiten Jahrmärkte und andere Gnaden. Dann kehrte sie nach ihrem Schlosse Quesnoy im Hennegau zurück, wo von Kindheit an ihr Alles lieb und vertraut war, wo sie so glücklich gewesen an der Seite eines sanften Gemahls, unter den zärtlichen Augen eines hochherzigen Vaters. Hier genoß Jakobäa die letzten schönen Tage ihrer Freiheit. Noch aber

Digitized by Google

war der Herbst nicht zu Ende, als Eilboten kamen: der gefürchtete Oheim habe sich an die Spitze ihrer Feinde gestellt und drohe ihr Land und Leute zu rauben.

Johann war von Biervliet wieder nach Lüttich gegangen. Seine Pläne schienen trefflich angelegt, sie verbanden Mäßigung mit feiner Berechnung. Durch die Brabanter Heirath sollte die Nichte ihren Erblanden fern gehalten werden, inzwischen dachte er hier sich in der Regentschaft möglichst festzusetzen. Bei gelegener Zeit ließ sich dann vielleicht eine förmliche Abtretung erreichen. Jakobäa und ihr Gemahl waren ja noch so jung und unerfahren, der gehärtete Politiker durfte sich zutrauen, sie gemach nach seinem Willen zu lenken. So vergab er seines Hauses Recht und Vortheil wenig, vereinigte aber damit die Achtung vor dem letzten Willen des Bruders, und vor dem Beschlusse der Landstände, welche ihr früheres eidliches Versprechen, nur Jakobäa zu huldigen, jetzt bethätigt hatten. Die Lage der Dinge änderte sich aber sehr bald. Was Johann bei seiner Berechnung doch nicht genug in Anschlag gebracht, war der wilde Parteihaß und der Charakter Jakobäas.

Er hatte gemeinsam mit ihr und ihrer Mutter den Herrn von Montfort zum Schatzmeister von Holland bestellt und ihm die höchste Gewalt übertragen. Dieser aber benutzte mit den übrigen Hoeks Jakobäas und ihres Oheims Abwesenheit, um auf die Häupter der Feinde alle Schalen der Wuth und der Rache auszuleeren. Wer von den angesehenen Kabeljaus noch nicht landesflüchtig, mußte eilen, Leben und Freiheit zu retten. Johann mußte einsehn, diese Hoeks würden ihn nächstens aus seiner Gewalt in Holland herausdrängen. Die Dinge waren eben auf die Spitze gekommen: die Hoeks besaßen Alles und durften nicht das Geringste nachgeben, um nicht Alles zu verlieren.

Jakobäa aber horchte nur auf die Hoeks. Sie sollte des Oheims Besitzungen in ihren Landen vermehren — um

Digitized by Google

wie viel, sagen uns die Urkunden nicht, das Nähere war heimlich abgeschlossen. Sie zeigte sich aber durchaus nicht eilig, ihr Versprechen zu erfüllen, er besaß ohnehin schon einen bedeutenden Theil von Holland. Auch hatte Jakobäa kaum die Landesehren der Fürstin empfangen, als sich ihr männlicher Geist in der Neigung und Kraft zum Herrschen regte: sie dachte nicht daran, dem Oheim noch mehr Rechte abzutreten. Im Herzen war sie längst gegen ihn erbittert. Vertrat er doch so lau die Sache, welche ihr für einen Ritter und Fürsten als die allein ehrenhafte erschien. Einst hatten er und ihr Vater diese Sache so kraftvoll zum Siege geführt: jetzt beschützte er die Gegenpartei vor der Wuth der Hoeks und wollte ihr nicht einmal die Gefangenen herausgeben, welche er vom Yſſelstein mitgenommen.

Als nun diese Mißhelligkeiten ruchbar wurden, umschwärmten und umlagerten ihn die Kabeljaus mit Flüchen und Klagen über ihre Feinde. Er hatte ihnen ja schon öfter gute Dienste geleistet, als hätte er vorausgesehn, daß er einst noch an ihre Spitze treten werde. Sie ließen nicht ab, ihn zu mahnen. „Wahrnehmen solle er sein Recht, das sei er sich und dem Kaiser, das sei er den Unterthanen schuldig. Ob denn das Land noch länger unter der Laune und Leidenschaft einer jungen Frau stehn solle, welche nur auf schlimme Rathgeber höre? Ob er es denn noch länger ansehn könne, wie so viele der Reichsten und Besten im Lande ganz zu nichte gemacht würden?“ Schon um Mitte Septembers begannen sich Haufen von Verbannten an den Gränzen zu zeigen, und die Hoeks fürchteten einen Handstreich auf Gouda. Johann vergewisserte sich der Absichten und Hilfsmittel der Kabeljaus und erschien wieder in Dortrecht.

Einen offenen Brief ließ er von dort ausgehn an alle Städte. „Um des Friedens und der Gerechtigkeit willen sei er nach seines Bruders Tode aufgetreten und habe mit seiner Nichte und ihrer Mutter einen Schatzmeister und andere Edel-

Digitized by Google

leute zur Landesregierung eingesetzt, welche versprochen, alles nach seinem Rathe zu thun. Nun aber sei das Land voll Parteiung und Ungerechtigkeit, Klagen über Klagen hätten ihn in Lüttich bestürmt. Deshalb sei er nach Dortrecht gekommen, dem Uebel zu steuern und den guten Städten zu helfen, daß sie ihre Privilegien Freiheiten und guten Gewohnheiten ungekränkt behielten. Denn er sei der rechte Schirmherr und Ruhwart der Lande, so lange seine Nichte ohne ehelichen Vogt. Alle guten Städte fordere er auf, ihn anzuerkennen und zu stärken in seinem offenbaren Rechte als Schirmherr und Ruhwart, — die Rechte seiner Nichte aber wolle er damit durchaus nicht antasten". Dieser Brief war blos an die Städte gerichtet, und er sollte nicht blos den Schöffen und Rathsherren, welche durchgängig hoekisch, sondern überall den Bürgerschaften selbst verkündigt werden. Mit ihrer Hilfe wollte der Lütticher Fürst zunächst nur sein Vogteirecht durchführen, welches Jakobäas Rechte als Landesfürstin noch nicht schädigte.

Auf die erste Kunde dieser Vorgänge eilte Jakobäa herbei und berief Adel und Städte nach Schoonhoven. Der Oheim trat in die Versammlung und verlangte seine Anerkennung als Vogt. Da schrien die Hoeks, — denn sie bildeten ja fast allein den Landtag, — wild durcheinander: „Ob sie denn keine Fürstin hätten? wozu sie noch einen Vogt brauchten? sie wollten es der Fürstin an Rath und Beistand schon nicht fehlen lassen". Die sechszehnjährige Jakobäa aber antwortete dem Oheim: „Als Unmündige hätte sie ihn gerne als ihren rechten Vormund begrüßt, jetzt aber sei sie zu ihren Jahren und Tagen gekommen, — sie solle zusammen mit ihm, ihrer Mutter und ihren Räthen regieren, das sei man einig geworden, und das wolle und werde sie aufrecht halten, im Uebrigen aber solle er sie in Ruhe lassen". Johann verlangte nun: „wolle sie ihn als Vormund nicht anerkennen, so möge sie ihm als Bevollmächtigten die Re-

Digitized by Google

gierung übertragen". Darauf lautete Jakobäas Antwort: „sie sehe keinen Grund, die Biervlieter Anordnungen abzuändern; habe er sonst noch einen Anspruch an sie, wolle sie ihm nach dem Rathe ihres Burgunder Oheims und Vetters sowie ihrer Landstände zu Recht stehn".

Nach diesem Bescheide trat Herzog Johann offen an die Spitze der Kabeljaus. Am 3. November verließ er den Landtag zu Schoonhoven, wurde in Dortrecht freudig empfangen und schickte an Jakobäa seine letzte Mahnung, seine Vogtschaft anzunehmen oder den Krieg. Sie wählte den Krieg. Der offene Fehdebrief ließ nicht auf sich warten. Es erhielten auch die verhaßten Zerstörer des Yſſelsteins, die Utrechter, seine Absage. Mit aller Macht begann er nun zu rüsten, sandte nach England um Bogenschützen, zog die Egmonds und andere mächtige Kabeljaus an sich und beschickte den jungen Arkel, der in Geldern Truppen sammelte, daß er sich eile.

Da schrien die Kabeljaus vor Freuden auf. Jetzt hatten sie wieder ein Haupt aus der fürstlichen Familie selbst. Zum drittenmal traten sich Glieder des bayerisch-niederländischen Hauses als Kriegsführer von zwei tödtlich erbitterten Parteien gegenüber. Aus allen Städten kamen zu Schiffe und zu Roß die Schaaren der Kabeljaus nach Dortrecht. Der Verbannten und Geächteten, welche in den benachbarten Gränzlanden auf diese Wendung der Dinge gelauert hatten, oder welche in den kleinen holländischen Städten in Geiselschaft lagen, waren so viele, daß sie allein schon ein Heer bildeten. Johann erklärte durch seine Briefe sie von Bann und Buße ledig und setzte sie in volle Ehren und Güter wieder ein.

Die Dortrechter aber huldigten am 10. November Johann von Bayern einmüthig und eidlich als Ruhwart. Denn, so erklärten sie wie geschickte Advokaten, „einerseits hätten sie das offenbare Recht des Herzogs Johann, andererseits das Versprechen vor Augen, welches sie einst mit den andern Städten vor der jungen Fürstin Vater ablegten. Da sie aber

Digitized by Google

der Gräflichkeit von Holland treu wären und blieben und keinen Näheren wüßten zum Regimente als Herzog Johann, der sich ihnen dargethan als gebornen Vogt und Ruhwart nach seines Bruders Tode und als den Nächsten von der Schwertseite, so huldigten sie ihm bei ihrer Treue und Ehre und mit rechtem Eide als einem Vormund Vogt und Ruhwart ihrer lieben gnädigen Frau und deren Lande, jedoch unbeschadet den Rechten der einen und des andern". Herzog Johann verbriefte ihnen dagegen, auf sich selbst allen Schaden zu nehmen, der ihnen aus dieser Sache komme. Auch in seiner Stadt Briel ließ er sich als Ruhwart huldigen. Von da an schrieb er sich „Herzog Johann von Bayern, Pfalzgraf vom Rhein, Erwählter von Lüttich, Graf zu Loon, Herr von Voorne und geborner Vogt und Ruhwart unserer lieben Frau und Nichte und der Lande von Holland, von Seeland u. s. w."

Es war ein gewagtes Unternehmen, den Hoeks den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Noch standen die Städte in der Treue zu Jakobäa, und vom gesammten Adel konnte Johann sich nur auf die Arkels und Egmonds verlassen, diese waren aber vertrieben. Allein der Bayer rechnete, die Zeit müsse ihm den Sieg bringen. Die Zeit mußte den Kabeljaus Luft schaffen, sobald ihnen nur ein Anhalt sicher war, wie er und Dortrecht ihn boten.

Nicht lange darauf geschahen bei dem Concil zu Konstanz Schritte, um die Brabanter Heirath zu hintertreiben. Der Kaiser und Herzog Johann von Bayern überreichten jeder eine Erklärung an die Kirchenversammlung folgenden Inhalts: „Jakobäa und Johann von Brabant, Blutsverwandte im zweiten Grade, hätten sich die Ehe versprochen, für den Fall, daß der Pabst sie dispensire. Aus ihrer Heirath werde aber kein Glück und Segen für ihre Lande, sondern neben dem größten Aergerniß ein blutiger Bürgerkrieg entstehn. Denn diese Ehe sei beschlossen zur ärgsten Gefährdung der

Rechte des wahren Erben der Lande, Johanns von Bayern. Das Concil müsse schleunigst, und zwar am füglichsten durch die benachbarten Erzbischöfe von Köln und Trier, die Sache untersuchen lassen und die Heirath untersagen bei Kirchenbann und anderen Strafen". Der Kaiser verlangte auch: „Das Concil solle zum Voraus jede Dispensation, von wem sie auch komme, für null und nichtig erklären". Durch dieses Vorgehn wollte man Pabst und Pönitentiar vor der Sache scheu machen. Wurde die Hoffnung auf Dispensation abgeschnitten, so war die Vogtschaft Johanns von Bayern auf noch unbestimmte Zeit verlängert, der Brabanter und Burgunder Macht aber der rechtliche Grund genommen, Jakobäa und den Hoeks zu helfen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Schlacht in Gorkum.

Jakobäas Persönlichkeit. Ihre Rüstungen. Rotterdam und Gorkum. Johann von Egmond. Seine Wegnahme Gorkums. Einzug des jungen Arkel. Oertlichkeiten von Stadt und Burg. Angriff der Hoeks von der Burg. Arkels edles Rittergemüth. Seine Gorkumer Erinnerungen. Ermuthigung der Hoeks durch Jakobäa. Ihre Flotte und Schlachtordnung. Landung bei Gorkum. Abenteuer der Utrechter und Amersforter. Jakobäas heimliche Botschaft an Arkel. Was für und gegen ihre Verbindung sprach. Arkels Zögerung. Heroldsansage der Schlacht. Brederode und Arkel zu Rittern geschlagen. Angriff und Kampf. Flucht der Geldrischen. Furchtbare Niederlage des Arkelschen Heers. Arkels Tod und Leichenfeier. Schicksale seines Vaters. Brederodes Tod. Seine und seines Vaters Schicksale. Jakobäas Trauer. Die Gefangenen.

Wie eine gereizte junge Löwin nahm Jakobäa den Kampf an. Sie selbst stellte sich an die Spitze ihrer Getreuen, und begeistert strömte ihr der Adel zu. Das Ritterthum, welches im reinen Weibe alles vereinigt dachte, was schön und edel und des Sehnens werth, fand in Jakobäa etwas, das seinem Ideale glich. Schön war sie, wie je ein anderes Weib, über ihr junges Haupt war bereits ein furchtbares Schicksal dahin gefahren, und der Schutzlosen drohten jetzt neue Verfolger. Und wie kühn und königlich trat sie ihren Feinden entgegen! Wer Jakobäa anschaute, empfand die Zuströmung von diesem hohen und ruhlosen Geiste, diesem feurigen Willen, der aus ihren Augen blitzte. Und es lag auch heitere Lust und Lebensfrische darin, vielleicht gar ein fröhlicher Uebermuth, die Tiefen und Gefahren des Daseins zu kosten.

Jakobäa war aber auch eine Fürstin. Ihr rasches Auge sah Alles, was noth war, und auf der Stelle erfolgte ihr

Befehl. Walram von Brederode, den bewährten Kriegsmann und Vornehmsten ihres Adels, ernannte sie zum Befehlshaber aller Streitkräfte. Bei hoher Geldstrafe gebot sie, daß jeder ihrer Unterthanen in den Städten und auf dem Lande sich binnen einem Monat bewaffnet zeige mit Panzer Eisenhut und anderer Wehre, ihr wohl zu dienen. Offene Städte ließ sie schleunigst mit Thürmen Gräben und andern Werken befestigen. Denn, so erklärte sie, „von ihren Vorfahren sei es ihr leiblich angeboren, daß sie für's Beste ihres Landes und für die Festigkeit ihrer Städte sorge". Auch nach Brabant eilten ihre Boten, den Bräutigam bei seiner Ritterehre zu mahnen zu ihrem Beistande. Die drei Adelshäupter dort, der Graf von Nassau-Breda der Freiherr von Bergen-Grimberg und der Freiherr von der Lecke-Heeswyck saßen sogleich zu Pferde mit mehr als vierhundert Schwerbewaffneten.

Sie zogen auf Rotterdam. Hier hatte der Kampf begonnen. Johann von Bayern setzte der Stadt heftig zu, einmal über das anderemal wurde sie berannt. Doch die Hoeks hielten sich mannlich dort, und die Brabanter brachten ihnen willkommene Hilfe. Rotterdam war gerettet, der Bayer mußte ablassen. Ein anderer wichtiger Platz war Gorkum. Auch diese Festung lag den Dortrechtern im Gesichte, kaum fünf Stunden von da. Wie Rotterdam der Schlüssel zu dem Lande, das nordwärts lag, so war Gorkum der Schlüssel zum ostwärts liegenden Holland. In den Händen der Feinde mußten beide Städte der beste Gränzwall sein und zugleich der beste Platz zum Angreifen und Vordringen. Schon Herzog Wilhelm hatte befohlen, die Gorkumer sollten die Hälfte ihrer Jahressteuer darauf verwenden, daß ihre Stadt beschirmt werde und anzusehen sei wie eine stolze Feste. Allein die Bürgerschaft that wenig oder nichts, weil man es noch nicht verwunden hatte, von einer Residenz zu einer bloßen Provinzialstadt herabgesunken zu sein. Jakobäa gebot, sofort

Digitized by Google

jene ganze Steuersumme zu nehmen und damit die Festungswerke auszubessern.

Ihre Fürsorge kam zu spät. Der gefährlichste Feind der Hoeks war Johann von Egmond, welchen die Anschläge auf Jakobäas Vater Erbe und Heimath gekostet hatten. Tag und Nacht sann er, wie er sich wieder helfen könne und rächen an seinen Feinden. Er war ein feiner Mann, jedoch wohl versucht und gefürchtet in Kriegsthaten. Wenn er zum Fechten ging, schnallte er einen Gürtel um mit silbernen Glöckchen, daher das Volk ihn den Schellenhans (Jan mette bellen) nannte. Seine Stadt Yfselstein hatte er vor einem halben Jahre Nachts im Anlaufe gewonnen, er versuchte jetzt dasselbe mit Gorkum. In der Nacht auf den 21. November kam er in der Stille heran, legte eine Schaar in Hinterhalt vor das Arkelthor und hielt sich mit den Andern in der Nähe. Die befreundeten Bürger in der Stadt, welche noch gut Arkelsch, waren benachrichtigt. Als nun Morgens in der Dämmerung das Thor aufging, wurde es rasch von Egmonds Leuten besetzt, sie riefen die Uebrigen herbei und Alle drangen in die Stadt ein. Hier standen schon die Bürger in Wehr und Waffen hinter ihren Hausthüren, jubelnd stürzten sie hervor auf die Straßen, und der ganze Haufen wälzte sich unter dem Schmettern der Trompeten und dem Geschrei „Arkel, Arkel!“ auf die Hauptstraße. Die hoekisch gesinnten Bürger waren höchst ärgerlich aus dem Schlafe gestört, es blieb gar nichts mehr übrig, als sich Hals über Kopf in die Burg zu flüchten, welche Herzog Wilhelm am Ufer der Merwe neu erbaut hatte.

Das war eine lustige Botschaft für alle Kabeljaus. Der junge Arkel warb eiligst mit den Schätzen seines Hauses ein tüchtiges Heer und schickte an alle seine Freunde im Geldernschen und Jülichschen, im Lütticher und Brabanter Land: „jetzt sollten sie zu ihm stoßen mit ihren Fähnlein, wenn er ihnen lieb sei“. Gern hörte der junge Adel den Ruf des einzigen Erben vom hochberühmten Hause Arkel, der eine rechte Blume

der Ritterschaft war und zugleich erklärter Erbprinz des Herzogshutes von Geldern und Jülich. Eine stolze fröhliche Jugend wogte hinter ihm drein, Bannerherren Ritter und Knechte, als er nach hartem Schicksal triumphirend wieder einzog in sein Land und seine Vaterstadt. Hinter der Rittermenge aber zogen gut bewaffnete Söldnerhaufen. Auch Vertriebene aus Haerlem und Leyden stellten sich in Menge ein. Erfreut kam Herzog Johann von Dortrecht auf kurze Zeit herüber und besprach sich lange heimlich mit Arkel. Er ließ ihm seinen Getreuen, den Grafen Verneburg, mit Kerntruppen zurück. Gegen viertausend Leute mit Eisenhauben hatten die Kabeljaus jetzt hier beisammen, für die damalige Zeit eine ansehnliche Macht. Gorkum sollte ihr zweiter Hauptwaffenplatz werden, und sie säumten nicht, jede schwache Stelle in seiner Befestigung zu stärken.

Die Hoeks auf der Burg aber waren wohlbewehrt. Herzog Wilhelm hatte das Werk so stark gemacht, damit es eine Zwingburg sei für Gorkum und das Land Arkel. Die Burg stand am Ende der Stadt, deren Ringmauern sich an sie anlehnten. Auf der einen Seite war sie vom Flusse bespült, auf der andern öffnete sich ein freier Platz, auf welchen die Straßen der Stadt einmündeten. Die Häupter der Besatzung waren der kriegsharte Florenz von Kyfhoek, der Drost Arnold von Leyenburg und Herr Andreas von Dahlem. Arkel wollte sie nicht angreifen; denn nur die Stadt gehörte seinem Geschlechte, die Burg aber hatte Herzog Wilhelm neu erbaut, obwohl man Steine dazu auch von dem zerstörten altherrlichen Stammhause der Arkel genommen. Nun griffen die Hoeks an und machten kräftige Ausfälle. Ihrer sich zu erwehren, ließ Arkel über den Platz zwischen Burg und Stadt einen breiten tiefen Graben ziehn: jeder sollte auf dem Seinigen bleiben.

Der edle Thor! Im Roman Lancelot vom See faßt der Dichter die Eigenschaften zusammen, welche der ächte

Digitized by Google

Ritter besitzen muß: „Stark, kühn und schön muß er sein, edel, gütig und höflich, in hochherziger Weise freigebig, reich und umringt von Freunden". Diese Eigenschaften besaß Wilhelm von Arkel, sie alle schmückten ihn im schönen Verein: aber, waren denn dies allein die Eigenschaften des Löwen Geiers und anderer Raubthiere, welche die Ritterschaft so gern im Wappen führte? Selten laufen die Dinge so, wie der edle fromme Sinn sie erwartet, und namentlich Arkels wilde Zeit forderte ganz andere Schärfe vom Parteiführer. Wie oft hatte er das bereits in Gorkum erfahren! Um zum Frieden mit Herzog Wilhelm zu gelangen, hatte er einst dem starrköpfigen Vater die Thore der Stadt verschlossen, und nicht lange darauf, als er zu seinem Vater gereiset und sich Versöhnung erfleht hatte, klopfte er bei der Rückkehr selbst vergebens an. Gerade die reichen Bürger, welche ihn zum Abfall vom Vater bewogen, erklärten ihm damals von der Mauer: ehe sie ihn einließen, müsse er sie erst vor dem Alten sicher stellen. Da war er, Rache gelobend, fortgeritten, war auch wiedergekommen in einer dunkeln stürmischen Regennacht. Seine Begleiter trugen je vier Mann kleine Boote, diese schoben sie in das breite tiefe Wasser des Stadtgrabens, kamen glücklich hinüber, setzten ihre Leitern an und erklimmten die Mauern, unter den ersten Sieben der junge Arkel mit seiner treuen Dogge, die ihm auf der Leiter gefolgt war. Damals gewann er die Stadt wieder und die Verräther flohen, — allein was half es? Das Ende kam doch so, daß sie und Herzog Wilhelm wieder Herren wurden und ihm die uralte herrliche Stammburg niederrissen. Jetzt saß sein alter Vater krank und gefangen im Thurme zu Gouda. Jakobäa hatte den alten Mann aus dem Stocke losschlagen lassen, daß er sich wieder frei in der Kammer ergehen durfte. Die Hoeks aber ruhten nicht, bis sie den Gefürchteten in die Verließe zu Sevenbergen, unter die Hut seines ärgsten Feindes gebracht hatten. Jetzt konnte auch des jungen Arkel Vater

Digitized by Google

wieder erlöst werden: wehten doch seine Fahnen wieder in Gorkum, und die Tochter des Fürsten, der einst diese heiligen Fahnen niedergerissen, Jakobäa, dachte sie noch in Liebe an den edlen Ritter von Arkel?

Bei der ersten Kunde, daß Gorkum genommen, beschickte Jakobäa all ihre Räthe und Freunde, soviel sie in der Eile treffen konnte und hielt Rath mit ihnen. Es war großes Geschrei im Lande über das zahllose Volk, das die Kabeljaus nach Gorkum brächten. Ein Bangen schlich viele Hoeks an: konnte die junge Fürstin so mächtige Feindesrüstung bestehn? Sie aber hatte nur einen Gedanken: retten müsse man die Freunde auf dem Gorkumer Schlosse, koste es was es wolle. Ihr feuriger Muth belebte ihre Anhänger, der Entsatz wurde beschlossen, und die Boten eilten zu allen Freunden, denen man trauen konnte. „Schleunigst sollten sie sich aufmachen mit allen Schiffen und Leuten, die sie erraffen könnten: das bitte sie um alles ihre Fürstin, denn es sei Nothsache". Auch den Bürgern von Utrecht und Amersfort sandte sie das Begehren: „diesmal sie nicht zu verlassen, sie wolle es ihnen ewig gedenken". Rotterdam wurde zum Sammelplatze bestimmt. Man sandte stromauf stromab Boten, um Schiffe zu miethen. Ein Glück war, daß Jakobäa noch am selben Tage, als Egmond heimlich auf Gorkum marschirte, dem Herrn von Hoorn, welchem das Städtchen Workum gehörte, befohlen hatte, ihr dort gelegenes Schloß bestens zu bewachen. Denn Workum lag der Arkelschen Stadt beinahe gegenüber auf der andern Seite des Flusses. Von hier aus mußte der Angriff auf Gorkum unterstützt werden.

Am bestimmten Tage, es war der 1. Dezember, stellten sich die Herren mit ihren Schiffen und Mannschaften zu Rotterdam. Es waren doch mehr, als man hatte hoffen dürfen. Die braven Utrechter und Amersforter fehlten nicht. Dreihundert Schiffe und sechstausend Mann drängten sich zu Jakobäas Dienste, und Alles war voll Streitlust. Der Feind

Digitized by Google

hatte nur den einen großen Vortheil, daß sein Heer meist aus ritterlichen Männern oder aus gutbewaffneten Söldnern bestand. Der Vorsicht wegen, und weil man noch nicht wußte, wo und wie stark der Feind, machte man eine genaue Schlachtordnung. Die Flotte wurde in drei Treffen gestellt: das vorderste vereinigte die besten Ritter und Knechte, sie sollten zuerst das Wagstück versuchen; die Utrechter und Amersforter hatten den zweiten Zug; dann kamen die Uebrigen. Die Letzten führten Jakobäas großes Banner, damit wenn alles verloren, wenigstens dies gerettet werde; im ersten Treffen waren nur ihre kleinen Fahnen, die man Wimpel nannte oder Rennfähnlein. Oberfeldherr war der erprobte Brederode. Jakobäa selbst und ihre Mutter, die jetzt nicht von ihr lassen wollte, standen auf den Schiffen im Vordertreffen.

Unter dem Schalle der Trompeten stieß Zug auf Zug ab, die Flaggen und Fahnen flatterten im Winde, und sie fuhren über das Wasser, bis sie die Wälle von Gorkum erblickten. Noch stand dort hoch in den Lüften Jakobäas Feldzeichen, die Freunde hielten also die Burg noch. Der jungen Heldin hob sich die Brust, zum ersten Male ging sie in die Männerschlacht, sie wußte nicht, ob zum Mauerstürmen oder zum Schiffskampfe. Bebte heimlich ihr Herz auch wohl vor Wonne, daß sie kam, den stolzen und edlen Ritter anzugreifen, der ihr wäre der liebste Gemahl gewesen? — Hart unter den Mauern des Schlosses wurde gelandet, es öffnete sich dessen Wasserthor, man sprang aus den Schiffen und eilte hinauf, und die Fürstinnen und all ihre Ritter kamen wohlbehalten in's Schloß. Da war Freudenrufen und Waffengeklirr und Glückwünschen in seinen Gängen und Höfen. Es war Mittags zwölf Uhr. Unterdessen stießen auch die Utrechter und Amersforter an's Land. Sie sahen den Aufgang zur Burg vollgestopft von Zudrängenden, aber da galt kein Zaudern. Mit wildem Muthe fielen sie auf das benachbarte Wasserthor der Stadt und brachen es auf, ein großes Stück Stadtmauer

Digitized by Google

fiel mit herunter. Mit Trompeten und wehenden Fahnen stürmte der ganze Haufen in die Stadt, mit Steinbüchsen schossen sie in die Straßen hinein, welche sie durchzogen, bis sie vor die Burg kamen und dastanden in großer Raufluſt und in Freuden über ihr Abenteuer. Als das die Herren und Ritter sahn, kamen sie fröhlich von der Burg herab und stellten sich zu ihnen in Waffen, und die Fürstinnen kamen ebenfalls. Jakobäa stieß ihr Rennfähnlein in den Boden und stand mit ihrer Mutter dabei, und sie harrten alle des Feindes. Drüben standen seine Haufen, an der andern Seite des Burgplatzes vor der Kreiden- und der Mühlenstraße. Alles hatte der Feind ruhig geschehen lassen, noch immer rührte er sich nicht.

Es war aber der Ritter von Leyenburg hinübergegangen und richtete heimliche Botschaft aus von Jakobäa an Arkel. Man erzählte, sie habe ihm sagen lassen: „Besser sei es, sie beide gäben sich vor dem Altare die Hand, als daß sie mit einander zur blutigen Schlacht gingen". Zutrauen konnte man es Jakobäa wohl, daß sie ihre eigene Politik spielte und mit einem Zug die widerwärtigen Bande zerriß, in welche man sie zu Biervliet verstrickt hatte. In der That, Klügeres konnte nicht geschehn, als daß die Tochter des größten Hoeks und der Sohn des mächtigsten Kabeljaus Mann und Weib wurden, und daß sie Hennegau Holland und Seeland mit Geldern und Jülich vereinigten zu einer starken Vormauer gegen Burgund. Wäre Johann von Bayern nicht ein harter Egoist gewesen, diese Verbindung hätte er müssen zu Stande bringen. Freilich wäre es auch für ihn ein schweres Werk geblieben, denn es lagerte sich der Haß der Parteien dazwischen und das Andenken an all den Schimpf und Jammer, welchen das Haus Arkel vom Hause Bayern erlitten. Der junge Arkel soll auf Jakobäas Antrag erwidert haben: „Lieber wolle er sterben". Was immer aber Jakobäa ihm sagen ließ, um ihn vom Bündnisse mit ihren Feinden abzuziehn, — auffallend war es, wie wenig Luſt er zeigte, das Glück der Waffen zu versuchen.

Digitized by Google

Zwiſchen zwei und drei Uhr kam ſein Herold herüber zu Jakobäas Mannen und rief: „Der freie Herr von Arkel laſſe ſie wiſſen, daß er andern Tages hier mit ihnen ſtreiten wolle“. Dieſe Ritterſitte zu beobachten, vergaß der junge Arkel niemals; auch Jakobäas Vater hatte er einſt vor Amersfort in's Blachfeld beſchieden, das Gottesurtheil der Schlacht zu verſuchen, hatte aber von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang vergebens warten müſſen. Jakobäas Ritter antworteten dem Herolde: „Streitens wegen ſeien ſie gekommen und ſtreiten wollten ſie, bis ihre Feinde daran genug hätten“. Und ſie traten vor der Burg zum Rathe zuſammen und beſchloſſen: auf der Stelle ſolle die Schlacht ſein. Mit dem Beſcheide ging der Herold wieder hinüber, und die Herren rüſteten ſich zum Streite. Beide Feldherren knieten nieder und empfingen den Ritterſchlag, drüben der junge tugendliche Arkel, hüben der greiſe kriegsharte Brederode: auf einen ſolchen Tag großer Entſcheidung hatten ſie lange gewartet.

Nun wollten Jakobäas Haufen an den Feind. Es war aber den Utrechtern und Amersfortern der lange und tiefe Graben im Wege, den Arkel auf dem Platze vor der Burg hatte auswerfen laſſen. Wollten ſie den Graben entlang gehn, um auf die andere Seite zu kommen, ſo ſah es aus, als wichen ſie nach rückwärts. Das ärgerte die tapfern Männer in der Seele, daß ſie ihre Banner, welche dem Feinde gerade in's Geſicht wehten, nur einen Augenblick wenden ſollten. Sie wurden einig, ſich ſammt und ſonders in den Graben zu ſtürzen, einer ſolle dem andern hinüber helfen auf's Beſte als er könne. Und als ſie das thaten, ſchritten auch die Ritter vor. Arkel ſtand noch immer und ſah zu, obwohl es ihm ein Leichtes war, ſchrecklich über ſeine Feinde herzufallen, als ſie in und am Graben ſich mühten. Erſt als die ganze Linie mit Geſchrei und Hörnerſchall anrückte, da ſtellte er ſich, ſie zu empfangen. Furchtbar war der Anprall. „Da ketteten ſich“, ſo erzählt ein alter Chroniſt, „die

Digitized by Google

beiden Heere in einander mit fliegenden Bannern, mit großem Trompetenschall, wie unverzagte Löwen, und Jeder begehrte den Andern. Da war großes Schallen von Schlägen, da hörte man die Schwerter und die Hämmer klirren auf Hauben und Harnisch. Da wurde sehr gedrängt und mannlich gestritten; denn jeder arbeitete mit Allem was er konnte, den Sieg zu behalten, so daß der Streit groß und schwer war, bis zuletzt einige von den Arkelschen, welche hinten standen, den Rücken boten und gingen laufen". Siebenmal hatten Jakobäas Haufen angegriffen, siebenmal hatte Arkel den Angriff zurückgeworfen. Da sahen die Leute in seinem Hintertreffen, meist Geldrische, wie aus der Burg Jakobäas Banner mit neuer Mannschaft hervortrat, — es waren dies die Letzten aus den Schiffen, — und Jene meinten, so viel neue Schaaren könnten sie nimmer bestehn. Ihr Anführer, der Herr von Drueten, bekam selber Furcht und machte den Verräther. Plötzlich gingen an tausend Mann laufen und rannten durch die Stadt nach dem alten Burgthor, sie brachen das Thor auf und retteten sich in's Freie, wo sie eigentlich hätten den Galgen finden sollen. Da nun die Vorderen merkten, daß ihre Hinterleute wichen und kein Verlaß auf sie, kam auch in ihre Glieder Schwanken und Unruhe, ein letzter Andrang der Feinde warf sie über den Haufen und in die Stadt hinein. Jetzt waren sie in die engen Straßen eingekeilt. Gräßlich war das Gedränge und das Morden zwischen den Häusern, der Parteihaß sättigte sich im Blute. Ein Theil der Flüchtenden warf sich hinter die Kirchhofsmauern, sie wurden erstürmt. Der Rest verrammelte sich in der Hauptkirche: die Sieger schändeten und zertrümmerten eher das Gotteshaus, ehe sie Gnade gewährten. Die Blüthe des jungen Adels wurde erschlagen, fast der dritte Theil des Arkelschen Heeres fand seinen Tod in den Straßen von Gorkum oder in den Wellen des Flusses. Erst am Abend und andern Tags, als man die Häuser und die umliegenden Büsche durchsuchte, be-

Digitized by Google

hielt die Habsucht die Oberhand: da wurden Gefangene gemacht des Lösegelds willen. Es waren ihrer zuletzt gegen tausend, welche den Hohn und die Fesseln der Gefangenschaft dulden und es ansehn mußten, wie ihre Feinde bei wüsten Gelagen um das Waffengeschmeide der Erschlagenen würfelten.

Unter den Todten lagen auch beide Feldherrn, Ritterschlag und Heldentod trennten nur wenige Stunden. Vor siebenunddreißig Jahren war Arkel in seiner Vaterstadt mit größtem Pompe getauft, drei Barone aus Zweigstämmen trugen feierlich den Erben des Stammhauses zur Kirche, und aus der Taufe hoben ihn drei fürstliche Personen: der Utrechter Bischof, der Herzog von Jülich Cleve, und die Frau von Brederode Gräfin von Ghenyp. Jetzt lag er in derselben Stadt auf der Straße, von der Habgier nackt ausgezogen, stundenlang in Blut und Unrath. Als man ihn erkannte und Jakobäa es hörte, brach sie in Thränen aus. Also war es doch vergebens, daß sie so oft Brederode gesagt hatte: wenn es zum Kampfe komme, solle man doch Acht haben, den jungen Arkel nicht zu erschlagen, sondern wie man ihn gefangen nehme. Um ihn her lagen seine Freunde und Genossen, die Junker von Petersen, Büren, Herwynen, Gemen, Apelteren, Gelligem, der Graf von Ubbergen und viele andere Edle. Seine Feinde richteten Arkel die Leichenfeier aus, sie bestatteten ihn unter tiefer Trauer und Theilnahme in der Gruft seiner Väter, unter dem Liebfrauenchor zu Gorkum. Unter den sechszehn Wappen, welche seinen Schild umgaben, prangten die Zeichen von Holland, Geldern, Brabant, Jülich, Luxemburg, Frankreich und England; denn mit allen diesen Häusern waren die Arkels verwandt.

Der alte Arkel, der einst hochgebietende Statthalter über ganz Holland, der dann die wüthenden Kriege mit Jakobäas Vater geführt hatte, lag noch lange Jahre im Burgverließ zu Sevenbergen. Manchmal holten ihn die Hoeks aus dem Thurme und ließen ihn zuschauen bei ihren Gelagen, um

Digitized by Google

den einſt ſo Gewaltigen zu höhnen und ſich zu weiden an ſeinen Seufzern und Flüchen. Erſt als auch der mächtige Herr von Sevenbergen zum Falle kam, wurde der alte Arkel frei. Er kam damals im Gefolge Philipps von Burgund nach Holland und war ſo arm, daß er mildthätige Gaben annehmen mußte. Auf ſein Bitten und Flehen gab ihm endlich der Burgunder ein Schloß, das zu Leerdam, zurück. Dort ſtarb der alte Arkel, ein armer zitternder Greis, welchem dreizehn Jahre Kerkerluft das Mark ausgetrocknet hatten. Das waren die beiden Letzten des ruhmreichen Geſchlechtes, das einſt ſo herrlich und trotzig da geſtanden und aus ſeinen Beſitzungen, welche durch alle Niederlande zerſtreut lagen, eine Rente von jährlich faſt vierhunderttauſend Reichsgulden ſein nannte.

Die Gräfin von Ghenyp, welche den jungen Arkel aus der Taufe gehoben, war die Mutter Walrams von Brederode. Er hatte in der Hitze der Schlacht ſeine Knappen und Reiſigen weit hinter ſich gelaſſen, ſie wußten nicht, wo er geblieben, bis ſie ihn erſchlagen fanden. Sein Verluſt war für Jakobäa der Verluſt eines halben Heeres. Denn ihr Oberfeldherr war ein kluger tapferer Herr, der alle Kriegsſachen aus dem Grunde verſtand. Er hatte ſchon viel in ſeinem Leben erfahren und großen Ruhm erworben. In Herzog Albrechts Frieſenkriegen war ihm zuletzt das halbe Heer anvertraut: in einem Treffen, wo Keiner ſtandhafter aushielt, wurde er niedergeworfen und die Frieſen hielten ihren Gefangenen ſehr hart. Erſt nach einiger Zeit gelang ihm eine kluge Liſt, durch welche er ſeine Wächter täuſchte und glücklich entkam. Auch Gorkum war ihm ſchon verderblich geweſen. Als er die Arkelſche Stadt mit Jakobäas Vater berannte und viel kühne Streiche ausführte, fing ihn eines Tages der alte Arkel weg. Dieſer hielt ihn feſter, als die Frieſen. Sieben Jahre lag Brederode in Gorkum gefangen, doch er vergalt es ſeinem Feinde ſchon damals. Er machte ihm in der Gefangenſchaft die reichen Gorkumer abſpenſtig und reizte und drängte ſie, bis ſie die

Digitized by Google

Stadt an Herzog Wilhelm verriethen. Dieſer hatte ihn ſehr lieb und machte ihn zuletzt zu ſeinem oberſten Statthalter in Holland. Brederode war ſeinen Fürſten ſo ganz ergeben, daß er einen großen Theil ſeines Vermögens für ihre Sache opferte. Auch ſeine Grafſchaft Ghenyp hatte er deshalb für eine hohe Summe verpfändet, welche wenig Hoffnung zur Ausſöhnung ließ. Immer aber blieben die Brederodes die Reichſten in Holland nach den Arkels.

Auch Walrams Vater hatte das ſchickſalsvolle Leben eines vornehmen ritterlichen Herrn jener Zeit geführt. Nach manch guter Kriegsthat ging er auf fromme Ritterfahrt in St. Patricks Fegefeuer auf Irland, bei ſeiner Rückkehr wurde er Mönch und ſeine Frau Nonne. Da dichtete und überſetzte er in klöſterlicher Einſamkeit viele ſchöne Lieder. Als ſeinem Hauſe aber noch ein reiches Erbe anheimfiel, welches der Beſitzergreifung bedurfte, warf er die Kutte wieder ab, die Weltluſt kehrte wieder und er forderte ſeine Frau zurück. Der Utrechter Biſchof verweigerte ſie, da eroberte er die kleine Stadt, in welcher ihr Kloſter ſtand, und holte ſie ſich heraus. Der Biſchof aber war nicht minder ſchnell, überfiel das Städtchen mit Heeresmacht und ſetzte die Frau wieder in's Kloſter und den Frevler in's Gefängniß. Nicht eher kam er wieder los, als bis die Gemahlin vor Reue und Gram geſtorben. Nun zog er mit dem Burgunder wider die Engländer und fiel bei Azincourt. Da ſein älterer Bruder Karthäuſer geworden, ſo fielen all die reichen Güter des Geſchlechtes an ſeinen Sohn Walram. Auch dieſer war ein frommer Herr, das lag in der Familie.

Jakobäa betrauerte den treuen Feldherrn und Freund wie eine Tochter den Vater, und da ſeine Wittwe ſich um ſeinen Verluſt zu Tode härmte, nahm ſich die Fürſtin aus ganzer Seele ſeiner unmündigen Kinder an. Wohl mochte Jakobäa nach der Gorkumer Schlacht ſeufzen: „Gewonnen hab ich und doch verloren!“ Im Uebrigen aber war dieſes

Digitized by Google

Treffen ein furchtbarer Schlag auf das Haupt ihrer Feinde. Von da an ſchwuren die Hoeks nicht höher, als bei dem Muthe ihrer Fürſtin. Sie vor allen war es geweſen, welche die Fahne ergriff und ihre Ritter zum Siege führte, ehe das Bangen und Zagen um ſich griff. Die gute Botſchaft ſandte ſie nach Brabant zu ihrem Verlobten, der jetzt wirklich mit einer anſehnlichen Macht heranzog. Auf der Stelle kehrte er wieder um nach Brüſſel und ſandte ſeiner Verlobten nur ein paar Räthe, ihr Glück zu wünſchen.

Nachdem Jakobäa das wiedergewonnene Gorkum auf das Stärkſte befeſtigt hatte — ſpäter beſtimmte ſie dazu die ganze Steuer der Stadt — zog ſie mit ihren zahlreichen Gefangenen nach dem Haag, und ſie und die Ihrigen dankten und lobten Gott, der ihnen ſo glorreichen Sieg geſendet. Sie durften noch andere Erfolge hoffen. Die Flotte, welche das Heer von Rotterdam nach Gorkum gebracht, wurde beordert, nicht auseinander zu gehn, ſondern vor Gorkum liegen zu bleiben. Unter ihren Gefangenen hatte Jakobäa vornehme Herren, den Grafen von Verneburg, die Herren von Heynsberg, Homoet, Büren und Andere. Noch beſſeren Fang hatten die Utrechter gemacht, denn ſie nahmen mit ſich Johann von Egmond und ſeinen Sohn Arnold, der jetzt Herzog von Jülich und Geldern wurde, die Herren von Milendonk, Linden, Ordingh, Yſendorn und noch gar Viele. Allein aus dem Geldriſchen Adel waren an Hundert gefangen. Nicht wenige Güter und Schlöſſer mußten verſetzt werden, um für all die Herren das ſchwere Löſegeld zu erſchwingen.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Die Brabanter Heirath.

Eindruck der Gorkumer Schlacht. Dunkle Ahnungen. Unterhandlungen. Umsichgreifen des Kriegs. Jakobäas Strenge. Staatsanleihen. Kaperbriefe auf Menschen. Söldnerwerben. Jagd auf mächtige Anhänger. Bündnisse. Streifzüge. Dortrecht und der Seekrieg. Jakobäas Ehesache und die Parteien in Konstanz. Pabst Martin V. und Kaiser Sigismund. Dispensation und Widerruf. Johanns von Bayern Bisthumsentsagung, Belehnung, Verlobung. Vorgänge in der päbstlichen Kanzlei. Heirathsbeschluß in Brüssel. Ein Lebensjahr Jakobäas. Ihre bürgerliche Trauung im Haag. Huldigungszug in Nordholland. Abmahnungsschreiben von Kaiser und Pabst. Kaiserliche Lehnserklärung. Jakobäas kirchliche Trauung. Fortsetzung der Huldigungsreise. Aus der römischen Curie.

Der Gorkumer Zusammenstoß war so plötzlich, so grimm und blutig gekommen, daß ein paar Wochen Ruhe und Bedenken eintrat. Die Kabeljaus hatten hart zu thun, ehe sie die weiten Lücken wieder füllten, welche Tod und Gefangenschaft in ihre besten Reihen gerissen. Der Herzog von Geldern, der heimliche Bundesgenosse der Kabeljaus, bot im ersten Schrecken sein Kriegsvolk auf, seine Gränzen zu besetzen; denn er fürchtete, die Siegerin würde auch an ihm Rache suchen. Doch die Hoeks waren nicht so eilig, mit neuen Gegnern anzubinden; sie wußten nun, welche gewaltigen Kräfte ihre alten Feinde in Bewegung setzten. Bange Ahnung ging durch's Land. Man sah die schweren Gewitter aufsteigen, die sich nimmer entluden, ohne die eine oder andere Partei zu zerschmettern. Auf den seeländischen Inseln zündete ein Blitzstrahl an mehreren Stellen, und in der Luft, so erzählte sich das Volk, ließen sich dabei schreckliche Stimmen hören: „Eilet, eilet! wir müssen fort aus diesem Lande".

Auf beiden Seiten war Neigung zum Unterhandeln. Die

Digitized by Google

fürſtlichen Räthe reiſeten deshalb hin und wieder, bald gingen die Häupter der Hoeks nach Dortrecht, bald kamen Herzog Johanns Räthe nach Holland. Jakobäa korreſpondirte über ihre Angelegenheiten mit der Königin von Frankreich und dem Burgunder Hofe. Auch eine große hennegauer Geſandtſchaft von Prälaten Städten und Edelleuten erſchien in Holland, ihr Beſtes zu thun, damit man ein leidliches Abkommen zwiſchen Oheim und Nichte fände. Der Oheim ſchien verſöhnlich: er machte Jakobäa wiederholt die liebreichſten Vorſtellungen, ſie möge doch ſein Näherrecht einſehn. Er bot ihr an, die ganze Sache dem Ausſpruche des Kaiſers und der Kurfürſten zu unterwerfen. Doch Alles ſcheiterte an Jakobäas Starrſinn, ihre Ungeduld ließ ſich nicht bezähmen, und beides wurde ihr um ſo gefährlicher, als ſie es mit einem ruhig berechnenden weitſichtigen Staatsmann zu thun hatte. Er wußte ſie weislich hinzuhalten, bis der rechte Augenblick kam, ſeine in der Stille ausgelegten Netze zuſammen zu ziehen.

Unterdeſſen riß der Krieg immer weitere Kreiſe in ſeine Unruhe und Leidenſchaft hinein. Jakobäa hatte den Dortrechtern, weil ſie mit in Gorkum geweſen, ſofort abgeſagt. Dieſe erwiderten mit ſchlauer Bedächtigkeit: ſie wären ja gar keine Feinde der Fürſtin. Jakobäa geſtattete nun „ihren getreuen Bürgern von Dortrecht“ noch vierzehn Tage freien Verkehr im Lande. Die Dortrechter benutzten die Zeit, um ihr ſchöne Kriegsvorräthe zu entführen: auf der Stelle ſandte Jakobäa offne Briefe an all ihre Diener und Freunde, „der ungetreuen ungehorſamen Dortrechter“ Leib und Gut auf allen Wegen anzutaſten und die Hälfte der Beute in die nächſte Stadt vor ihre Beamten zu bringen. Gleich darauf erfolgte ihr Befehl, mehreren der Gefangenen von Gorkum den Prozeß zu machen und ſie zum Tode zu führen, jedem Manne aber, der dort gegen ſie die Waffen getragen, Hab und Gut öffentlich zu verkaufen.

Solche Strenge war ſehr unbeſonnen. Schon jetzt hätten

Digitized by Google

des Oheims Lockungen bei den Städten mehr gefruchtet, wäre nicht sein schlimmster Feind sein Lütticher Andenken gewesen. Auch hielten die Hoeks die Bänke in den Stadt- und Schöffenräthen noch wohl besetzt. Durch ihren Einfluß geschah es, daß die drei Städte, welche nach Dortrecht die reichsten waren, nämlich Haerlem Delft und Leyden, sich verpflichteten, jährlich an Stelle ihrer Fürstin fünfhundert zwanzig Rosenobel Leibrenten zu bezahlen, welche Jakobäa, um sich Geld zu schaffen, in Brabant hatte verkaufen lassen. Die Auslage sollte durch den Landesrentmeister vergolten werden: die Städte ließen sich aber außerdem Freiheit geben, mit Zahlung ihrer eigenen Steuern so lange zu warten, bis sie Briefe in Händen hätten darüber, daß die sieben nächst vornehmsten Städte, Gouda Amsterdam Alkmaer Rotterdam Schiedam Hoorn und Oudewater, den Ersatz verbürgten. Diese Bürgschaft wurde geleistet. Auf ähnliche Weise hatte sich Johann von den Dortrechtern Geldsummen verschafft. Jakobäa ahmte auch darin ihren Oheim nach, daß sie seinen Schuldnern gebot, nicht an ihn, sondern an sie zu zahlen.

Man mußte indessen noch andere Mittel ergreifen, die Kriegskasse zu füllen. Denn die Steuern, welche Jakobäa, insbesondere auch von den treuen Hennegauern bezog, reichten längst nicht aus. Die Beute, welche an Geld und Kostbarkeiten, an Vieh und Habe auf Streifzügen einkam, ergab für den Fürsten wenig: die Kriegsleute hatten in der Regel das Beste vorweg genommen. Erklecklicher war es, wenn man einer Stadt oder reichen Dörfern in Feindesland Brandschatzungen auflegen konnte: jedoch zur Zeit hielten, außer dem Dortrechter Gebiet und dem von Voorne Woerden und Goyland, die Dörfer und Städte wenigstens äußerlich zu Jakobäa. Um so weiter blieb der Raum für die Jagd auf erklärte Feinde, die überall heimlich zogen und warben, um die Kabeljauischen aufzustören. Aus solchem Menschenfang dachten die Herren und Ritter sich schöne Summen zu machen.

Digitized by Google

Wie man heutzutage Kaperbriefe gibt auf feindliche Schiffe, so gaben die Fürsten damals Freibriefe, feindliche Menschen zu kapern. Jakobäas Ausschreiben bestimmten darüber Folgendes. Bei jedem Streifzug unter ihrem Banner oder Wimpel gehörten die Lösegelder für die Eroberten ihr allein; war aber noch ein anderes Feldzeichen dabei, so blieb die Hälfte denen, welche den Feind fingen; für zweihundert Gulden aber mußte man ihr jeden Gefangenen, den sie einforderte, frank und frei liefern. Die Utrechter und Amersforter Freunde brauchten von ihren Gorkumer Gefangenen nur ein Drittel der Schatzungsgelder zu erlegen.

War die Feldkasse gefüllt, so ließen sich Söldner werben, welche Krieg und Waffenbrauch handwerksmäßig gelernt hatten. Solche ausgelernte Landesknechte, deren aus den wallonischen Gegenden, aus Westfalen und Friesland stets eine Menge umherfahrteten, konnte man nur für reichliche Handgelder haben. Auch die ledigen Burschen im eigenen Lande, welche dies Volk in den Herbergen zechen sahn, suchten einen Spieß und alten Harnisch hervor, gesellten sich zu ihnen und ließen sich für eine handvoll Gulden anwerben. Zum Kleinkriege, zu ständigen Besatzungen der festern Plätze waren diese Söldner einmal unentbehrlich, denn das Landesaufgebot aus Städten und Dörfern diente nur eine Zeitlang bei großen Unternehmungen.

Andere Künste erforderte es, die reichen Edelleute zu gewinnen, welche selbst Bürger und Untersassen hatten, namentlich wenn es Männer von Kriegsruhm waren, denen die Söldner gern zuliefen. Die streitenden Fürsten überboten sich in Jahrgeldern Gütern und Entschädigungen, durch welche sie einander die Barone abzujagen suchten. So hatte Johann von Bayern den Aerger, daß sein geheimer Rath, der Graf von Nassau-Breda, während dessen Sohn in seinem Dienste verblieb, zu Jakobäa überging. Der Herr von Heemskerk, Jakobäas geheimer Rath dagegen machte es umgekehrt.

Digitized by Google

Nach und nach schickte der gesammte althoekische Adel an Johann seine Fehdebriefe, des Inhalts: „Weil er ihrer lieben gnädigen Landesfrau, seiner Herrin und Nichte, dick und viel Schaden gethan und noch täglich thue, wollten sie seine Feinde sein, Feinde aller seiner Lande Unterthanen Helfer und Helfershelfer und aller derer, die sie auf ihn fehden möchten; damit wollten sie ihre, ihrer Knechte und aller derer, die sie auf seinen Schaden bringen möchten, Ehre bewahrt haben".

Auch bei benachbarten Fürsten und Städten wurde eifrig um Hilfe geworben. Mit Utrecht und Amersfort schloß Jakobäa ein festes Bündniß ab. Für tausend Schildthaler jährliche Rente machte der Herzog von Berg gemeinschaftliche Sache mit ihr. Beide verbanden sich „zur Ehre Gottes und seiner lieben Mutter, aus gutem Grunde ihrer Herzen, zum besondern Besten ihrer Lande und Leute, um rechte Verwandtschaft und ganze Freundschaft und Gunst mit einander zu halten, so lange sie mit der Gnade Gottes in lebendigem Leibe bleiben sollten". Der Graf von Reifferscheidt verbündete sich ebenfalls wider die Dortrechter. Auch an „ihre guten Freunde im Stifte Lüttich" gingen viele Boten mit „heimlichen Sachen": es kam darauf an, dort einen Mann auf den Bischofssitz zu bringen, der Jakobäas Oheim feindlich war. Dieser aber unterhandelte unterdessen mit dem Könige von England, ihm fünfhundert gute Bogenschützen zu überlassen; denn die englischen Bogenschützen hatten bei Azincourt gezeigt, was sie in der Schlacht vermochten. Auch aus den obern Landen am Rhein und an der Maas erwartete er sechshundert Schwerbewaffnete.

So entzündete sich die Fehde mit jeder Woche an mehr Orten. Die Hoeks verbrannten die Schlösser Heemskerks, die Kabeljaus das Städtchen Gravesand. Vergebens hatte bei dem letzteren Jakobäas treuer Brabanter Freund, der Herr von Bergen, lange Zeit mit fünfzig Pferden Wache gehalten.

Digitized by Google

Die Dortrechter benützten die Gelegenheit, um ihrer Handelseifersucht freien Lauf zu lassen. Sie verbreiteten ihre Verheerungen bis nach Gouda, das sie vergebens zu erobern trachteten, und bis nach Zierickſee, deſſen Seehandel ihnen ein Dorn im Auge war. Ein Anſchlag, welchen die eifrigen Brieler mit ihrem Bürgermeiſter Jakob Vrank an der Spitze, auf Schiedam machten, mißglückte. In Rotterdam unterdrückten die Hoeks mit genauer Noth einen gefährlichen Aufſtand. Ritter Adrian, der Baſtard, hatte dort drohende Worte gegen die kabeljauiſch geſinnten Bürger fallen laſſen: darüber entſtand Geſchrei und Aufruhr, alle Hoeks ſollten aus der Stadt getrieben werden, die Dortrechter Schiffe waren ſchon in Sicht, zu helfen. Zu ihrem Glück kamen die Hoeks mit ihren Leuten von den umliegenden Städten hergerannt, ſo daß ſie der Aufſtändiſchen wieder Herr wurden. Jakobäa ſchrieb an Adrian, er möge die beleidigenden Worte zurücknehmen.

Johann von Bayern war ein Meiſter in ſolchem Kleinkriege. Er betrieb ihn mit einem gewiſſen wilden Humor und lief ſeinen Gegnern gerade auf den Leib. Oefter ſetzte er ſich ſelbſt an die Spitze eines großen Streifzuges, traf den Feind empfindlich, wo er es am wenigſten vermuthete, brannte und ſengte, und kehrte jedesmal mit reicher Beute nach Dortrecht zurück. Eine große Landung in Nordholland, die er vorbereitete, konnte nur durch äußerſte Wachſamkeit der Hoeks verhütet werden. Medenblick jedoch fiel in die Hände ihrer Feinde. Keine Stadt konnte zu raſchen Streifzügen trefflicher liegen, als Dortrecht. Es blockirte ganz Holland. Denn die Dortrechter beſaßen eine Menge Schiffe und Matroſen, und immer hatten ſie Geld, neue Mannſchaften auszurüſten. Sie ſelbſt fanden auf den Flüſſen und Kanälen überallhin leichten Zugang, jedoch nur eine ſtarke Macht durfte daran denken, ihrer Stadt ſich feindlich zu nähern. Die kleinen Kaper der Dortrechter ſchweiften unaufhörlich längs der See-

Digitized by Google

küſten und ſcharmützelten auf allen Strömen. Kein Handelsſchiff ihrer Feinde kam unbeläſtigt in See. Der Handel von ganz Holland und Seeland ſtockte. Die Hoeks machten die äußerſten Anſtrengungen. Sie errichteten bei Rotterdam Schiedam Vlaardingen Blockhäuſer und legten Kriegsvolk hinein. Aus Flandern wurden für ſchweres Geld ein paar hundert Söldner geholt. Man miethete Schiffsmeiſter, welche Tag und Nacht die Ströme unterſuchen ſollten. Die Mannſchaft eines Kaperſchiffes, welches auf Pfingſttag ausgelaufen war, wurde ſofort mit dem Schwerte hingerichtet. Gegen die gar zu eifrigen Brieler machte Philipp von Blote einen Anſchlag. Man kaufte vier alte große Schiffe, welche in der Nacht vor den Brieler Hafen geführt wurden. Dort wurden ſie an Ankern feſtgelegt, aufgehauen und ſanken an den Ankerſtricken auf den Grund, um den Hafen zu verſtopfen. Gegen die Dortrechter rief Jakobäa insbeſondere die treuen Seeländer auf. Jedes Amt mußte ein Kriegsſchiff ausrüſten von wenigſtens zweiunddreißig Rudern, die Koſten wurden von Jedem an ſeiner Landesſteuer abgekürzt, für den gewappneten Mann täglich ſechs Groſchen und für die Ruderer redliche Schiffsheuer. Alle dieſe Schiffe kamen vor Zierickſee zuſammen, und Florenz von Borſſelen erhielt den Befehl. Er holte nun die Holländer und Utrechter Handelsſchiffe ab, welche ſich zu Gouda und zu Vlaardingen verſammelten, und geleitete ſie mit der Kriegsflotte nach Seeland, damit ſie von dort weiter führen nach Antwerpen und Flandern.

Einen entſcheidenden Schlag wagte keine Partei, ehe die Hauptfrage entſchieden war — Jakobäas Ehe mit ihrem Vetter von Brabant.

Es war bald ein Vierteljahr, ſeit die Brabanter neuen Geſandten in Konſtanz anlangten, wo Kaiſer und Concil beiſammen. Von dort erwartete die Chriſtenheit Heilung ſchreiender Uebel in der Kirche, von dorther ſollte auch für die holländiſchen Händel die nächſte Entſcheidung kommen.

Digitized by Google

Nun spielte sich in Jakobäas Angelegenheit ein Schauspiel wie auf der Bühne ab, worin sich die Zerfahrenheit spiegelte, unter welcher damals die heiligsten Interessen der Kirche litten. Die Brabanter Gesandten betrieben eifrigst die Dispensation, Jakobäas Mutter, die in alle Künste der Politik Eingeweihte, gab die Pläne an: hinter ihr stand der burgundische Einfluß, der sich an italienische und französische Prälaten anlehnte. Gegen diese romanische Partei stand die deutsche, und an ihrer Spitze der Kaiser, unterstützt von allen rheinischen Bischöfen. Beide Parteien arbeiteten sich entgegen, und Jakobäas Sache rückte nicht vorwärts.

Zu Ende des Jahres erhob sich in Konstanz eine dritte Macht, welche die Lage der Dinge für sich selbst ausbeutete. Das Concil hatte endlich ein Ende gemacht mit den streitenden Päbsten, im November wurde als der alleinige Pabst Martin V. gewählt, und dieser schlug sofort und mit größtem Geschick seinen eigenen Weg ein. Da beeilten sich der Herzog von Brabant und seine Stände, dem neuen Pabste die Dispensationsfrage höchst dringlich zu machen, und die Brabanter Kronen wurden nicht gespart. Am 22. Dezember untersiegelte der Pabst die Genehmigung der Heirath. „Die Verwandten der Verlobten", erklärte er, „und die Magnaten ihrer Länder wünschten die Verbindung, sie allein wende schreckliche Kriegsübel ab". Ganz in der Stille wurde die Bulle den Brabanter Gesandten übergeben, ungesäumt reiseten sie ab. Doch auch Jakobäas Oheim hatte seine Vertrauten in Konstanz, welche alle Schliche kannten. Sie erfuhren die Sache, und nun entstand großer Lärm. Der Kaiser, so erzählte man sich Tages nachher auf den Bänken des Concils, kam in hellem Zorn zum Pabste geritten und sprach: „O heiliger Vater, warum ist das heilige Concilium gemacht und herkommen?" — „Mein Sohn", erwiederte der Pabst, „damit wir da sollen gedenken der heiligen Kirche". — „O unser Vater, das mögen wir nicht erkennen!" — „Woran denn,

lieber Sohn?" — „Warum habt Ihr halbe Ketzerei erlaubt, daß Ihr solche Briefe gebt, solche Vorgänge erlaubt ohne das heilige Concilium? Bruder und Schwesterkinder sollten einander zu der heiligen Ehe nehmen? Sünden habt Ihr zu vergeben und nicht zu erlauben". Und richtig, vierzehn Tage später, am 5. Januar, widerrief der Pabst seine Dispensation und entschuldigte sich: „Irren sei menschlich, er habe nur den inständigsten Bitten hoher Personen nachgegeben; jetzt aber sei er durch den Kaiser und durch eine Menge wahrhafter Zeugnisse belehrt, daß Jakobäas Heirath das größte Aergerniß geben und alle Niederlande in Krieg und Brand setzen werde; er wolle deshalb sich die Sache noch reiflicher überlegen".

Es war nicht blos des Kaisers Zorn gewesen, was den Pabst so früh umwendete, sondern es wirkten kräftig die Hebel mit, welche Johann von Bayern ansetzte. Als er erfuhr, der Pabst habe Jakobäas Ehe bewilligt, entschloß er sich zum entscheidenden Schritte.

Er sandte Bevollmächtigte nach Konstanz, welche erstens sein Lütticher Bisthum in die Hände des Pabstes zurückstellten, zweitens die kaiserliche Belehnung mit Holland Seeland und Hennegau nachsuchten, drittens vom Kaiser die Hand seiner Nichte erbaten. Diese Botschaft war Pabst und Kaiser gleich willkommen. Martin V. suchte vor allen Dingen seine eigene feste Partei in der Kirche zu bilden; nichts war ihm willkommener, als wenn er den Lütticher Stuhl mit einem ergebenen Anhänger besetzen konnte. Er erklärte sich bereit, die Dispensation der Nichte wieder zu nehmen, und ertheilte dem Oheim Heirathserlaubniß, trotzdem, daß er zum Subdiakon geweiht und der Pathe des Sohnes seiner Braut gewesen. Die erkorene Braut war nämlich diejenige, welche dem Kaiser am liebsten, und Jakobäa und ihrem Verlobten am gefährlichsten, — Elisabeth von Görlitz, des Kaisers Nichte und des Brabanter Herzogs Stiefmutter. Als ihr Gemahl bei Azincourt gefallen war, bestritt man ihr in

Digitized by Google

Brabant ihre reichen Widthumsgüter, auch hinsichtlich ihres Eingebrachten war sie nicht befriedigt. Der Kaiser war höchst ungehalten darüber, und für ihren neuen Gemahl sproßte darin eine ganze Saat von Ansprüchen, mit welchen er den Brabantern konnte zu schaffen machen. Johann liebte sie aber wirklich und so sehr, daß er ihr all seine Herrschaften, seine Habe und Kostbarkeiten auf den Fall seines Todes zu ihrer Leibzucht verschrieb, und selbst wenn er Erben bekomme, sollte sie doch die Hälfte von jenen Gütern genießen. Der Kaiser sagte Johann von Bayern ihre Hand zu und schickte seine Bevollmächtigten, ihm die Belehnung mit Holland Seeland und Hennegau zu ertheilen.

Jakobäas Oheim hatte also in Konstanz in allen Stücken gewonnen: die Brabanter Gesandten verlegten den Krieg gegen ihn in die päbstliche Kanzlei. Sie wußten es zu machen, daß die Urkunde, welche den Widerruf der Dispensation für Jakobäa aussprach, während der Ausfertigung liegen blieb. Es war merkwürdig, immer fehlte noch das päbstliche Siegel daran, und eher konnte man sie doch nicht abschicken. Johann von Bayern aber verschaffte sich eine Abschrift und beeilte sich, sie in die Welt zu senden, auch an Jakobäa und an den Brüsseler Hof. Hier ging man eifrig zu Rathe, was nun zu thun. Das Klügste schien, rasch den Riegel der vollbrachten Thatsache vorzuschieben. Johann von Bayern erfuhr, was man in Brüssel im Schilde führte, und nun drängte er Kaiser und Pabst, neue geschärfte Gebote zu erlassen, daß Jakobäas Heirath unter allen Umständen nichtig sei und strafwürdig. Die Brabanter Gesandten zeigten an, diese neuen Verbote, sowie die Ausfertigung der Bulle, welche die Dispensation widerrufe, ließen sich nicht mehr zurückhalten. Da beschloß man am Brabanter Hofe, es darauf ankommen und die Ehe vollziehn zu lassen. Man rechnete auf die verwirrten Verhältnisse in Reich und Kirche.

Triumphirend brachten der Herr von Bergen-Grimberg

Digitized by Google

und der Graf von Naſſau-Breda die erſte päbſtliche Bulle, welche die Dispenſation ertheilte, nach dem Haag. Der junge Herzog kam bald hintendrein mit vielen Prinzen und Herren, alle Welt ſtaunte über den glänzenden Brautzug. Die Stände von Hennegau und von Holland Seeland ſammelten ſich in der fürſtlichen Reſidenz. Es erſchienen Burgunder Geſandte, an ihrer Spitze der kluge Biſchof von Tournay. Berathſchlagt wurde zum Scheine hin und her, geprüft wurde zum Scheine jedes der beiden Diplome des Pabſtes. Man kam zu dem Schluſſe: ächt ſei die Dispenſationsbulle, der Widerruf eine bloße unbeglaubigte Schrift, nur an die erſte brauche man ſich zu halten. Denn noch immer lag die Ausfertigung der zweiten auf der päbſtlichen Kanzlei.

Da ſaß nun das arme junge Weib und hatte die ſich widerſprechenden Briefe des Pabſtes in der Hand, und ſie ſah ihr Glück und Leben behandelt, als wäre ſie ein Blatt im Winde, das hierher und dorthin getrieben wird, wie das Wetter wechſelt. Was hatte ſie, die Siebzehnjährige, binnen Jahresfriſt nicht erlebt! War es nicht in der vorigen Weihnacht, als ſie vergöttert wurde von franzöſiſchen Prinzen und Fürſten, welche ihrer künftigen Königin huldigten? Aber ein Trauerzug folgte dem andern: der Gemahl, der Vater ſanken in die Gruft. Ehe dieſe Gräber ſich geſchloſſen, loderten die Aufſtände, folgte das Gepränge der Huldigung, folgte die verhaßte Verlobung. Nur ein paar Wochen Frieden in den grünen Wäldern von Quesnoy — da klangen die Trompeten und das Schlachtgeſchrei der wilden Schlacht in Gorkum, ſie ſelbſt dabei hoch die Fahne in der Hand. Und nun — die Ausſichten? Dort in Dortrecht, der beſten Stadt des Landes, ihre Feinde, deren Hohngelächter ſie zu hören glaubte, wie ſie da verſammelt waren um den ſchrecklichen Oheim, welchen der Kaiſer und ein Theil des Volkes für den rechten Herzog erklärten. Hier im Haag der widerwärtige Bräutigam und ſein ſchwelgender ruchloſer Anhang. O welch ein Bräutigam!

Digitized by Google

Ein Jahr jünger als sie, zeigte er schon alle Rohheiten eines Wüstlings, doch keinen Funken von Verstand. Und diese abscheuliche Heirath — war sie denn nicht geächtet von den Gesetzen der Kirche? — Und doch — konnte sie, die Fürstin, denn noch anders handeln? Ihre Partei drängte; ihre Mutter, der Herr von Bergen, ihr Freund und Rathgeber, der Bischof von Tournay, der berühmte Diplomat ihrer Burgunder Vettern, ließen ihr nicht Ruhe noch Rast. Man rief ihr zu: „Die rasche Verbindung mit Brabant sei die einzige Rettung. Der Pabst werde schon wieder andern Sinnes, man wisse das aus sicherer Quelle. Zögere man noch, so würden alle Feinde zwischen die Verbindung treten, Land und Leute gingen verloren, und die Sache der Hoeks, die Fahne des alten heiligen Rechts, liege rettungslos am Boden". Dies traf ihr in's Herz, denn sie hatte es ihrem Vater geschworen, die Sache der Hoeks aufrecht zu erhalten. Jakobäa opferte sich mit einer Seele voll Ekel und Gram, aber die Thränen, welche sie niederzwang, härteten ihr Inneres zum Kampfe.

Am 10. März des Jahres 1418 füllte sich in der Abenddämmerung der Rittersaal zu Haag mit glänzenden Reihen von Baronen Rittern und Rathsherren aus Brabant Hennegau Holland und Seeland. Als alle versammelt, erschienen die Verlobten, im Geleite der Herzogin-Wittwe Margarethe von Burgund, des Herzogs von Berg, des Bischofs von Tournay, des Grafen von Reifferscheidt und anderer Prinzen. Der Vertrag von Biervliet und die päbstliche Dispensation wurden verlesen. Der Canonicus Wyardi von Mons trat vor und fragte in französischer Sprache den Bräutigam: „Willst du, Johann von Brabant, die gegenwärtige Jakobäa von Bayern zur ehelichen Bettgenossin nehmen?" und der Herzog antwortete: „Ja, ich will!" Dieselbe Frage und Antwort geschah Seitens der Braut, darauf steckte der Herzog ihr seinen Ring an. Dann bestiegen sie ein Lager, das bereitet stand, und eine Decke wurde über sie gezogen, und

Digitized by Google

nachdem sie sich unter ihr einen Kuß gegeben, wurde die Decke wieder weggenommen. Damit war Johann von Brabant ehelicher Vogt über Jakobäas Person Lande und Güter geworden. Nach der Abendtafel wurde das junge Paar feierlich zur ehelichen Kammer geleitet, und am andern Morgen überreichte der Gemahl in Gegenwart der Verwandten seiner Bettgenossin die Morgengabe. Acht Tage lang dauerten die Turniere Gelage und Abendtänze. Es waren Festlichkeiten von königlicher Pracht. Dann begannen die Neuvermählten die Rundreise durch Nordholland, damit in allen Städten und auf den Plätzen, wo es sonst Gebrauch war, der eheliche Vogt der Fürstin die Huldigung empfange.

Während sie damit beschäftigt waren, langten Schreiben von Pabst und Kaiser an, worin sie in harten Ausdrücken von Eingehung der Ehe abmahnten und strenge Strafen in Aussicht stellten. Der Kaiser richtete zugleich einen offenen Brief an Herren Obrigkeiten Städte und Bewohner von Holland Seeland und Hennegau, worin er erklärte: „Diese Lande seien bei dem Tode des Herzogs Wilhelm, eines Lehnsmannes und Genossen des heiligen römischen Reichs, weil er keinen männlichen Erben hinterlassen, dem Kaiser rechtmäßig anheim gefallen. Der Kaiser habe sie Johann, Pfalzgrafen vom Rhein und Herzog von Bayern, seinem geliebten Oheim, und dessen männlichen Erben verliehn, um sie von Kaiser und Reich als Lehn zu besitzen. Deßungeachtet hielten Jakobäa und Johann von Brabant die Lande zur Kränkung und wider Willen von Kaiser und Reich noch im Besitz. Der Kaiser befehle deshalb bei höchster Ahndung allen Obrigkeiten und Bewohnern, nur Johann von Bayern als ihrem rechten natürlichen und ordentlichen Herrn zu huldigen und zu gehorchen. Alle Huldigungseide, welche sie etwa Jakobäa und dem Herzog von Brabant schon geleistet, seien aus königlicher Machtvollkommenheit für rechtlos und nichtig erklärt".

Die Neuvermählten ließen sich diese Verbote nicht mehr

Digitized by Google

anfechten. Sie ließen in Utrecht an fünf Kirchen ihre Erklärung anschlagen, daß sie an den besser zu unterrichtenden Pabst appellirten, und die Kirche von Utrecht erklärte auf Betreiben des Domprobstes ihre Ehe einstweilen für gültig. Weil es im holländischen Fürstenhause eine alte Sitte war, daß die Fürsten und ihr Hofstaat von dem Dechanten der Stiftskirche im Haag sich trauen ließen, so empfingen dort Jakobäa und ihr Gemahl am 10. April auch noch den kirchlichen Ehesegen. Die junge Fürstin war dabei umgeben von sieben Hofdamen, von Räthen Rittern und Hausgeistlichen. Dann setzten sie die Huldigungsreise fort durch Südholland Seeland und Hennegau. Der Herzog von Brabant hatte für sich allein ein Gefolge von mehr als dreihundert Reisigen. Als die Huldigung in Jakobäas Erblanden vollbracht war, wurde die junge Fürstin von ihrem Gemahl ihrer Mutter und den Verwandten feierlich durch die Städte Klöster und Burgen ihres Gemahls geleitet, um die Ehren einer Herzogin von Brabant und Limburg und einer Markgräfin von Antwerpen zu empfangen. Nach alter Sitte mußte sie hier in jedem Kloster und in jeder geistlichen Stiftung, wohin sie kam, eine Pfründe verleihen.

Der Pabst hatte in seiner zweiten Abmahnung erklärt: „nach reiflicher Ueberlegung und mit Zustimmung der Kardinäle habe er seine frühere Dispensation widerrufen; würden sie dennoch, wie sie es prahlten, zur Ehe schreiten, so sei es zur Schande der päbstlichen Gewalt, zum Verderben ihrer Seelen und ihrer Lande; und hätten sie die Ehe vollzogen, so sei und bleibe sie nichtig, unterliege den Kirchenstrafen, und werde niemals die päbstliche Genehmigung erlangen". Und was that Martin V. jetzt? — Ein paar Monate später brachten zwei Boten vom Pabste und von dem Cardinal von Ostia Brief und Siegel, daß sie mit einer mündlichen geheimen Botschaft betraut seien. Diese ging dahin: „die Neuvermählten sollten guten Muthes sein; denn der Pabst habe

Digitized by Google

nur aus Furcht vor dem Kaiſer ſeine erſte Bulle widerrufen; ſobald er ihm aus den Augen und über die Alpen ſei, werde er die Dispenſation wieder beſtätigen".

So kam dieſe Brabanter Heirath zu Stande, welche in Rom London und den Niederlanden den Gottesgelehrten und Rittern noch viel ſollte zu ſchaffen geben.

Digitized by

Sechstes Kapitel.

Belagerung von Dortrecht.

Johanns von Bayern Aufforderung an Herren und Städte. Antworten der Holländer und Hennegauer Stände. Schwanken in den holländischen Städten. Maßregeln wider Johanns heimliche Parteigänger. Angriff auf Dortrecht beschlossen. Zustände in Brabant. Kriegsrath. Wilhelm von dem Berge. Vermählung Johanns von Bayern. Annahme der Grundsätze der Kabeljaus. Artikel des Dortrechter Freibriefs. Ihre staats- und kulturhistorische Bedeutung. Huldigung der Dortrechter. Kriegszüge auf Dortrecht. Die Herren und Ritter mit ihrer Rüstung. Art und Bedeutung der Söldner. Städtisches Volk mit Geschütz und Wagenburg. Bewaffnete Bauern. Streitigkeiten unter den Brabantern. Absagebriefe. Altherkömmliche Schlacht- und Lagerordnung. Dortrechts Lage und Welthandel. Werke der Belagerer. Gegenanstalten. Scharmützel. Noth der Brabanter. Verräthereien. Listen der Belagerten. Ritter Adrian. Geldnoth und Hader unter den Holländern. Johann von Egmond. Die Rotterdamer. Niederlagen und Flucht der Brabanter. Auflösung des holländischen Heeres. Heldentod Adrians und der Seinen. Schande der Niederlage vor Dortrecht.

Während all dieser Zeit gingen die Unterhandlungen noch fort. Da sie aber nimmer zum Abschlusse kamen, sandte Johann von Bayern im Mai seine offenen Briefe mit Abschrift der kaiserlichen Lehnbriefe an alle Bannerherrn Ritter und Knechte, an jeden einzeln und an alle insgesammt, und insbesondere an jede Stadt. Er forderte: „sie sollten ihm huldigen als ihrem rechten und natürlichen Landesherrn, welchen auch der Kaiser belehnt habe. Alle Huldigung, die sie etwa Jakobäa und ihrem Gemahl geleistet, sei vom Kaiser für nichtig erklärt. Sie sollten ihm ihre Vertreter senden, Rechenschaft abzulegen, sofort aber sich rüsten, sein Erbe und Lehen den ungerechten Inhabern zu entreißen. Darüber erwarte er unverweilt ihre schriftliche Erklärung".

Digitized by Google

Die Holländer antworteten: „Jakobäa hätten sie gehuldigt als ihrer natürlichen Erbherrin, und zu ihr allein würden sie stehn; schon dreimal seien die Lande laut kaiserlicher Briefe in Frauenhand gekommen; er habe ja selbst seiner Nichte als seiner Lehensherrin früher gehuldigt; deshalb solle er Gott und adlige Ehre vor Augen halten und seine Nichte in Frieden lassen". Die Hennegauer setzten noch hinzu: „Sie seien nicht wenig verwundert, wie der Kaiser ihn belehnen könne. In Holland und Seeland stehe dem Kaiser kein ander Recht zu, als auf den Lehndienst; in Hennegau habe er gar nichts zu befehlen, als dies eine, daß die Grafschaft sich als Reichsstand betrachte. Uebrigens sei bei ihnen die Fürstenkrone so gut Weiberlehen, wie jedes andere adlige Lehen. Das möge Herzog Johann dem Kaiser sagen, der schlecht unterrichtet scheine".

Diese schnöden Antworten gaben natürlich nur Hoeks, die an der Regierung saßen. Im Hennegauer Ritterlande fanden sie fast einmüthige Zustimmung. Die Erklärung der dortigen Stände lautete schon sehr burgundisch. Denn was hieß das: die Grafschaft gehöre zum Reiche, ohne daß Kaiser und Reich das Geringste dort zu sagen hätten? Dann waren die Hennegauer eigentlich ein völlig freies Gränzland zwischen dem Reiche und den Besitzungen des französischen Königs.

In den holländischen Städten aber gab sich bereits bedenkliches Schwanken kund. Unerträglich wurden ihnen die Verheerungen und Handelsschäden, mit welchen Johann die Küsten und Flußufer heimsuchte. Jakobäa mußte nicht nur die goyländischen Besitzungen ihres Oheims, sondern auch die Lande ihres eigenen geheimen Rathes von Gaesbeck, welche zwischen Dortrecht und Briel lagen, für neutral erklären; dennoch führten sie feindlichen Städten Bier und Proviant zu. Aller Orten fand Johann von Bayern heimliche Helfer und Zuträger. Vergebens paßte man überall auf seine

Boten, vergebens wurde verkündigt: „Wer von ihm Briefe empfange, solle sie uneröffnet und ungelesen ausliefern, und wer dem Feinde Nachrichten bringe, solle mit dem Schwerte gerichtet werden". Es wurde den Städten geboten: „Keinen ihrer Bürger reisen zu lassen, er sei denn vor Sonnenuntergang wieder herein; die Frauen aber, deren Männer nach Dortrecht gegangen, seien auszutreiben". Trotz aller Maßregeln mehrten sich Johanns Anhänger. Schon hörte man vielfach sagen: „Von so jungen Leuten wie Jakobäa und ihr Gemahl, der sich ganz mit leichtsinnigen Leuten umgeben, sei nimmer Hilfe, nimmer Stärkung für das Land zu hoffen". Die Hoeks hatten keine Zeit mehr zu verlieren. Als kühne Männer beschlossen sie das Schwerste und Entscheidende: sie wollten vor Dortrecht ziehen und den Feind ersticken in seinem Hauptlager.

Schon am 30. Mai, als Jakobäa mit ihrem Gemahl zu dessen Huldigung nach dem Hennegau reisete, erging an ihre Unterthanen der Befehl, sich zu rüsten und fertig zu halten. In der Mitte des Juni folgte das Landesaufgebot an die „Bannerherren Ritter und Knechte, an die Städte — es waren ihrer ein und dreißig — und guten Leute von Holland Seeland und Friesland". Ihre beste Kraft sollten sie rüsten, um Dortrecht zu zwingen, dann werde man endlich Ruhe im Lande haben und nicht eher. Dem Aufrufe wurde noch so ziemlich Folge geleistet. Mehr Künste bedurfte es, um die Brabanter ins Feld zu bringen.

Das Brabanter Volk fühlte sich in seiner großen Mehrheit viel eher zu den Kabeljaus hingezogen, als zu den Hoeks, deren hastiges und leidenschaftiges Gebahren ihm zuwider war. Die jungen Müssiggänger aber, welche den Herzog umringten, an ihrer Spitze der alles vermögende Günstling Wilhelm von dem Berge, der Oberstschatzmeister und Oberstkämmerer zugleich war, diese Leute stellten sich schon aus bloßem Haß gegen Jakobäa und deren Freunde auf Seite der

Digitized

Kabeljaus. Sie freuten ſich über jeden Schimpf, welchen die Hoeks erfuhren, wie über ihr eigenes Glück. Denn Jakobäa ſparte nicht die ſcharfen Worte, ihr Treiben zu geißeln, und unaufhörlich ſtachelte ſie ihren ſchwachen Gemahl zu edleren Thaten an. Der ſtörriſche Thor fühlte ſich viel mehr, als zu ihr, hingezogen zu ihrem Oheim, deſſen gewaltiger Charakter ihm imponirte, deſſen Wüſtlingsnatur der ſeinigen verwandt war. Lange führte er mit ihm Unterhandlungen, und hätte ſich gar zu gern vertragen und den Krieg vermieden. Allein endlich konnte er die Sache nicht mehr hinhalten. Seine eigenen Brabanter Stände, mit den Holländern zu Antwerpen verſammelt, erklärten ihm: „Seine Ritterehre fordere, die Lande der Herzogin zu retten und zu ſchützen wie ſeine eigenen, und ſie wollten ihm beiſtehen mit Gut und Blut“. Es war nicht blos der Liebreiz der jungen Fürſtin, nicht blos das Ehrgefühl, was dieſe Männer ſo ſprechen machte. Wer konnte dafür einſtehen, daß ein ſo kühner thatkräftiger Fürſt, wie der bayeriſche Johann, nicht auch Länder ſeines Neffen von Brabant anſprach? Anlaß boten die Rechte ſeiner Gemahlin und das Verlangen des Kaiſers, Brabant dem burgundiſchen Hauſe zu entreißen. Hatte doch der Kaiſer Geſandte nach Brüſſel geſchickt, welche erklärten: „vor allem müſſe man der Wittwe des letzten Herzogs gerecht werden; eigentlich gehöre aber Brabant dem Kaiſer, weil es ihm als Reichslehen ſowie als ſein Erbe von dem früheren Herzog Wenzel zugefallen ſei“. Mehr noch, als dieſe Befürchtungen, regte die Brabanter Barone und Patrizier ihr Standesbewußtſein gegen die Kabeljaus auf. Sie hielten ſtrenge auf ihre alten ſtändiſchen Rechte, welche ihr junger Herzog mit ſeinen Geſellen gekränkt hatte, welche dagegen die Hoeks hoch hielten. Auch in Brabant wurde jetzt die alte Parteiung zwiſchen Herren und Bürgern wieder lebhaft, auch hier hörte man jetzt die Namen Hoeks und Kabeljaus.

Die Verſammlung der beiden weltlichen Stände wählte

aus ihrer Mitte einen Kriegsrath, dieſer trat mit Holländern zuſammen, die Gefecht und Belagerung verſtanden, und die Anſicht ſprach ſich aus: man müſſe vor allem andern erſt Briel angreifen und mit Stürmen nicht ablaſſen, bis die Stadt gewonnen, dann könne man vor Dortrecht ziehn. Der Rath war gut, und die Mehrheit der Stände billigte ihn. Briel war die viel ſchwächere Stadt und zugleich das Dortrechter Seethor; hatte man Briel, ſo ließ ſich den Dortrechtern der Seehandel und die Hilfe, die ſie von der Meerſeite her bekamen, abſchneiden. Da aber fuhr der Landesſchatzmeiſter Wilhelm von dem Berge auf und rief: „Wo denn die Schiffe ſeien? Briel könne man nur zu Waſſer nehmen, Brabant aber ſei kein Seeland, es habe Bewaffnete genug, doch keine Schiffe. Eine Flotte zuſammenkaufen, mit neuem Kriegszeug ausrüſten, zahlreiche Matroſen heuern, — das koſte entſetzliche Summen. Und woher ſie nehmen, da die Kaſſen erſchöpft ſeien? Wolle man einmal den Krieg, ſo ſei auch der Stier gleich bei den Hörnern zu faſſen. Dortrecht ſei des Feindes Hauptplatz, Dortrecht müſſe man im Verein mit den Holländern belagern". Die Gründe des Schatzmeiſters waren nur zu einleuchtend. Er gebot über alle und jegliche Einkünfte des Fürſten, deſſen kleinen Sinn und Geiſt er völlig beherrſchte, und er wußte am beſten, daß man aus den leeren Kaſſen keine Kriegsflotte beſchaffe. Des Herzogs Ueppigkeit und die Bedürfniſſe ſeiner Günſtlinge zehrten raſch auf, was an Geld und Steuern einkam, und mehr als das. Hin und her wurde geſtritten, die kabeljauiſch Geſinnten ſtimmten dem Schatzmeiſter bei, der Herzog natürlich ebenfalls, und man kam endlich zu dem Beſchluſſe: Dortrecht zu belagern, jedoch mit aller Stärke und Vorſicht, denn jeder wußte, daß man ein gar ſchweres Werk ſich vorgeſetzt. Damit ging die Antwerpener Verſammlung auseinander, und wer nicht hoekiſch war, rüſtete nur mit halber Kraft und halbem Herzen.

Johann von Bayern hatte unterdeſſen ſein Beilager mit

Digitized by Google

Elisabeth von Görlitz, der Stiefmutter von Jakobäas Gemahl, vollzogen. Jetzt als man ihn in Dortrecht selbst anzugreifen sich anschickte, spielte er seinen letzten Trumpf aus. Oeffentlich nahm er die politischen Grundsätze der Kabeljaus an, und nicht das allein, er gab ihnen auch förmlich einen Ausdruck, wie noch kein Fürst vor ihm. Am 20. Juni stellte er in Dortrecht eine urkundliche Erklärung aus, welche folgende Stücke enthielt:

1. Die Städte von Holland und Seeland können sich beständig, sobald diese Fehde zu Ende und sie Johann von Bayern gehuldigt haben, frei versammeln und berathen zu des Fürsten Ehre und des Landes Nutzen, alsofern das nicht gegen den Fürsten und seine Rechte und Lande geht.

2. Die Dortrechter, und zwar sie allein, können fortan jeden Mann in Südholland, wo er auch wohnen bleibt, zu ihrem Bürger annehmen und als solchen bis zu einem halben Nobel besteuern.

3. Geborne Dortrechter Bürger müssen sein Vorstand und Schöffen des Landgerichts und des Deichgerichts, der Rentmeister und der Schultheiß. Sie müssen in der Stadt selbst wohnen, und es sollen diese Behörden niemals aus ihr entfernt werden. Es soll vielmehr jeder Landrichter Deichgraf und Schultheiß des Fürsten an des Bürgermeisters Hand schwören, Jedem, der es begehrt, zu seinem Rechte zu helfen.

4. Recht und Gesetz in Südholland sollen nicht geändert werden ohne Zustimmung der Dortrechter, und was darin ohne sie geschieht, ist ungültig.

5. Die Dortrechter können gegen Jedermann, der sie kränkt, und gegen Jeden, der einen solchen schirmt oder unterstützt, ausziehn zu Wasser und zu Lande, bis sie ihn fangen und vor ihr Gericht bringen, und wer ihnen darin widersteht, gegen den können sie frei ihre Waffen brauchen.

6. Jeder neue Kastellan der nahen fürstlichen Festung St. Gertrudsberge soll feierlich in Dortrecht schwören, nie

Digitized by Google

etwas zu thun wider ein Recht von Dortrecht oder Südholland.

7. Niemals darf eine holländiſche Münze verändert werden, es ſei denn mit Bewilligung des fürſtlichen Raths und der vier Hauptſtädte Dortrecht Haerlem Delft und Leyden. Münzſtätte aber ſoll für immer Dortrecht bleiben.

8. Aller Markt in Dortrecht iſt fortan zollfrei, jeder ungerechte Zoll wird abgethan, kein neuer Zoll errichtet. Dortrecht ſoll der Sitz des Bier- und Weinhandels der Umgegend bleiben.

Das alles zuſammen bildete einen Hort von Freiheiten und Rechten, aus denen zu Leben und Wahrheit hervorwuchs, was politiſch und ſozial das Ziel der deutſchen Städtebewegung war. Ein beſtändiges Städteparlament, — da erſchienen ja die Städte als unabweisbare Mitregierer. Das Bürgerrecht auf's ganze Land ausgedehnt, — was blieb dann den Baronen außer ihren erklärten Leibeigenen noch übrig? Den Stadtbürgern freies Fehderecht gegen Jeden geben, der ſie kränkt, bis ſie ihn vor Gericht bringen, — hieß das nicht, die Städter zu beſtändigen Vollſtreckern des Landfriedens erklären? An ſich ſtand zwar das Recht der Fehde wie jedem freien Herrn, ſo auch den Städten zu, das Recht nämlich, für einen Anſpruch, welchen vor Gericht zu verantworten ihr Gegner verſchmähte, ſich ſelbſt an ihm zu erholen. Wenn aber der Fürſt, ſtatt allein den Landfrieden zu ſchirmen, die Städte förmlich anwies, ohne Weiteres ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, ſo war die Folge, daß ihre verbündete Macht die Barone und ihre Anhänger völlig überlagerte. Wenn endlich der Fürſt die Ausübung ſo wichtiger Hoheitsrechte, wie Münze Gericht und Geſetzgebung, vom Willen der Stadtbürger abhängig machte, wenn er ſeine Beamten ihnen perſönlich verpflichtete: ſo theilte er förmlich und thatſächlich ſeine landesherrliche Gewalt mit den Volksklaſſen, welche die größte reale Macht im Lande beſaßen.

Digitized by Google

Wir ſehen alſo hier die Grundlagen des konſtitutionellen Staatsweſens bereits durchſchimmern. Zugleich eröffnet uns der Dortrechter Freibrief von 1418 die Ausſicht in eine Zeit, wo Ordnung Frieden und gleiches Recht, — jene großen Güter, zu welchen ſich die Bürgerſchaften des Mittelalters hinter ihren Mauern durchkämpften, — Gemeingut aller Landesbewohner wurden. Hätten ſich die Fürſten ganz und allein auf die Städte ſtützen können, vielleicht wäre dem modernen Staats- und Volksweſen ein hartes Stück Weges in ſeiner Entwicklung erſpart, vielleicht hätte die Kultur ſich vom Mittelalter ſcheiden können, ohne erſt durch den Staat des fürſtlichen Abſolutismus hindurchzugehn. Natürlich dachten die Dortrechter wenig an die große Zukunft, welche ihr Freibrief den bürgerlichen Prinzipien erſchloß, — für den Geſchichtſchreiber aber iſt nichts anziehender, als in der langſamen und ſtillen Geſtaltung der Kultur hier und dort die Kryſtalliſationspunkte zu erblicken, welche ſich ſo gern hinter alten Dokumenten verſtecken.

Als die Dortrechter ihre Urkunde hatten, ließen ſie ſich von ihrem Herzog noch beſſer rechte Fehdegenoſſenſchaft verbriefen, und huldigten ihm zwei Tage ſpäter einmüthig als ihrem rechten Landesherrn, welchen der Kaiſer durch ſeine Lehnsbriefe beſtellt habe. Welche Ausreden hatten ſie denn jetzt, ſie die einſt darauf pochten: weil ſie gelobt hätten, Jakobäa als rechte Erbtochter und Lehnsfolgerin anzuerkennen, müßten ſie auch ihren Vogt anerkennen? Sie tröſteten ſich damit: Jakobäa ſei durch des Kaiſers Wort nicht Lehnsfolgerin geworden, folglich könne ſie auch nicht Erbtochter ſein. Johann von Bayern aber nannte ſich von jetzt an „Graf von Hennegau Holland und Seeland", das „und Herr von Friesland" ließ er aus, weil ſein Gönner, Kaiſer Sigismund, wiederholt erklärt hatte: die Frieſen ſollten nur zum Reiche gehören, ohne anderen Herren zu dienen.

Die Hoeks erſchracken. Der große Dortrechter Freibrief

klang ihnen wie ein Grabgeläute ihrer feudalen Hoffnungen. Ueberall konnten es die heimlichen Kabeljaus jetzt ihren Mitbürgern zeigen, schwarz auf weiß, welche Rechte der vom Kaiser bestätigte Fürst den Bürgern gewähre. Um so eifriger und schleuniger betrieben sie den Kriegszug.

In den letzten Tagen des Juni setzten sich zwei Heere gegen Dortrecht in Bewegung. Das eine kam mit dem Herzog von Brabant und seinem Bruder, dem Grafen von St. Paul vom Süden, das andere kam mit Jakobäa vom Norden aus Holland. Der vornehmste Adel aus dem Hennegau und aus Brabant, all die eifrigen und ritterlichen Hoeks, die Städte beider Lande waren beisammen, — Keiner fehlte. Leicht unterschied man vier Gruppen in dem bunten Kriegsvolke.

Vornan ritten die Barone mit ihren Bannern und Dienstleuten, an sie schlossen sich die Fähnleinführer, die Ritter und Schildknechte ihrer Umgegend an. Jeder einigermaßen Wohlhabende führte seine Gleve von zwei geharnischten Knechten mit einem oder andern Buben. Die reichen Barone aber hatten auch eine Anzahl kunstgeübter Söldner im Dienste, auf daß ihr Banner von einem dicken Haufen umringt sei. Jedes Banner trug seinen Sinnspruch, und jeder Haufen, welcher dazu gehörte, hatte seinen eigenen Feldruf. Die Herren begrüßten sich nicht anders, als kämen ebensoviele kleine Fürsten mit ihrem Kriegsvolke zusammen, auch hatte beinahe Jeder seinen Eigensinn, wie er am besten kämpfe. Da jagten sie denn hin, die glänzenden Ritter, ordnungslos, jeder nach seinem Geschmack durch das Blachfeld, hoch wogten die Helmbüsche, weithin leuchteten die Schärpen und Schildfarben: wieviel Pfandbriefe aber auf schöne Mühlen und Forsten der Städter, welcher für die Ausrüstung Gelder geliehn, in seiner Truhe hatte, das las man nicht auf den blanken Schilden.

In geschlossenen Zügen, gleichmäßig bewaffnet, schritten einher die fürstlichen Soldtruppen. Das waren die rechten Kriegsgesellen, die wohl wußten sich Achtung zu verschaffen.

Digitized by Google

Nicht hergelaufenes Gesindel bildete ihre Masse, sondern jüngere Söhne aus wohlhabenden Bürger- und Bauernfamilien, die schon etwas Geschick und Bildung mitbrachten. Sie dachten ihre Laufbahn im Waffendienst zu machen, und wollten Geld und Gut gewinnen und dabei das Ansehen eines Fähnrichs oder Hauptmanns oder noch etwas Besseres. In den Gefechten und Streifzügen jener Zeit kam nicht wenig an auf den Verstand und die Selbstbeherrschung des Einzelnen. Die Hauptleute warben nur tüchtige gescheidte Männer, die im edlen Waffendienst mehr verdienen wollten, als im ehrsamen Handwerk. Erst als die Heere maschinenmäßiger wurden, da konnte man Alles brauchen, da fiel auch der Soldatenstand in der Achtung, bis sie aus der allgemeinen Wehrpflicht sich wieder herstellte. Wie aber die Söldnerheere im späteren Mittelalter anwuchsen, wuchs auch der Gedanke, der sich recht aus ihrer Mitte erzeugte, der staatsbildende Gedanke: Großes geschehe nicht durch das Beieinander vieler kleinen Einzelwillen, sondern durch die festgefügte Kraft des Volkes, beseelt von einem einzigen Willen und Befehle. Schon damals hätte es überall stehende Heere gegeben; denn sie waren das Lieblingsziel aller strebenden Fürsten. Allein die frommen d. h. tüchtigen Landsknechte verkauften ihre Kunst und Freiheit nicht wohlfeil, Handgeld und Unterhalt erforderten gewaltige Summen. Am meisten kosteten die Reiter mit den langen Schwertern Eisenhauben und knappen Harnischen von Leder oder Eisenplatten. Viel zahlreicher waren die Lanzenträger zu Fuß, welche es bereits lernten, sich zu bewegen in fest geschlossenen Haufen von weithin starrenden Lanzen. Die Schützen mit Büchsen oder Bogen standen nur in kleinen Gruppen zwischen den Reitern und Lanzenträgern. Damit jede Schaar von gleichen Waffen sich leichter zusammenfinde, war die Kleidung mit Streifen farbigen Zeugs besetzt, die einen trugen Roth, die andern Grün, die dritten Blauweiß. Roß und Waffen waren jedes Söldners Eigenthum,

Digitized by Google

und nicht sein kleinstes Trachten ging dahin, in der Schlacht oder bei einem Hinterhalt sich in seiner Ausrüstung durch guten Fang zu bessern.

Dann aber zogen daher die Städter mit lustigem Rufen und Hörnerklang, jede Stadt ein Haufen Volks mit fliegendem Banner, die reicheren Bürger mit ihren Söhnen zu Roß und in ritterlichen Waffen, die Zünfte und Thorwachten zu Fuß, auch Soldtruppen dabei, alle wohlbewaffnet, trefflich genährt und stattlich gekleidet. Da führten Diese Armbrüste, Jene Hellebarden, die größte Schaar trug lange Spieße über die Schulter, an der Seite hing den Männern ein Beil oder ein breites langes Messer, gut zum Hauen und zum Stechen, oder eine andere kurze Handwaffe. Hinter ihnen her aber rasselte die beste Stärke der Städte, die unabsehliche Wagenburg. Ausgesteckte Fähnlein kündigten auf den Wagen hier Pulver und Feuerpfeile und Feuerkugeln, dort hoch gehäufte Steinkugeln an. Dann kamen wieder andere Wagen mit Sturmleitern Schaufeln Hacken und allerlei Geschirr. Und auch die Proviantwagen fehlten nicht. Dazwischen ritten die Wagenburgmeister, den endlosen Zug zu regieren. Ihr Hauptaugenmerk hatten sie auf das schwere Geschütz, der Städte Stolz, eine Reihe seltsam geformter dicker Eisenrohre mit seltsamen Frauennamen. Sechszehn oder zwanzig Pferde zogen an der „schönen Jägerin", der „Fischerin" oder der „faulen Grete". Es gab unbehilflich lange Stücke dabei, welche Steinkugeln schossen fast so groß wie ein halber Scheffel. Ein paar Schüsse davon warfen eine Mauer ein, wenn sie nicht zu entfernt war und wenn, was freilich leicht vorkam, das Geschütz nicht früher zersprang. Nur die reichen Städte konnten so kostspielige Stücke mit der zugehörigen Wagenburg immer bereit halten. In die bürgerliche Industrie paßten auch recht wohl die klugen Geschützmeister hinein, deren Kunst, ihr Stück zu gießen und zu laden, oft so berühmt war, daß man sie zu großen Belagerungen hundert Stunden weit herholte.

Digitized by Google

Wie weit ſtanden gegen ſolche Vorgänger zurück die letzten Züge, die freien Bauern. In vielen Gegenden vermochten ſie kaum noch eigene Schlachthaufen zu ſtellen. Ihre Zahl und Rüſtung war ſchon ſo gering geworden, daß ſie ſich hier einem Herrn, dort einer Stadt anſchloſſen. Jakobäa hingegen zog keine verächtliche Hilfe aus den frieſiſchen Gegenden im Norden Hollands, wo die Bauern noch „wohlgeborne Männer" waren und ſich im Felde zu benehmen wußten. Da ſah man Handwaffen aller Art, Morgenſterne und kurze Spieße, Hämmer und Streitärte: jeder Mann führte die Waffe, welche ihm am beſten zur Hand ſaß. Die Kennemer, die Weſtfrieſen und Waterländer Bauern waren ſo friſch und rüſtig, hinter die reichen Dortrechter zu kommen, wie nur irgend hoekiſche Ritter, die mit großem Eifer auf Dortrecht drängten.

Die Brabanter gingen bedächtiger zu Werke. Als ſie bei St. Gertrudsberge, fünf Stunden von Dortrecht, ankamen, waren ſie zahlreich und mit allem Kriegszeug wohl ausgerüſtet. Hier aber lagen ſie fünf Tage feſt in Streit und Hader. Die Lierer Mannſchaft folgte nach altem Herkommen dem Banner von Löwen: die Antwerpener aber verlangten, ſie müſſe zu ihnen ſtehn, weil das Städtchen Lier in der Markgrafſchaft liege, von welcher Antwerpen das Haupt ſei. Ehe dieſe wichtige Rangfrage entſchieden, wollte keine Stadt an den Feind. Zuletzt wußten der Herzog und ſein Rath ſich nicht anders zu helfen, als daß die Lierer diesmal, um ganz unnöthiger Weiſe die Gränze zu bewachen, in Breda zurückblieben, unbeſchadet jedoch des Rechtes von Löwen oder Antwerpen. So mußte man ſtets auf Auswege ſinnen, um aus den Zäunen und Verſchlingungen der Sonderrechte herauszukommen, und der neue Ausweg wurde dann wieder eine beſtimmende Thatſache. Aerger ſtellte ſich die andere Frage. Die Brabanter wollten nicht weiter marſchiren, ehe ſie wüßten, ob ſich auch die Menge der Balken und Pfeile, die man zur Belagerung bedurfte,

Digitized by Google

vorfände. Ihr Schatzmeiſter von dem Berge hatte vergeſſen dafür zu ſorgen, und lachte aller Vorwürfe. Um die Brabanter nur endlich voranzubringen, kam Culenburg, der holländiſche Schatzmeiſter, herbei und erklärte: alles Holzwerk ſollten ſie in Fülle vorfinden, er ſtehe ihnen gut dafür.

Nun ſiegelten endlich am 24. Juni Johann von Brabant, ſeine Barone Ritter und Edlen ihre Fehdebriefe und ſchickten ſie nach Dortrecht. Schon andern Tags kam die Erwiederung Johanns von Bayern, und mit ihm ſandten ihre Abſagezettel ſein vornehmſter Rath, Heinrich Nothaft Herr von Werdenberg aus Bayern, der Graf von Ortenberg, der junge Graf von Naſſau und eine Reihe anderer Herren, welche in Dortrecht verſammelt waren.

Als auch die Fehdezettel in Ordnung, ſetzte das Brabanter Heer über den Meerarm, der St. Gertrudsberge von Dortrecht trennte, und ſtellte ſich, auf Feindes Gebiet gelandet, in die herkömmliche Schlachtordnung. Der Erbmarſchall Herr von Weſemael hatte den Oberbefehl und den Vortrab, dann kamen die Brüſſeler, im dritten Zuge der Herzog und Jakobäa mit ihren Baronen und Rittern, darauf die Löwener, die Antwerpener, die aus Herzogenbuſch, jede Stadt ein beſonderer Haufe hinter dem andern, und den Zug ſchloß der Graf von Naſſau-Breda, weil er auch Grimbergen beſaß und an dieſem Schloſſe das Recht hing, den Nachtrab zu führen. In ſo ſchwerfälligen Formen bewegte ſich damals der Heereszug eines Landes. Nicht das Talent, ſondern das Erbrecht theilte die Kommandos aus, und im Kriegsrath gab es gewöhnlich ſo viele Parteien als Herren und Städte.

Auf den Deichen, welche das Dortrechter Gewäſſer abdämmten, angelangt, ſchlugen die Brabanter in derſelben Ordnung, wie ſie gekommen, ihre hölzernen Hütten und Zelte auf. Weiter oben und auf der andern Seite des Fluſſes waren die Holländer bereits in Arbeit. Auch die Flotte Jakobäas, zu welcher die meergewohnten Seeländer den beſten

Digitized by Google

Theil lieferten, fand sich ein. Da schwärmte es bald auf den Auen von Reitern und auf den Flüssen von zahllosen Schiffen. Hier Scharmützel, dort der Rauch von brennenden Höfen und Mühlen bezeichneten den Anfang des Krieges. Alle Welt richtete ihre Blicke auf Dortrecht. In den Niederlanden bis weit die Maas und Schelde hinauf, am Rhein und in England sprach man von dem Unternehmen, die mächtige Seestadt zu belagern. Denn Dortrecht nahm damals im Welthandel etwa die Stelle ein, wie später Antwerpen, noch später Amsterdam und Hamburg. Fast jeder Rheder und Großhändler in dortigen Gegenden war durch seine Geschäftsverbindungen am Schicksale Dortrechts betheiligt.

Im ersten Ansturm war eine so volkreiche und feste Stadt, welche fast ringsum durch Gewässer beschützt war, nicht zu nehmen: man bereitete sich zu einer ernsten Belagerung, deren Hauptkraft im Aushungern bestehen mußte. Dortrecht war damals noch nicht so, wie heutzutage, vom festen Lande getrennt, den Biesbosch sollten erst zwei Jahre später die Meeresfluthen einreißen. Noch zog die Waal im langen geraden Strom heran und theilte sich dicht vor der Stadt in zwei breite Arme, zwischen denen hin und wieder natürliche Kanäle zogen, wie das in Deltaländern gewöhnlich ist. Man konnte auf mehreren Wasserwegen nach Dortrecht gelangen. Die Flotte der Holländer mußte die Zugänge bewachen. Ihr Heer hatte sich am Flusse eine kleine Stunde oberhalb der Stadt im Papendrecht festgesetzt. Am untern Zweigarme, fast ebenso weit von der Stadt, im Dorfe die Meile genannt, lagerten die Brabanter. Näher wagte man sich nicht heran, weil auf dem unsichern Boden Alles fürchten mußte, über Nacht in Schlamm und Wasser zu liegen, wenn es den Dortrechtern gelang, einen Deich zu durchstechen.

Beide Heere beeilten sich nun, der Stadt möglichst nahe Wälle aufzuwerfen, auf deren Höhe man eine kleine Festung errichtete, weit ausgedehnte Blockhäuser, umgeben von Gräben

Digitized by Google

Verschanzungen und Pfahlwerk. Man nannte das ein Bollwerk. Die besten Leute wurden hineingelegt, und Dach und Wälle mit Geschützen und andern Wurfmaschinen besetzt. So schaffte man sich dicht bei der Stadt zwei Burgen, aus denen man sie und die Umgegend berennen konnte. Wo es anging, kam man herbei, die Stadt mit Steinkugeln zu bewerfen und feurige Pfeile hineinzuschießen. Von den Bollwerken aus rammte man quer durch den Fluß eine lange Reihe von Pfälen ein, damit bei Tage und bei Nacht kein Schiff durch könne. Der Hunger sollte die Belagerten aus ihren Thoren treiben, die Waffen sollten sie dann im Felde bezwingen.

Die Dortrechter lachten all der Anstalten. Sie waren auf's Beste mit Proviant und Kriegszeug versehen, hatten tüchtig Kriegsvolk eingenommen, und die Bürgerschaft war zahlreich und wohlbewehrt. Die Bauern der Umgegend waren herein, und Leute, welche sie genau kannten, schrieben auf, wie stark ihre Familie und wie viel Korn und Vieh sie mitgebracht, auf daß die Nahrung lange reiche. Auf den Thorthürmen und Mauern lagen die Geschütze und Büchsen, die Steine und Balken zum Empfang des Feindes bereit. An schwachen Stellen zog man vor oder hinter der Mauer lange Reihen von Pfalwerk, Zäune und tiefe Gräben. Kein Thor ging auf, ohne daß der Stadthauptmann dabei war. Abends wurde bei ihm die Losung geholt und bei den Thorthürmen angesagt: wehe dem, welcher eine Stunde später sich treffen ließ und die Losung nicht wußte. Alle Nächte ritt ein Rathsherr von einem Thor und Thurm zum andern, zu sehen, ob die Büchsenmeister und Wachen nicht schliefen; denn sofort sollten sie schießen und Lärm machen, wenn der Feind die Stadt beschleichen wollte. Bei Tage aber standen auf allen Thürmen die Wächter, harrten unten auf den Lärmplätzen die Trompeter gestiefelt und gespornt. Sahn die Thürmer draußen etwas Feindliches sich regen, so stießen sie nach jener Seite hin das Lärmzeichen hinaus, und die Zahl

Digitized by Google

ihrer eiligen Hornstöße gab die Stärke des Feindes an. Dann schmetterten die Trompeten durch die Straßen, dann rannten die Söldner und Bürger nach dem Thore, wohin das Lärmzeichen wies, die Zugbrücke fiel, und man war rasch hinaus und an den Feind. In der ebenen Gegend konnte man von den Thürmen jede Bewegung der Feinde wohl überschauen. Auch kannten die Dortrechter zehnmal besser all die Untiefen und Schliche in den ziehenden Gewässern. Sie rissen des Nachts Pfäle aus der Reihe, welche die Feinde in den Flüssen eingerammt hatten, und fuhren ungehindert durch die Lücken. Da wurde mancher Ausfall glücklich erdacht und noch besser ausgeführt. Die Dortrechter hatten an ihrem Fürsten einen Feldherrn, der all diese Dinge trefflich ordnete. Jeden Morgen stand er mit einem neuen Plane auf, dem Feinde einen Streich zu versetzen, und Abends war er in der Regel damit fertig.

Die Belagerer hatten genug zu thun, sich selbst zu vertheidigen, und ihre Werke rückten langsam voran. Die Brabanter hatten zu ihrem Bollwerk zwar einiges Holz vorgefunden, nicht aber die Pfäle, den Fluß zu sperren. Der Schatzmeister v. d. Berge erklärte: keinen Pfennig gäbe er dafür her, Culenburg könne jetzt sein Wort halten. Da ließ endlich, um der Beschämung ein Ende zu machen, der Herr von Bergen-Grimberg alles Holz, was nöthig war, in Rotterdam aufkaufen und zu Wasser in's Lager schaffen. Nun begannen die Brabanter ihre Arbeiten. Als aber das Bollwerk fertig war, fanden sich nur Dreißig, welche hinein wollten, während es wenigstens hundert Mann zur nothdürftigen Besetzung brauchte. Und auch jene Dreißig hatten große Angst, die Dortrechter könnten kommen, den Damm durchstechen und sie vom Lager abschneiden. Allmählig fing bei den Brabantern auch der Proviant zu fehlen an. Woche auf Woche hoffte man vergebens auf Zufuhr, denn v. d. Berge ließ auch hierin seine Landsleute im Stich. Laut beschuldigte man ihn des Verrathes.

Digitized by Google

Die Dortrechter wußten dies alles. Es gab genug kabeljauisch Gesinnte im Brabanter Lager, welche ihnen den Sieg gönnten oder gar mit Johann von Bayern Einverständnisse unterhielten. Parteihaß weiß das Gewissen selbst dann zu betäuben, wo es um nationale Ehre sich handelt. Also wurden die Dortrechter immer kühner: auf jeden ihrer Ausfälle holten sie sich reiche Beute und zahlreiche Gefangene von ihren Feinden. Das Einzige, dessen Herr von Wesemael, der Brabanter Feldherr, sich rühmen konnte, war eine kleine Schlappe, welche die Dortrechter bei einem Angriff von den Antwerpenern erlitten, und ein gelungener Streifzug nach Voorne, wo das Städtchen Goerede verbrannt wurde. In Dortrecht spottete man nur über die dummen Brabanter, von denen die vielen Gefangenen sich kaum mehr unterbringen ließen. Kleine Schiffe kamen zu den Arbeitenden hergeschwommen, lockend mit Eßwaaren ausgelegt, gleichsam als habe ihre Mannschaft sich oben am Ufer versäumt. Die Hungernden stürzten sich darauf, der eine schneller als der andere. Da aber begannen die Dortrechter an den Seilen zu winden, welche sie kunstreich von den Schiffen unter dem Wasser her geleitet hatten. Die Fahrzeuge gingen wie von selbst wieder in's Wasser, Ruder waren nicht da, und sie wurden unter Geschrei und Gelächter mit allen, welche darauf saßen, nach Dortrecht hereingezogen, wie Fische an der Angel.

Mannlicher hielten sich die Holländer. Denn für die Hoeks war der Kampf mehr als bloße Ehrensache. In ihrem Lager ertönte für Jakobäa ganz anderer Zuruf, als draußen bei den Schaaren ihres Gemahls. Dieser hatte sich auch seine Kapelle in's Lager kommen lassen, hielt sich aber während der Belagerung öfter mit Jakobäa im Haag auf. Heinrich von Wassenaar und Barthold von Assendelft waren die Marschälle des holländischen Heeres. Als Kriegshaupt aber erschien Keiner tüchtiger, wie Adrian, Herzog Albrechts natürlicher Sohn, einer der Tapfersten im Felde, der Klügsten im

Digitized by Google

Rathe. Herrſchte nicht ſein Bruder Johann in Dortrecht, ſo war Adrian dort noch im Beſitze des Schultheißenamts und ſeiner Ehren und Einkünfte. Der Ritter machte den Dortrechtern hart zu ſchaffen. Mit heißer Wuth ſtürmten er und die Seinigen auf die Dortrechter, unermüdlich warfen ſie Feuer und Kugeln auf die Stadt.

Allein mit wachſendem Grimme mußten ſie ſehn, wie die Sachen ſchlecht gingen. Nicht einmal die eigenen Bollwerke konnten ſie zur Vollendung bringen. Eine Menge wohlhabender Leute, die am beſten bewaffnet waren, gingen nach Hauſe, ſobald ihre Dienſtzeit um war: länger als ſechs Wochen brauchte nach altem Herkommen Keiner im Landesaufgebote zu ſtehn. Gerade die Wohlhabenden entbehrte man im Papendrechter Lager am meiſten, für das ärmere Volk mußten alle Bedürfniſſe für Geld angeſchafft werden. Und da weigerten ſich mehrere Städte, die Leibrentenbriefe, welche man in Brabant verkaufen wollte, zu unterſiegeln. Der Herr von Montfort mußte Geld borgen, wo und wie er es auftreiben konnte. Nun gerieth er darüber in ſchweren Hader mit einem andern vornehmen Herrn im Lager, mit Culenburg, der mit ſeinem Bruder ſich für ein Darlehn des Herzogs von Cleve verbürgte. Nur mit Noth brachte man die Herren dazu, die Ausfechtung ihres Haders zu verſchieben. Das Schlimmſte für die Belagerer war, daß ſie niemals ſicher waren, welchen Feind ſie im Rücken hatten. Egmond, der Hans mit der Schelle, läutete arg an der Gränze. Es war ihm vom Herzog von Geldern vergönnt, öffentlich durch Glockenſchlag Leute zum Kriegszug aufzufordern. Er ladete Proviantſchiffe in Tiel und Bommel, ſie nach Dortrecht zu führen, und wenn man ihm den Weg verlegte, wußte man nicht, wo man ſeinen plötzlichen Angriff erwarten ſollte, bei Amſterdam oder Gorkum. Die Dortrechter, welche die Pfalreihen im Fluſſe durchbrachen, zeigten ſich plötzlich mit ihren Kriegsſchiffen vor Rotterdam und Gorkum. Von den Bürgern beider Städte durften ſich die

Digitized by Google

Hoeks nichts Gutes verſehen. Jakobäa hatte den Rotterdamern zuſagen müſſen, daß ſie zu Hauſe blieben, während die Andern vor Dortrecht lagen. Mit der Beſatzung von Rotterdam wurden Feuerzeichen verabredet, für den Fall, wenn Gefahr drohe. Keine Barke mit Zufuhr durfte es wagen, ohne Geleit von Kriegsſchiffen die Ströme herunter zu fahren zum Papendrecht. Ja ſelbſt Boten, welche Nachrichten vom Holländer zum Brabanter Lager trugen, wurden von den Dortrechtern weggefangen.

Endlich ſpielte der Bayer den Brabantern einen Hauptſtreich. Oefter nach einander ließ er ſie angreifen: kamen ſie hervor, zogen ſich die Seinigen raſch zurück und gewöhnten ſie an Verfolgung. So fingen die Dortrechter eines Tags wieder an zu ſcharmützeln, und als das Gefecht im Gange war, flohen ſie wieder ihrer Stadt zu. Die Brabanter ſtürzten nach ihrer Gewohnheit hinter ihnen her: auf einmal ſtanden ſie vor einem ſtarken Hinterhalte, ſtutzten und löſten ſich auf in wilde Flucht. Jetzt brach der Herzog hervor und fiel mit Macht zwiſchen die Flüchtigen und ſchlug und drängte ſie, bis er an dem Platze war, wo ihre Schiffe ſtanden. Gleich bemächtigte er ſich der Fahrzeuge, ſo viele er faſſen konnte, und kam mit den Schiffen und vielen angeſehenen Gefangenen und ſchönſter Beute zur Stadt zurück. Vergebens wollte Arnold von Leyenburg mit Holländern ihm in den Weg, auch Leyenburg wurde gefangen.

Da hatten die Brabanter das Ding überſatt. Sie wollten weg, es war kein Halten mehr, wie ſehr auch Jakobäa und ihre Freunde baten. Kein Brabanter wollte mehr in's Bollwerk, wie trefflich es jetzt auch bewehrt und gerüſtet ſchien. Da beſchloß ihr Herzog, das Blockhaus in Brand zu ſtecken, und zog ab mit all ſeinem Heere. Kaum aber ſahn die Dortrechter den Rauch aufſteigen, ſo merkten ſie wohl, was vorging, und dachten, ſich noch einmal an den Brabantern eine Güte zu thun. Raſch fielen ſie aus zu Waſſer und zu

Digitized by Google

Lande, faßten die Weichenden in der Flanke und im Rücken, und hätten die braven Antwerpener nicht den Nachtrab gehütet, so wäre der letzte Strauß blutiger gewesen, als alle zuvor. Jedoch wurden die Brabanter über das Wasser verfolgt bis St. Gertrudsberge, und da hier ihre Schiffe, weil es gerade Ebbe war, nicht so rasch zum Ufer konnten, so wurden auch die Fahrzeuge erbeutet, auf welche sie ihre Verwundeten und Kranken, und mehrere adlige Herren ihre Rüstungen und schönen Waffenröcke gelegt hatten. Man mußte in Eile an alle Brabanter Herren senden, die den Zug nicht mitgemacht, daß sie eiligst herreiten sollten mit Rittern und Knechten, den Abgang des Restes vom Heere aus St. Gertrudsberge zu beschützen. Unter den Kranken, welche in des Feindes Gewalt geriethen, war auch der Kaplan des Brabanter Herzogs: Johann von Bayern schickte den geistlichen Herrn zurück und gab ihm, da sich auch das herzogliche Siegel von Brabant auf den Schiffen gefunden hatte, dieses mit auf den Weg, ehe noch die Gesandtschaft anlangte, es wieder auszubitten. Das rühmte man allgemein als adliges Benehmen. Als aber die Dortrechter die schönen Waffenröcke, auf welche das Feldzeichen gestickt war, in ihren Kirchen ausstellten, wußten sich die Brabanter Herren vor Scham und Aerger nicht zu lassen. „Das sei ehrlos", riefen sie „und schandbar, ihre Waffenröcke auszustellen, während sie selbst noch bei lebendigem Leibe umhergingen".

Herzog Johann von Brabant verweilte noch zwei Tage in St. Gertrudsberge und ließ sein Heer auseinandergehn. Dann gab er dem Andrängen Jakobäas und der hoekisch gesinnten Adligen nach und verfügte sich mit ihnen in's Lager der Holländer. Diese aber waren durch den schmählichen Abzug der Verbündeten vollends entmuthigt. Die Städter und das Landvolk verlangten ungestüm nach Hause. Alles was die Führer erreichten, war daß noch eine Zeit lang an dem Fort gearbeitet wurde. Noch aber stand es unvoll-

Digitized by Google

ständig bewehrt, da brachen — es war am Abend des 6. August — die Mannschaften auf und zogen heim. Nur Adrian nicht, er wollte den Platz nicht ehrlos verlassen. Die Tapfersten der Hoeks blieben mit ihm auf dem Blockhause.

Mit einer Grausamkeit, wie sie nur das Bewußtsein einer verlorenen und mit Schande bedeckten Sache eingibt, suchten sie nun die Dortrechter heim, brannten und mordeten, was sie nur erreichten. Doch der Herzog in der Stadt ließ ihnen nicht lange Zeit. Er nahm seine erlesensten Leute, stand am 8. August vor dem Fort und fing an, es zu bestürmen mit großer Gewalt. Die Hoeks wehrten sich verzweifelt. Auf beiden Seiten häuften sich die Leichen, und noch hatten die Dortrechter keinen Fuß breit gewonnen. Der Herzog aber hatte gemerkt, daß das Festungswerk für die Besatzung zu weitläufig, und daß sie nicht überall zugleich sein konnte. Er vertheilte daher seine Mannschaften rings um das Fort. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten sie alle heran mit Leitern und Aexten, die Stürmenden drangen über die Verschanzung, warfen Feuer an das Blockhaus, und kämpfend, blutend, von Rauch und Flammen umhüllt, fielen Adrian und seine Genossen bis auf den letzten Mann. — Das war der Zweite von Jakobäas besten Generalen, der vor dem Feinde blieb. Das Unglück schien zu wollen, daß ihre Helden in zu großer Begeisterung in Kampf und Tod gingen. Die Dortrechter hatten bei der Bestürmung des Forts viele Männer verloren: doch waren sie belohnt durch die Beute und die gefangenen Freunde, welche sie in dem Blockhause fanden. Sie schleiften die feindlichen Werke auf den Grund, und waren lustig und guter Dinge, daß sie nun erlöst von aller Feindesgewalt.

Das war das Ende der großen Belagerung. Schmählicher konnte eine so machtvolle Unternehmung nicht ausgehn. Der Verlust an Leuten Geld und Kriegszeug war sehr bedeutend, noch viel größer die sittliche Niederlage. Alle kabel-

Digitized by Google

jauiſch Geſinnten in den Niederlanden lachten und freuten ſich. „Da ſehe man“, hieß es, „was die Hoeks vermöchten. Ihre ganze Macht in Holland und Brabant, in Seeland und Hennegau hätten ſie auf die Beine gebracht, und nicht die einzige Stadt bezwingen können. Wo denn nur irgend ein Siegeszeichen ſei? Nichts, nicht den kleinſten Erfolg hätten ſie heimgebracht, als Schimpf und Schande wagenvoll. Wie die armen Hänſe ſeien ſie heimgejagt, und hätten Kriegszeug und Gepäck dahinten gelaſſen“.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Johann von Bayern Sieger.

Wachsende Gefahren. Nochmal Zerstörung des Yſſelſtein. Neues Gebot wider die Verbannten. Geldnoth der Hoeks. Keine Hilfe von Brabant. Burgundiſche Politik. Der Vermittler Philipp von Burgund. Widerſtand Jakobäas. Ihre Landung in Südholland vereitelt. Verluſt von Rotterdam. Steigende Bedenken für die Hoeks. Vorbereitungen zum Friedensſchluß. Die Unterhändler. Große Tagfahrt in Workum. Menge der Herren- und Städteboten. Verleſung der Friedensartikel. Johanns von Bayern Eigenlande vergrößert. Regentſchaft der übrigen Lande ihm zugeſtanden. Sein Erbrecht anerkannt. Verzicht auf ſeine Lehnbriefe. Aufhebung des Dortrechter Freibriefs. Entſchädigung der Kabeljaus. Wiedereinſetzung der Verbannten in Rechte und Güter. Allgemeine Sühne. Beſondere Sühnebriefe der Herren und Städte. Beſieglung des Hauptbriefes. Huldigungszug des Bayern. Jakobäas Sieg im Recht und Verluſt in der Macht. Ihr Abſchied von Holland.

Jakobäa meinte, ſie müſſe in die Erde ſinken vor Zorn und Scham. Die ſchwere Niederlage hatte ihr die Lauheit der Städte bereitet, die Menge der heimlichen Kabeljaus, welche überall im Stillen umherſtörten. Schon entfalteten die Dortrechter ſiegreich ihre Flaggen auf allen Gewäſſern. Fünf Tage nach der Erſtürmung des Papendrecht hatten ſie Rotterdam zu überfallen geſucht, man fürchtete ihre Landung in Schiedam Gouda Schoonhoven Gorkum St. Gertrudsberge und Heusden. Jakobäa befahl den größeren Städten, eine Anzahl Bewaffnete nach dem Haag zu ſchicken, um nach allen Seiten raſche Hilfe zu bringen, wo die Kabeljaus ihr Haupt zu erheben dachten. Sie wollte dieſen Verſchwörern zeigen, daß ſie noch Herrin im Lande, ſie wollte zugleich den Freunden zeigen, wie hoch ſie Treue halte.

Fünf Tage nach dem Fall des Papendrechter Forts überlieferte ſie die ganze Stadt Yſſelſtein den Utrechtern zum Ab-

Digitized by Google

bruch, nur Kirchen Klöſter und Gaſthäuſer ſollten ſie ſtehn laſſen. Das ſolle geſchehn „ihr zu Ehren und Liebe und allen andern Ungetreuen zum Spiegel und Exempel“. Der tiefere Grund war die Geldnoth. Die reichen Utrechter ſollten helfen, aber ſie wollten nicht anders ſich dazu verſtehn, als wenn man ihnen Stadt und Feſtung Yſſelſtein überlieferte. Da die Macht der Hoeks jetzt gebrochen war, mußten ſie auch fürchten, die Yſſelſteiner würden den Platz zum zweitenmal an die Egmonds verrathen: dann fiel deren Rache zunächſt auf die Utrechter. Sobald dieſe daher Jakobäas Befehl erhielten, kamen ſie eiligſt mit Wagen und Werkleuten, brannten alles, was den Bürgern gehörte, rein ab, riſſen die Mauern aus dem Grunde, führten die Eckſteine weg und pflügten auf den Straßen. Und überall ſpürten ſie umher, wo die Yſſelſteiner noch Gut und Habe verbargen, und die gefangenen Bürger wurden gezwungen, durch das Letzte, was ſie hatten, ſich loszukaufen: ſie mußten ihre Ländereien hingeben und erhielten ſie nur zurück, indem ſie aus Eigenthümern Erbpächter wurden. Dieſe Grauſamkeit erbitterte weit und breit; für einen Scheffel Geldes, hieß es, erlaube die Landesherrin ſo Unerhörtes. „O Holland, was überkam dich da!“ ſo rief damals der Chroniſt von Gouda aus, „lebte Herzog Wilhelm noch, das wäre nicht geſchehn; denn Yſſelſtein war der Nagel und das Schloß, die dem Stift Utrecht zu nahe ſtanden“. Am ſelben Tage, als Jakobäa die neue Zerſtörung von Yſſelſtein befahl, nahm ſie auch die Geldbuße auf ſich, welche die Utrechter an ihren Biſchof zahlen ſollten, weil ſie in der Schlacht von Gorkum Kirche und Kirchhof entweiht hatten.

Einige Tage ſpäter erging ein neues Gebot wider die Verbannten. Die Kabeljaus, welche noch flüchtig, eilten auf die Kunde von der großen Niederlage der Hoeks von allen Seiten herbei. Sie dachten, jetzt ſei wieder gute Zeit für ſie, und Keiner könne ihnen mehr etwas anhaben. Sich ihrer

Digitized by Google

zu erwehren, ließ Jakobäa verkünden: „Keiner von den Verbannten, welche gegen sie in Gorkum die Waffen getragen, solle jemals wieder in's Land kommen anders als vogelfrei". Von Versöhnung zeigte sich nirgends eine Spur. Von dem Hasse und der Furcht ihrer hoekischen Rathgeber ließ sich Jakobäa von einem Schritt zum andern hinreißen. Die Unkluge bedachte nicht, daß für jeden verbannten Kabeljau ihr zehn neue Feinde erständen.

Die Utrechter Geldhilfe reichte nicht aus. Um neue Kriegsmittel zu verschaffen, bedachte sich Jakobäa keinen Augenblick, ihre Güter zu opfern. Ihre Schatzmeister erhielten volle Gewalt, zu versetzen und zu verpfänden, was sie nur besitze an Schlössern Höfen und Einkünften. Die Bannerherren unter den Hoeks und selbst Jakobäas eigene Mutter mußten Bürgschaft leisten, damit die Städte Gelder vorschossen. An ihrem Gemahl fand Jakobäa gar keine Stütze: er war wie ein Bube unterthan seinem obersten Schatzmeister und Kammerherrn, Wilhelm von dem Berge. Dieser wagte es, große Lehen in Seeland an sich zu reißen, welche Jakobäa, sei es wegen Abfalls der Besitzer, wie die Güter Herrn Johanns von Renesse, oder auf andern Wegen anheimfielen. Jakobäa durfte es mit dem Verhaßten nicht ganz verderben. Sie war mit ihrem Gemahl von Dortrecht nach dem Haag gezogen. Die hoekisch gesinnten Führer des Brabanter Adels aber gingen nach Brüssel und klagten vor den Landständen über das ehr- und treulose Benehmen des Landesschatzmeisters. Dieser hingegen sparte keine Ränke, den Herzog wider sie aufzuhetzen und ihnen den Hof zu verschließen. Es begaben sich die ärgerlichsten Geschichten. Der Herzog mußte, nachdem er Seeland noch besucht hatte, nach Brabant zurück. Er bestellte zu seinen Statthaltern in Holland Johann von Vyanen und Ludwig von Montfort, in Seeland Florenz von Borsselen: diese sollten im Verein mit Jakobäa und ihrer Mutter das Land bewahren und den schweren Kampf gegen den Oheim weiterführen.

Digitized by Google

Bald zwei Jahre dauerte nun der Krieg, und kein Ende war abzusehen. Die Parteien hatten sich in einander verbissen wie wilde Thiere, und unter ihren grimmen Streichen und Griffen seufzte und blutete das Land. Ein mächtiger Vermittler stellte sich ein, der Burgunder Herzog oder vielmehr sein kluger Sohn, Philipp Graf von Charolais, Jakobäas und ihres Gemahls Vetter und des Oheims Neffe. Die burgundische Habsucht überflog in Gedanken bereits eine weite Landkarte. Der junge Erbe von Brabant, dieser kopflose kleine Wüstling, mußte bald abgewirthschaftet haben, und Jakobäas leidenschaftliches Wesen sah auch nicht danach aus, als gestatte es Festwurzeln und gedeihliches Ausbreiten eines neuen Herrschergeschlechts. Gingen aber Beide ihrem Ende zu, so wurde die alte burgundisch-bayerische Erbverbrüderung wirksam, welche einst die staatskluge Johanna abschloß, damit die Niederlande nach und nach zusammenwüchsen. Zu fürchten war nur, daß Johann von Bayern sich im ganzen Erbe Jakobäas festsetze und dann seine Lande als Reichsfürst wieder fest mit Deutschland verknüpfe. Also irgendwie ihm Stillstand gebieten, irgendwie den Zwiespalt zwischen Oheim und Nichte verewigen, daß er nicht zur Entscheidung komme und daß die burgundische Politik immer Anlaß zur Einmischung behalte, — das war es, was dem Erbprinzen des neuen und rasch anschwellenden Reiches, dem Klügsten seines ganzen Geschlechts, zu erstreben oblag.

Als Bevollmächtigter seines Vaters, der noch immer tief in den französischen Händeln steckte, erschien er im Oktober in Holland. Es umgab ihn ein fürstliches Gefolge und die Häupter darin waren die beiden Brüder von Luxemburg, Ludwig der vielgewandte Bischof von Tournay, und Peter der Graf von Conversant und Herr von Enghien; Meister Simon von Fourmelles und andere erprobte burgundische Räthe fehlten auch nicht. Sie entwickelten eine Thätigkeit, welcher keine der kriegführenden Parteien entging. Leicht war

Digitized by Google

der Brabanter Herzog gewonnen. Auch Johann von Bayern wollte weder seine Nichte gänzlich verderben, noch sich ohne Noth Händel mit den Burgundern zuziehn. Es war seine Art, das Gewisse fest zu fassen und inzwischen den weitern Gewinn ruhig vorzubereiten. Jakobäa aber widerstand, sie war zu tief gereizt, und ein rechter Hoek gab niemals den Sieg verloren.

Schon bereitete sie wieder eine große Unternehmung vor. Mit gesammter Macht wollte man auf den Inseln von Südholland landen. Von dort aus wollte man die Dortrechter und Brieler bekriegen, ihre Schiffe und Häfen anlaufen und ihnen zeigen, daß sie nicht allein die Mittel hätten, den Handel zu sperren. Vergebliche Hoffnung! Johann von Bayern merkte den Plan und kam ihm zuvor. Plötzlich setzte er sich mit den Grafen von Verneburg und Nassau und seinen andern Herren auf dem Wiel vor Geervliet fest, von hier konnte er leicht nach allen Seiten zwischen den Inseln hervorbrechen. Die Brieler Schiffe, geführt von ihrem Bürgermeister Jakob Franz Ysaaksohn, schwärmten umher und waren eifrig zu seinem Dienst. Die Unternehmung der Hoeks war vereitelt. Ein neuer Verlust folgte auf dem Fuße. Johann von Bayern machte einen Anschlag, Rotterdam anzugreifen. Die Brieler sandten ihm dazu „zwei Metallbüchsen und fünf Pfund Donnerkraut“. Die heimlichen Kabeljaus, welche in und um Rotterdam wohnten, machten die Anwendung des Donnerkrauts unnöthig. Man erkundete eine günstige Nacht. In dieser sammelten sich rasch die Kabeljaus aus der Umgegend, Dortrechter und Brieler stießen hinzu, und alle rückten vor die Stadt. Ihre Freunde drinnen ließen sie ein, und die Hoeks wurden niedergeworfen. Das war ein harter Schlag für Jakobäa. So war Rotterdam, dessen Behauptung so oft Mühe und Kosten gemacht, dennoch verloren. Jetzt hatte der schlimme Oheim Dortrecht, um Südholland zu blokiren, Briel, um die Seelande in Schach zu halten, und das in der Mitte liegende

Digitized by Google

Rotterdam, deſſen Landthore nach Nordholland hineinwieſen. Am gefährlichſten war, daß Rotterdams Feindſeligkeit auch den Handel von Delft und Gouda lahm legte. Auf die erſte Nachricht flog Jakobäa herbei und machte, ſo gut und ſo raſch es gehen wollte, Schiedam zu einer Feſtung, um den Feinden im nahen Rotterdam immer ein Auge und einen Stachel in der Seite zu haben. Dann führte ſie ſelbſt verſtärkte Beſatzung nach Delft und Gouda, um die Kabeljaus dort im Zaum zu halten und dem Feinde alle Wege in's Land zu verlegen.

Allein worauf durfte ſie noch hoffen? Ihre eigenen Hilfsmittel ſchwanden zuſehends, in Brabant war Alles in Hader und Zwietracht, der Kaiſer feindlich, und der feine Burgunder Vetter drängte höchſt widerwärtig. Vom 27. Oktober an ließ ſich Jakobäa einen kurzen Waffenſtillſtand nach dem andern abnöthigen. Allmählig kam man weiter. Ende Dezembers gelobte der Herzog von Brabant: Jakobäas Lande, wenn ſie ohne Kinder ſterbe, an des bayeriſchen Oheims Erben auszuliefern. Bald darauf verzichtete ſie ſelbſt auf die Arkelſchen Länder. Um Neujahr hatten Philipp und ſeine Unterhändler es dahin gebracht, daß man ſich allerſeits bereit erklärte, den Frieden endgiltig abzuſchließen. In Workum, wo Jakobäa ein Schloß hatte, traten die Geſandten zuſammen. Sie ſelbſt und ihr Gemahl nahmen ihren Aufenthalt dort. Johann von Bayern ſchickte den tüchtigſten ſeiner Getreuen, den bayeriſchen Ritter Heinrich Rothaft Vitzthum und Herrn von Werdenberg, mit ihm kamen die Herren von Heemskerk und Naeldwyck. Aus Brabant erſchienen ebenfalls drei: Iwan von Cortenberg Deutſchordensritter, Johann von Schoenvorſt Burggraf von Monjouw, und Egidius von Arnemuyden Herr von Enſe. Zu ihnen traten als Vermittler die drei vornehmſten burgundiſchen Räthe. Mehrere Wochen brauchten die Herren, um einig zu werden. Endlich ſandten ſie zu den Fürſten Herren und Städten, zu kommen zum großen Friedensſchluſſe.

Digitized by Google

Johann von Bayern schiffte von Dortrecht herbei, und wurde von seinen beiden Neffen von Brabant und Burgund empfangen. Ein edler Herr nach dem andern ritt mit stattlichem Gefolge in Workum ein, bis ihrer einhundertundvier beisammen waren. Da begrüßten einander die Egmond Heemskerk Borsselen und Naeldwyk, die Wassenaar Vyanen von der Merwede und von der Leck, die Heemstede Haemstede und Maelstede, die Reneſſe und Mateneſſe, die Poelgeest und von dem Poel, die Cralingen und Cruningen, die Heenvliet und von Vliet, die Moormond und Diepenburg, und viele andere. Diese Alle waren aus Holland und Seeland, siebenundvierzig Holländer, sechsundzwanzig Seeländer. Aus dem Hennegau aber zeigten sich die stolzen Herren von Werchin, von Ligne der Seneschal, von der Hameyde, von Havrech, die ritterlichen Vertaing Mastaing Vilain Sart Audregnies und mehr, zusammen einundzwanzig Hennegauer. Aus Flandern war da der Herr von Maldeghem. Dagegen erschienen aus Brabant nur neun Edelleute und nicht die Vornehmsten. Der hohe Brabanter Adel war in Unfrieden mit seinem Herzog und im Unmuth über Jakobäas Niederlage. Zu den genannten Edelleuten kamen noch, außer den fürstlichen Räthen, die Schultheißen und Bürgermeister, die Schöffen und Rathsherren der Städte, welche an Pracht und stolzem Auftreten hinter dem Adel wahrlich nicht zurückblieben. Es war eine große ritterliche Versammlung voll Glanz und Heldenkraft, voll Tücke und tödtlichem Hasse. Jeder dieser Herren hatte seine Buben und Knechte bei sich, mancher führte ein Dutzend Rosse und mehr. Im Städtchen Workum konnten sie nicht alle herbergen, und Herberge bedurften sie auf mehr als einen Tag, so unabsehlich viel hatten sie miteinander abzumachen.

Zuerst wählten die Fürsten ihren Schiedsrichter, den Erbprinzen von Burgund, und er ernannte mit ihrer Zustimmung im offenen Briefe als seine Bevollmächtigten seine fünf Räthe: die beiden Luxemburg, den Bischof und den Grafen,

Digitized by Google

die Herren von Schoonworſt, Arnemuyden und von dem Keyſhulle. Dieſe Fünf brachten nun auf's Pergament, worüber man einig geworden, und der Geheimſchreiber des Herzogs von Brabant, Edmund von Dynter, derſelbe, der uns ſo viel von dieſen Händeln beſchrieben hat, las laut die Artikel vor. Sie waren folgende:

„1. Herzog Johann von Bayern ſoll zu ſeinen Landen von Voorne Woerden und Goyland noch hinzu erhalten: die Stadt Dortrecht mit dem Gebiete des Landgerichts ſowie der Deichgrafſchaft von Südholland, die Stadt Rotterdam mit ihrem Gebiete, die Stadt Gorkum mit dem Lande von Arkel und allen Arkelſchen Lehen, die Stadt Leerdam mit dem Lande von der Leck und das Land von Schoonrewoerd, ſowie ſie ſich erſtrecken zwiſchen der Merwede der Linge und der Leck, und das Land Haveſtein. Auf dieſen Gebieten ſtehen ihm allein fortan die landesherrlichen Rechte zu, er nimmt die Lande aber von Jakobäa und ihrem Gemahl zu erblichen Lehen.

2. In den übrigen Theilen von Holland und Seeland, ſowie im Hennegau hat Herzog Johann von Bayern fünf Jahre lang gemeinſchaftlich Regiment mit Herzog Johann von Brabant. Sie beſtellen gemeinſchaftlich den oberſten Rath, den Schatzmeiſter, die Landrichter Schultheißen und Schöffen, die Schloßkaſtellane und alle übrigen Beamten. Können die Fürſten über den Schatzmeiſter ſich nicht einigen, ſo wählt ihn der Rath. Alle dieſe Beamten ſchwören beiden Herren gemeinſchaftlich den Treueid, und legen ihnen gemeinſchaftlich die Jahresrechnung. Die Richter ſchwören noch beſonders, dem Herzog und der Herzogin von Brabant treulich ihr Recht und Erbe zu bewahren. Die Einkünfte jedoch von dieſen Landen verbleiben lediglich dem Herzog und der Herzogin von Brabant. Kommt indeſſen Herzog Johann von Bayern mit ſechszig Pferden oder auf Erfordern auch mit mehr in's Land, ſo bezieht er für jede drei Pferde täglich eine Krone. In Sachen des Landes von Brabant aber ſoll der Herzog von Bayern Nichts zu ſagen haben.

Digitized by Google

3. Stirbt Jakobäa ohne Kinder, so überliefert zur Stunde ihr Gemahl alle Lande Schlösser und Städte von Hennegau Holland Seeland und Friesland an Herzog Johann von Bayern. Das sollen ihm acht oder neun Ritter jedes Landes sammt den Städten in besiegelten Briefen bekräftigen, welche ihm der Herzog und die Herzogin von Brabant vier Wochen später in Rotterdam einhändigen müssen. Außerdem schwören alle Kastellane, die Schlösser der Herzogin von Brabant Zeit ihres Lebens zu bewahren und keinem andern zu übergeben, — falls sie aber kinderlos stirbt, dem Herzog von Bayern zu überliefern.

4. Herzog Johann von Bayern verzichtet auf alle seine Rechte, die er vom Pabst oder Kaiser oder sonstwie auf Hennegau Holland Seeland und Friesland erworben hat, überliefert die darüber sprechenden Urkunden zum sofortigen Kassiren, und verspricht keine neuen Ansprüche der Art zu erwerben oder anzunehmen, so lange die Herzogin von Brabant oder ihre Kinder leben. Fortan nennt er sich wieder „Sohn und Erbe" von Hennegau Holland und Seeland. Es zahlen ihm aber der Herzog und die Herzogin von Brabant zu gesetzten Terminen binnen zwei Jahren die Summe von hunderttausend Rosenobel gut von Golde und Gewichte, und geben ihm darüber Bürgschaftsbriefe von den Rittern und Städten Hollands und Seelands, so viele sie dazu bekommen".

Damit war die Stellung Johanns von Bayern geordnet. Er bedang sich aber auch Gutes für seine Anhänger aus. Der große Freibrief der Dortrechter vom 10. November blieb für Jakobäa außer Sprache, im Uebrigen wurde bestimmt:

„Die Dortrechter behalten alle Güter und Forderungen, die sie vor der Fehde hatten, und es werden ihre und Südhollands Rechte auch von Jakobäa und ihrem Gemahl bestätigt, insofern dieselben schon bei Herzog Wilhelms Tode bestanden. Alle Forderungen aber, welche der Herzog und die Herzogin von Brabant an Dortrechter hatten, gehen auf

Digitized by Google

Herzog Johann von Bayern über. — Die Sache der Brüder Egmond soll der Herzog von Burgund entscheiden, sie bleiben jedoch noch einen Monat außer Landes, es sei denn, daß der Herzog und die Herzogin von Brabant früher die Briefe wieder bekommen, mit welchen sie den holländischen Städten die Verbannung der Egmonds bekräftigt haben. — Den Herrn von Heemskerk und Brockhausen ist ihr Schaden nach dem Spruche von Nothaft und Florenz Borsselen zu vergüten. — Die Ansprüche der Rotterdamer und Anderer, welche binnen Friedenszeit und Geleite beschädigt sind, sollen binnen einem Monate vom Rathe beider Herren geschlichtet werden".

Endlich kam für alle die Fehdegenossen, für all die armen Unterthanen der gewöhnliche Generalbescheid:

„Alle Fehde und Zwietracht ist gesühnt und abgethan. Es stehen Todte gegen Todte, Brand gegen Brand, Raub gegen Raub. Alle Gefangenen sind los und ledig, und das Schatzungsgeld, welches bis zum 2. Januar nicht bezahlt wurde, gilt als erlassen. Alle vor oder nach Herzog Wilhelms Tode Verbannten kehren zurück und erhalten ihre Güter und Rechte wieder. Wer jedoch um Todtschlags willen verbannt war, muß sich zuvor mit den Blutsfreunden des Erschlagenen sühnen. Die früheren Urfehdebriefe hat Jedermann an den Schatzmeister und Rath abzuliefern, sie werden geprüft und zurückgegeben, dann wird von Allen eine neue Urfehde nach altem Brauch beschworen".

Im Allgemeinen wurde noch bestimmt: „Am dritten „Sonntag vor Ostern sind all die genannten Verzichts- Bürgschafts- und Urfehdebriefe auszuhändigen. — Wo aber Jemand sich gegen diese Friedensartikel auflehnt, sollen die Fürsten ihn zwingen, sie zu halten".

Diesen Spruch thaten die Schiedsrichter, und Jakobäa, ihr Oheim und ihr Gemahl schwuren ihn zu halten bei ihrer kirchlichen Treue und fürstlichen Ehre, sie schwuren das auf das Evangelium und zu den Heiligen am 13. Februar 1419.

Digitized by Google

Nach den Fürsten kam die Menge der Herren und Städteboten an das Schwören und an das Siegeln. Sie hatten wahrlich genug mit einander zu schaffen. Da waren zu sühnen und schriftlich abzumachen all die Einzelfehden und Gewaltthaten, die lange Reihe von Todtschlägen und Lähmungen und Gefängnissen, von Verlusten an Pferd und Harnisch, an Lösegeld, an Gut und Habe. Der Unterschied, was in redlicher Fehde geschehn und was nicht, war öfter haarscharf. Die rechtlichen Ansprüche verwickelten sich öfter zum Verzweifeln. Es ließ sich begreifen, wie diese Ritter ihren Gegner lieber todtschlagen mochten, als durch ihren Witz sich mit ihm auseinandersetzen. Man wählte Schiedsrichter und diese wählten ihren Obmann, und nachdem sie lange berathen hatten, fiel ihr Spruch doch vielleicht in's Bodenlose. Wer aber irgend auf Recht und Ehre hielt, suchte die Entscheidung schwarz auf weiß zu bekommen, dann konnte er zu Hause, indem er seinen Kaplan oder einen alten Schöffen zur Hilfe nahm, in Muße sich in die Irrgänge vertiefen, welche die geschriebenen Artikel gewöhnlich offen ließen.

Der Hauptbrief aber, welcher den langen Schiedsspruch enthielt, wurde in einen Koffer geschlossen, und unter dem Deckel standen die Streifen hervor, und auf jedem Zettel stand der Name dessen, der von den Fürsten Herren Räthen und Städteboten darauf sein Siegel setzen sollte. Und es durfte sich Niemand mehr weigern, dies zu thun, ohne das Pergament noch einmal zu sehen. Denn es schien große Noth, daß noch Einer über das Pergament käme und von Neuem daran zu mäkeln anfinge, oder verschmitzter Weise gar ein paar Striche darin änderte. Bekanntlich leisten die Engländer noch heutzutage viel in der weitschweifigen und unförmlichen Art, in welcher man im Mittelalter Urkunden abfaßte. Jedoch würde der schlechteste Winkeladvokat in Großbrittannien, selbst bei dem dort herrschenden Rechtswirrsal, zehnmal leichter mit der Besserung oder Ergänzung einer

Digitized by Google

Urkunde fertig werden, als im Mittelalter die weiſeſten Rathsherren.

Endlich hatten die größeren Städte Haerlem Delft Leyden Amſterdam Gouda und Schiedam noch beſondere Forderungen den Fürſten übergeben. Sie verlangten, daß alle Privilegien und Rechte, die ſie inzwiſchen von Jakobäa oder deren Vorfahren erworben, auf's Neue beſtätigt würden, und zwar mit folgenden Zuſätzen. Jeder Richter oder Dienſtmann in Holland ſolle, ehe er ſein Amt antrete, in die Hände des älteſten Stadtraths oder Schöffen ſchwören, einem Jeglichen Recht zu ſprechen. Wer an Einen etwas zu fordern habe, dürfe nicht Fehderecht brauchen und ihn gefangen halten, ſondern könne nur Bürgſchaft und Gericht fordern; wolle er das nicht, ſo dürften Herren und Ritter und Städte ſich frei vereinigen und ihn mit Gewalt zwingen. Welcher Richter in ſolchen Fällen Recht weigere, ſolle ſein Lebenlang unfähig zu Aemtern ſein. Kein Stadtbürger dürfe von ſeinen Gütern, wo ſie auch belegen ſeien, Steuer zahlen; Gouda verlangte geradezu Pfalbürgerrecht auf eine Meile Umkreis. Haerlem wollte ſeinen Stadtrath fortan ſelbſt wählen, Delft ſeine vier Bürgermeiſter. Schiedam verlangte: alle Strafgelder müßten binnen Jahr und Tag eingefordert oder verjährt ſein. — Man erkennt leicht, wie die Artikel des Dortrechter Freibriefs, welchen Johann von Bayern verliehen hatte, den übrigen Städten keine Ruhe ließen. Hinſichtlich der Steuern, welche Jakobäa noch zu fordern hatte, machten ſie Schwierigkeit, erklärten ſich aber gern bereit, die hunderttauſend Roſenobel für den Herzog von Bayern zu zahlen, wenn man ihnen die vorbeſagten Forderungen zugeſtehe und beſiegle.

Nachdem auch dieſe Sachen entſchieden und endlich alles in Workum glücklich vollbracht war, gaben ſich die verwandten Fürſten feierlich den Friedenskuß. Johann von Brabant entließ die Bewohner der abgetretenen Lande ihrer Eide, und der feierliche Friedensvertrag wurde in allen Städten bei Glocken-

Digitized by Google

ſchlag verkündigt. Dann ſammelte der Bayer ſeine Ritter und Freunde und zog mit einem ſtolzen Gefolge von einer Stadt zur andern, um hier als Erbherr, dort als Mitregent ſich huldigen zu laſſen. Die Verbannten ritten wieder ein in die Städte und Schlöſſer, welche ſie ſo lange mit Elend und Irrſal hatten vertauſchen müſſen. Rachegedanken im Blicke maßen ſie die Feinde, welche jetzt genöthigt waren, zur verhaßten Huldigung zu kommen. Seit den Zeiten der Kaiſerin Margaretha war dies der erſte große Erfolg der Kabeljaus. Die Macht der Hoeks hatte einen Stoß erlitten, der in's Herz ging.

Und Jakobäa? Sie hatte geſiegt: ihr Erbrecht war anerkannt, der Oheim mußte ſeine kaiſerlichen Belehnungsbriefe ausliefern, der große kabeljauiſche Freibrief der Dortrechter war vernichtet. Aber welch ein Sieg! Sie hatte ja eigentlich Nichts als die Ehre gerettet und das nackte Recht. Den beſten Theil Hollands bekam der Feind ganz zu eigen, von dort aus konnte er jede Stunde all die Städte und ihren Verkehr zwingen wie er wollte. Im übrigen Lande war er außerdem Mitregent auf fünf Jahre, wer wollte ihn dann wieder vertreiben? Und dabei war es nicht einmal geblieben. Jakobäas Gemahl hatte ſofort einen Zuſatzartikel zum Vertrage gemacht und für ſeinen Theil an der Mitregentſchaft den Oheim zum Statthalter auf drei Jahre beſtellt. In dieſer Zeit ſollte er die Beamten in Holland Seeland Friesland nach Wohlgefallen anſtellen, die Hälfte in eigenem, die Hälfte in Jakobäas Namen. Die Einkünfte behielt Jakobäa; doch auch das war täuſchend, ſie gingen ja durch des Statthalters Hände, und erſt mußten ihm ſeine hunderttauſend Roſenobel gezahlt ſein.

Jakobäa ſollte nun auf der Stelle ihrem Gemahl nach Brabant folgen. Sie errieth es nur zu gut: für immer ſollte ſie Holland meiden, um Alles hätte der Oheim ihre gefährliche Gegenwart nicht länger geduldet. Sie widerſetzte ſich.

Digitized by Google

Wie? All die treuen Ritter und Bauern, die so heldenmüthig für sie gestritten, sollte sie verlassen, der Gnade des Mannes unterworfen, dessen eisernen Willen sie nur zu gut kannte? Sie sah ihrer Aller Verderben vor Augen. Waren doch in dem Friedensvertrage für die Kabeljaus bereits Entschädigungen ausgewirkt, — von den Hoeks war keine Rede. Und nun sollte Jakobäa als Vertriebene einem Manne folgen, an dessen Seite sie sich schämte, vor ihren neuen Unterthanen zu erscheinen? Jakobäa kämpfte mit sich einen heißen Kampf. Doch das Pflichtgefühl des Weibes siegte, sie beschloß, dem Gemahl zu folgen und ihm eine unterthänige Frau zu sein. Wer ihr da gesagt hätte, welche Schmach und blutige Gräuel sie in Brabant erwarteten!

Digitized by Google

Quellen Literatur und Noten.

Digitized by Google

A. Quellen.

Jakobäas Geschichte ist bei den Niederländern der populärste Stoff. „Wenige Kapitel aus der historischen Romantik", sagt Lothrop Motley, „haben so viele Thränen gekostet". Die Gymnasiasten in Holland machen daraus, wie Siegenbeck (De eer van Wagenaar als Geschiedschryver en die van Jacoba van Beyeren in zyne geschiedenis des Vaderlands verdedigt, Haarlem 1835 — in der Vorrede) erzählt, ihre Reden bei Schulakten, und die Dichter Dramen und Romane. „Her naam", sagt ein neuerer holländischer Schriftsteller (Scheltema Staatkundig Nederland, Amsterdam 1805. p. 519. 520), „nog op aller tongen zweeft, so gemeensam, als of sie kort vor onsen tyd geleefd had. Het schynt byna haar lot de oefenschool van onse dychters to zyn, zoo als te vorn de Troijaansche oorlog". Jakobäadramen wurden holländisch und französisch geschrieben, z. B. 1761 Jacoba van Beyeren door Marre; 1835 Jacqueline de Bavière par Prosper Noyer; De Ondergang van Jonkheer Willem van Arkel door van Paffenrode. Den Stoff des letzgenannten Dramas behandelt auch die poetische Erzählung Jacoba en Bertha von van Lennep. Die zahllosen Jakobäaromane beginnen in beiden Sprachen bereits im siebzehnten Jahrhundert, nachdem die Volkssage ihre Heldin längst durch die rührendsten Geschichten verklärt hatte. Unter den neuesten Romanen sind auszuzeichnen: Jaqueline de Bavière par van Bove (Bruxelles 1852), Jakobäa von Holland, kulturhistorischer Roman, von Gayette (Leipzig 1860), und La cour du duc Jean IV., chronique brabançonne 1418—1421, par le baron Jules de Saint-Genois (Bruxelles 1837); der letztere Roman verräth die kundige Feder des Geschichtsforschers.

Bei diesem poetischen Reichthum fehlte es aber an einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichte Jakobäas. Es ging hier, wie anderswo: was die Poesie einmal zu ihrem Gebiete erklärt hat, daran geht die ernstere Wissenschaft gern vorüber. In der neuern Zeit hatten (vgl. Schotel Jets over Teilingen 322) van Wyn Schotel und andere gelehrte Niederländer begonnen, Jakobäas Leben zu schreiben, leider kam das Werk nirgends zur Ausführung. Am meisten Aussicht gaben die Vorarbeiten des Baron van Ersborn. Früher Bürgermeister in Antwerpen

Digitized by Google

und später Gouverneur der Utrechter Provinz hatte er zwanzig Jahre lang und eifrig in allen niederländischen Städten Urkunden Chroniken und Bildwerke gesammelt und, wie er im Compte rendu des séances de la commission royale d'histoire de Belgique I. 270 anzeigte, bereits begonnen, seinen Plan auszuführen, eine genaue Geschichte der Jakobäa zu verfassen. Als er aber vor einigen Jahren starb, ging seine sehr bedeutende und wichtige Sammlung verloren. Keine der neuerdings angestellten Nachforschungen brachte auf ihre Spur, auch die gelehrten näheren Freunde van Ersborns bemühten sich vergebens.

Es blieb daher nichts übrig, als selbst zu versuchen, wie weit man sich von München aus des gesammten Quellenstoffs, des benutzten und unbenutzten, für die Geschichte Jakobäas und ihrer Vorfahren bemächtigen könne. In den Gelehrten Anzeigen der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1860 Nr. 15 bis 18 wurde ein Vortrag abgedruckt, in welchem der Verfasser zusammenstellte und prüfte, was er bis dahin an Hilfsmitteln für die Erforschung der Geschichte der Jakobäa aufgefunden. Da es sich um einen noch wenig aufgehellten Theil aus der Geschichte handelte, schien es nothwendig, vorerst auf den Bestand der Quellenliteratur aufmerksam zu machen, um den Werth des Vorhandenen festzustellen und auf diesem Wege vielleicht zu noch Unbekanntem zu gelangen. Es wurde deshalb der Vortrag an niederländische Gelehrte mit der Bitte gesandt, diese Aufzeichnungen zu vervollständigen. Nicht genug kann der Verf. die große Freundlichkeit ehren, mit welcher die Herren Chais van Buren in Amsterdam, de Gachard, Pinchart und Ruelens in Brüssel, Baron St. Genois in Gent, Kervyn de Lettenhove in St. Michel bei Brügge, Lacroir in Mons, de Ram in Löwen und Schotel in Tilburg seiner Bitte entsprachen. Mehreres Einzelne wurde von ihnen angezeigt, und aus den vortrefflich organisirten Archiven Belgiens eine Menge noch nicht gedruckter Urkunden regestenartig ausgezogen.

Nach dem Allem ergab sich Folgendes. Die Quellen für die Geschichte der Jakobäa sind für einzelne Abschnitte so vollständig, als man sie zu historischen Darstellungen aus dem Mittelalter nur wünschen kann. Auch sonst lassen sie den Faden der Ereignisse beständig erkennen. Die vornehmsten Quellen sind

I. Urkunden.

1. Sie belaufen sich in Franz van Mieris großem Foliowerke (Charterboek der Graaven van Holland van Zeeland en Heeren van Vriesland, Leyden 1756) für die Zeit Jakobäas von 1415 bis 1436 über tausend Stücke, gezogen aus Archiven Handfesten Placat- und Memorialbüchern der Städte und aus den Schriften früherer Sammler. Mieris war ein Maler; allein es ist nicht selten in Holland, daß auch Männer nicht gelehrten Berufes, wie Kaufleute Buchhändler Gutsbesitzer Künstler, aus ächter Vaterlandsliebe sich in der Geschichte ihres Landes durch größere Arbeiten versuchen. Nicht überall sind Mieris Angaben ganz correct, namentlich was das Datum betrifft, jedoch läßt sich da, wo es darauf ankommt, in der Regel aus andern Berichten nachhelfen. Auch hat Mieris die hierher gehörigen Urkunden noch längst nicht vollständig beisammen. Die Werke von Fischer (Novissima scriptorum ac monumentorum rer. Germ. coll. Halae 1781), Schwartzen-

Digitized by Google

berg, Kluyt, de Jonghe, van den Bergh und Anderer, sowie die große Anzahl der Utrechter und andern historischen Vereine, welche sich gegenwärtig in den Niederlanden eifrig mit Herausgabe älterer Geschichtsquellen beschäftigen, ergaben bereits sehr zahlreiche Urkunden, welche Mieris nicht kannte. Auch lagern gewiß noch manche ungedruckt in den niederländischen, vielleicht auch in den englischen Archiven. Die niederländischen Gelehrten haben daher den Beschluß gefaßt, von Mieris so werthvollem Urkundenwerk eine neue vollständigere und kritisch gesichtete Ausgabe zu veranstalten, und ist man bereits in der Arbeit begriffen.

Unter den Werken, in welchen Urkunden edirt wurden, sind noch besonders hervorzuheben

2. Das Foliowerk von vande Wall: **Handvesten, Privilegien, Vryheeden, Voorregten, Octroyen en Costumen, midsgaders Sententien, Verbonden, Overeenkomsten en andere voornaame Handelingen der Stad Dordrecht** (Dortrecht 1790). Da Dortrecht öfter der Hauptheerd war, auf welchem der Kampf zwischen Hoeks und Kabeljaus periodisch seine Entscheidung fand, leistet diese ebenso genaue als reichhaltige Sammlung von Dortrechter Urkunden vorzügliche Dienste, zumal sie sehr übersichtlich geordnet sind.

3. **Die Gedenkwaardigheden uit de Geschiedenis van Gelderland, door onuitgegevene oorkonden opgeheldert en bevestigd door Js. An. Nyhoff** (Arnheim 1830). Wenige Werke holländischer Gelehrten geben eine so eingehende und kritische Zusammenfassung historischer Thatsachen, welche hier, wenngleich sie sich nur zunächst auf Geldern beziehn, doch vielfach einschneiden in die holländische Geschichte während der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

4. **Gedenkstukken tot opheldering der nederlandsche Geschiedenis door van den Bergh** (4 Bde. Leyden 1842). Diese Sammlung bringt über die Entstehung der Parteien der Hoeks und Kabeljaus erwünschte Aufschlüsse. Von vorzüglicher Bedeutung darunter ist der **Verhaal van den oorsprong der Hoeksche en Kabeljauwische twisten** I. 198—240, offenbar eine Rechtsausführung, welche durch die Anwälte der Kaiserin Margaretha ausgearbeitet und dem Schiedsgerichte des Königs von England übergeben wurde. Etwas kurios ist der vertrauliche Brief an Kaiser Ludwig S. 160—164 über die Zustände in Holland und Seeland gleich nach dem Tode Wilhelm IV. Wie der Herausgeber vermuthet, rührt der Brief höchst wahrscheinlich von Johann von Beaumont her. Nyhoff in seinen **Bydragen voor vaderlandsche Geschiedenis en oudheidkonde** (Arnheim 1844, IV. Stück 3, S. 24) bestreitet die Aechtheit des Briefes. Allein, sagt der vorsichtige Herausgeber, er trug alle Zeichen der Aechtheit an sich. Wer in aller Welt hätte später Ursache gehabt, eine Fälschung der Art zu machen? und wie wäre sie in's Archiv gekommen? Der hin und wieder eigenthümliche Styl erklärt sich, wenn Beaumont den Brief im damaligen Französisch schrieb und dieser daraus in's Lateinische übersetzt wurde. Es sieht wenigstens ganz so aus. Der Inhalt selbst aber stimmt mit den merkwürdigen Artikeln über die Lage der Dinge im Jahre 1346 überein, welche längst von Fischer in seiner **Novissima scriptorum ac monumentorum collectio** II. 10—11 edirt waren, ehe van Wyn sie im Archive zu Mons entdeckte und in de Jonge's **Verhandeling over de Hoeksche en Kabeljauwsche twisten** S. 18 bis 24 veröffentlichte. Alles Uebrige in Beaumonts Briefe erklärt sich

Digitized by Google

leicht aus der damaligen Lage der Dinge. Ein großes Gebiet, an welchem schon die Reichsstatthalterwürde geknüpft gewesen, mochte wohl zur Markgrafschaft erhoben werden, und mit Recht mußte der Briefschreiber darauf Gewicht legen, daß die Kaiserin ausgerüstet kommen müsse gleichsam mit kaiserlicher Macht und Hoheit, um Lehen Standeserhöhungen und Gnaden zu ertheilen; denn was unmittelbar von des Kaisers Erlauchtheit kam, hatte für die Menschen jener Zeit doppelten Reiz. Wenig juristisch, jedoch nicht ganz allein stehend, ist freilich die staatsrechtliche Auffassung, aus welcher der Briefschreiber zum Schlusse den Rath hernimmt, der Kaiser solle erklären: seine Belehnung umfasse Alles und Jedes, was zu den vier Grafschaften gehöre (also auch Utrechtsche und andere Lehen), und eine weitere Belehnung sei von Keinem nöthig, weil zuletzt doch alle ihre Lehen mittelbar oder unmittelbar vom Kaiser hätten.

3. Ueber Jakobäas Verknüpfung mit England und Gloceſter geben uns einen Leitfaden die bekannten englischen Parlamentsroteln und die **Acta et foedera Angliae** von Rymer.

4. In der burgundischen Bibliothek zu Brüssel befindet sich unter Nro. 9976 eine Sammlung: **processus inter Joannem ducem Brabantiae et Jacobam de Bavaria.** Die hieher gehörigen wichtigeren Urkunden sind jedoch bereits von Dynter beigebracht. —

Dieser Schatz von Urkunden ist um so erwünschter, als sie zur Beurtheilung wie zur Kenntniß von Thatsachen öfter den einzig sichern Anhalt gewähren. Denn in fast allen übrigen Schriften färbt oder verkürzt die Parteinahme den Bericht.

Dies ist auch in einer zweiten Reihe von Urkunden zu bemerken, welche zwar nicht die Handlungen der fürstlichen Personen durch sie selbst bestätigen, aber als Berichte und Rechnungen von Beamten und öffentlichen Behörden von vorzüglichem Werthe sind. Solche Berichte bringen

5. Die **Particularités curieuses sur Jaqueline de Bavière, comtesse de Hainaut.** Sie sind entnommen aus dem Protokollbuch der Stadt Mons, in welchem nach der Reihe Tag für Tag eingetragen wurde, was der Stadtrath beschloß, die Veranlassung wurde dabei kurz erwähnt. So heißt es z. B. 1421, als Jakobäas heimliche Flucht nach England verlautete: **Le Samedy VIII. jour dou mois de march vinrent nouvelles a mons a environ heure du disner, que no tres redoubtee dame de Braibant se estoit partie de Valenchiennes le joesdi endevant et estoit alee au giste a Bouchain, et lendemain sen estoit partie pour aler, comme on disoit, a Calais, et que la dut y estre au giste le samedy VIII. jour du march lan XX. Celui jour fu li consauls en le maison de le pais a environ IV heurs apres Noesne, la u parlat fu de ces nouvelles et pour savoir comment on sen ordeneroit pour le warde de le ville.** Diese **régistres des resolutions du conseil de ville** fanden sich noch im Archive zu Mons, und die dortige **Société bibliophile**, — gegründet von dem hochverdienten Gachard, jetzt Generalarchivar zu Brüssel, — hat daraus für die Jahre 1409 bis 1424 einen Auszug geliefert, der für die betreffenden Stellen schriftgetreu ist. Man erhält dadurch ein Mittel, die Angaben der übrigen Berichterstatter zu corrigiren, namentlich was die Zeitfolge betrifft. Als es z. B. in den Niederlanden ruchbar wird, Jakobäa und Humfried bereiteten von England aus eine feindliche Landung vor, schickt der Stadtrath von Mons eine Gesandtschaft nach England, um sich zu

Digitized by Google

vergewiſſern, wie dort die Sachen ſtehen. Gleich am Tage ihrer Rückkunft, den 11. Oct. 1424, verſammelt ſich der Stadtrath, und ſie erzählen, daß ſie am 28. September nach Dover und Sandwyck gekommen, et la trouverent il monsr. et ma dame boin accompagnies. Se disent que on leur fist boine chiere et furent grascieusement et admiaublement rechups, et que monsr. et ma dame et avoecq yaux leur gent tout aprestet pour monter sur liawe (unter Segel zu gehen) quil avoient le vent achou necessaire. Mons war damals der Mittelpunkt für den Hennegauer Krieg, und der Stadtrath notirt genau, wie ſich bei ihm die Briefe der kriegenden Fürſten kreuzen. Hin und wieder ſind auch ihre Erklärungen angemerkt, ſo als Jakobäa den hennegauer Ständen die theologiſchen Gründe darlegt, warum ſie ihren Gemahl verlaſſen und einen neuen genommen.

Die Fortſetzung der Particularités iſt nicht erſchienen. Nach dem Vorwort zum erſten Theil würde ſie des faits curieux des dernières années du regne de Jacqueline bringen.

Bei einer Durchſicht jener régistres de ville im Archive zu Mons, welche im vorigen Sommer vorgenommen wurde, fand ſich aber, daß ſie für die zweite Hälfte der Geſchichte Jakobäas nicht mehr ſo Bedeutendes wie für die erſte darboten. Deſto reichlichere Ausbeute ergaben die Rechnungen der Maſſarderie und andere Urkundenſammlungen, welche ſich in den beiden Archivabtheilungen zu Mons befinden, und es iſt vielleicht Hoffnung, daß Herr Lacroir, Conſervator des Staatsarchivs zu Mons, das Material, ſoweit es werthvoll iſt, vereinigt und veröffentlicht.

6. Einen vorzüglichen Werth haben die Veröffentlichungen des Geſchichtsvereins zu Utrecht in der Kronyk van het historisch genootschap gevestigd te Utrecht. Im Jahrg. 1852, 209—234. 380 bis 425 erhalten wir für die zwei erſten ſo wichtigen Jahre von Jakobäas Regierung die genaueſten Nachweiſungen in den Rechnungen der fürſtlichen Kammer. Jahrgang 1851, 258—264. 266—280 gibt aus den Kämmereirechnungen der Stadt Leyden die gleichen Hilfsmittel für die Jahre 1423—1425, über Johann von Arkel 60—80. Jahrgang 1850 enthält 202—207 Mittheilungen über die Verhandlungen zu Workum 1419, und 218—219 über das Jahr 1425. Von beſonderm Intereſſe zur Kenntniß des damaligen Hoflebens ſind die Kämmerei- und Küchen-Rechnungen aus den Jahren 1409 und 1410 im Jahrgang 1851, 126—149. 451—460. 467—585. Ueber das Fehde- Kriegs- und Geſchützweſen ſind belehrend die Utrechter Kämmereirechnungen aus dem 15. Jahrhundert, Jahrgang 1850, 328—337. 388—406, ferner die Fehdeakten in dem Codex diplomaticus Nederlandicus, welchen ebenfalls die Utrechter Geſellſchaft herausgibt, Jahrgang 1855, 313 ff. — Nichts wäre mehr zu wünſchen geweſen, als daß für jedes einzelne Regierungsjahr Jakobäas ſolche genaue urkundliche Nachweiſe veröffentlicht wären.

7. Ein anderer Theil von Urkunden iſt von Herrn Generalarchivar de Gachard in ſeinen zahlreichen und genauen Rapports über den Beſtand der Archive in Belgien Lille und Dijon angezeigt, ſowie in dem Catalogue des archives de Mons vom Grafen St. Genois (Paris 1792).

Es iſt aber kein Zweifel, daß ſowohl in Paris als in den hol-

ländiſchen und belgiſchen Archiven es noch manche hier einſchlagende Urkunden gibt, welche noch unbenützt ſind. Beſonders würde Lille Ausbeute geben, wo ſich die Archives de l'ancienne chambre des comptes de Flandre und darin comptes de la recette générale de Hainaut befinden, welche für die Jahre 1418—1425, wie de Gachard in ſeinem Rapport S. 82 (Bruxelles 1841) ſagt, „renferment une foule des particularités interessantes sur Jaqueline de Bavière, cette femme extraordinaire, dont la vie fut semée d'incidents si variées et si dramatiques.“ Gachard theilt (S. 82—84) etwas daraus mit über Jakobäas erſte Huldigung im Hennegau, über ihre Flucht aus dem Genter Gefängniß und über die Verzierung ihrer Gemächer in Valenciennes.

Nachforſchungen im hieſigen Reichsarchiv haben außer einer Reihe von Urkunden des Herzogs Johann von Bayern, welche ſich aber nicht auf niederländiſche Verhältniſſe beziehen, (in den beiden erſten Bänden des Neuburger Copialbuches), leider Nichts ergeben.

II. Berichte von Zeitgenoſſen.

1) Unter dieſen iſt die wichtigſte Quellenſchrift die Chronica nobilissimorum ducum Lotharingiae et Brabantiae ac regum Francorum auctore magistro Edmundo de Dynter, von welcher erſt Herr Domherr de Ram, Rektor der Univerſität Löwen, vor zwei Jahren in drei großen Quartbänden eine vortreffliche Ausgabe veranſtaltet hat, unter Beigabe der franzöſiſchen Ueberſetzung des Jean Wauquelin, welcher Dynters Bericht zu Zeiten noch mehr in's Einzelne malt. Das Dynterſche Werk war ſchon in ſeiner Zeit angeſehen, und nicht wenige der gleichzeitigen und ſpäteren Chroniſten haben aus ihm geſchöpft. In mehreren Exemplaren iſt die Handſchrift auf der Brüſſeler bibliothèque de Bourgogne vorhanden. Keiner hätte beſſer Jakobäas wahre Geſchichte ſchreiben können, als Dynter: denn er war der Geheimſchreiber des brabanter Herzogs, ihres Gemahls den ſie verließ, und ſeines Nachfolgers, Philipp von Burgund, ihres gefährlichſten Gegners; er hatte in den Hof- und Staatsakten eine Hand mit im Spiele. Dynter iſt nun auch ſehr ausführlich, jedoch Hofmann durch und durch. Man ſieht, er hatte Mitleid mit ſeiner jungen unglücklichen Fürſtin, allein er fürchtete noch viel mehr, ſich bei ſeinen herzoglichen Herren ſeine Stellung zu verderben. Er ſagt z. B. (III. 437): er wolle über den Hennegauer Krieg, — quia multi multum loquuntur, cumque propter falsam asserctionem iniquorum veritas quandoque nequit venire in lucem, — die reine Wahrheit aller Welt vor Augen legen, damit ſie nicht wieder durch Fälſchung verdunkelt werden könne, — allein er verſchweigt ganz die ſchmähliche Flucht des großen brabanter Heeres bei Soignies, und bezüchtigt Gloceſter, den Herzog Philipp zum Zweikampf gezwungen zu haben, während die Ausforderungsbriefe uns die Sache im anderen Lichte ſehen laſſen. Dynters Darſtellung iſt alſo, weil er häufig etwas verſchweigt, aus anderen Berichten zu ergänzen, — glauben darf man ihm aber, wenn er, ohne im geraden Widerſpruch mit andern glaubwürdigen Nachrichten zu ſein, Thatſachen erzählt, ſelbſt wenn er dies in ſo beſtimmter Abſicht thut, wie S. 436: dux Johannes et ducissa Jacoba conjugalia obsequia sibi invicem large impendentes, während

Digitized by Google

andere behaupteten: Jakobäa habe ihre Ehe verabſcheut und angefochten wegen Impotenz des Gemahls.

Der hochverdiente Herausgeber des Dynter beſtätigt dieſe Anſicht, inwieweit derſelbe glaubwürdig. Dynter unternahm ſein Werk auf die Aufforderung ſeines Herrn, des mächtigen Herzogs Philipp von Burgund, der meiſterlich die Kunſt verſtand, ſeine Diener ſo zu behandeln, daß ſie gerade das thaten und ſchrieben, was er wollte. Als Geheimſekretär von Jakobäas Gemahl ſah Dynter ſich jeden Augenblick in der Gefahr, eine aktive Rolle zu ſpielen „dans les diverses scènes de cette malheureuse odyssée matrimoniale. Mieux que personne il en connut tous les incidents, tous les ressorts cachés, toutes les intrigues se croisant de part et d'autre. Mais dans sa chronique il ne dit pas toujours tout ce qu'il sait; ses fonctions intimes lui commandent certaine réserve, et quelquefois même la malveillance de l'opinion le fait hésiter, — courtisan habile, afin de ne pas déplaire à Philippe le Bon, sous les yeux et par ordre duquel le chroniqueur écrit."

2. Zur Ergänzung Dynters dient ein anderer Zeitgenoſſe, der Domherr und Schatzmeiſter von St. Gudula, Peter van der Heyden, genannt a Thymo. Auch er war mit den Staatshändeln ſeiner Zeit wohl vertraut, und ſeine Mitbürger erwählten ihn, bald nach Jakobäas Abtreten, zu ihrem erſten Penſionär, in welcher Eigenſchaft er die Stadt als juriſtiſcher Anwalt und Redner vor dem Herzog, den Ständen und ſonſt in wichtigen Prozeßſachen zu vertreten hatte. Sein weitläufiges Werk — drei Bände Urkunden mit einem kurzen chronologiſchen Faden — iſt im Original und in drei Abſchriften noch in Brüſſel vorhanden. Es unternahm Baron Reiffenberg auf König Wilhelm I. Wunſch die Herausgabe, der erſte Band aber ging nur bis zum Jahre 814, als die Revolution von 1830 die Arbeit unterbrach. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß Herr Wauters, der Brüſſeler Stadtarchivar, ſeine Abſicht, das ganze Werk zu ediren, ausführte.

3. Van der Heyden war auch Urſache, daß ein Unbekannter die Brabant'ſche Yeeſten, eine Brabanter Reimchronik von J. de Klerk, fortſetzte. Im volksthümlichen Tone werden darin die Ereigniſſe erzählt, wie ſie eines nach dem andern verliefen. Der Autor war wohl unterrichtet, denn van der Heyden gab ihm das geſchichtliche Material, daß er ſein Volksbuch auf gutem hiſtoriſchen Grunde aufbauen könne, und der Verfaſſer ſelbſt gehörte zu den Dienern von Jakobäas Gemahle, Johann von Brabant. Nach deſſen Tode klagt er:

Ende boven al ſoe was hy
Van ſinen dieneren, ſy u gheſaegt,
Onſprekelike ſere gheclaeght.
Ic ſpreke oec wel, acherme! met recht;
Ic was ſyn dienare ende ſyn Knecht:
Syn doot mach ic wel claghen ſere.
Die edel goedertieren here
Gaf my, tot ſoe menegher ſtont,
Soe menig ſuet woort met ſynen mont,
Dat my alle dat leven myn
In myn herte gheprent ſal ſyn.

4. Von Zeitgenoſſen, welche aus der Ferne, aber mit großer

Digitized by Google

Theilnahme den Verlauf der Thatsachen verfolgten, ist der bedeutendste Monstrelet, der bekanntlich in zwei Foliobänden die Begebenheiten seiner Zeit in Nordfrankreich und den Niederlanden beschrieben hat von 1400 an, wo Froissart aufhörte, bis 1467, wo Commines seine Memoiren anfing. Er sagt in seiner Vorrede: Je Enguerran de Monstrelet issu de noble géneration, resident du temps de la compilation de ce present livre en la noble cité de Cambray, ville seant en l'Empire d'Allemaigne, me suis entremis et occupé d'en faire et composer un livre ou hystoire en prose. Monstrelet war Magistrat in Cambray oder Kameryk, welches er mit Stolz eine Stadt des deutschen Reiches nennt: dort befand er sich also, während er seine Aufzeichnungen machte, dem Schauplatze von Jakobäas Geschichte nahe. Er berührt sie zwar hauptsächlich nur von dem Standpunkte, in wie weit sie in die französisch-burgundisch-englischen Händel eingriff. Allein Jakobäas Sache wurde damals von aller Ritterschaft lebhaft verhandelt, im Felde und am Kaminfener nahm man heftig Partei für und wider, und so hat denn auch Monstrelet theils durch eigenes Aufmerken, theils durch fleißiges Erkundigen bei Mithandelnden den schätzbarsten Stoff ausführlich zusammengebracht, den man nirgendwo anders findet. De ma jeunesse, sagt er, et que me suis cogneu, ay esté enclin à veoir et oyir telles ou semblables hystoires, ay prins tres voulentiers peine et labeur, en continuant à ce faire selon mon petit entendement, jusques au temps de mon plus meur aage, pour la verité d'icelles enquerir par maintes diligences, et dont je me suis informé, des les premiers points d'iceluy livre jusques aux derniers, tant aux nobles gens, qui pour honneur de gentilesse ne voudroient ou deuroient dire, pour ne contre verité, comme aussi aux plus veritables, que j'ay sceu dignes et renommez de foy de tous les partis, et par especial des guerres de France, et pareillement aux Roys d'armes, Heraulx et poursuivans de plusieurs seigneurs et pays, qui de leur droit et office doivent de ce estre justes et diligens enquereurs, bien instruits et vrays relateurs. Auch werthvolle Aktenstücke und Briefe sammelte Monstrelet, wo er sie bekommen konnte, um sie seinem Werke einzuverleiben.

Vergleicht man nun seine Angaben mit dem Inhalte von Urkunden und andern glaubwürdigen Berichten, so muß man ihm gern zugestehen, daß er schrieb sans favoriser à quelque partie (ibid.), — sans polir les choses, ne issir hors de la matiere, mais mettant le fait directement, (im prologue du second volume). In der That übertrifft Monstrelet an Kritik und Unparteilichkeit weit seinen berühmten Vorgänger Froissart, jedoch tritt auch bei Monstrelet eine entschiedene Vorneigung für das burgundische Fürstenhaus hervor, welches damals in so strahlendem Aufgange begriffen war. Es ist kaum einer unter den zeitgenössischen Geschichtschreibern, der von diesem Glanze sich nicht sein Urtheil färben ließ. Jakobäa ist dabei in ihren Berichten am schlechtesten gefahren: denn gerade sie wehrte sich so hartnäckig, ehe sie das Opfer der burgundischen Macht und Politik werden mußte.

5. Man lernt den Werth Monstrelets erst recht schätzen, wenn man die Memoiren der erklärten Anhänger Herzog Philipps liest. Sie sind in Parteisucht befangen und erzählen meist oberflächlich. Für die Kulturgeschichte geben sie aber gute Ausbeute. Auf ihren Blättern ent-

Digitized by Google

rollt sich das ganze ritterliche Denken und Treiben im fünfzehnten Jahrhundert. Das sind die rechten Herren des goldenen Vließes, deren Kopf erfüllt war von ritterlichen Idealen und Thorheiten, und deren Leben eine Kette war von Schlachten und Liebesabenteuern. Es sind die Räthe und Offiziere Herzog Philipps, der gerade von ihnen den Beinamen „der Gute" erhielt, und der ihnen die ritterlichen Ehren und Güter wie den Stadtbürgern ihre Privilegien und reichen Gewerbe ließ und mehrte, um für sich selbst die Pracht und Energie der Herrschaft in Anspruch zu nehmen. Man kann keine unterhaltenderen Zeitbilder lesen, als wie sie uns in diesen Memoiren absichtslos entgegentreten.

Der Erste ist **Jean le Fevre, Seigneur de St. Remy, de la Vacquerie, d'Avesnes et de Morienne, dit Toison d'or, conseiller et roi d'armes des** Herzogs Philipp. Sein Fürst erhob ihn zum Wappenkönig des Ordens vom goldenen Vließe, und, sagt er, **singulierement à cause du serment fait à ladicte ordre de la Toison d'or, me suis disposé a rediger et mettre par escrit aucunes petittes recordations et memoires, ès quelles sunt contenues en chiefs plusieurs choses advenues, desquelles j'ai peu avoir cognoissance.** St. Remy hatte den Herzog auf seinen Schlachtfeldern begleitet und als dessen Gesandter große Reisen in fremde Länder gemacht. **Et tant ay voyagié par mer et par terre, que par la grace de Dieu je ai attaint l'aage de soixante sept ans ou environ, occupé de maladie telle manière, que bonnement ne puis aller ni faire tels ou semblables voyaiges à pied, à cheval, ni à charriot.** In diesem invaliden Zustande beschäftigte er sich, weil ihm Müßiggang das Verhaßteste war, mit seinen Memoiren, in denen wir denn auch Manches über seines Herzogs Kämpfe mit Jakobäa zu hören bekommen.

Als er 1468 starb, wurde sein Nachfolger als roi d'armes des goldenen Vließordens **Georges Chastellain, dit l'Aventureux**, ein Jurist aus Genf, der gar viele Fahrten und Gedichte machte, mit den Herren am Hofe Philipps auf vertrautem Fuße stand und zuletzt dessen Geheimer Rath wurde. Er schrieb außer vielem Andern auch **la declaration de tous les hauts faits et glorieuses adventures du duc Philippe de Bourgogne, celui qui se nomme le grand duc et le grand lyon.**

Ueber die erste Zeit Jakobäas läßt sich einiges aus seiner **Chronique de Philippe le Bon** entnehmen, welche Buchon in seiner **Choix de Chroniques et mémoires** (Paris 1837) zuerst edirte. Leider fehlt aber hierin gerade die Geschichte für die Zeit von 1422 bis 1461, welche Chastellain zwar geschrieben hatte, Buchon jedoch trotz allen Nachforschens nicht wieder entdecken konnte. (Das. S. XVIII.)

Chastellain ist übrigens nicht, wie früher angenommen wurde, der Verfasser des Lebens von Lalain, sondern der **heraut d'armes Charrolois.** (Das. S. IX). Ein rechter Zeitspiegel ist diese **Chronique de Messire Jacques le Lalain, frère et compagnon de la Toison d'or, dit le bon chevalier.**

Auch des **J. du Clerq, escuyer, sieur de Beauvoir** Memoiren über den Hof und die Regierung Philipps seit 1448 enthalten zahlreiche Aufhellungen für die Kulturgeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Ein Zeitgenosse Jakobäas war auch **Olivier de la Marche** (**Memoires, Lyon 1562**). Seine Erinnerungen an sie schrieben sich zwar

Digitized by Google

aus seiner ersten Jugend her, denn er war 1422 geboren. Da er aber schon im dreizehnten Jahre als Page an den Hof Philipps kam und dort blieb, bis er in seinem Alter Obersthofmeister wurde, so war er wohl unterrichtet von dem Charakter der Fürsten, deren Thun an diesem Hofe das tägliche Gespräch abgab. Und gerade in dieser Charakterschilderung, die er nach bestem Willen vornimmt, ist er für die Zeit Jakobäas nicht ohne Interesse, so wenig er sonst auch darüber berichtet.

6. Eine **Vita Jacobae ducissae Hollandiae**, welche im 5. Bande des Archives der Gesellschaft für deutsche Geschichtsforschung als Manuscript Nr. 3887 der Vatikanischen Bibliothek angezeigt war, erregte des Verfassers größte Hoffnung. Sie erwies sich aber als eine ganz kurze und werthlose Notiz über Jakobäa, welche von Aeneas Sylvius berührt und außer von Mone auch schon im 1. Bande der Stuttgarter Bibliothek veröffentlicht wurde.

Auffallend ist es in der That, daß uns (eine kleine Ausnahme abgerechnet) von keinem Zeitgenossen Jakobäas ihre ausführliche Geschichte überliefert wurde. In einem ritterlichen Zeitalter, wo so viele begeisterte Federn die Ritterthaten verherrlichten, was konnte da mehr anziehen, als die abenteuerreiche Geschichte einer jungen schönen Fürstin, deren eilf Jahr lange Heldenlaufbahn nur von der Jungfrau von Orleans überstrahlt wird, die ihr auf dem Fuße folgte? Jakobäa stand auf der Höhe von Kampfwogen, deren furchtbares Gedränge Alles in den Niederlanden erschütterte: mit ihrem Sturze fiel auch ihre Partei. Jakobäa hatte große Schwächen, sie beging große Fehler: allein es waren die Schwächen und Fehler eines leidenschaftlichen betrogenen Herzens, und der Schluß ihres Lebens war eine tiefe Sühne. Alles das prägte sich warm und lebhaft in die Gemüther der Zeitgenossen, die Andeutungen in den Chroniken sind darüber deutlich genug: jedoch vergebens hat man in Holland und Belgien, in Paris und London auf den Bibliotheken und Archiven nach einer Darstellung ihres Lebens gesucht. Dieser Mangel ist nur daraus zu erklären, daß Jakobäa die Besiegte war, besiegt durch schreiende Gewaltthat ihrer Verwandten, besiegt durch Landesverrath ihrer Gegenpartei. Der Haß der Kabeljaus und die Schlauheit Herzog Philipps vereinigten sich, Jakobäas Andenken möglichst zu vertilgen. Hätte man Grund gehabt, hätte man es bei den allgemein bekannten Thatsachen wagen dürfen, Jakobäa anzuklagen und zu verdammen, sicher hätten Philipps gewandte Lobpreiser keine Schwärze dabei gespart. Es blieb nichts übrig, als mit leichtem Bedauern, daß Jakobäa so unglücklich berathen gewesen, über ihre Geschichte wegzuschlüpfen. Ohnehin hatte Philipp in seinen Kriegen mit Jakobäa nichts weniger als Lorbeeren gepflückt: aber um so glänzender verdunkelte die lange burgundische Epoche, deren Macht und Höhe er heraufführte, die trübe Erinnerung an ihre ungerechten Anfänge in Holland Hennegau und Brabant, von denen Jakobäa das Opfer wurde.

Nur Eines, glauben all die Ritter und Beamten an Philipps Hofe oder sonst von Philipps Partei, welche mit ihren zahlreichen Schriften die Epoche beherrschten, müßten sie betonen: ihr Fürst sei nämlich Jakobäas rechter Erbe gewesen. Chastellain, in dessen burgundischer Chronik gerade, wie vorher bemerkt wurde, das Bruchstück über Jakobäa's Zeit nicht zu finden, schrieb auch in der Weise des Boccaz ein Trost- und Erzählungsbuch für die englische Königin Margaretha von

Digitized by Google

Anjou: Plusieurs remonstrances selon le stile de Jehan Bocace par manière de consolation adreschans à la royne d'Angleterre. Was er nur von unglücklichen Fürsten und Fürstinnen, von unglücklichen Rittern und Frauen aus seiner Zeit kennt, wird darin aufgeführt: Jakobäa, deren Leben zu mehr als einem Bändchen Boccazischer Novellen Stoff gab, wird gar nicht genannt. (M. 5 der Brüsseler Bibliothek Nr. 10485, ein Auszug daraus in Buchon Pantheon S. XXVI—XXXVII). Dagegen konnte Chastellain sie nicht in seiner Eloge du bon duc Philippe übergehen, da sagt er: „Maint dur affaire eut en Hollande encontre madame Jaqueline sa cousine, et encontre du duc de Glocestre en Haynnau; vainquit Anglais à Terouwane; conquist Hollande Zellande et Frise sur ses ennemis; se fit mambourg de Haynnau et des pais dessusdits non pas comme tyran conquereur, mais comme vray hoir de la dame que l'en vouloit estordre." Aehnlich schrieb Olivier de la Marche in seinen Memoiren (Lyoner Ausg. 1562 S. 34): „Cette succession de Hainaut de Holande de Selande et de Frise combien que ce fust le droit héritage de le duc Philippe, si ne l'eust il pas sans conqueste. Car madame Jacque de Bavière, qui succeda a toutes les comtés et seugneries dessus dictes, fut femme pour se voulonté joyeuse et de grande entreprise et toutesfois sage et subtile, pour sa voulonté conduire selon son desir, et combien que ce bon duc Philippe fust son plus prochain parant, fust par mauvais conseil, par voulonté ou autrement, toujours querant et pourchouant aliances domagenses contre le désir de duc et tendrant de mettre cette seigneurie en autre main."

7. Um so willkommener ist es nun, was von Holländern, welche die Erlebnisse ihrer Zeit aufzeichneten, über Thaten und Leiden ihrer berühmten Zeitgenossin Jakobäa berichtet ist.

Dieselbe Freude an den historischen Thatsachen, wie im Monstrelet, nur mit noch größerer Naivität und Anschaulichkeit der Darstellung, spricht sich aus in dem Schriftsteller, welcher der Vermehrer des Beka genannt und zuerst von Mathäus 1701 im fünften Bande seiner Analecten (erste Ausg.) edirt ist. Es hatte nämlich ein Utrechter Canonicus, Johannes de Beka, eine kurze Aufzeichnung der Geschichte der Utrechter Bischöfe und holländischen Grafen bis 1350 verfaßt, welche ein Anderer bis 1393 fortsetzte. Dieses Buch übersetzte ein uns dem Namen nach Unbekannter aus dem Lateinischen in's Holländische, indem er es stellenweise ergänzte, namentlich öfter wörtlich aus Joh. de Leydis; vom letzten Drittel aber des dreizehnten Jahrhunderts an bis zum Jahre 1426 erzählte er die Ereignisse selbst und ausführlich. Ohne Zweifel war er ebenfalls ein Utrechter; denn alles was die Städte und Landschaft des Utrechter Stifts angeht, gibt er mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit an, während die ferner liegenden Vorgänge im Hennegau und Brabant ihm längst nicht so deutlich sind. Er ergeht sich in behaglicher Breite, leidenschaftslos, allein so schlicht und natürlich im Ausdruck und so anschaulich in der Schilderung, daß man ihn gerne liest. Man merkt bald, der Verfasser war kein großer Gelehrter, der sorgfältig die Thatsachen nach Schriftstücken prüfte und combinirte. Er erzählt auch nicht wie einer, der in den Sachen, die er vorträgt, mitwirkte, sondern nur wie das Volk sie ansah, und wie sie in dessen Anschauung sich widerspiegelten. Daher auch das herzliche Mitleid mit

Digitized by Google

Jakobäas Unglück, und die unbefangene Auffassung ihrer Lage. Manchmal scheint es, als erzähle er nicht blos aus dem Volksmunde, sondern als flöße auch etwas von Volksliedern hinein. So sagt er von der vielbesungenen Gorkumer Schlacht, wo die sechszehnjährige Fürstin zum erstenmal auf den Feind stürmte:

„Dat (is) niet veel gehoort en hevet geweest van so groote mogende Vrouwen, mede te varen, dair men striden of stormen soude. Ende doe die Vrouwen mit hoir vrienden by Gorichem quamen, hoirt wat dair geschiede . . . Jonkerlic ende ridderlic quam Arkel den andern to gemoete als die geen die striden woude. Ende dair vergaderten die twee heeren te samen mit ontwonden banieren mit grootem gerucht van trompen, als onverveerde leeuwen, ende elc geerde den anderen. Daer wert groot gerucht van slagen. Dair hoirde men die sweerden ende die hameren op die huven ende op die hoeden klinken. Dair werd seer gedrongen ende manlike gestreden, want elc arbeide mit al dat hy conde, om die segen te behouden, also dattie stryt groot ende swaer wert, ende ten lesten dat som van den Arkelsche, die after waren, den ruggen boden ende gingen lopen".

Wo er Friedensschlüsse berichtet, wie z. B. S. 405—407, erfreut man sich der Genauigkeit, mit welcher er die Hauptsachen, welche wir noch nach den Urkunden prüfen können, hervorhebt.

Fragen wir nun, wann der Verfasser lebte, so gibt uns sein Buch die Antwort, daß er ein Zeitgenosse Jakobäas war. Nur einer, der noch mitten im Strome der Erzählungen von ihren Erlebnissen stand, konnte sie mit solcher Theilnahme, mit solcher Anschaulichkeit und Genauigkeit im Einzelnen abfassen. Gegen den Schluß zu (p. 451) drückt er sich aus: Ende alsmen seide so haddet de Hertoch van Brabant overgegeven den Hertoch van Bourgoignien, also datter een swaer oirloch of quam, deer menich guet man om sterff ende doetgeslagen worden aen beiden syden, dair God die siel of ontfermen wil. So drückt sich nur ein Zeitgenosse aus. Schon der erste Herausgeber, Mathäus, machte darauf aufmerksam, daß der Verfasser ganz veraltete Worte brauche, — daß er von einem Ereigniß des Jahres 1378 sage: der dabei wirkende Priester habe es ihm selbst erzählt, — daß vom Manuscript, das im Jahre 1426 plötzlich abbricht, nur wenige Blätter abgerissen sein konnten. Auch ist am Schlusse deutlich zu erkennen, daß der Verfasser die Thatsachen zusammendrängt, gleichsam um sie nur für sich vorläufig anzumerken, und nicht, um sie, wie vorher, mit Behagen zu erzählen.

8. Bricht aber die ebengenannte Chronik ab im Jahre 1426, so erhalten wir eine Ergänzung durch einen andern Bericht, der sich als einen der wichtigsten über Jakobäas Geschichte herausstellt. Er enthält eine ganze Reihe von Thatsachen, welche anderswo nicht vorkommen, dient vortrefflich zur Berichtigung falscher Darstellungen bei Dynter und andern, und zeichnet sich aus durch eine selbständige Beurtheilung der Ursachen, durch welche sich Jakobäas Geschichte so eigenthümlich gestaltete. Es ist dies ein bisher noch nicht benütztes Manuscript auf der hiesigen Bibliothek, das aus Tegernsee hierher kam (Cod. lat. 19487. Teg. 1487.)

In einem Pergamentcoder, der allerlei historische Aufsätze und

Digitized by Google

kurze Chroniken enthält, befinden sich auch zehn Blätter mit der Ueberschrift: Hystoria de comitatu Holandie et qualiter Philippus dux Burgondie factus fuit primus tutor Holandie et postea comes Holandie. Tempore illo quo nobilissimus princeps Philippus Hardy dux Burgondie etc. Die Erzählung schließt: Proh dolor postea pre tristicia ptisica affecta obiit in castro de Teylinghe sine prole anno Dom. MCCCCXXXVI in festo Dionysii areopagite, sepulta in palacio Hollandie in ecclesia collegiata ejusdem palacii penes avum suum Albertum ducem Bavarie comitem Hanonie Holandie Zelandie etc.

Der Verfasser wollte keine Chronik, sondern einen kurzen Lebensabriß der Jakobäa geben, um darzulegen wie es gekommen, daß die reichen Provinzen Holland Seeland Hennegau und Friesland an den Herzog von Burgund gelangten. Er beginnt deshalb auch mit der Doppelheirath zwischen dem bayerisch-holländischen und dem burgundischen Hause, welche für Jakobäa so verhängnißvoll wurde.

Es ist dies Manuscript um so merkwürdiger, als es nicht nur zufolge eingezogener Erkundigungen, gegenwärtig in den Niederlanden unbekannt ist, sondern dort auch schon frühzeitig verloren gegangen scheint. In keiner der vielen niederländischen Chroniken des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, obwohl sie einander sonst gern ausschreiben, finde ich eine Spur davon, als in dem 1478 geschriebenen Magnum Chron. Belg. und ebenso hin und wieder bei Goudthoven. Die hiesige Bibliothek besitzt nur eine Abschrift von der Hand desselben Schreibers, der in jenen Pergamentcoder von verschiedenen Autoren historische Arbeiten zusammen trug. Der ungenannte Verfasser war offenbar ein Holländer. Ein Bayer würde nicht Zuydhollandia sondern Hollandia meridionalis, nicht maneries sondern modus schreiben; er würde auch den in Bayern begüterten Ritter Heinrich Nothaft, einen gebornen Bayer, den treuesten Helfer Johanns von Bayern-Holland, mit Namen gekannt und nicht blos als den vicedominus patriae (Hollandiae) bezeichnet haben. Bei näherer Nachforschung ergab sich auch, wann und wie das Original nach Bayern gekommen. Es haben nämlich Vitus Arnpeckh, Kaplan in Landshut (in Pez Thesaurus anecdotorum novissimus tom. III. pars III.), und der Ritter Johannes Ebran von Wildenberg (in Oefele rerum Boicarum scriptores tom. I.), in ihrem bayerischen Chronicon, beide am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, nicht nur Stellen aus jenem Manuscript wörtlich angeführt, freilich mit lächerlicher Entstellung von Orts- und Parteinamen, sondern Wildenberg merkt auch an: „diese Historie von Herzog Johannsen und Frauen Jakobäa (aus welcher er seine Anführungen entnommen), habe ihm nach dem Tode Herzog Karls von Burgund, — den der Herzog von Lothringen und Graf von Bodemund in einem Streit erschlug mit Hilf der edlen Schwaben im Jahre 1477, — aus Holland gebracht, der würdige Doktor Friedrich Maurkircher, dieselb Zeit Probst zu Altenötting, nachmaliger Bischof zu Passau" (Oefele I. 313). Der Augustiner in der Nähe von Neuß, welcher um das Jahr 1478 das Magnum Chronicon Belgicum verfaßte, hatte offenbar unsern Coder vor sich liegen, er hat einzelne Sätze daraus wörtlich aufgenommen, andere zusammengezogen, wenn auch letzteres öfter nicht in glücklicher Weise. Goudthofen muß eine Quelle benutzt haben, welche wenigstens ganze Stellen aus unserem Coder enthielt. Wahrscheinlich aus

Digitized by Google

dem Chron. Belg. haben dann die später zu erwähnenden Volkschroniken den Stoff weiter entnommen.

Da nun unser Codex den Tod Jakobäas, der 1436 erfolgte, noch erwähnt, so ist er zwischen 1436 und 1478 geschrieben. Ein Autor aber, aus welchem der unsrige geschöpft haben könnte, läßt sich nicht auffinden. Es ist also anzunehmen, daß er aus eigener Wissenschaft und zwar bald nach Jakobäas Tode, wo ihm Alles noch frisch in der Erinnerung war, schrieb. Damit stimmt die Genauigkeit in vielen Angaben und Schilderungen und seine eigene Parteinahme für die Kabeljaus, besonders für Johann von Bayern und Johann von Brabant. Damit stimmt ferner, daß er nur über den letztern Theil von Jakobäas Leben ausführlich ist und aus dem ersteren nur die Resultate gibt: denn er schrieb nur, was er selbst wußte; hätte er aus andern Schriften gearbeitet, so würde er auch in der ersteren Hälfte von Jakobäas Geschichte nichts Wichtigeres ausgelassen haben. Mit besonderer Genauigkeit berichtet er, was sich auf Seeland ereignete, — es wäre daher möglich, daß er dort seinen Wohnsitz hatte. Daß er ein Geistlicher war, wird aus der kanonischen Weise, wie er Jakobäas Ehe mit Humfried beurtheilt, wahrscheinlich. Ein Näheres ließ sich über den Ursprung dieses Codex nicht erforschen. Er wird im Anhange zum zweiten Bande mitgetheilt, und in den Noten als Tegernseer Codex angeführt werden.

Die bisher genannten Schriften sind die Hauptquellen. In Einzelnheiten werden sie ergänzt durch eine Reihe zeitgenössischer Chroniken.

9. Unter diesen steht oben an die alte Gouda-Chronik. Der erste Verfasser schloß sie mit dem Todesjahre Jakobäas (nach Scriverius Randnote in seiner Ausgabe von 1663 Blatt 129). Später im Jahre 1478 ließ Ritter Jan van Naaldwyck, ein Befehlshaber unter den Hoeks, sie mit seiner Fortsetzung zu Gouda selbst drucken. Gouda war die Stadt, welche vor allen andern Jakobäa Treue hielt, und in deren Mauern sie am längsten ihren Feinden widerstand.

Wie auf den ersten Blättern aller älteren Chroniken aus den Niederlanden, ist auch die Goudachronik — nach Scriverius Ausdruck (in seiner Ausgabe **Het oude Goudtsche Kronycken met byvoeghsels en toetsteen, t'Amsterdam 1663**) — **in vele deelen seer mager en sober gestelt, behalve daer het met groove, lange, vette, dicke fabelen en beuselingen** (läppischem Zeug) **doorspekt** (gespickt) **en versien is.** Jedoch müssen die kurzen Bemerkungen, welche der erste Verfasser aus eigener Anschauung und Theilnahme über Jakobäas Geschichte niederschrieb, in ihrer Schärfe und Naivität uns höchst willkommen sein als der treueste Spiegel jener Zeit. So ruft, als Jakobäa voll Rachelust und höchst unbedacht die eroberte Grenzfeste Yfselstein den Utrechtern zum Schleifen überantwortet, der alte Chronist aus: „**O Hollant! wat ginck dy doe over! Leefde Hertoch Willem, ten waer nimmermeer geschiet. Want Yselstein was die nagel ende dat slot, dat die sticht van Utrecht te na stont**".

10. Auf dem Tieler Rathhause entdeckte van Leeuwen eine alte Chronik, in welcher Jahr für Jahr das Merkwürdigste aufgezeichnet ist, was sich in Tiel und in den Niederlanden ereignete oder wovon sonst in der Welt viel gesprochen wurde. Der Verfasser scheint in oder bei Tiel Deichmeister gewesen zu sein. Er mochte etwa gleich alt mit Jakobäa sein; denn er erzählt, daß er im Jahre 1425 als junger Mann zum

Digitized by Google

erstenmale geheirathet habe. Nicht selten erwähnt er Dinge, welche zur Aufhellung der Geschichte der Hoeks und Kabeljaus etwas beitragen. Leeuwen gab seine Chronik als auctoris incerti Chronicon Tielense 1789 mit Anmerkungen heraus (Traject. ad Rhen.)

10. Eine Lütticher Chronik bis zum Jahre 1461 schrieb ein dortiger Geistlicher, Cornelis Zantfliet, der sich um die Lütticher Vorgänge genau, jedoch auch um die benachbarten bekümmerte. Für die Geschichte des Herzogs Johann von Bayern in Lüttich ist Zantfliet die Hauptquelle, er ist Augenzeuge, strebt nach Genauigkeit in Angabe der Thatsachen und Zahlen, und bewährt seine Rechtlichkeit auch durch das Urtheil, das er zuletzt über Johann von Bayern ausspricht. Von 1230 an ist seine Chronik in der Coll. amplissima von Martene und Durand (67—304) abgedruckt.

11. Der Cisterzienser Aegidius de Roya in Duin bei Brügge verfaßte 1463 Annales Belgici, und zwar bis zum Jahre 1428 lediglich aus dem in seinem Kloster vorgefundenen Chronodromon des Brando Joannis, eines andern Cisterziensers, der im genannten Jahre starb. Roya sagt in seiner praefatio: Nemo igitur hoc opus tamquam a me factum existimet, neque mihi quidem arrogo, sed solerti labore praedicti Brandonis: non tamen de verbo in verbum, sed in substantia pro meo sensu summatim excerptum. Secutus sum opus Chronodromonis sic quam potui attentius, et alia minime inquisivi, plenius confidens, quod ipso Brando originales omnes historias attentissime visitavit. Leider aber hat Roya das Chronodromon des Brando gar knapp zusammengezogen, das Original, welches noch in einer Brüsseler Handschrift erhalten ist, zeigt sich viel ausführlicher. Von 1428 an, wo Brando gestorben, setzte Roya das Werk als eigene Arbeit fort. Fr. Sweerts fand das Ganze noch in der Abtei Duin und gab es mit andern Geschichtsbüchern 1620 heraus (Rerum Belgicarum Annales. Francof.). Wir haben also auch hier die Angaben von zwei Zeitgenossen Jakobäas. Jedoch berichten sie über die Holländerin selbst nur wenig, mehr von den Kriegszügen ihrer Feinde, insofern Cisterzienser Mönche in Flandern sich darüber vergewissern konnten. Brando stand, wie der letzte Fortsetzer dieser Chronik, Fr. Adrianus, berichtet, in fortwährender brieflicher Mittheilung über das, was sich ereignet hatte, mit dem Notar des Königs von Frankreich, einem Mönch in St. Denys. Roya aber, ein geborner Franzose, war bereits Pariser Professor und Abt gewesen, als er sich in das flandrische Karthäuserkloster als einfacher Mönch zurückzog. Was also beide Männer von ihren Zeitereignissen berichten, darf wohl auf Erwägung Anspruch machen.

12. Zwei andere Chronisten ihrer Zeit sind die beiden Dirmude, der eine Olivier van Dirmude lebte als Stadtrath, der andere, ein Verwandter von ihm, Jan van Dirmude, als Canonicus in Ypern. Beide waren entschieden burgundisch gesinnt und sahen in Jakobäa nur eine Unheilstifterin. Was sie aber erzählen, hat gleichsam einen landschaftlichen Anstrich und ergibt, wenn geläutert, Ergänzungen zu den übrigen Nachrichten. Die Chronik des erstern ist unter dem Titel merkwaerdige Gebeurtenissen von Lambin 1835 zu Ypern, die Chronik des Andern von de Smet im Auftrage der Commission royale d'histoire (Recueil des chroniques de Flandre tom. III. Bruxelles 1856), herausgegeben.

Digitized by Google

13. Zu erwähnen sind noch ein paar andere Chroniken, die jedoch nur geringe Ausbeute ergeben. Die Chronique des Pays bas de France etc. (de Smet Recueil l. c.), von einem Zeitgenossen, der wahrscheinlich zu Tournay schrieb und öfter schlecht genug unterrichtet war, gibt Einiges über Jakobäas ersten Gemahl den Dauphin. —

Die Chronik der Abtei von St. Ghislain im Hennegau (Annales de l'abbaye de St. Ghislain in den Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur de Hainaut et de Luxembourg publiés par de Reiffenberg. Bruxelles 1848. tom. VIII. p. 537 ff.), hat einige bemerkenswerthe Notizen über den Haushalt Jakobäas und ihres Vaters, und über Philipps vorsichtiges Vorgehen gegen seine gefürchtete Feindin. — Einiges Wenige, was nicht anderswo sich findet und was auch insbesondere die Stimmung bezeichnet, mit welcher die Zeitgenossen den unaufhörlichen Kriegen Jakobäas zusahen, enthält die von Reyffenberg zum erstenmal edirte kurze Chronique de Hollande et de Hainaut (Bulletin de la commission royale d'histoire à Bruxelles. tom. XII. no. 2), welche möglicher Weise von Georges Chastellain dem Aventurier herrührt.

14. Für die Geschichte Glocesters und des Aufenthalts Jakobäas in England dienen — außer den bekannten Quellen über die Geschichte der Könige Heinrich V. und Heinrich VI. — besonders die Aufzeichnungen des Johann von Whethamstede, des Wilhelm Worcester und des Johann Poggio. Der Erstere war Abt von St. Albans und einer der Gelehrten und Schöngeister, mit welchen Humfried zu verkehren liebte. Er schrieb ein Chronicon, welches Hearne 1732 herausgab. (Duo rerum anglicarum scriptores veteres Thomas Otterbourne et Joannes Whethamstede. Oxon.) Worcester war Privatsekretär des berühmten englischen Feldherrn John Fastolf in Frankreich, und schrieb Annales rerum Anglicarum für die Jahre 1324 bis 1468, welche sein Sohn fortsetzte. Ueber Jakobäa konnte er jedoch nur aus Mittheilungen Anderer berichten, da er selbst bei ihrem Aufenthalte in England noch zu jung war. Auch dieses Werk ist von Hearne 1729 herausgegeben (Liber niger Scaccarii Wilhelmique etiam Worcesteri Annales. Oxon.) Gian Francesco Poggio Braciolini, einer der berühmtesten Florentiner Humanisten, war im Gefolge des Cardinals Beaufort nach England gekommen und berichtet Mancherlei aus dem dortigen Leben, das den feingebildeten Italienern ziemlich barbarisch vorkam. (Vespasiano im Spicileg. Rom. I. 578 ff.)

Des Verfassers wegen ist noch zu bemerken, daß Aeneas Sylvius außer seiner schon genannten kurzen Biographie von Jakobäa in seiner Schrift de viris illustribus (Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart I. 51), auch in seinen Commentarien Etwas von ihren und Humfrieds Erlebnissen erzählt (Pii secundi Pont. Max. Commentarii rerum memorabilium, Romae 1584. S. 412 ff.)

III. Chroniken aus zeitgenössischen Berichten.

Bei dem Wenigen, was Zeitgenossen von Jakobäa erzählen, hat man auf die Geschichtschreiber Rücksicht zu nehmen, welche in den beiden nächsten Jahrhunderten nach ihr lebten und denen möglicher Weise noch ältere Berichte vorlagen, welche uns jetzt verloren sind. Bei ihnen han-

Digitized by Google

delt es sich für uns weniger um die Auffassung von Personen und Ereignissen, als um einzelne Thatsachen, die sie vielleicht übereinstimmend anführen.

1. Ein vortreffliches Werk und Hauptquelle für die Geschichte Nordhollands ist die **Chronick van Hoorn deur D. Velius tot Hoorn 1648.** Sie enthält namentlich über die letzten Schlachten Jakobäas, welche sie gerade vor den Mauern Hoorns mit großer Hartnäckigkeit lieferte, so Vollständiges und Anschauliches, wie wir es aus keiner andern Schrift haben könnten. Velius war 1572 in Hoorn geboren und wurde dort Rath und Stadtarzt, oder wie die Holländer das Letztere nationell ausdrücken, **stadts geneesheer.** Schon 1604 ließ er die Chronik seiner Vaterstadt erscheinen, welche mit dem Jahre 1316, wo man zu Hoorn die ersten Ansiedlungen machte, beginnt. Jedes Jahr verbesserte und vermehrte er sein Buch, indem er sich fleißig nach glaubhaften neuen Nachrichten umsah und seine gelehrten Freunde dafür in Thätigkeit setzte. Bis zu dem Jahre 1536 folgte Velius hauptsächlich einer verloren gegangenen Stadtchronik, von welcher er (Blatt 68) sagt: **Met dat jaar houdt het principale van onze Stadts oude cronicken op, van wiens naemlose schryver ick weynigh sekerheyts heb konnen opvragen, — dan wert gheseydt, dat hy in syn tydt Pater van St. Geerten Clooster binnen onse Stadt geweest is: het blykt wel uit syn schryvens, dat hy geen onweetigh man was en een recht liefhebber van syn vaderlycke Stadt.**

2. Solche Liebhaber ihrer Heimath waren auch Jan Janssen Reygersberg und Marcus Zuederius van Borhorn. Der erste war ein Bürger seiner Vaterstadt Goetgene in Seeland, bis sie 1532 vom Meere überfluthet wurde. Der andere blühte als berühmter Geschichtslehrer auf der Leydener Universität bis 1653. Reygersberg, der nach dem Untergange seiner Vaterstadt in Bern wohnte, war befreundet mit den Borsselen van Bourgondie, und aus diesem Geschlechte war der letzte Geliebte und Gemahl Jakobäas. Das Archiv der nahen Stammburg der Borsselen van der Vere, der Zandenburg, stand Reygersberg ohne Zweifel offen. Aus demjenigen, was er über Seeland aus Traditionen und Schriften erkunden konnte, sowie aus andern Geschichtsbüchern schrieb er seine Chronik von Seeland, welche 1551 zu Amsterdam erschien. Der im nahen Bergen op Zoom geborne Borhorn erhob diese Chronik durch seine Anmerkungen und Erläuterungen zu einem belehrenden Geschichtsbuch, das insbesondere über Land und Leute von Seeland, über die Wasserfluthen, welche so oft schöne Stücke von dieser Insel abrissen, und auch über Geschichte und Privatleben Jakobäas Einzelnes mittheilt.

3. Ausbeute gewährt auch Abraham Kemp's **Leven der Heeren van Arkel ende Jaar-beschryving der stad Gorinchem,** welche sein Sohn Heinrich 1656 in eben dieser Stadt herausgab. Es lag ihm, wie Seite 238 bemerkt wird, von Aert Kemp ein ausführliches Werk über das Leben der Herren van Arkel vor, deren Geschlecht in den Kriegen unter Jakobäa noch einmal hervorleuchtete und sein Ende fand. Abraham Kemp nennt den Aert Kemp S. 5 seinen **grooten ondersoeker.** Dieser machte seine Aufzeichnungen wahrscheinlich schon im fünfzehnten Jahrhundert und er bekundet sich als einen Mann, der nicht beständig in's Zeug hinein schrieb, sondern von dem, was er an Berichten vorfand, sich wenigstens einige Rechenschaft zu geben suchte.

Digitized by Google

4. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nimmt unter den Holländern die freudige Theilnahme an ihrer Geschichte einen Aufschwung. Holland begann unter Karl dem Kühnen und seinen Nachfolgern, den Kaisern, weithin von sich sprechen zu machen, — es warf darauf das spanische Joch ab und erfüllte die Welt mit seinem Ruhme: sollte da nicht mit dem Stolze und der Liebe für das Vaterland auch die Lust an seiner Geschichte wachsen, sollte da nicht allgemein im Volke der Wunsch rege werden, auch die alten Zeiten der Heimath kennen zu lernen? Diesem Bedürfniß kamen nun die Volkschroniken entgegen, welche immer mehr erweitert und vervielfältigt wurden, je höher die Macht und das Ansehen der Holländer stieg. Die erste Volkschronik gab der Buchdrucker Veldenar in Utrecht 1480 heraus, mit dem Schlußworte: „Hier eyndet dat boek dat men hiet fasciculus temporum, inhoudende die Chronyken van ouden tyden als van dat die werlt eerst geschapen is Ende van dat Adam ende Eva erst ghemaect worden totter gheboert Jesu Christi toe Ende voert van allen Paensen ende Kewseren die nader gheboert Jesu Christi gheweest hebben, tot noch toe Ende daer nae Cortteliit beslutende mit die Cronycken der conighen van Brancryck van Enghelande Ende van die Hertoghen van Brabant. Ende van die Biscoppen van Utrecht. En van die Greven van Vlaenderen, van Hollant, van Zeelant, van Hennegouwen, van Gheldern, van Cleve. tot huden op den dach toe. by my volmaect Jan Veldenar woennende tutrecht opten dam Int Jaer ons heeren MCCCCLXXX op sinte Valentyns dach op die Vastelcavecnt" (in der Münchener Bibl. Inc. c. a. 979 d).

Die Holländer haben sich öfter etwas auf diese Volkschronik zu Gute gethan: es erhellt aber, daß Veldenar kein anderes Verdienst zusteht, als den Fasciculus Temporum des westfälischen Karthäusermönchs Werner Rolevinck erweitert zu haben. Er benutzte dazu einen Abriß der holländischen Grafengeschichte sowie einen Abriß der Utrechter Bischofsgeschichte, welche zur selben Zeit in lateinischer Sprache verfaßt waren (Chronicon de Holland et ejus comitatu und Chronicon de Trajecto et ejus episcopatu, beide im 5. Bande von Mathäus Analecten mit reichlichen Anmerkungen). Der Schreiber dieses Chronicon de Holland, wahrscheinlich ein Utrechter Geistlicher, hat das Magnum Chronicon Belgicum, den Fortsetzer des Beka, und andere ältere Berichte vor sich gehabt, die später verloren gegangen. Veldenar hat ihn wörtlich übersetzt, nur selten, wie z. B. in der Schilderung der Gorkumer Schlacht schob er ein paar Worte aus dem Fortsetzer des Beka ein (vgl. van Wyn huiszetting leven. Amsterdam 1801. II. 87. 88. und Vorwort S. XVII). (Eine bloße Uebersetzung dessen, was im Veldenar über Holland steht, in's Hochdeutsche gibt der Münchener Cod. Germ. 1218.) — Im Jahre 1517 veranstaltete ein anderer Buchdrucker, Jan Cornelissen oder Jan Severts zu Leyden, eine umfassende Chronycke van Hollant ende Vriesland, beginnende van Adams Tyden tot die geboerte ons Heren Jesu en voertgaende tot den Jare 1517. Dieses Werk, de grote Kronyk oder de Divisie Kronyk genannt, wurde nun das Lieblingsbuch der Holländer und wieder und wieder aufgelegt. Natürlicher Weise war es nichts als eine Zusammenstellung von Stellen aus andern Büchern, z. B. des Jan van Leyden bis 1417 mit Benützung des von Veldenar gegebenen Stoffes. — Erst 1620 nahm Walter van Gouthoeven eine Läuterung des Werkes vor, indem er das Fabelhafte mög-

Digitized by Google

lichſt entfernte und, mit Beihilfe des Scriverius, auch aus Schriften, die uns jetzt nicht mehr bekannt ſind, ſehr reichliche und ſchätzbare Zuſätze machte. Sein Werk führt den Titel: D'oude Chronycke en Historien van Holland (met Westvriesland) van Zeland ende van Utrecht: van nieuws overzien, vermeerdert, verbetert ende verciert met eenighe gheslacht-Registeren ende genealogyen der voornaemsten Edelen, mits gaders Steden, Dorpen, Heerenhuyzen enz. voor desen noyt alsoo ghedruckt geweest, doer W. van Gouthoeven, beginnende van den Jare onses Heeren 449 tot dit tegenwoordigh Jaer 1620. Dortrecht. Dieſes Werk iſt für die Geſchichte Jakobäas nicht zu verachten, weil es den geſammten Stoff der Chroniken und Urkunden, ſoviel dem Verfaſſer bekannt wurden, nicht ohne Prüfung und Geſchick zuſammenfügt.

5. Ein Auguſtiner Mönch zu Neuß ſchrieb bis zum Jahre 1474 eine niederländiſche Chronik, welche als Magnum Chronicon Belgicum Piſtorius im Jahre 1607 zu Frankfurt herausgab, und welche deshalb auch die groote belgische Kronyk heißt. Der Verfaſſer ſetzte ſein Buch meiſt aus Bruchſtücken anderer Schriften zuſammen. So benutzte er Beka Dynter den Tegernſeer Codex Zanfliet und andere. Er ſelbſt wurde dann eine Hauptquelle für ſpätere Chroniſten. Für die erſten Jahre Jakobäas iſt in dieſem Werke uns manches Einzelne erhalten, was wohl zu brauchen iſt.

6. Das Utrechter Domkapitel ertheilte zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts vier ſeiner Mitglieder, viris utique literatis ac bonarum artium cultoribus, den Auftrag, eine Geſchichte des Stifts und der Stadt Utrecht zu ſchreiben und, wie es in der Praefatio heißt, zu dem Ende die scrinia und belliatecas zu durchforſchen. Der Vornehmſte der Viermänner war Wilhelm Heda, der außer ſeinem Utrechter Canonicat auch die Würde eines Probſtes von Arnheim beſaß und Kaiſer Maximilian I. Geheimſchreiber geweſen. Er vollendete im Jahre 1521 ſeine Historia episcoporum Trajectensium, welche 1612 im Druck erſchien. Die Viermänner ſagen: aus allen Autoren und Schriften, deren ſie habhaft werden konnten, hätten ſie die glaubwürdigen Stellen zur Geſchichte Utrechts in ein Buch gebracht, nihil addentes nihil imminuentes, veniam precantes, si minus digeste adaptaverimus, parum aut nihil narraturi, nisi quod probati scriptores in suis libris reliquerant, ne assentationis vitio redargui possemus. Utrecht hieß ſchon im frühern Mittelalter das holländiſche Rom, und blieb ein Sitz der Gelehrten, die ſehr bald auch für die niederländiſche Geſchichtſchreibung thätig wurden. Jetzt hatte es auch den Ruhm, ein vollſtändiges und für ſeine Zeit vortreffliches Geſchichtswerk hervorgerufen zu haben. Es iſt auch für die Geſchichte Jakobäas zu benützen, namentlich für die frühere, bei welcher den Verfaſſern unter andern Schriften der Fortſetzer des Beka vorgelegen hat.

7. Jan Gerbrantszoon von Leyden, Joannes a Leydis, verdient nicht blos der Zeit nach als vorzüglich ausgezeichnet zu werden, ein Karmeliterprior zu Haarlem, der 1504 ſtarb. Er ſchrieb außer einem Chronicon Egmondanum eine Chronik der holländiſchen Grafen und Utrechter Biſchöfe bis 1417 und des Hauſes Brederode bis 1486. Das altberühmte Kloſter Egmond, dieſer frühzeitige Bildungsheerd für Nordholland, bot ihm ſeine reichen Schätze von Handſchriften dar, und aus dieſen verfaßte er mit Geſchmack und Urtheil ſeine Bücher. Sie werden

Digitized by Google

um so ergiebiger und von den hergebrachten Fabeln freier, je mehr er sich dem fünfzehnten Jahrhundert nähert. Für Jakobäas früheste Zeit gewähren sie nicht unwichtige Ausbeute.

8. Reinier Snoy — **Reinerus Snous** — ein berühmter Arzt, ließ sich, nach vielen Wanderungen und Gesandtschaften in fremden Ländern, wieder nieder in seiner Vaterstadt Gouda, und schrieb dort in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre (Frankfurter Ausg. 1620 S. 125) eine holländische Geschichte bis zum Jahre 1519. Erasmus nennt ihn **alterum literarum Hollandicarum decus**. Ein originelles Erzählertalent läßt seine Geschichte noch jetzt sich auszeichnen, nur entstellt er sie durch einen alterthümlichen manerirten Stil, der dennoch blumenreich zu sein strebt. Auch für die Erlebnisse Jakobäas hatte er sich versehen mit schriftlichen und mündlichen Quellen, und er ist deshalb überall wohl zu prüfen.

9. Von englischen Geschichtschreibern gehört hierher **Robert Fabyan**, ein Magistratsmitglied in London, der wahrscheinlich 1512 starb. Zu seinem Werke **The new Chronicle of England and France** benutzte er das von Sir Harrys Nicholas 1827 herausgegebene **Chronicle of London from 1089 to 1483**, an welchem er vielleicht selbst den für seine Zeit treffenden Theil geschrieben hatte.

10. Es sind noch hierher zu zählen die Bücher, in welchen die Geschichte einzelner Städte und Geschlechter, früher oder später, immer mit Benutzung dort vorfindlicher alter Schriften und Traditionen, in's Licht gestellt ist, wie **Rerum Amortfortarum scriptores** (Mathaeus Anal. V.), **Screvelii Haarlemias** (Haarlem 1754), **v. d. Woude Kronyck van Alkmaar** (Amsterdam 1742), **De vita et rebus gestis dominorum de Arckel** (Math. Anal. V.), Balen über Dortrechts Geschichte, de Kanter über die von Zierickſee, und mehrere Andere. Diese Bücher bringen wohlmal interessante Einzelnheiten für die Zeit, wo Jakobäas Geschichte ihre Stadt näher anging. Sie sind aber mit Vorsicht zu gebrauchen, da sie, wie ähnliche für's größere Publikum geschriebenen Bücher, die rechten Lügenhecken sind.

IV. Geschichtschreiber des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Es erhellt leicht, daß schon die unter III. aufgeführten Bücher mit Vorsicht zu gebrauchen sind. Mit ihnen ist die Reihe eigentlicher Quellenschriften abgeschlossen. Alle späteren Schriftsteller können nur zur Belehrung dienen, ob man die Quellen richtig gelesen, es sei denn daß noch einzelne Thatsachen von ihnen berichtet werden aus alten Schriften, die uns nicht mehr zur Hand sind. Heda machte bereits zu diesen Geschichtschreibern den Uebergang. Ihrer sind in den Niederlanden eine ganze Reihe, aus welchen jedoch nur die Vorzüglicheren ergiebig sind für unsern Zweck.

1. Ein in jeder Beziehung vortreffliches Werk sind die **Rerum Flandricarum Annales** des Jakob de Meyer aus Bailleul in Flandern — **Meyerus Baliolanus** — verfaßt um 1538 und in den folgenden Jahren. Nachdem Meyer in Paris studirt hatte, wurde er Geistlicher und Lehrer in seiner Heimath. Er bemächtigte sich des gesammten Stoffes,

Digitized by Google

den er irgend in Schriften und Büchern auftreiben konnte, sichtete ihn mit großer Schärfe, und stellte die Thatsachen in ihrer Folgereihe zusammen. Nihilque tam studui, atque fidei veritatique, non ostentationi scribere, sagt er. Mit Härte geht er namentlich den französischen Memoiren zu Leibe. Res enim suas Galli non majore solent fide scribere quam gerere. Mit Recht ist er allzeit als ein zuverlässiger Annalist anerkannt, der zugleich des bündigen und klaren Stils im seltenen Grade mächtig war.

2. Beka sowohl als Heda fanden ihren Fortsetzer an Sjoerd Pieters, der unter dem Namen Suffridus Petrus sich durch seine Vorträge und Schriften zu Erfurt Löwen und auf anderen Universitäten als Rechtsgelehrter und Humanist einen Namen machte, und zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts starb. Wo seine Quellen ihn in der Geschichte der Jakobäa im Stiche ließen — und das ist nicht selten der Fall — kombinirte er den Zusammenhang. Eine gewisse Leichtgläubigkeit, ja Leichtfertigkeit, die sich bei ihm bemerklich macht, fordert zur genaueren Prüfung seiner Angaben auf. Im Uebrigen aber stellte er die Thatsachen ansprechend zusammen. Wo er eine genaue und anschauliche Erzählung eines Herganges gibt, hatte er ohne Zweifel zeitgenössische Berichte vor Augen. Ueber die Geschichte Johanns von Bayern sind zu benutzen seine Gesta pontificum Leodiensium a Joanne de Bavaria usque ad Erardum de Marca (bei Chapeauville Gesta Pont. Leod. III).

3. Eine vorzügliche Quelle für unsern Abschnitt der holländischen Geschichte sind drei Werke des Petrus Divaeus: Rerum Brabanticarum libri XIX. Rerum Lovaniensium libri IV. Annalium oppidi Lovaniensis libri VI. Peter van Dieve war Stadtschreiber, später Syndicus seiner Vaterstadt Löwen, und starb im Jahre 1581 als Pensionär von Mechelen. Mit größtem Fleiß durchforschte er die Archive der Städte und Klöster, und ließ es sich Jahre voll Arbeit kosten, um überall den Dingen auf den Grund zu kommen. Er sagt z. B. in der praefatio zu den Annal. Lovanienses: Nihil hic quod intra annos CCCC actum sit, scribi, cujus non cuilibet suffecturam rationem reddere queam, und in seinem Epilog betheuert er noch einmal: Testor enim Deum, nec anilibus fabulis creditum, sed omnia ex certissimis et Archivorum et Rationum publicarum et Sepulchrorum monumentis edita. Wie Meyer für den besten niederländischen Annalisten, gilt van Dieve für den besten älteren Geschichtschreiber Brabants.

4. Ein Zeitgenosse van Dieves und ebenfalls ein geschickter Geschichtschreiber war der Canonicus Huyter — Pontus Heuterus — der die Niederlande und selbst Burgund und die Franche-Comté durchsuchte, um die Quellen zu seinen Rerum burgundicarum libri tres zu sammeln. Aus ihm sind Einzelnheiten für die Zeit, wo Philipp von Burgund Jakobäa bekämpfte, zu entnehmen. Bemerkenswerth ist, was er im Jahre 1583 über die traurigen Folgen berichtet, welche der Bürgerkrieg für die Geschichtsquellen hatte. Usus sum in concinnanda historia non solum latinis auctoribus omnibus, qui instituto meo serviebant, sed francicis etiam ac belgicis, tum prelio excusis quam manuscriptis quam plurimis, quorum nunc major pars a nostri temporis barbarie durantibus civium furiis est discerpta. Habui enim autographa quorundam scripta, stilo barbaro ante annos trecentos ac ducentos ab ejus temporis impolitae literaturae, sed incorruptae veritatis scrip-

Digitized by Google

toribus, partim historice per capita, partim in modum annalium ac diariorum exarata. Usus etiam sum autographis annalibus, ante centum ac triginta annos a monacho non edocto elaboratis. Hos ego cum ceteris, cum satis essem usus, monasteriis sincere remisi, qui postea contra meam multorumque exspectationem magno cum dolore partim sunt discerpti, partim exusti, pleraque in usum pharmacopulorum ablata, pauca non omnino barbaro quorundam ingenio etiamnum custodita, quo meliori ac feliciori seculo bibliothecis reddantur. Die Wuth der Bürgerkriege hat also in den Archiven und Bibliotheken der Niederlande nicht minder gehauset, als unter den alten Bücherschätzen im übrigen Deutschland der dreißigjährige Krieg.

5. Hadrian aus dem Dorfe Baarland in Zuid-Beveland, daher Barlandus genannt, starb als Professor in Löwen ungefähr um 1552. Er schrieb Hollandiae Comitum Historia et Icones, ein sehr kurz gefaßtes Werkchen; bedeutender ist sein Ducum Brabantiae Chronicon (Löwen 1532). Er selbst sagt in der Vorrede: Conscripsi et primus tanquam fatis mihi servatam in literas misi rerum a Brabantiae ducibus gestarum historiam, fortasse non tanta sermonis politie, at fide optima. Nullus tota est historia locus, quem non sim paratus, magna etiam sponsione, in Chronicis lingua nostrate conscriptis aut aliis certe, ex fide repraesentare.

6. Die Annales ducum seu principium Brabantiae totiusque Belgici des Canonicus van der Haer oder Franciscus Haraeus (starb zu Löwen 1632) sind zwar als eine ausführlich und angenehm geschriebene brabanter Geschichte in den Niederlanden besonders beliebt, ergeben jedoch für unsern Zweck wenig mehr als eine hübsche Mosaik aus den vorgenannten Schriftstellern.

7. Die Lütticher Geschichte ist im siebzehnten Jahrhundert von zwei Jesuiten, von Fisen in seiner Sancta Legia romanae eccl. filia sive hist. Leodiensis (1696 2 Bde. fol.) und von Foulon in der Hist. Leodiensis per episcoporum et principum seriem digesta (1736 2 Bde. fol.) in schätzbarer Weise bearbeitet, natürlich vom kirchlichen Standpunkte der Verfasser, jedoch größtentheils mit wahrhafter Erwägung des sämmtlichen in Druck- und Handschriften vorhandenen Stoffes.

8. Ein früher in den Niederlanden hochgeschätztes Buch waren die Annales Hollandiae Zeelandiaeque, welche Math. Voß von 1635 an erscheinen ließ. Er wurde von den Ständen in Holland Seeland und Westfriesland zu ihrem Geschichtschreiber bestellt, und man nannte ihn den holländischen Livius. Diesem hat er zwar im flüssigen und anschaulichen Stil mit Erfolg nachgeeifert, allein so fleißig er auch, wie bei Vergleichung der bekannten Quellen mit seiner Darstellung leicht ersichtlich, alle Chroniken und Berichte gesammelt, so wenig hat er Kritik geübt, so sehr bedarf es für all seine Angaben der Prüfung.

9. Diese Historiker des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, welche jedem gelehrten Niederländer wohl bekannt sind, schrieben in lateinischer Sprache. In französischer fügt sich ihnen an François Vinchant, der Wenigen an Verdienst weicht. Er stammte von einer angesehenen Familie in Mons, lebte dort im geistlichen Stande unter seinen Büchern und starb 1635, ehe sein Lieblingswunsch erfüllt war, die Arbeit seines Lebens, die Annales de la province et comté Hainaut, gedruckt zu sehen. Das Manuscript kam darauf in die Hände eines Franziskaners

Digitized by Google

Antoine Ruteau, der es arg entſtellt herausgab. Die Société des bibliophiles Belges séant à Mons hat nun durch ihr Mitglied Descamps den urſprünglichen Vinchant herausgeben laſſen, und wir müſſen ihm für die Treue und Pietät danken, mit welcher dies geſchehen iſt. Auch die zahlreichen Urkunden, welche Vinchant geſammelt hatte, ſind beigegeben. Das Werk iſt zwar mitunter ungenau, auch haben wir zum Theil noch die Originalwerke, aus denen er ſeine Blätter zuſammenſchrieb. Die Liebe und Sorgfalt aber, mit der er eine vollſtändige und wahrhafte Geſchichte ſeines Heimathlandes zu geben trachtete, machte ihn der Verehrung ſeiner Landsleute durchaus würdig.

10. Ein Engländer, welcher in dieſer Zeit in ſeiner Mutterſprache ſeines Landes Geſchichten zuſammenfaßte, ſteht als Geſchichtſchreiber in mancher Beziehung noch über all den Vorhergenannten. Es iſt John Stow in ſeinen Annales or general chronicle of England. Er ſtarb 1605. Sein Stil hat einen natürlichen und anſchaulichen Lauf, und man glaubt ihm gern, wenn er allways protested, never to have written any thing either for malice feare or favor, nor to seeke his owne particular gaine or vaine glory, and that his only paines and care was to write truth. (Erſte Ausg. von Edmund Howes 1631. S. 811.)

Digitized by Google

B. Neuere Literatur.

Nur wenige Werke sind hier zu erwähnen, welchen eigene umfassende Untersuchungen zum Grunde liegen. Die niederländische Geschichtschreibung des vorigen Jahrhunderts besaß, mit alleiniger Ausnahme Kluits, noch nicht den kritischen Schlüssel, um aus den Berichten verschiedener neben und hinter einander laufender Quellenschriften den ächten historischen Gehalt zu eröffnen. Die holländischen und belgischen Historiker aber unsers Jahrhunderts arbeiten in den Geschichten ihres Landes zwar mit großem Eifer und Erfolge, jedoch hauptsächlich nur von Zeit der Reformation an. Von größter Bedeutung sind daneben die Arbeiten, um das gesammte Quellenmaterial älterer und neuerer Zeiten in correcten Ausgaben an's Licht zu stellen, und das vorzügliche Verdienst von Männern wie de Reiffenberg, de Gachard, de Ram, de Gerlache, de Smet, van den Bergh, Backhuizen van den Brink, de Jonghe, Koenen, Wauters und mehrerer Anderer kann nicht hoch genug geschätzt werden.

Aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts besitzen wir von dem Probst Delewarde eine **histoire generale du Hainaut** in sechs Bänden, welche im vierten Bande (Mons 1719) auch ein ansprechendes geschichtliches Gemälde der Periode Jakobäas gibt. Delewarde hat hier die Schriftsteller des ihm vorangehenden Jahrhunderts fleißig benutzt, von den Zeitgenossen Jakobäas aber fast nur den Monstrelet.

Auch ist die **Histoire ecclésiastique et profane du Hainaut** par l'abbé Hossart (zwei Bände 1792 Mons) zu erwähnen, ein gut geschriebenes Buch von einem wohl unterrichteten Verfasser.

Franz van Mieris begann 1732 eine **Historie der nederlandsche Vorsten uit de Huizen van Bayere Borgonje en Oostenryk** (von Albrecht bis Kaiser Karl V.) herauszugeben, in der Absicht die Münzen dieser Fürsten, welche er fein in Kupfer gestochen seinem Werke beigab, für die Geschichte zu verwerthen. Dies Werk kam jedoch über Zusammenstellung der Nachrichten aus älteren und den am meisten glaubwürdigsten Schriftstellern nicht hinaus.

Eine historische Darstellung aus dem gesammten Quellenmaterial versuchte zuerst Wagenaar. Er ist noch immer als der Vater der neueren holländischen Geschichtschreibung zu betrachten. Er war Archiv-

Digitized by Google

sekretär in Amsterdam, verschaffte sich, wie Keiner vor ihm, Urkunden und Chroniken in Menge, und mit großem Fleiß, mit möglichster Genauigkeit stellte er daraus her eine ausführliche Vaderlandsche Historie vervattende die Geschiedenissen der nu vereenigde Nederlanden, insonderheid die van Holland von den frühesten Zeiten an bis zum Jahre 1558. Das Werk erschien in den Jahren 1749 bis 1759. Wagenaar ist kein kritischer Forscher nach dem heutigen wissenschaftlichen Maßstabe, allein mit großer Belesenheit, mit gesundem Menschenverstande und einem gewissen historischen Takte wußte er Personen Ereignisse und Zustände in den Hauptsachen wohl zu erfassen und mit einander in richtige Verbindung zu bringen. Dabei hatte er das Glück eines schlichten populären Stils. Sein umfangreiches, auch mit Karten und Kupfern ausgestattetes Werk brachte ihn überall zu vorzüglichem Ansehen, und seine Landsleute nannten ihn lange Zeit den Großen. Da Mieris' umfassendes Urkundenwerk zu gleicher Zeit mit Wagenaars Geschichte erschien, und gerade erst durch letzteres Werk angeregt der historische Sinn ernster sich in die Prüfung der alten Schriften vertiefte, so wurden bald aanmerkingen en byvoegsels zum Wagenaar nothwendig, welche Engelberts (der selbst eine niederländische Geschichte schrieb) van Wyn und Andere in einer Reihe von Bänden unternahmen.

Dieser mehr kritische Sinn war vorzüglich durch den Leydener Professor Kluit (starb 1807) angespornt, der mit ebensoviel Scharfsinn als umfassenden Kenntnissen in seiner historia critica comitatus Holandiae et Zelandiae (1777) und in seiner Historie der Hollandsche Staatsregering (1804) zuerst die Grundlagen für eine holländische Staats- und Rechtsgeschichte legte. Auf ihn muß noch jetzt jeder Forscher in holländischer Geschichte zurückkommen.

Kluit hatte von Wagenaar noch mit Verehrung gesprochen, nicht so sein Schüler W. Bilderdyck, ein Mann der von wogenden Ideen und heftigen Leidenschaften hin und her geworfen wurde, als Dichter mit Recht von den Holländern als ihr vornehmster verehrt, als Geschichtschreiber von keiner andern Bedeutung, als daß er durch seine überallhin fliegenden Geistesblitze zu neuer Prüfung aufforderte, insbesondere in historisch-staatsrechtlichen Fragen. Jedoch ist er auch in letzter Beziehung für das Mittelalter sehr selten zuverlässig. Denn vom germanischen Rechte, welches in den Niederlanden noch in wichtigen Grundzügen bestand, scheint er sehr wenig Verständniß gehabt zu haben. Durch seine gezwungene Anwendung des römischen Rechts kommt er häufig zu den lächerlichsten Ansichten. Bilderdyck war ursprünglich Jurist, seine leidenschaftliche Vaterlandsliebe trieb ihn in die Verbannung, und als man nach seiner Rückkehr billiger Weise Bedenken trug, ihn gerade als Geschichtsprofessor in seiner Vaterstadt Amsterdam anzustellen, ging er 1806 nach Leyden und hielt dort auf eigene Hand geschichtliche Vorträge, welche er in den Jahren 1817 bis 1819 niederschrieb. Nach seinem Tode gab Professor Tydeman sie unter dem Titel Geschiedenis des Vaderlands heraus, indem er in der Vorrede sagte: Jeder der Wagenaar verehre, werde wohl Bilderdyck ungelesen lassen, und das sei ihm auch zu rathen, denn warum wolle er sich ärgern? — Die grimme Fehde zwischen den Hoeks und Kabeljaus, an welcher die unglückliche Jakobäa scheiterte, setzt sich in Bilderdycks Vorträgen fort. Indem er z. B. die Städte vertheidigt, welche zu Jakobäas Feinden abfielen, ruft er aus:

Digitized by Google

Dit was geen afval, geen trouwloosheid, waar de tegenparty het voor uitkreet, maar plichtbewys; maar het denkbeeld van plicht was altyd en is nog by de Hoeksgezinden een ding, waar vor zy niet vatbaar waren, en blinde woeste dolle partysucht hun hart en verstand bedwelmende drift. Es iſt deshalb leicht zu denken, wie er die arme Jakobäa hernimmt, gerade als ſtände ihm noch zur Stunde die gehaßte Todfeindin gegenüber, und könne er nicht haſtig genug ihr die ärgſten Schimpfwörter in's Geſicht werfen. Siegenbeck glaubte in einer Schrift De eer van Wagenaar en Jacoba van Beyeren verdedigt (Haarlem 1835) ſich Beider annehmen zu müſſen.

Es ſind nun noch mehrere niederländiſche Geſchichten geſchrieben, ohne indeſſen die eigentliche Wiſſenſchaft derſelben, wenigſtens was das Mittelalter und ſein Staats- und Kulturweſen betrifft, um viel mehr als ein paar Schritte vorwärts zu bringen. Ein tüchtiges Werk iſt das Handboek der geschiedenis van het vaderland von Groen van Prinsterer, welcher ſich jedoch beſchränkt hat, die hiſtoriſchen Grundzüge und leitenden Gedanken auszuprägen. Auch in Deutſchland geſchätzt iſt die Geſchichte der Niederlande von van Kampen, welche eine gute Ueberſicht der holländiſchen Geſchichte gewährt und insbeſondere auch die ſtaatliche und kulturhiſtoriſche Entwicklung behandelt. Die zwölf Bücher niederländiſcher Geſchichte von Leo haben auch für die hier in Rede ſtehende Periode, wenn gleich ſie nicht auf allſeitigem Quellenſtudium beruhen, doch das Verdienſt, die Thatſachen aus der Geſchichte der niederländiſchen Landſchaft nicht unzuverläſſig zuſammen zu bringen.

In den letzten zwanzig Jahren veröffentlichten Arend und nach deſſen Tode ſeine Fortſetzer van Rees und Brill eine ſehr ausführliche Allgemeene Geschiedenis des vaderlands van de vroegste tyden tot op heden, welche mit der letzten Lieferung bis ins ſiebzehnte Jahrhundert geht. Man darf von dieſem Werke nicht gerade neue und fruchtbare Unterſuchungen erwarten: jedoch hat es das vorzügliche Verdienſt, das Material und die Ergebniſſe der bisherigen Forſchungen, welche ſich mit Liebe und großem Fleiß über jedes Gebiet der Niederlande erſtreckten, treu und ziemlich vollſtändig zuſammen zu ſtellen.

Noch eine andere minder ausführliche Vaderlandsche Historie ſchreibt Prof. David in Löwen. Er hat ſich mit Liebe in ſeinen Stoff wohl hinein gearbeitet und ſetzt ihn ſchlicht und klar auseinander, indem er die älteren Quellen ſelbſt zu Rathe zieht.

Von größeren Werken iſt hier auch die Histoire des ducs de Bourgogne von Barante anzuführen. Er ſchöpft allerdings unmittelbar aus den Quellen, allein die Sorge für die Kunſt der Darſtellung überwiegt bei weitem den Fleiß im Quellenſtudium. In der Geſchichte der Jakobäa hat Barante nur wenige Quellen, und auch dieſe meiſt leichthin befragt. Es begegnet ihm z. B., daß er den erſten Brief Glocceſters an Philipp im Auszuge bringt (V. 11), das Weſentliche darin aber, nämlich den Vorwurf der Lüge ausläßt. Zum großen Glück hat de Gachard in ſeiner Ausgabe von Barantes Histoire aus den reichen Urkundenſchätzen, die er durchforſchte, den Text des Werkes mit ebenſo nothwendigen als gediegenen Zuſätzen und Correcturen begleitet.

Ausgezeichnet iſt Kervyn de Lettenhove's Histoire de Flandre. Dieſes bedeutende Werk beruht auf umfaſſender Kenntniß und gründlicher Prüfung der Chroniken und Urkunden. Des Verfaſſers

Digitized by Google

Froissart, étude litteraire sur le XIVme siècle (2 Bände, Brüssel 1857) gibt die trefflichsten charakteristischen Darstellungen von Jakobäas Zeit und über sie selbst anziehende Notizen.

Die englische Geschichte von R. Pauli ist als ein sehr fleißiges und tüchtiges Werk bekannt. Da sie bis in's Einzelne hin ausführlich gearbeitet ist, und dem Verfasser handschriftliche Nachrichten, welche in London aufbewahrt werden, zu Gebote standen: so geht auch für Humfrieds und Jakobäas Geschichte Bemerkenswerthes aus dem fünften Bande seines Werkes hervor. Insbesondere bezieht Pauli sich auf Abschriften aus dem Pariser und Liller Archive, welche im Rolls house, und auf Chronikenbruchstücke und Berichte, welche im brittischen Museum unter dem Sloaneschen und Cotton'schen Handschriftennachlaß sich vorfinden.

Die Geschichte Lüttichs ist in neuerer Zeit wiederholt behandelt, von Dewez 1822, de Gerlache 1843, — gründlicher von Polain Histoire de l'ancien pays de Liège 2 Bände 1844—1847, und von Hénaux Hist. du pays de Liège 2 Bände 1857, welcher Letztere besonders die Entwicklung der Verfassung in's Auge faßt. Beide ausgezeichneten Werke sind bereichert durch Auszüge aus noch ungedruckten Quellenschriften.

Ueber einen und allerdings wichtigen Gegenstand aus Jakobäas Periode sind die Untersuchungen reichlicher, nämlich: Tydeman Hoeksche en Kabeljauwsche partyschappen, Leiden 1815; J. C. de Jonghe oorsprong der Hoeksche en Kabeljauwsche twisten. Leiden 1817, — beides sorgfältige Werke, aus den ältesten Quellenschriften geschöpft, um den Ursprung der Parteien zu erklären, in deren wilden Kämpfen später Jakobäa unterging. Tydeman beantwortete in seiner Schrift eine gutgestellte Frage, welche die seeländische Gesellschaft der Wissenschaften aufgeworfen hatte. Er untersuchte den Gehalt der bisher vorgebrachten Ansichten, und deutete mit historischem Blicke die Zustände an, aus welchen die Parteien sich entwickelten. Noch genauer entzifferte de Jonge aus den Quellen die Ereignisse, welche zur Zeit des Grafen Wilhelm IV. der Kaiserin Margaretha und ihres Sohnes zum Auftreten der Parteien Anlaß gaben. Drei Abhandlungen fügte de Jonge noch hinzu in seinen Verhandelingen en onuitgeven Stukken. Delft 1825. Endlich durch die schon angeführten Urkunden in v. d. Bergh's Gedenkstukken wurden die zeitgenössischen Nachrichten über das erste Hervortreten der Hoeks und Kabeljaus zur Zeit Kaiser Ludwigs vervollständigt.

C. A. Moreau de factionibus Hoeks et Kabeljauws. Lov. 1829.

H. G. Lauts schrieb Vrouw Jacoba van Beyeren en Albrecht Beiling. Arnheim 1839. — Die beiden letztgenannten Schriften konnte der Verfasser sich nicht verschaffen, sie werden von keiner großen Bedeutung sein.

Van Hasselt veröffentlichte (Amsterdam 1780) ein Schriftchen Over de Jacoba's Kannetjens. Es gibt nämlich in Holland noch eine Menge kleiner grauer Thonkrüge, von welchen die Volkssage geht, Jakobäa habe sie in der Verlassenheit ihrer letzten Jahre auf Schloß Teylingen gemacht und in das Wasser des Schloßgrabens geworfen. Da nun Hasselt nachweist, daß es kleine Weinkrüge waren, welche man beim Gastmahle, sobald sie geleert waren, über's Haupt aus dem Fenster zu werfen pflegte, so behauptet Bilderdyck ohne Weiteres: Jakobäa sei in ihren letzten Jahren dem Trunke verfallen.

Digitized by Google

Anderes Einzelne unmittelbar zur Geschichte Jakobäas geben: Herzog Humfried von Gloceſter, Bruchſtück eines Fürſtenlebens im fünfzehnten Jahrhundert von R. Pauli in deſſen jüngſt erſchienenen Bildern aus Altengland, — ein Eſſay in Macaulay's Weiſe, und, was niederländiſche Verhältniſſe betrifft, um Nichts ſolider.

Note sur un portrait du duc de Brabant Jean IV. par de Ram (Bulletin de la comm. royale d'histoire I. No. 4. 3. série). Von demſelben eine Notice sur les sceaux des ducs de Brabant, worunter auch ein Siegel von Jakobäa. (Mémoires de l'académie de Belgique XXVI 45—47, planche XII. No. 26).

Jets over het slot Teilingen en de besigheden van Jacoba van Beyeren op hetzelve door Schotel, eine Skizze von dem um die Kulturgeſchichte der Niederlande verdienten Verfaſſer.

Verhaal van het beleg en de verövering van Leyden door Hertog Jan von Beyeren in 1420 door Joh. Meermann, heer van Dalem en Vuren (Leyden 1806), eine vortreffliche größere Abhandlung mit reichlichen Urkundenbeilagen.

Geschiedenis der Heeren en Beschryving der stad van der Goude door de Lange van Wyngaerden (zwei Bände 1813 Amſterdam und Haag). Auch dieſer Schriftſteller ſchöpfte unmittelbar aus Urkunden, die noch wenig bekannt waren, und er legte zugleich beſonders Gewicht darauf, die ſtaats- und rechtsgeſchichtliche Entwicklung des Landes an dem Beiſpiele einer bedeutenderen Stadt zu zeigen.

Daſſelbe Beſtreben leitete die Herren Henne und Wauters, die Verfaſſer der Histoire de la ville de Bruxelles, eines ausgezeichneten Werkes in drei großen Oktavbänden (Brüſſel 1845), für welches die in den Brüſſeler Archiven noch beruhenden Berichte und Urkunden fleißig benützt ſind.

Das Verdienſt der drei letztgenannten Werke iſt um ſo höher anzuſchlagen, als der niederländiſchen Geſchichtſchreibung, für das Mittelalter und für die nördliche Hälfte der Niederlande, die einzig ſolide Grundlage der Staats- und Rechtsgeſchichte noch zu ſehr ſcheint abzugehen. Was Kluit Ryhoff Meermann Bilderdyck van Loon und Andere in dieſer Beziehung geleiſtet, iſt gewiß aller Anerkennung werth. Allein kaum irgendwo iſt zu verkennen, daß die gründliche Kenntniß und Nachahmung der deutſchen Arbeiten auf dem Gebiete der Staats- und Rechtsgeſchichte noch fehlt, obwohl in Holland im Weſentlichen dieſelbe Entwicklung, wie in den übrigen Theilen des deutſchen Reiches, Statt hatte. Wären jene ernſtlichen Studien gemacht, ſo würde man — nachdem Warnkönig mit ſeiner flandriſchen Staats- und Rechtsgeſchichte vorgegangen — eine holländiſche nach dem Muſter Eichhorns nicht länger vermiſſen.

Digitized by Google

C. Noten.

I. Buch. Holland und die politischen Parteien im Mittelalter.

Erstes Kapitel.

Land und Leute.

1. Die Zweifel bei Römern, ob die holländischen Flüsse und Meer-Inseln Land oder kein Land, Eumenii Panegyr. Constant. Caes. cap. 8.

2. Ueber den Hennegau und seine Ritterschaft Buch III Kap. 2 Note 2.

Zweites Kapitel.

Die alten Grafen von Holland.

1. Die Quellen sind angegeben bei Kluit Arend und van Kampen. Eine ziemlich genaue Uebersicht des allmähligen Anwachsens von Holland bei Leo I. 629 ff.

2. Den Namen Holland leitet Brassica in seiner Abhandlung (198—206 Rer. Belg. Annal. von Sweerts Frankf. 1620) von Holtland ab. Indessen bestätigt diese Ableitung keine alte Quelle; dagegen kommt wohl der Name Olandia und Hollandi vor; eine Verwandlung des holt in hol mit Abstoßung des t ist nicht natürlich; Holz heißt im Holländischen hout; die Ableitung von hohlem Lande ist zutreffend mit der Landesnatur; hol zyn, holle zee, hol over bol, op hol raaken, hollen und ähnliche Ausdrücke bekunden die ganz gebräuchliche Anwendung und Bedeutung von hol.

3. Es haben im Ernste, holländische Schriftsteller erörtert, ob Holland Reichslehen gewesen oder nicht. Der Streit darüber ist schwer begreiflich. Seiner Lage nach war es natürlich, daß Holland Reichslehn

Digitized by Google

war; der Anfang der Oberherrlichkeit des oſtfränkiſchen oder deutſchen Königs, die förmliche Anerkennung der Rechte Heinrich I. durch den weſtfränkiſchen König ſteht feſt; in Folge deſſen haben die Kaiſer wiederholt oberlehensherrliche Handlungen vorgenommen; ihr Recht dazu iſt niemals beſtritten; endlich die Entlaſſung Hollands aus dem Reichsverbande geſchah durch einen förmlichen völkerrechtlichen Akt im weſtfäliſchen Frieden. Allein den durch Jahrhunderten fortgeſetzten Thatſachen zum Trotze möchte Eigenherrlichkeit, welche einmal beſteht, ſich auch durch den Roſt des Alterthums vergolden.

Drittes Kapitel.

Entwicklung des Lehnsſtaates.

Es verbietet ſich von ſelbſt, für die Thatſachen und Anſichten, welche in dieſem und dem folgenden Kapitel enthalten ſind, hier auch rechtshiſtoriſche Beweiſe aus den Quellen zu geben. Es würde eine Reihe von Abhandlungen nöthig ſein, welche nicht hieher gehören. Die Thatſachen ſind denen, welche auf dem Gebiete der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte ſelbſt geforſcht haben, nicht unbekannt, in den Anſichten derſelben folgt Jeder ſeinem eigenen Geiſte. Der Verfaſſer denkt aber ſeine Auffaſſung, z. B. über Pflegbafte und Fehderecht, wo es nicht bereits geſchehen, an andern Orten näher zu begründen. Niederländiſche Leſer müſſen wir auf die Werke von Eichhorn Grimm Waitz Hegel v. Fürth Roth Zöpfl Wilda und andere verweiſen.

Viertes Kapitel.

Gegenſatz des Städteweſens.

1. Reichsgeſetze Kaiſer Friedrich II. in der Schrift des Verfaſſers: „Fürſten und Städte zur Zeit der Hohenſtaufen dargeſtellt an den Reichsgeſetzen Kaiſer Friedrich II. Halle 1846.

2. Ueber Pfal- und Ausbürger eine längere Abhandlung vom Verfaſſer in Erſch und Gruber's Encyclopädie.

Fünftes Kapitel.

Aufſchwung der holländiſchen Städte.

1. Ueber König Wilhelm deſſen Geſchichte von Joh. Meermann, 2 Bde. Leipzig 1787.

2. Die Ereigniſſe unter Florenz im Einzelnen zuſammengeſtellt bei Arend II, 2tes Stück 5 ff.

Sechstes Kapitel.

Neubildung der Parteien.

1. Von Wilhelm III. ſagt eine Reimchronik aus Herzog Albrechts Zeit: noch heedendaechs seit men van hem, het was die

Digitized by Google

goede. Math. Anal. I. 63. — Wilhelmus apud omnes principes terrarum adeo magnificatus est, ut ubique diceretur esse magister militum et praefectus principum. Beka 107. — Le seigneur prud homme et loyal, craint et redouté de ses ennemis, aimé de ses amis, pourvu de grant sens et de parfait honneur. Froissart Chron. I, 1. 12. — Ein Hennegauer Zeitgenoſſe Jean de Condé ſingt von ihm:

Pour chou doivent plusieur sans faindre
Le bon conte Willaume plaindre
Qui tenoit Haynnau et Hollande.
Nul prince plus preu ne plus noble
N'avoit jusqu'en Constantinople.
Il fut plains de grant gentillèce
De valour et de grant provèce
De largèce et de grant frankise.
On ne poroit en nulle guise
Plus large donneour trouver.
C'est li pères de ménistrès:
Cil doivent bien iestre espierdu
Quant il ont leur père pierdu.
En arme fu preus et isniaus
Et débonnaires comme aigniaus,
Et selonc sa nobilité
Fu plains de grant humilité,
As povres boins aumosniers.

Kervyn de Lettenhove: Les bibliothèque de Rome im Bulletin de l'academie royale de Belgique 2. série IX no. 3. — Noch ſchöner ſpricht Willem van Hillegaersberch:

Want hi mit wysheit sere verwarff
Dat alle syn volck was wel in vreden
Beyde opt lant en in die steden
Twas eendrachtig waer men quam
Doe hem god zyn leven nam
Den edelen grave van Hollant
Die verre ende nae was wel becant.
Beyde in doechde ende in eren.

An einer andern Stelle ſchildert der Reimchroniſt den Ernſt und die guten Früchte von Wilhelms Gerechtigkeit. de Jonge: Over den oorsprong der Hoeksche en Kabeljaauwsche twisten 269—270.

3. Von Wilhelms Töchtern ſagt derſelbe Jean de Condé:

III filles saiges et senées
Curent noblement assenées.

4. Ueber Wilhelm des Guten und ſeines Sohnes, Wilhelm IV., Regierung de Jonge a. a. O. und Arend Vaderl. Gesch. Von Wilhelm IV. ſagt Hillegaersberch recht gut:

Die leefde zeer in overmoede
Dat dede hi was von hoghen bloede
Van beyden syten utgheboren
Die hielt syn volck allhier te voren
Utermaten zeer in dwanghe.

Digitized by Google

5. Wo im Folgenden für Thatsachen keine Quellen angegeben sind, genügt es, die meist vollständige Aufzählung bei Arend nachzuschlagen.

6. Die neue Parteibildung knüpft de Jonge blos an den Thronstreit zwischen der Kaiserin und ihrem Sohne. Entstehen aber jemals Parteien von solcher Macht und Dauer plötzlich? Haben sie nicht allzeit ihre Wurzeln in politischen und sozialen Zuständen, die älter sind als ein Menschenalter? Die Kämpfe unter Florenz V. zeigen uns eine ganz ähnliche Bewegung, die wenn auch nicht äußerlich, doch desto tiefer im innern Zusammenhange steht mit dem Auftreten der Hoeks und Kabeljaus. Das Letztere ließe sich in der Weise, wie es geschah, gar nicht erklären ohne die früheren Vorgänge. Wenn aber die Chroniken — bei de Jonge 18 u. 19 — den Worten des Joh. a Leydis folgend, den Anfang der Hoeks und Kabeljaus sämmtlich in die Zeit der Kaiserin Margaretha setzen, wenn der treffliche Zeuge Hillegaersberch dasselbe thut, so ist damit weiter nichts gesagt, als daß damals ein Parteiaufruhr anfing, welcher von da an nicht wieder aufhörte. Welcher Chronist in Versen oder in Prosa hätte genug historisches Wissen und Gewissen gehabt, um Erscheinungen, welche in seiner Zeit selbständig und mit ihrem eigenen Namen auftraten, an verwandte Dinge anzuknüpfen, welche durch vierzig Friedensjahre von seinen Erlebnissen getrennt waren?

7. Ueber die Zustände im Lande nach Wilhelm IV. Tode gibt Aufschluß der Brief bei de Jonge Verh. over de Hoeksche en Kabeljaauwsche twisten XVIII ff., welchen bereits Fischer Script. ac monum. Collectio (Halle 1781) edirt hatte, und der Brief in van den Bergh Gedenkstukken tot opheldering der nederl. Gesch. I 160—164. Ueber den letztern oben in der Quellenübersicht. Aus Artikel 6 der erstbezeichneten Urkunde — li sisimes est qu'il est durement a douter dou grant debat des parties ou pays de Hollande et de Zellande etc. — sowie aus Phil. à Leydis de cura reipubl. geht auf's Deutlichste hervor, daß die Parteien sich gleich nach Wilhelm IV. Tode gegenüber traten. Man vgl. auch die Dortrechter Urkunde vom 14. Okt. 1345 Mieris II 699.

8. Förmliche Belehnung der Kaiserin. Darüber heißt es in dem Verhaal van den oorsprong der H. en K. twisten bei van den Bergh I 199 ff., welcher überhaupt die beste Quelle für die Geschichte des Streits zwischen Mutter und Sohn ist: elle comme aisnee suer le dit conte (Guillaumes ses freres) et droite heretiere de dis pais les releva de monsigneur lempereur et rechiut comme souverain et de cuy on tient les dis pais, ensi que droit et coustume lensengnoit; et la furent present li dus Rodolf sus confrere, lempereur, li marchis de Brandebourc esliseur dou saint empire et plusieurs autre nobble. Damit stimmen die kaiserlichen Briefe Mieris II 702—703. In letzteren sagt der Kaiser: er habe seine Gemahlin, cum nobis instanter supplicaverit, beleynt tanquam veriorem proximiorem et antiquiorem heredem.

9. Ueber Jean de Beaumont, de la Curne de St. Palaye über das Ritterwesen, Ausg. von Klüber III. 362—367. 275, besonders auch 261—265.

Lange van Wyngaerden Geschiedenis der heeren en der stad van der Goude II 91—103. Froissart Chronique I, 57 und

Digitized by Google

bei van den Bergh 200. 201. Mieris II. 700. 701. 707 Urkunden vom 20. Oktb. 27. Dez. 1345 und 20. Juli 1346. De Jonge 62—64. 153. Die Stelle im Berichte bei v. d. Bergh: **medame fist sairement a cascune de ses boinnes villes et mesires de Beaumont a noble de sen pais et ses boinnes villes** macht v. d. Bergh (daſ. Note 3) und Arend (163 Note 4) Schwierigkeit: ſie iſt wohl dahin zu erklären, daß die Kaiſerin den gewöhnlichen Fürſteneid bei der Huldigung leiſtete ſowohl einer jeden der guten Städte, welche unmittelbar unter dem Landesherrn ſtanden, als dem Herrn von Beaumont, der wie andere Stände große Beſitzungen hatte, endlich jedem Edelmanne mit ſeiner Stadt, der zu den Ständen gehörte.

10. Frauenregierung. Tydeman hat 80 ff. nachgewieſen, daß die Streitfrage, ob Holland ein Kunkellehn oder nicht, keineswegs die fortwährende Brandfackel zwiſchen Hoeks und Kabeljaus geweſen. Wohl aber hatten die Kabeljaus, da ſie ein Stichwort brauchten, jene Streitfrage aufgegriffen und auf ihre Fahne geſchrieben: „In Holland ſoll keine Frau regieren!“ Um ihnen allen Vorwand zu nehmen, verließ die Kaiſerin ſo früh das Land und entkleidete ſich alles Rechtes, in die Regierung einzugreifen. De Jonge 92—104 meint, der Kaiſer habe ſeine Gemahlin dazu gezwungen, deshalb ſei der Sohn ihr verhaßt geworden. Allein das Letztere geht nicht nothwendig aus dem Erſten, dieſes ſelbſt aber nirgends aus den Umſtänden hervor. Warum taſtete denn weder der Kaiſer noch Wilhelm jemals ihre Herrſchaft im Hennegau an? Warum beſtellte der Kaiſer erſt ſieben Monate nach Belehnung ſeiner Gemahlin ihren Sohn zum Nachfolger und Statthalter? Die Kaiſerin ſelbſt erklärt ſich in dem Berichte bei v. d. Bergh 165—168. 205; insbeſondere weiſt ſie in dem Satze, welcher in der gleich folgenden Note 12 angeführt iſt, darauf hin, daß es Unterthanen geben könne, welche ihr Erbrecht in Frage ſtellten. Es erhellt ferner aus dem unter Note 12 angeführten Berichte, daß auch nach der Beſtallung Wilhelms zum Landvogt die Gegner erklärten: er ſei nicht ihr rechter Herr, — natürlich weil ſein Recht nur von einer Frau herrührte. Es wird dort noch ein Unterſchied gemacht zwiſchen den **parties de Hollande et de Zellande**, unter welchen die beiden Parteien des Adels verſtanden werden, und den **communes gens**, welche die Städte ſind: die Edelleute erſcheinen alſo als die hervorragenden Parteileute, die Städte folgen ihren beſondern Intereſſen, was ſie zuletzt mit den Gegnern der Kaiſerin gemeinſchaftliche Sache machen läßt. Endlich heißt es im Berichte (v. d. Bergh 207): Wohlmeinende Leute hätten der Kaiſerin an's Herz gelegt, ſie ſolle deshalb ihren Sohn zum vollſtändigen Landesherrn machen, **parcoy li pays euwissent estet mieus maintenut et plus apais a estat deut**, damit alſo die Parteien, weil der Hauptanſtoß, die Regierung einer Frau oder von Frauengnade gehoben, zum Frieden kämen. Daß die Kaiſerin ſchon 1347 erklärte Feinde hatte, zeigt de Jonge 177. Auch Hillegaersberch betont, ebenſo wie Albertinus Argentin., deutlich, wie ſeltſam es erſchien, daß eine Frau das Land regieren ſolle.

Nu quam in Hollant menigh kyff
Sint dese vrouwe was entfaen
Dat mach men menighsins verstaen
Doch weet men wel die rechtichede

Buten slants en binnen mede
Wilt ment mercken by gelycke.

Als der Parteiung Urſache aber gibt Hillegaersberch einfach an: „daß erſt der Kaiſerin gehuldigt wurde, daß dieſe dann ihren Sohn zum Herrn machte, und dann wurde ihr gerathen, es zu widerrufen: nun hingen die Einen dem Sohn an, die Andern blieben bei der Kaiſerin.“ Vgl. Kluit hist. crit. I pars 2, 455—457, der ſich mit Recht auf Phil. a Leydis beruft.

11. Wilhelms Beirath. Die Kaiſerin hatte ſich von Anfang an mit ihrem eigenen Rathskörper umgeben und kam mit dieſem zum Landtage nach St. Gertrudsberge. v. d. Bergh 201. Nicht von den Ständen, ſondern als dieſe entlaſſen waren, wurde von der Kaiſerin Wilhelms Beirath nach ihrem eigenen Willen zuſammengeſetzt. Es heißt in dem Berichte bei v. d. Bergh 204: et sur chou (und nachdem die Stände einen Beirath verlangt hatten) me ditte dame manda monsigneur le duc Willaume sen fils et vint dales li, anchois que elle se partesist de ses pais (hier kann das anchois wie überall in dieſem Berichte nur ſoviel als ainsi heißen, alſo: Wilhelm kam an, ſowie ſie im Abreiſen war), et estauli et ordena dales lui apres (nachher d. h. als Wilhelm angekommen war) mesires de Biaumont comme souverain consel etc.

12. Im Vollmachtsbriefe vom 24. Septbr. (v. d. Bergh 165—168) gibt ſie ihm unbegränzte Vollmacht, und alles ſoll gültig ſein, que fait en sera par no devant dit fil et par le consel de chiaus qui commis seront deles luy de par nous. Und heißt es dann weiter: Et ens ou cas que aucuns debas mouveroit entre nous et aulcuns de nos gens toukans nos hiretages, nous donnons plain pooir a no chier fil devant dit de connoistre et de terminer des debas dessus dis par le conseils de chiaus que nous avons commis avoeic luy u dune partie diaus. Vgl. andere Quellenſtellen bei de Jonge 181.

13. Ueber die Urſachen des Unglückes im Utrechter Kriege heißt es in dem Berichte bei v. d. Bergh 206: Pourcoy li pais de Hollande souffri et rechut grant blasme et damage, si quil appert parmi le descort ki estoient entre les parties de Hollande et Zellande et des communes gens ki ne faisoient mies leur devoir enviers monsigneur le duc Willaume, en disant quil nestoit mies leur drois sires, ne nobeissant mies a luy si quil deuwissent. Vgl. 221.

14. Margarethas Abſtand von Holland und Seeland. Die beiden Abhandlungen im erſten Theil von de Jonges Verhandelingen en onuitgeven stukken neben den Urkunden bei Mieris II 745 und v. d. Bergh 169 und dem Berichte dortſelbſt 207—208. Wie verzweifelt in München damals die Zuſtände von Holland und Seeland erſchienen, darüber hat de Jonge 192—204 aus den Quellen berichtet. Und wie in den Niederlanden wirklich die Stimmung war, als Edelleute und Städte den Abſtandsbrief Margarethas mit ſeinen Bedingungen beſiegeln ſollten, wie viele ſich deſſen weigerten, erhellt aus der Urkunde vom 27. Sept. 1350 bei Mieris 786 und dem Bericht bei v. d. Bergh 208—212.

15. Der Kaiſerin und ihres Sohnes Verſchleuderun-

Digitized by Google

gen der gräflichen Rechte Güter und Einkünfte erhellen aus den zahlreichen Urkunden bei Mieris. Besonders sprechend sind die Entschuldigungen vom 6. u. 14. Juli 1347 bei Mieris II 739. 740. Der Kaiser widerruft, was seine Gemahlin gegen ihr Versprechen, die Grafschaften nicht zu zertheilen und Nichts von ihnen abzutrennen, vorgenommen. Er weiß sie nur in folgender Weise zu entschuldigen: ipsa tamen imperatrix tum quia forte earumdem et priorum immemor litterarum, tum quia penes se non haberet suorum copiam registrorum, tum propter importunitatem petentium, quae principes plerumque non admittenda admittere suggerit et inducit — dictis et prioribus suis literis aliqualiter per gratias et litteras subsequentes prejudicasse refertur. Das Aergste war, wenn die Lehen unversterblich gemacht wurden. Urkunden das. 722. 732. 780. 781. 795. Phil. a Leydis 154. Denn das Lehnsband war das einzige juristisch Sichere, was die Baronien mit der Grafschaft verknüpfte und ihre Wiedererwerbung für den Fürsten möglich machte. Hörte es auf, so stand den Ränken der Barone Thür und Thor auf. Auch Joh. a Leydis sagt p. 272 cap. 11: Margueretа imperatrix coepit exinde (nach Wilhelms Abstand) in propria persona satis debiliter regere Hollandiam. Wilhelm aber, sagt Philippus a Leydis cap. 73 hic impubes et speciosus, asperitatem ignorans, suos ut lactaneus aperte confovebat. Et quaecumque cujuscumque valoris comitiva adventus sui exposieret, blandis allectibus et tractatu sonoro pro nutibus impetravit.

16. Das Bündniß Wilhelms mit seinen Anhängern v. 23. Mai ist auf das Jahr 1350 zu setzen. Als die Kaiserin im Frühling dieses Jahres wieder nach Holland kam, fand sie bereits: que aucun chevalier escuyer et commune gent et boinnes villes de Hollande et de Zellande sestoient aloyet lun a lautre contre li especialment chil (gegen sie, besonders gegen diejenigen) qui navoyent volut sayeller le duc Willaume a yestre leur sires en le contet de Hollande et pour encachier et bouter huers medame de ses pais et signeries sans cause et sans raison. v. d. Bergh 210. Also hier und dort hatte sich eine Gruppe damals schon mit Herzog Wilhelm verbündet. Der förmliche Abschluß mit Allen zugleich erfolgte am 23. Mai 1350, nachdem am 17. die gestürzte Partei Naarden verbrannt hatte. Auch in seiner Abstandnahme vom 27. Sept. 1350 spricht Wilhelm vom Bestehen seines Bündnisses. Die Vertreibung von Margarethas Anhängern aus den Aemtern, wahrscheinlich zu Anfang 1350, war das Signal zum Ausbruche des Parteikampfes, die Verbrennung von Naarden die erste That darin. Auf diese antworteten sofort Wilhelms Anhänger, indem sie die Schlösser der Angreifer zerstörten. Denn in dem Gegenbündniß vom 5. Sept. 1350 erklärt die Kaiserin, daß sie und ihre Getreuen mit Raub und Brand heimgesucht worden. Zu den 32 Edlen, welche in dieser Fehdegenossenschaft der Kaiserin erscheinen, müssen noch 8 andere zugezählt werden, welche in Wilhelms Bündnißbriefe als Feinde genannt sind. Die Urkunde vom 27. Mai 1350 bei Mieris 780 enthält nicht, wie de Jonge 228 und Arend angeben, einen Widerruf der von der Kaiserin ihrem Sohn ertheilten Vollmachten.

Siebentes Kapitel.

Hoeks und Kabeljaus.

1. Zu der Stelle aus Phil. a Leydis in cap. 73. Hillegaersberch bei de Jonge 274. 276 — 277. Bezeichnend schildert Reynier Snoy (lib. IX p. 124 — 125) die Parteien: Odii causam quaeris aut facem, quae illos accendit. Asellinus hic-ille Amatorum erat. Sic utrinque implacabalis se mutuo eunt caesum ac patriam perdunt. Non filius in patrem, non frater in fratrem, non socer in generum, non hospes in hospitem sica vadere erubescit, sed amat oditque nullo merito aut demerito. Hinc qui dominari videas, alteros urbe ejicere, quod partim tolerabile, — sed dignitatum privationes, possessionum domorumque spoliationes, patratasque passim caedes tam funestas, atque a coenaculis projecta corpora hastis excepta, tum miserrimam in medio patriam, etsi neminem torquentem alteque singultientem malorum turpitudine, — si referam, qui temperem a lacrymis? Serpit in dies furor, qui in reipublicae perniciem propendens, labescentem ac prope cadentem ad mortem umbone trudit. Hinc mea aetate vidi. .

2) Hinsichtlich der Entstehung der Namen und Zeichen vermuthet Bilderdyck III 164—167: Margarethas Hofdiener und Amtleute hätten die alten holländischen Farben Roth und Gelb getragen; als aber Wilhelm selbständig die Regierung übernommen, habe er seine Leute in seines Hauses Farben gekleidet, also in das bayerische Blau mit Rauten durchzogen. Das spottsüchtige Volk habe nun diese Leute, welche in neuen und ungewohnten Farben und gleichsam wie ein Fisch silbergrau geschuppt einherginqen, Kabeljaus genannt, worauf denn der Kaiserin Anhänger bald genug sich Hoeks genannt und die rothe Farbe hervorgekehrt hätten. Gegen diese Vermuthung, welche bei Tydeman Arend und Andern Zustimmung fand, spricht Folgendes. Alle älteren Schriftsteller wissen nichts davon. Die Hauptführer der Hoeks Wilhelm VI. und Jakobäa, trugen mit ihren nächsten Dienstboten gewiß ihre bayerische Hausfarbe, sie wären also danach ächte Kabeljaus gewesen. Die bayerische Farbe ist aber nicht grau, sondern ein kräftiges Hellblau, und die alte holländische war nicht blos roth, sondern auch gelb. Das stolze Roth aber, die Farbe des stärksten Glanzes, war die Leibfarbe derjenigen, welche das Recht mit den Waffen und mit dem Gesetzbuche vertheidigten, also der Ritter und der Doktoren des Rechts. Roth hieß deshalb auch soviel als Stolz und Hochmuth. St. Palaye und Klüber Ritterwesen des Mittelalters I 108. II 154—158. Grau aber war die Kleiderfarbe der gemeinen Leute; deshalb setzten die Witten Kapruynen den gemeinen grauen oder grauweißen Hut auf; deshalb hieß unter Philipp II. das Bürgervolk das graue Volk. Auch nach Frankreich brachten die Genter den weißen Hut als Zeichen der Kämpfer für Bürgerfreiheit. Kervyn de Lettenhove Hist. de Flandre IV 183 Note 2. 184 Note 1. Wahrscheinlich hießen längst, ehe das bayerische Haus nach Holland kam, die Geldherren und üppigen Reichen dort Kabeljaus: der Name gab sich in Holland, wo der große Raubfisch Jedermann täglich vor Augen kam, zu natürlich von selbst an die Hand. Ihm entspricht dann die ganz ähnliche Bezeichnung der Parteien in Friesland: Schie-

Digitized by Google

ringer und Vettkooper. Ueber Gaapers und Groothoofden Lange van Wyngaerden II 151.

3. Ueber geheime Erkennungszeichen Otto Scarlenſis 121—123.

4. Ueber das holländ. Sprichwort zu Gunſten der Hoeks und die damit übereinſtimmende Anſicht ſämmtlicher älteren Schriftſteller Tydeman 57—76. Hugo Grotius Hist. Consultation III 606. Joh. a Leydis cap. XVI p. 273, nennt die Kabeljaus nobiles et proceres animosi, — Großadel —, die Hoeks dagegen scutarii audaces et milites inclyti d. h. gemeine Edelleute und ſolche die aus ihnen ſich zu Rittern aufgeſchwungen. Ueber die Bedeutung letzterer unten Buch III Kap. 4.

Achtes Kapitel.

Parteifehden im früheren Mittelalter.

1. Unter den älteren Werken, welche am Beſten über das Fehdeweſen Auskunft geben, ſtehen unter den Juriſten obenan der höchſt vortreffliche Beaumanoir coutûmes de Beauvoisis, unter den Geſchichtſchreibern Froissart Monstrelet und die in der Quellenüberſicht genannten de la Marche Chastellain St. Rémy. Eine ſehr belehrende Darſtellung des damaligen Kriegs- und Fehdeweſens enthalten die Berichte Schürſtabs über die große Nürnberger Fehde 1449 und 1450 im VIII. Bande der Quellen und Erörterungen zur bayeriſchen und deutſchen Geſchichte, München 1860. Ferner die Beiträge zur Geſchichte des Geſchützweſens in der Chronik der Utrechter hiſtoriſchen Geſellſchaft 1851, 328—338. 387—406, ferner die Fehdeakten in dem Codex diplom. nederlandicus derſelben Geſellſchaft 1855, 313 ff. Von den neueren Schriften iſt keine treffender, als die Abhandlung von Wächter in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte des Criminalrechts.

2. Bei der Menge von Urkunden, aus welchen Verlauf Beginn und Beendigung einer Fehde zu entnehmen, ſind z. B. auch belehrend die Urkunden bei Mieris IV 542—545 und 525—534.

3. Wie man mit den Gütern der Vertriebenen umging, erhellt bereits aus der von Margaretha für die Hoeks geforderten Reſtitution. Et que restitution leur soit faite de leur biens con a leves vendus u donnes, (Güter und Einkünfte, welche man erhoben verkauft und verſchenkt hat) et que leur maisons et castiaus soient refait et mis a estat deut et tous dons et promesses que li dus Willaumes a fait des biens des desja dis amis medame soyent rapiellet. v. d. Bergh 190—191. Man vgl. z. B. die Urkunden bei Mieris III 841. 843. 851. 856. 860.

4. Der Verfolg von Jakobäas Geſchichte wird Beiſpiele genug zu dem in dieſem Kapitel Geſagten bringen. Man ſehe z. B. über Fehdebriefe die Urkunden bei Mieris IV 466. 485. 487. Dienſtaufſagungen 427. 428. 458. 460. 466. 540. Geldgeſchäfte der Fürſten 442—444. 446. Beſtallungen von Schloß-Kommandanten 414. 416. 433. 469. 480. Brandſchatzungen 863. 877. Löſegelder 442. 444. 504. 814. Das Ritterweſen des Mittelalters v. St. Palaye und Klüber I 126. II 218. 190.

Digitized by Google

II. Buch. Die Wittelsbacher in den Niederlanden.

Erſtes Kapitel.

Kaiſerin Margaretha und ihr Sohn.

1. Familienrath zu Quesnoy bei v. d. Bergh 211. 212.

2. Die Auftritte zu Delft nach der Verſöhnung Wilhelms mit der Mutter bei v. d. Bergh 213 und in der Gouda Chronik 105.

3. Ueber die Ränke, welche Wilhelms zweiten Abfall verurſachten, Phil. a Leydis l. c.: aliqui subtilitate naturae, respectum utilitatis habentes et spem victoriae consequendae, exquisitis formulis, post multas fatigationes et minas, illustrem Leunculum (Wilhelm) de antris produxerunt aquilinis (von der kaiſerlichen Mutter Herzen). Aehnlich heißt es in dem Berichte bei v. d. Bergh 221: et asses tot apres vinrent lettres a medame que chil de Delf et leur aloyet et aidant par soutiutet (subtilitas) et malisse avoient traitiet et fait tant que messire Gerars de Harlaer avoit menet monsigneur le duc Willaume par deviers yaus et sestoit mis en le signerie et possession dou pais. Vgl. Joh. a Leydis cap. XVII. All den hartnäckigen Widerſtand, welchen ihr Sohn ihr entgegenſetzte und Alles was er gegen ſie unternahm, gibt Margaretha in ihrem Berichte bei v. d. Bergh nicht ihm ſelbſt, ſondern beſtändig ſeiner fabeljaniſchen Umgebung Schuld: anschois estoit adies destournet par le consel kil avoit dales luy 230.

4. Daß Wilhelm nicht zuvor in Bayern war, geht aus der eben angeführten Stelle bei v. d. Bergh hervor. Das et asses tot apres folgt darin, nachdem berichtet wurde, wie Wilhelm und Beaumont aus dem Hennegau nach Bergen op Zoom und in die Nähe von Zierickſee gekommen ſeien, um ſich mit Margaretha wegen Uebernahme der Landesregierung durch Beaumont zu bereden. Die Angabe der Gouda-Chronik und des Chron. Holl. bei Mathaeus, Wilhelm ſei aus Bayern nach Gorkum geholt, iſt daher zu berichtigen.

5. Koſten der engliſchen Hilfe für Margaretha. Gewiß leiſtete der König von England nicht umſonſt der Kaiſerin mit ſeiner Kriegsmacht Beiſtand. Sein Ziel war ohne Zweifel, bei dieſer Gelegenheit einen Theil der Lande zu beſetzen und als Pfand zu behalten, bis man ihm Genüge that hinſichtlich ſeiner eigenen Erbansprüche. Ueber den nächſten Entgelt für ſeine Hilfe Rymer III p. 1 p. 59. 60. 62. 64. Darauf bezieht ſich auch die Beſtimmung in den Friedensvorſchlägen bei v. d. Bergh 183: che soient payet li arrierage de deus anees passees depuis le traitiet d'Engletiere. Ueber die Zuſtände in England und Beaumonts früheren Zug dorthin Pauli Geſchichte von England IV 415—427. 293.

6. Ludwigs von Bayern Anſpruch auf Margarethas Erblande. In der Urkunde bei Fiſcher II 15 und bei Mieris II 791 vom 28. April 1351 erklärt Ludwig: ſeine Feinde verbreiteten, er habe Abſtand gethan, er denke aber nur daran, die Grafſchaften nach der

Digitized by Google

Mutter Tode in Besitz zu nehmen, dy estre drois sires comme aisnés hoirs et a tenir a nous et a nous hoirs perpetuelement. Wilhelm hatte ihm die Bedingungen nicht erfüllt, unter welchen er auf die niederländische Erbschaft verzichten wollte. In den schließlichen Friedensvorschlägen bei v. d. Bergh 183 (unten) wird deshalb gesagt: item que li dus Willaumes se delaissera pour le duc Loys de se terre pour se partie de Baiwiere et fera au sourplus a se soufflssance ensi quil a estet traitiet; ebenso daselbst 176. 177 und 183 (oben). Ludwigs vollständige Abstandnahme erfolgte erst durch Urkunde vom 25. Feb. 1358, Mieris III 15—18, Fischer 24. Dazu die Urkunde vom 7. Sept. bei Mieris II 727—728.

7. Die Erzählung von der Schlacht auf der Maes geben Joh. a Leydis, Chron. Holl., und die Gouda Chronyk. Die beiden ersteren erwähnen, daß Wilhelm seiner Mutter Tag und Ort der Schlacht bestimmt habe. In dem Berichte bei v. d. Bergh 230 heißt es darüber blos: et convint quil se trasent avant et pour venir a bataille. Das erste Treffen bei Vere auf Walchern erwähnt auch Ren. Snous p. 124.

8. Die Königin Philippa, der Kaiserin Schwester, welche Froissard nicht hoch genug feiern kann, tritt auch in der Stiftung vom Reihergelübde auf bei St. Palaye Ausg. von Klüber III 263—267. 369—372. Auch Meyerus Annal. Flandr. lib. XII. fol. 117 V nennt Philippa und ihre Schwester Margarethe die duae heroinae.

9. Margarethas Abreise nach England und ihre Forderungen v. d. Bergh 235—240. 188—197. Die englischen Geleitsbriefe für Wilhelm bekunden, daß er wirklich die Absicht hatte, ebenfalls nach London zu kommen.

10. Fortgesetzter Krieg. Urk. vom 16. Mai 1352 bei Mieris II 809. Auch in dem Friedensvertrage mit Bischof Arkel v. 24. Juni 1352 Mieris II. 810 ist die Fortsetzung des Kriegs ausgesprochen. Bei dem Schiedsspruche am 7. Septbr. 1354 waren noch auf beiden Seiten Gefangene. Es verstand sich auch von selbst, daß die Hoeks nicht stille saßen, ehe sie wieder zu ihrem Recht gekommen.

12. Versöhnung. Urk. bei Mieris II 824—825. Fischer 37. van Wyn huiszittend leven II 195. 297. 209—217. Ueber das Halmwerfen Grimm Rechtsalterthümer 121 v. Wyn Byvoegselen en Aanmerkingen op Wagenaar III. Deel. 62.

12. Ueber Wilhelms Charakter Hillegaersberch bei de Jonge 272 und Phil. a Leydis cap. 170. Der Erste spricht mit warmer Anhänglichkeit über ihn, als er schon irrsinnig war:

Die viel eeren was ghewoen
Die wilen syn daghen waren goet
God stercke noch dat edel bloet
Dat bid ich hem mit ynnichheden

Joh. a Leydis nennt Wilhelm lib. 30 cap. 17 p. 285 einen homo semper multum austerus.

13. An seinem Wahnsinn selbst kann nach Aussage des Phil. a Leydis kein Zweifel sein. Ueber die Ursache haben wir bloße Vermuthungen. Er war eines großen Ritterfestes willen, wie Joh. a Leydis berichtet, nach England gegangen und dort von seiner Tante, der

Digitized by Google

Königin Philippa, welche ihrer kaiserlichen Schwester Margarethe besonders zugethan war, auf das Herrlichste empfangen.

14. Mathilde von Lancaster pulchra domina et bona valde . . . ut dicitur veneno intoxicata, de cujus morte improvisa doluit tota patria. Beka 106. 107. Suffr. Petr. 129.

Zweites Kapitel.

Herzog Albrecht.

1. Albrecht war geboren zu München 1336. v. Mussinan Geschichte der herzoglich-niederbayerischen Linie Straubing-Holland 1820. S. 38. 42. Ueber seine Ritterfahrt nach Spanien Joh. a Leydis lib. 31 cap. 2 p. 286: suscepit suum militarem ordinem in regno Granatae, contra paganos bellaturus, in quo bello egregie pro honore Christi Jesu bellico apparatu certavit, paganos occidendo, captivando et fugando. Ueber seine Straubinger Bauten Mussinan a. a. O.

2. Albrechts Charakter und Regierung. Dieser Fürst steht bei den neueren holländischen Geschichtschreibern sehr in Ungunst. Sie schildern ihn als schwach träge und den Weibern ergeben. Die Quellenschriften geben dazu gar keinen Grund. Sein Zeitgenosse Beka (Chronicon Joh. de Beka cum append. Suffridi Petri 1611 p. 107) sagt: Adelbertus totam terram in tutelam suscepit, quam potenter longo tempore gubernat. Das Chron. de comitatu Holland (in Mathaei Anal. V. 143) nennt ihn magnus princeps Albertus. Er heißt in Viti Eberspergensis Prioris Chron. Bavarorum p. 721: vir utique perbenignus prudens et justus, — in Ladisl. Sunthemii familia duc. Bav. (bei Oefele II 573): bonus pius justus et bellicosus princeps, vir probus, in armis et in bello fortunatus. Ren. Snous (Rer. batav. lib. IX p. 126. 132.) bezeichnet seine innere Politik ganz richtig: rectumque se ac medium inter factiosos gereret nec hos mage quam illos sequeretur, tametsi ipsis principiis gubernationis suae impensius hamatis favebat. Administravit quam domi tam foris rempublicam strenue sex ac quadraginta annos. In der Gouda-Chronik S. 113 wird er amor et deliciae generis humani genannt. Daher auch Vinchant III. 307: ces bons vaillants princes le duc Albert et le comte Guillaume. Endlich Joh. à Leydis bezeichnet jenen (p. 301 cap. 19, — p. 310. c. 57. — p. 323 c. 63): gloriosus dux — magnificus dux — metuendus dux. Ueber die Geschenke und Stiftungen für Kirchen in seinem bayerischen Erblande, welche er gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin machte, die Urkunden bei Oefele II 190. 194. 195. 343. Wie es scheint, hat die Geschichte der schönen Adelheid und die Thatsache, daß Albrecht die letzten Jahre seinem kräftigen Sohne die Zügel der Regierung freigab, ihn bei den Holländern der neuern Zeit in Mißachtung gesetzt. Allein es gingen doch dreißig Jahre seiner Regierung voll Kraft und Frieden und Landesblüthe vorher. Was Albrecht während dieser Zeit unternahm, führte er stets zum guten Ende mit Muth, mit geschicktem und beharrlichem Wesen. Es war kein kleines Meisterstück, gerade in Holland, wo der Parteihaß noch so frisch und unversöhnlich, fast ein Menschenalter hindurch die sich

Digitized by Google

Befehdenden im Zaume und Gleichgewicht zu halten, und nicht umsonst stand Albrecht bei seinen Nachbarn und den Fürsten seiner Zeit in so hoher Achtung. Die Schilderung von Wilhelm III., mit dessen Charakter und Regierung Vieles bei Albrecht übereinstimmt, (oben S. 433) paßt auch auf ihn. Ein bedeutender Zeuge für ihn ist endlich sein Zeitgenosse Wilhelm von Hillegaersberch an zwei Stellen. Die eine steht bei de Jonge 274—275 (vgl. unten Note 5), die andere dortselbst XXXI bis XXXII. Unser Reimchronist schildert in dem Lehrspiegel, betitelt van goede heeren, zuerst Wilhelm III. Darauf schildert er die wilde Zeit, wo das Volk in Parteien zerging, und der arme Mann schrecklich litt: hier nennt er keinen Fürsten, es ist die Zeit von Wilhelm IV. von Margaretha und Wilhelm V. Wilhelm IV. kann nicht allein gemeint sein, weil auf die Parteiwuth, welche erst nach ihm ausbrach, das Hauptgewicht gelegt wird. Danach aber kam Albrecht, der, obwohl er kaum über die Zwanzig war, den Frieden herstellte.

Daer na quam bi wisen rade
Een edel Heer wel jonc van daghen
Die ghinc die bosen so veryaghen
Dat hem die goeden quamen by
En maecten sint die straten vry
Die te voren onveilich waren
Dese edel Heer van jonghe jaren
Die heeft verworven rycken loff
Waer men quam in enighen hoff
Men seide het is en edel heer
Hi hatet quaetheid hi mint seer
Syn volck dat isser van verbeucht
Een heer die mitten jonghe jeucht
Een nam van eeren can gewinnen
Dat is een huehlic beghinnen.

Auf Wilhelm V. könnte dies nur passen, wenn es ihm wirklich gelungen wäre, nach Vertreibung der Mutter strengen Frieden allwärts herzustellen, und wenn Hillegaersberch diese Dichtung schon damals und nicht, wie die andere vom Ursprung der Parteien, zur Zeit machte, wo Wilhelm V. bereits wahnsinnig war.

3. Sein erstes Auftreten in Holland. Ueber seinen ersten Zug nach Holland und seine Rückkehr nach Bayern, welche im Jahre 1360 erfolgte, Mussinan 40—41 und die dort angeführten Noten. v. Freyberg Geschichte der bayerischen Landstände I 288—289. Am 17. Januar 1358 war er noch in Bayern: Freyberg 288. Die bayerischen Stände hatten ihm zum Zuge nach Holland kräftig beigesteuert, — Freyberg a. a. O. — und er erschien dort cum solemni comitiva baronum militum et nobilium: Joh. a Leyd. p. 286 c. 1. Die deutschen Ritter erscheinen auch als Zeugen in seinen ersten Urkunden. Daß er gegen die Kabeljaus anfangs kriegerisch zu Felde gezogen, geht aus der Urk. vom 6. Juni und vom 6. März (bei Mieris II 41. 23) hervor, in der letzteren ist von den beiderseits gemachten Gefangenen die Rede. Die Urkunden vom 5. und 6. Juni (bei Mieris 22—23) sind sehr bezeichnend für den Stand der Dinge. Diese beiden Urkunden sind aber gewiß erst in das Jahr 1358 zu setzen, gleichwie der Versöhnungsbrief vom 6. März (Mieris II 41) in das Jahr 1359. In einer Urkunde

v. 2. März 1358 (bei de Gachard Collection des documens inédits concernant l'hist. de la Belg. (Brux. 1838) I 116—117) erklärt Albrecht als baus (ban) wardains (gardien) et gouvreneres des contés de Haynau de Hollande de Zelande et signerie de Frise der Stadt Mons, daß er comme sur l'estat de santet en coy sein Bruder Wilhelm, de sen consel (also nach Wilhelms Rathe) et du consel de tous leur pays die Regierung übernommen habe und führen wolle au profit de no dit frère, de no chiere suer la contesse et de leur pays. Deshalb befiehlt er ihnen ou non d'iaus (im Namen ihrer) et ossi de par nous, die Stadt wohl zu bewahren und Keinen einzulassen, der gegen seinen Bruder, seine Schwester, ihn, oder die Stadt feindlich auftreten könne, und was die Stadt Mons zu Verhinderung dessen thue, nehme er auf seinen Namen und Verantwortung. Mathilde erscheint in den Urkunden vom 18. März 1358 und 20. May 1359 M. III 43. 91. noch als Landesfrau. Ueber Albrechts Geldnoth die Urkunde vom 7. Juli 1359. M. III. 49. Vgl. Bilderdyck III 187—188. Arend II 2 S. 249. Dazu Rener. Snous lib. IX. p. 126.

4. Delfter Aufstand. Der Ausbruch geschah bei Gelegenheit der Schöffenwahl. Daß Albrecht diese außer der Zeit vornahm, wie Wagenaar meint, sagen die Quellen nicht. Die Delfter wollten ihn überhaupt nicht anerkennen als Regenten, der bei ihnen nach des Grafen Recht die Schöffen zu bestellen habe. Das Bruchstück der leider verloren gegangenen Reimchronik bei Math. Anal. I. 97 sagt nur:

Hertoch Aelbrecht wert gecoren
Ruwaert als ghi moocht horen
Als van Hertoch Willams wegen.
Die van Delff die zeider teghen
Dit was als ghi mocht horen
So wie dat Scepen wert gecoren,
Hi moistet bliven dair al dure.
Hierom sciede hem scoffelture,
Also dat's Hertogen evel moet
Verhief of Delf die Stadt goet.
Hi swoer, hi soude in corten tiden
Al droge over hoir vesten riden,
Alse hi oc dairna dede.

Die Geschichte des Reinhold Brederode, die Aufstände und Bestrafung der Kabeljaus, sowie die Belagerung und Uebergabe von Delft erzählen die Gouda-Chronik Johann von Leyden und Reynier Snoy. Die Stadt hätte sich, wie auch die oben allegirte Reimchronik berichtet, wohl noch halten können, wenn nicht Zwiespalt unter den Bürgern selbst gewesen wäre. — Ueber Florenz von Borsselen, Joh. a Leydis lib. XXXI. c. 44. p. 309.

5. Das Hofgemälde von Hillegaersberch Vers 68 bis 84 kann sich nur auf Albrechts Hof beziehn. Er drückt Vers 50—55 aus, daß Herzog Wilhelm geisteskrank geworden, und bittet Gott, daß er ihn wieder sterke, (dasselbe Wort ist stehend in den Urkunden). Von Margaretha aber sagt er: sie sei indessen gestorben.

6. Albrecht und Karl IV. Oefele II 192. 196. Albrechts Fürsorge für sein bayerisches Erbe daselbst 179. 180. 191. 192. 197.

Digitized by Google

Uebertragung der Herrschaft an seinen Sohn Albrecht am 10. Juni 1377 Mieris III 332.

7. Die burgundisch-bayerische Doppelheirath. Westerrieder von den Bayern in Holland, München 1782. 9—11. Froissard lib. II. cap. 22. 23. Nyhoff Gesch. v. Gelderland III, L—LII. David Vaderl. Hist. VI 436—441. Osterbant oder Osterwant Osterbatium war eine Herrschaft im Hennegau mit der Stadt St. Amant, und es war Herkommen im Hennegauischen Hause, daß der Erbprinz Graf von Osterbant wurde. Math. Anal. V. 622.

8. Isabelle von Bayern. Froissard liv. II c. 29 — 31. (Buchon 316 ff.).

9. Herzog Albrecht und die Sänger und Geschichtschreiber. Kervyn de Lettenhofe Etudes sur Froissard II 11. Derselbe im Bulletin de l'acad. r. de Belgique 2. sér. IX. n. 3 p. 15 im Aufsatze les bibliotheques de Rome. v. Kampen Gesch. d. Niederlande I. 210.

Drittes und viertes Kapitel.

Die ritterliche Gesellschaft und die Ritterwürde.

Die näheren Beweise für das Einzelne, was in diesen beiden Kapiteln gesagt ist, finden sich in des Verfassers Abhandlung „Ritterschaft und Adel im späteren Mittelalter", welche in den Sitzungsberichten der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften Jahrgang 1861 im vierten Hefte abgedruckt ist. Hier aber sei bemerkt, daß in dieser Abhandlung gerade aus niederländischen Urkunden und Chroniken, welche zur Geschichte der Jakobäa und ihrer Zeit gehören, häufig die Belegstellen gezogen sind.

Fünftes Kapitel.

Herzog Wilhelm.

1. Ritterschlag vor Damme. Joh. a Leydis lib. XXXI. c. 36. p. 304: Philippus Audax Dux Burgondiae comesque Flandriae ordinavit jussu regis Franciae in militem praefatum ducem Wilhelmum comitem de Oestervant. Froissard II c. 231 (Buchon p. 324): fut fait chevalier nouveau Guillaume de Hainaut de la main et de bouche du roy de France et bouta hors ce jour sa banniere et fut tres bon chevalier en sa nouvelle chevalerie. Vgl. Beka p. 108. Die Goudachronik 127, welche auch den Tag des Ritterschlags angibt, spricht nur davon, daß Herzog Philipp ihn ertheilt. Froissard schildert Wilhelm weiter als ung home moult bien fourny de tous membres, car il estoit grant et gros à merveilles et de très bon courage, aussi en ses consaulx etois moult recommandé (liv. IV c. 51 Buchon p. 249). Pour ce temp etoit jeune, liberal et de grand volonté pour jouer et festoyer (livr. IV c. 16. p. 94).

2. Waffenbrüderschaft mit Johann von Burgund. Joh. a Leyd. c. 50 p. 212 animae eorum ad invicem in tantum conglutinatae, ut se invicem suos amasios nuncuparent. Ueber die Waffenbrüderschaft St. Palaye bei Klüber I 98—104. II 65—73.

Digitized by Google

3. Stiftung des St. Antonsordens. Vinchant III 272 bis 273.

4. Ritterfahrt nach Preußen. Joh. a Leydis c. 36. p. 304. Vinchant III 272. 278—279.

5. Einzug von Isabella in Paris. Froissard livr. IV c. 1.

6. Turnierfahrt nach England. Froissard cap. 51. liv. IV. Vgl. cap. 51. Buchon 249—250. Beka 105. Mieris III 568. 578. Urk. v. 8. Sept. 1390, 25. Febr. 1391.

7. Wilhelm im Hennegau bis 1393. Vinchant III 201 ff. III 292. 112. Wilhelms Banner- und Wahlsprüche lauteten: Evertit et aequat, und Victoria jure paratur. Vinchant IV 2 nennt ihn auch grand justicier et ausmonier. Herche ist ein altfranzösischer heraldischer Ausdruck für herce oder herse.

8. Ueber der Adelheid von Poelgeest Familie Arend S. 300 Note 4. Schenkungen an dieselbe Urk. vom 11. März 1390. Mieris III 552. Der alte Arkel und sein Sohn Suffridus Petr. p. 129 ad a. 1389. Die kabeljauischen Großen erscheinen als Geheimräthe Albrechts in den Urkunden bei Mieris 568. 599. 604 und an mehreren andern Orten.

9. Von den beiden Fehdegenossenschaften des Adels ist die der Kabeljaus durch die Urkunden vom 17. Oktober 1391, Mieris 582. 583 dargethan. Daß aber der Hoeksche Adel sich mit Wilhelm in gleicher Weise verband, läßt sich von vorn herein annehmen, weil dergleichen in solchen Fällen allgemeiner Brauch war. Wir werden später am Brabanter Hofe ähnliche Fehdegenossenschaften auftreten sehn. Es wird aber bezeugt durch die Urkunden vom 2. Aug. 1392 und 7. Sept. 1394. Mieris 589, 612, in welchen „der Graf von Osterbant und seine Freunde" auftreten, sowie durch die Urkunden vom 17. Okt., welche einen bereits geschlossenen Gegenbund klar voraussetzen. Es kommt hinzu, daß nach Joh. a Leydis lib. XXXI. cap. 47. p. 310 Konrad Kuser gerade eine bestimmte Reihe von vierundfünfzig Edlen tamquam factores et consiliatores des Mordes an seinem Sohne anklagt, und daß diese Vierundfünfzig gemeinsam fliehen und verurtheilt werden. Ihr Bund also wie ihre Namen mußten bekannt sein. Ueber den Grafen von Blois Urk. v. 2. Aug. 1492. Mieris III 589.

10. Adelheids Ermordung. Ueber den Zeitpunkt herrscht Streit. Vgl. Arend S. 300 Note 7. Am 17. Oktober 1391 war Wilhelm Kuser noch am Leben, am 5. Mai 1392 waren Montfort und Wilhelm noch in Gnade: Mieris 583. 589. Am 18. Okt. 1393 erging das Urtheil: Mieris 600. Dazwischen fällt also der 21. September, an welchem die That geschehn. Daß es der September des Jahres 1392 war, nahmen richtig Velbenar und Goutboeven an. Es ist jetzt als erwiesen hinzustellen durch die Mittheilung aus der Schatzkammerrechnung von Leyden S. 95—97 im Jahrgang 1851 (VII, 2. Serie) der Kronyk van het histor. genootschap te Utrecht. Herzog Albrecht hatte sofort nach Leyden gesandt, bi hem te comen sonder vertrec. Während aber die Bürgerhilfe von Leyden im Haag war, blieb der Schöffenrath in Leyden in Permanenz, um die Stadt zu bewahren. Der 21. Sept. 1392 als der Tag von Adelheids Ermordung entspricht auch der Zeit, in welcher die dreimalige Vorladung zum öffentlichen ungebotenen Gericht geschehen konnte. Ohne nähere Kenntniß der alten Gerichts- und Fehdebräuche läßt sich Vieles in den Berichten mittelalterlicher Chroniken

Digitized by Google

nicht erklären. Vgl. den Sachsenspiegel, dessen Recht auch in Holland galt, I 55 bis II 26. III 34—36. Der Brief des Grafen von Blois aber bei Mieris 589 zeigt, daß im August 1392 die Fehde schon in vollem Gange war. Ueber die Art und Weise von Adelheids und Kusers Ermordung Joh. a Leydis a. a. O. Beka 121. Gouda Chronyk 112. Snous lib. IX. p. 129. Gouthoeven 406. Die Hauptthäter waren die Blote, dies geht aus der Urkunde vom 14. September 1413 hervor, bei Mieris IV 248. Daß Wilhelm selbst Miturheber, zeigt sich in der Art und Weise, wie er in der Urkunde vom 14. September 1413 und vom 4. April 1453 bei Mieris 248—250 zur Sühne zwei Kapellen stiften muß.

11. Wilhelm Kuser heißt in der Urkunde vom 7. Sept. 1390 bei M. 568 meesterknap, Knappenmeister. Da unter Knappen alle Hofdiener von Rittersart zu verstehen — vgl. de la Curne de St. Palaye über das Ritterwesen, Ausg. von Klüber I 5 ff. 191 ff. — so übersetzt Joh. a Leydis cap. 42 richtig: magister curiae. Auch die Oberküchenmeister waren meester knapen. Außer ihnen gab es meester ridder. Chronik der Utrechter hist. Gesellschaft 1851, 131.

12. Gerichtsurtheil über die Entflohenen. Magnificus dux Albertus in palatio pro tribunali sedens, dictante sententia procerum assistentum, judicavit, esse reos etc. bei Joh. a Leydis c. 47. Und so beruft sich auch der Herzog darauf, daß ihm mit recht ende mit vonnissen der Verurtheilten Güter vom Gericht zugesprochen seien. Die Erlasse wider sie vom 18. Okt. 11. und 12. Nov. 1393 und 17. März 1394 bei Mieris 600—601. 607 sind ganz nach den Gebräuchen der Verfestung des Sachsenspiegels.

13. Die Vorgänge im Haag, die Belagerung von Altena, die Irrfahrten Wilhelms sind erzählt bei Joh. a Leydis lib. XXXI cap. 47. 48., lib. XXXII cap. 30., Suffridus Petrus 130—131 und Snous 129—130. Die beiden letzteren führen so mancherlei genaue Einzelheiten an, die sie nur aus besonderen Berichten entnehmen konnten, welche uns jetzt nicht mehr vorliegen. Auch stimmen ihre Angaben wohl mit denen Anderer. Wenn z. B. Suffridus Petrus die Gefahr Wilhelms im Haag erzählt, berichtet Joh. a Leydis, daß er dort insidias patris adversus eum erfahren und deshalb geflohen. Die Angabe des Snous, daß Margaretha von Burgund die Belagerten von Altena gerettet, hat auch die Gouda-Chronik p. 112. Bei Mieris 602 findet sich das erneute Bündniß Wilhelms mit den Hoeks vom 23. November 1393; er verspricht darin, seinen Freunden aus all seiner Macht und auf eigene Kosten zu helfen.

14. Die Szene vom Zerschneiden des Tischtuchs erzählen Joh. a Leydis c. 50. p. 312., die Gouda-Chronik 112. Snous 130. de la Curne de St. Palaye bei Klüber I 134 — 135. II 229. Dufresne du Lange Glossar. IV 670. Vgl. Grimm Alterthümer 723. Brauch war es auch, daß dabei dem geschmähten Ritter das Brod auf dem Tische umgekehrt wurde. An der Tafel des Fürsten durfte nur der sitzen, welchen er seiner Hausgenossenschaft würdig und seinen vornehmsten Männern ebenbürtig erkannte. Deshalb führte schon in der fränkischen Zeit der Römer, welcher unter die Antrustionen des Königs aufgenommen war, den stehenden Titel Romanus conviva regis.

15. Die Versöhnung Wilhelms mit seinem Vater fand

Digitized by Google

vor dem 11. Oktober 1394 statt, denn in der Urkunde von diesem Tage bei Mieris 615 gelobt er, im Hennegau, über welchen er die Statthalterschaft zurückbekommt, die inzwischen angestellten Beamten nicht abzusetzen ohne des Vaters Gutheißen. Am 24. Okt., bei Mieris 617, verbürgt er sich für die Waffenruhe seiner Fehdegenossen. Am 11. April und 10. Mai 1306 (bei Mieris 643. 646) erhalten endlich auch die Wassenaar und Polanen wieder Frieden vom Herzoge. Daß die Fürstinnen von Cleve besonders Theil an der Versöhnung hatten, erhellt aus der Urkunde vom 7. Sept. 1394 bei M. 613 und wird auch von Barlandus Icones com. et Hist. 95 erwähnt.

16. Ueber die Friesenkriege Arend 303—319 und die dort angeführten Quellen, dazu Froissard IV c. 48. 50. Buchon 231—233. 246. 248—255.

17. Daß für den Arkel'schen Krieg die Veranlassung war irgend eine Forderung, welche Arkel rechtlicher Weise an den Herzog bezahlen sollte, geht aus dem ganzen Berichte Joh. a Leydis cap. 60. p. 321, sowie besonders aus dem Umstande hervor, daß einige bestimmte Güter Arkels confiscirt wurden. Die Aufhellung, welche van Wyn Naleezing op de Vaderl. Hist. 194—196 gibt, steht damit nicht im Widerspruch.

Sechstes Kapitel.

Johann in Lüttich.

1. Wilhelm in Holland. Arend 326—328. Die große Menge der Verbannten, welche bei Wilhelms Tode wieder in das Land strömten, und die auffallende Stille in den holländischen Städten während seiner Regierung beweisen hinlänglich, wie er mit den Kabeljaus umsprang. Tredecim annos bellicose rexit, omnibus diebus vitae suae multum strenuus fuit, maxime contra suos inimicos, sagt Joh. a Leydis c. 27 p. 346. Dese edel Heer doe hy leefde was ontsien in syne tyd ende hadde syn lant alle drie als Hollant Zeelant ende Henegouwen wel tot hem ende was der landen also machtich als een heer wesen mocht, — den ontsiensten heere die in de Nederlande gesehen was. Verm. Beka 381. Fuit totus belliger et magnanimus, Dom. de Arckel mortalis et implacabilis inimicus, et magis adamavit rigorem ferri quam nitorem auri, — qui cunctis diebus vitae suae bella gessit ac Hollandiam annis XIII. cum dimidio potentissime gubernavit. Magn. Chron. Belg. 443. 361. Vgl. Kemp. 202.

2. Söldnerheere. van Loon Aloude Regeringswyze van Holland IV 324 ff. Schiffsdienst der Dörfer Mieris III 579. 583.

3. Johann von Burgund. Kervyn de Lettenhove Hist. de Flandre IV 140—145.

4. Zur Geschichte von Lüttich und seiner Verfassung besonders das Werk von Henaux Hist. du pays de Liège.

5. Johann von Bayern. Er heißt im Tegernseer Codex: pius Johannes, bei Suffr. Petrus: natura bonus Chapeauville gesta pont. Leodens. 1616. p. 69). Snous 135 nennt ihn consilli boni satis dives, aptissimus rebus turbandis artifex. Sein Charakter und

Digitized by Google

seine geistige Bedeutung erhellen am besten daraus, daß er von Anfang an nicht blos in den Niederlanden (vgl. z. B. auch Urkunden wie Mieris IV 226. 345), sondern auch so häufig in den wichtigen Händeln zwischen den Herzögen von Orleans und Burgund, später zwischen den Engländern Franzosen und Burgundern zum Schiedsrichter und Vermittler gewählt wurde. Die Spielgeschichte am Pariser Hofe ist erzählt in einem Manuscript auf der Burgunder Bibliothek in Brüssel, welches dem Jean d'outre meuse zugeschrieben wird. tom. III fol. 25 v. Auch Johanns Mörder, Johann von Bliet sagt in seinem Geständnisse von ihm, er sei geweseu en goedertieren heer, hy en plach des nymande te weygeren, woirden brieven of cedulen te ontfangen. Mieris IV 129. In der Chronique de l'abbaye de Floreffe (Coll. des chr. belg. VIII 160) nennt ihn ein Zeitgenosse le genti Jan de Bavière en tout honour bien renommet. Johann hatte auch im Hennegau große Güter; in einer Urkunde vom 19. Mai 1413 erscheint Bridoul de la Porte als bailli des terres de l'evêque de Liège au pays de Hainaut: Kervyn de Lettenhove Etude sur Froissard Brux. 1857. I 199 Note. Kanonikat und Anwartschaft in Cambray (Kamrich) Froissard lib. IV. c. 16.: bei Buchon Panth. II 98. Vinchant III 285. Seine Einkünfte und Herrschaften in Holland Seeland und Hennegau: Urkunden bei Mieris III 666. Privilegien van den Briel en Voorne 49. Seine Anwesenheit in Bayern 1398: Freyberg Gesch. d. bayer. Landstände II 291. Schon zu Anfang des Jahres 1377 wollte Johann dem Lütticher Bisthum entsagen: Urk. vom 18. Febr. bei Mieris III 653.

5. Die Lütticher Ereignisse mußten auf der Grundlage von Zandfliets Berichten dargestellt werden, welche auch im tom. III 90 bis 112 der von Chapeauville herausgegebenen Schriftsteller über Gesta Pontificum Leodiensium enthalten sind. Manches bringt auch Joh. a Leydis im 3. 6. 10. Kapitel seines XXXII. Buches und Monstrelet im 47. Kapitel seines I. Buches. Es kommt hinzu der Bericht von Suffridus Petrus bei Chapeauville III 69—90, endlich was Polain und Hénaux aus alten ungedruckten Quellen mittheilen. Vgl. Vinchant IV 16. 25—30.

6. Der Name Haydroits ist nach der Interpretation des Zeitgenossen Zandfliet und des aus zeitgenössischen Schriften berichtenden Suffridus Petrus (Chapeauv. 73. 93) zu erklären, zumal damit auch die Zusammensetzung des Wortes stimmt. Beides spricht gegen die Polain'sche Ableitung von Haide in seiner Lütticher Geschichte II 189.

7. Johann von Burgund ließ dem Könige von Frankreich als Ursache, warum er gegen die Lütticher nicht säumen dürfe, sagen: icelles communes pourroient mettre le dit Jean de Baviere leur Evesque ou signeur en trop grand dangier ou necessité, qui pourroit en conclusion estre exemple à tels manieres de gens qui sont communaultez, commencement de rebellion universelle. Monstrelet (Ausg. von 1572 I. fol. 71 v.

Siebentes Kapitel.

Erziehung einer Fürstin.

1. Der Name Jakobäa kommt erst bei späteren deutschen Geschichtschreibern vor; er ist hier beibehalten, weil er einmal am bekann-

testen ist. Jakobäa nennt sich in den lateinischen Urkunden vor ihrer Verheirathung Jacob van Beyern dochter des hoochgeboren vorsten Hertoge Willems van Beyeren Grave u. s. w. Später heißt es immer nur: Jacob bi der genaden Goits Hertoghinne in Beyeren Gravynne van Henegouwen van Hollant van Zelant ende Vrouwe van Frieslant. Oefter fügt sie auch den Titel „Pfalzgräfin vom Rheine" oder „Dauphine von Viennois" hinzu. In französischen Urkunden nennt sie sich Jacque par la grace de dieu Duchesse de Bauviere Daulphine de Viennois Comtesse de Haynau Hollande Zelande Pontieu et Dame de Frise. Ebenso trugen ihre Siegel am 26. Febr. 1417 die Umschrift S. Jacque ducisse Bavar. Delphie Vieno. comitisse Hannonie Hollandie. Hier zeigt das Siegel die Wappen von Frankreich Bayern dem Dauphinat und Holland-Hennegau. Das Contresiegel hat einen Helm mit dem Löwen darauf und die Umschrift: S. Jacque ducisse de Bavarie. Facsimile in den Particularités zur Seite 125. Am 17. November 1428 nennt sie sich auf ihrem Siegel Jacoba hertoginne in Bayern gravinne van Henegouwen van Hollant van Zeelant van Pontieu ende Vrouwe van Vrieslant. Dies letztere Siegel ist seiner Zeit wegen merkwürdig. Es zeigt nur noch die vier Löwen und die bayerischen Rauten und über dem Schilde die Patronin des Hauses Bayern, die Mutter Gottes, während das Schild unten umgeben ist vom holländischen sog. Zaun. Facsimile mit Erläuterung von de Ram in den Nouveaux mémoires de l'academie de Bruxelles 1851 45 ff. Der holländische Zaun stammt wohl von einer Ordenskette Herzog Albrechts, wie man sie damals bei neugestifteten Orden sehr gewöhnlich den Wappen umhing. Ihre Verwandten, ihr Schwager der Dauphin und Philipp von Burgund nennen sie in ihren Urkunden Jaques de Baiviere: Particularités 142. 144. Mieris IV. 228; jedoch kommt auch schon 1408 der Name Jaqueline vor: Mieris IV 117. In den holländisch geschriebenen Urkunden und Chroniken heißt sie Vrou Jacob, in den lateinischen meist Jacoba, in den französischen Madame Jaque z. B. Chronique de l'abbaye de Floreffe (in der Collection VIII 126. 135), bei Monstrelet dagegen Jaqueline. Sie selbst braucht letztern Namen in einem der Briefe, welche sie aus dem belagerten Mons schrieb, wo sie sich Jaqueline de Quienebourg nannte. In der Urkunde von 1416 bei Mieris 394 setzt sie auch hinzu: Dochter van Vrancryck hertoginne van Thoureyne. An ihres Vaters Hofe hieß sie offiziell de vrouwe van Thoureyne: Chronik der Utrechter historischen Gesellschaft Jahrg. 1854. S. 477. 472.

Ueber die Sitte, Kinder nach dem Heiligen ihres Geburtstages zu benennen Velius Chron. van Hoorn (1748) 30.

2. Verlobung zu Compiegne: Monstrelet Vol. I c. 28. Vinchant 17. Hossart II 198. Barante hist. des ducs de Bourgogne ed. par Gachard I 218. Wie es Gebrauch war, erhielten Herzog Wilhelms Hofleute van myn joncfrouwen brulofte wegen neue Kleider. Wie kostbar solche Ausstattung, erhellt aus folgender Hutrechnung. Für sechs grüne Hüte für die Räthe und Geheimschreiber des Herzogs wurde an Tuch Silberbortenwerk und Macherlohn soviel Geld ausgegeben, als ein vornehmer Probst Reisegeld erhielt, der eine Gesandtschaftsreise nach Paris machte. Aus den Rechnungen der Jahre 1405 und 1806 in der Chronik der Utr. hist. Gesellsch. 1852, 200. 203.

Digitized by Google

3. Jakobäas Beziehungen zum französischen Hofe. Zu den Urkunden vom 17. Dez. 1408; 21. und 23. März 1413; 14. Juni 1414; 21. Mai 1415; 15. März und 10. August 1416 bei Mieris 115. 228. 229. 290. 338. 365. 382 — folge hier ein regestenartiges Verzeichniß ungedruckter Urkunden in den Archiven von Mons, welches der Verfasser der zuvorkommenden Güte des Herrn Lacroix, Conservator des Staatsarchivs zu Mons, und des Herrn Kervyn de Lettenhofe zu St. Michel bei Brügge verdankt.

Urkunde vom 9. Juli 1406. Donation par Charles VI. à Jean duc de Touraine du duché de Berry à receuillir après la mort de Jean de Berry. Inventarnummer B 84.

Urkunde vom selben Datum. Promesse en français, sur parchemin, du roi de Françe Charles VI. passé en son conseil etc., par laquelle il s'oblige en consideration du mariage de Jean duc de Touraine, son fils, avec Jaqueline de Bavière, fille et héretière de Guillaume, comte de Hainaut, de donner à son dit fils, lorsqu'il sera venu en âge, les aides des terres, qui lui avaient été données en mariage, pour par lui en jouir de la manière que les autres princes du sang enjouissaient dans les terres, qui leur appartenaient. Diese Urkunde ist in Godefroys Inventar B 85 aufgeführt, jedoch nicht mehr im Archiv.

Urkunde vom selben Datum. Mandement de Charles VI., qui assigne au même une rente de 14000 livres sur les aides de Ponthieu en deduction sur les 16000 écus, dont il jouira jusq' à ce qu' il soit en âge en consideration de son mariage. B 86—88. Drei Urkunden, die eine hat statt 14000 livres 4000.

Urkunde vom selben Datum. Contrat de mariage du duc de Touraine avec Jacqueline de Bavière. B 100.

1. Il aura le duché de Berry et le Comté de Ponthieu, quand il sera en âge, jusque la 16000 écus sur les aides de Ponthieu.

2. Il aura Crevecoeur Mortagne et Arleux. Il renoncera au duché de Touraine et il gardera le titre jusqu' à la mort du duc de Berry.

3. Le Ponthieu Crevecoeur Mortagne et Arleux formeront le douaire de Jaqueline, des quelles elle devait jouir, quand même son mariage ne serait pas consommé.

4. Si Jaqueline receuille Hainaut et Hollande, le duc de Touraine les gouvernera selon priviléges etc.

Urk. vom 26. April 1406. Ordre du roi, de reparer les chateaux de Crevecoeur Mortagne et Arleux donnés à son fils Jean. D 103.

Urkunde vom 15. April 1407. Lettres en français datées de St. Marcellez — Paris, par lesquelles le roi accorde à Jean duc de Touraine, de pouvoir tenir en pairie de France, sa vie durant, la ville terre et châtellenie de Mortagne. B 89. Im Archiv nicht mehr vorhanden, aber in Godefroys Inventar notirt.

Urk. vom 17. Dez. 1408. Le roi donne à son fils Jean la châtellenie de Cambray. B 90.

Vom selben Datum. Vidimus de cette pièce. G 78.

Urk. von 1419. Papiers relatifs à cette donation. D 108.

Urk. vom 20. April 1410. Dispense accordée par le pape

Digitized by Google

Jean XXIII. pour le mariage de Jean de France, duc de Touraine, avec Jacqueline, fille de Guillaume, duc de Bavière, comte de Hainaut, qui étaient parents du 3. au 4. degré. Original mit Bleisiegel. B 91.

Urk. vom 23. Januar 1412. Lettre (sous le vidimus donné par le garde de la prévôté de Paris) de Charles VI., roi de France, par lesquelles il assigne à son fils Jean, duc de Touraine, époux de Jacqueline de Bavière, 6000 livres tournois sur la recette de ses aides de Noyon, en sus de 16000 écus sur les aides et domaines de Ponthieu et de Touraine, en considération, que son dit fils a plus de quatorze ans d'age, et qu'il est tenu à faire plus de depenses. B 96.

Urk. vom März 1412. Cession à Jean du comté de Ponthieu en éxecution du contrat de 1406. B 100.

Urk. vom 21. Mai 1412. Louis duc de Guyenne consent a ce, que son frére jouisse de l'apanage, qui lui est constitué. B 97.

Urk. v. 28. März 1412. Pouvoir donné par le duc de Touraine, de prendre possession en son nom du Ponthieu. B 100.

Urk. vom 27. Nov. 1412 aus Paris. Lettres, en français, par lesquelles le roi de France, pour satisfaire à quelques arrérayes, qu' il devait à son fils le duc de Touraine, et à son cousin le comte de Hainaut, leur assigne 18000 livres, a prendre sur trois années du produit de la composition ordinaire de Tournay, montant à 6000 livres par an. B 94.

Urk. v. 13. Mai 1413. Malgré donation du Ponthieu, la ville d'Abbeville conservera ses privileges. B 99.

Urk. v. 20. Januar 1414 aus Paris. Lettres du roi de France, par lesquelles, voulant indemniser le pays de Hainaut des maux et dommages, causés par les gens d'armes poursuivant l'ennemi, et afin que par ce moyen l'alliance ait lieu par le mariage du duc de Touraine et de Jacqueline, fille de Guillaume, il accorde la somme de 100000 écus, qu' il affecte sur les revenus de la recette d'Amiens. J 131.

Urk. v. 14. März 1416. Obligation du duc de Kleze, seigneur de Bry, envers le comte Guillaume de Bavière, touchant ce qu'il devait à Marguérite de Bourgogne, épouse de ce comte. Z 82.

Urk. v. 21. März 1416 aus Compiegne. Lettres de Jean, fils aîné du roi de France, au trésorier général Rasoir, mandant, par avis et deliberation de Guillaume, comte de Hainaut, son beau-père, de payer à son maitre veneur, Milet de Wandetar, tant pour lui que pour les compagnons et autres dépenses de la venerie de Hainaut, la somme de 1000 francs entre autres frais, pour nourrir 40 chiens courants 4 lévriers et une terzette, ensemble 1600 francs par an, suivant convention expresse avec le dit grand veneur. J. 149.

Zwei Urk. v. 15. März 1416. Deux lettres d'obligation, en latin. du duc de Kleze seigneur de Brysur 4000 et 2000 couronnes de France, dues à Marguerite de Bourgogne duchesse de Bavière, comtesse de Hainaut. Z 81.

Urk. v. 18. Sept. 1416. Mandement, daté du 18. Septembre 1416, de Jean, fils aîné du roi de France, par lui adressé

Digitized by Google

aux auditeurs de ses comptes, et par lequel il leur enjoint d'alluer à Jean Rasoir, son trésorier la somme de 9151½ l. qu' il avait payé à son ordre. J 133.

4. Auf den Charakter von Jakobäas Mutter läßt sich nur aus mannigfachen Handlungen schließen. Hervorstechend ist ihr Hang, Politik zu machen. Wiederholt macht sie Reisen nach Frankreich und führt die wichtigsten Staatsverhandlungen auf eigene Hand. Sie schwört z. B. als die einzige Dame unter den Rittern einen feierlichen Eid, worin sie sich für die Erfüllung der Verträge zwischen den feindlichen Herzögen von Orleans und Burgund verbürgt. Vgl. z. B. Monstrelet I. c. 127. und 162. Wir werden noch öfter ihr rasch entschlossenes Handeln kennen lernen, und wie häufig sie in Verdacht kam, sich der Hand des Meuchelmörders gegen ihre Feinde zu bedienen. Dabei ruhte niemals ihr Finanztalent, mit welchem sie unersättlich ihre Reichthümer mehrte und sicherte. Sie erhält z. B. 1411 die Stadt Beverwyk und den Terel, das Jahr darauf Einkünfte aus Gorkum Leerdam, das ganze Land Arkel Schoornhoven, Teylingen mit den Dörfern dazu, ferner im selben Jahre die Chastellainien von Quesnoy Binch und Ath, 1416 bekommt sie Schoonrewoord im Okt. 1417 von ihrer Tochter am 5. Juni eine Rente von 6000 Kronen Gold und am 14. Juni eine Rente von 9000 Gulden. Fischer Monumenta II. 113. 119. 123. 135. 156. 159. Außerdem brauchte sie im selben Jahr von ihrer Tochter Einkünften. Daf. 140. Sie ließ sich von ihrer Tochter ausdrücklich versprechen, daß sie bei dem Tode ihres Mannes ihre Kostbarkeiten und ihre bewegliche Habe und chambres etoffées mitnehmen könne, und daß Jakobäa allein, und in keiner Weise sie selbst, seine Schulden trage. Daf. 133. Und zu diesen Urkunden kommt noch die lange Reihe ähnlicher bei Mieris. — Die Andeutung, welche im Texte über ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl gegeben ist, beruht nicht auf Zeugnissen einer Quellenschrift, sondern nur auf Muthmaßung. Herzog Wilhelm hatte vier natürliche Kinder, die er sehr liebte. Joh. a Leydis c. 29 p. 29. Auffallend ist es, daß er in seiner Abwesenheit nicht seiner Gemahlin, sondern seiner Stiefmutter Margaretha von Cleve die Regentschaft übertrug. Ubbo Emmius lib. XVII. p. 243. Wagenaar III 397. (Holl. Ausg.)

5. Ueber Jakobäas Verlobten heißt es in den Annales de l'abbaye de St. Ghislain (Collection des chron. inéd. VIII 538). Le duc Guillaume de Bavière ne survécut pas longtemps à son gendre, le duc de Touraine, Dauphin de France, dont la mort lui fut d'autant plus sensible, qu'il avoit de bonnes qualités. Vom Jahre 1406 an fließt der Unterhalt für ihn aus des Herzogs Kasse. Im genannten Jahre erhält er von seinen Schwiegereltern einen Hengst. Drei Jahre später schenkt er seinem Barbier een schaermes mit silver beslagen ende geamelieert en vergult, ende 2 Sloten van een strykriem, en een tange van silver en die vergult woeg 16 lot, van silver en goude ende van maeken tzamen verdient 6 Nobel, facit 2 Pfund Groschen, — für solche Geschenke an einen Bader damals eine enorme Summe. Aus den Jahresrechnungen in der Chronik der Utrechter hist. Ges. 205. 473 a. a. O. — Der Herzog von Touraine gehorchte lediglich seines Schwiegervaters Haltbefehlen, als man ihn nach Paris rief, seine Dauphinsrechte wahrzunehmen. Urkunden vom 5. Jan. 1414 und 5. Oktob. 1416 (Mieris 305. 309) zeigen, wie seine Räthe

Digitized by Google

und Kanzler ihm sein Schwiegervater anstellte. Nach der Urkunde vom 21. May 1415 (Mieris 338) hielten es die Bewohner von Cambray nöthig, sich noch unter Herzog Wilhelms besonderen Schutz zu stellen, erst nach seinem Tode wollten sie an seinen Schwiegersohn Schutzgeld zahlen. Vgl. Chron. des Pays bas in de Smet Recueil III 320 ff.

6. Näheres vom Hofe des Herzogs Wilhelm melden die Annales de St. Ghislain 536—537. 538, und die Rechnungen aus den Jahren 1409 und 1410 des Thesauriers von Holland Philipp von Dorp in der Chronik der Utrechter histor. Gesellschaft Jahrgang 1851, 451 bis 460, 467—485, eine Küchenrechnung von 1401, das. 126—149. Vgl. das Rationarium aulae et imperii Caroli Audacis von Olivier de la Marche, im Holländischen auch bei Mathaeus Anal. I, 359 ff. — Ueber Wilhelm Eggert Joh. a Leydis lib. XXXII cap. 30. Urk. bei Mieris III 261. 273 vom 15. Nov. 1413 u. 10. Juni 1416. Belehnungen Herzog Wilhelms an seine alten und neuen Anhänger Arend p. 457 Note 3. — Die Löwengeschichte in den Orig. Culenburg bei Mathaeus Anal. VI 277. Ueber den Jagdstaat des Herzogs von Touraine die in dem Verzeichnisse unter Note 2 angeführte Urk. vom 21. März 1416.

7. Ueber die Art und Weise der damaligen Jagd, namentlich für Damen, stehen hübsche Abhandlungen von einem Zeitgenossen in St. Palaye's Werke über das Ritterwesen, Ausg. v. Klüber III 1 ff. 253 ff.

8. Das weitschweifige und angsthafte Hofceremoniell beschreibt mit aller Wichtigkeit die Vicomtesse von Furnes im vorgenannten Werke III 431 ff.

9. Für die Stellung der Frauen in der Ritterwelt sind bezeichnend die von St. Palaye I 51 ff. 94 ff. 287 ff. 294. II 406 ff. und an andern Orten zahlreich aus Geschichtsbüchern, doch auch aus Romanen gesammelten Beispiele.

10. Die Entsagung der Herzoginnen von Holland und Burgund auf des Gemahls Nachlaß wird beschrieben in v. Alkemaden Beschryving van den Briel I 310—311. Monstrelet I cap. 17, verglichen mit der Urkunde vom 21. Oktober 1345 im Codex diplom. zu de Klercs Brabantsche Yeesten 834.

11. Frau von Arkel. Joh. a Leydis lib. 31 c. 39. 52. Math. Anal. V 238.

12. Ueber die lezte Regierungszeit Wilhelms Arend und Wagenaar und die dort angeführten Belege. Die Urkunden bei Mieris geben die zahlreichsten Beweise, wie er seine Anhänger hochhielt, und Feindschaft gegen ihn zu zerstören wußte. Die Geschichte von den flandrisch-holländischen Kaperschiffen in der Gouda-Chronik 118—119.

13. Die Urk. vom 6. Aug. 1415 bei Mieris 342—344 ist wahrscheinlich kurz vor der Hochzeit ausgestellt, welche vollzogen wurde, sobald Jakobäa vierzehn und Johann achtzehn Jahre alt gewesen, wie sie sagen: want wy nu ter tyt tot onsen jaren ende in state van goeder bekennisse gecomen zyn alse die gene, die machte hebben 'ons selven mit rechte te bevoirwairden ende te verbinden. In der Urkunde vom 6. August nennt sich Jakobäa blos Jacob van Beyeren dochter des hoochgeboren Vorste Hertoge Willems, dagegen nach ihrer Verheirathung am 10. nannte sich Jakobäa Dauphine von

Digitized by Google

Vienne und Gräfin von Ponthieu u. ſ. w. Vgl. Urk. vom 10. Auguſt 1416 bei Mieris 381.

Achtes Kapitel.

Jakobäa Kronprinzeſſin von Frankreich.

1. Zuſtände in Frankreich: Barante hist. des ducs de Bourgogne. Ausg. von Gachard II 203 ff. Dazu über Jean sans peur Kervyn de Lettenhofe hist. de Flandre IV 123 ff.

2. Jakobäas Hochzeit war ſchon zu Anfang des Jahres 1415 von beiden Höfen beſchloſſen. Dies geht aus der im Archive zu Mons Inventarnummer T 131 beruhenden Urkunde, datirt von Paris am 20. Januar 1415 (alten Stils 1414) hervor, worin der König von Frankreich für den Schaden, welchen die Hennegauer durch ſeine Truppen erlitten und afin que par ce moyen l'alliance ait lieu par le mariage du duc de Touraine et de Jacqueline fille de Guillaume 100,000 Kronen bewilligt von den Einkünften aus Amiens.

3. Tod des Dauphin Louis: Monstrelet c. 153.

4. Sigismund und Wilhelm in England. Urkunden 1—26. Juni 1415 und vom 15. März und vom 2. Juni 1417 bei Mieris 371—376. 365. 372. Am 25. Juli war Wilhelm ſchon wieder in Schoonhoven. (Urk. bei Mieris 377). Eberhard Windeck cap. 41—44. 50—51 in Mencken Scriptor. rer. Germ. I 1100—1104. 1113—1114. Holinshed Chronicles III, 85. Renerus Snous p. 134. Der Verfaſſer von Henrici Quinti req. Angl. Gesta (ed. Williams London 1850), der des Kaiſers Einzug und Anweſenheit ausführlich beſchreibt, berichtet p. 79: Wilhelm habe ungefähr 800 Männer bei ſich gehabt. Nach dem Cotton ms. Cleop. c. 4 landete Wilhelm am 28. Mai in England und reiſte nach 3 Wochen und 3 Tagen am 21. Juni wieder ab. Nach Joh. Capgrave de illustribus Henricis, ed. Hingeston London 1858 p. 119, hatte Wilhelm bei der Feſtlichkeit des Hoſenbandordens, wie man ſagte, hundert Ritter um ſich. Windeck berichtet gleichſam als Augenzeuge, und Snoy, der mit ihm in der Urſache von Wilhelms entrüſteter Abreiſe übereinſtimmt, hat dafür offenbar noch andere Berichte vor Augen gehabt, als den von Windeck. Das auffallend Raſche von Wilhelms Abreiſe geht auch aus Joh. a Leydis cap. 22 hervor. Daß Wilhelm ſich mit dem Kaiſer überworfen, und daß die Urſache Sigismunds Weigerung war, Jakobäa und ihren Gemahl zu belehnen, erhellt ſchon daraus, daß Wilhelm gleich nach ſeiner Rückkehr in ſo eigenthümlicher Weiſe ſeine Stände verpflichtet, Jakobäa und ihren Gemahl als Landesherrn anzunehmen, und daß er den Kaiſer bei deſſen Rückkehr mitten durch Holland nicht ſelbſt empfängt. Er hatte nach Dortrecht, den Kaiſer dort am 16. Septbr. zu begrüßen, ſeinen vertrauten Ritter Arnold von Leyenburg mit Dirk von Heukelom und andern guten Mannen geſchickt. Auch wechſelten er und der Dauphin mit dem Kaiſer, als dieſer in Calays war, Botſchaften. Chronik der Utrechter Geſellſchaft 1852, 211. 219. Vgl. Aegidius ab Roya p. 72. Meyerus Annal. rer. Flandr. lib. XVII. ad. a. 1416 fol. 248 v. (Ausg. v. 1561). Ueber des Kaiſers Abreiſe und die außerordentlich herrlichen Geſchenke, welche

Digitized by Google

er zu Dortrecht Gloceſter und den andern Engländern machte, in den vorgenannten Henrici V. Gesta p. 97.

5. Jakobäas Anerkennung als künftige Landesherrin. Vinchant IV 60. Urkunden vom 15. Auguſt, vom 8. und 10. Auguſt 1416 bei Mieris 383—386. 380. 381.

6. Unterhandlungen in Calais, Vincennes, Senlis und Compiegne. Monstrelet cap. 162. 163. 173. Henrici reg. Gesta p. 94—96. Capgrave de illustr. Henricis 315. — Am 9. Auguſt war Jakobäa zum Baden und zur Kirchweih in Scheveningen, am 23. Aug. in Mons: Jahresrechnung in der Chronik der Utrechter Geſellſchaft 1852, 220, und Particularités 11.

7. Tod des Dauphins Johann: Monstrelet cap. 163. 167. 183. Man ſieht, daß Monſtrelet zwar nur erzählte, was man für gewiß wußte, daß er aber ſelbſt an die Vergiftung glaubte. Vgl. Mathaeus Anal. I 279. Joh. a Leydis p. 346. Snous p. 134. Reygersberg Chronyk van Zeeland 147. Meyerus 249 v. Barante p. 360, der ſich auf Gollut mémoires de la république séquanoise beruft.

8. Der König von Frankreich beſtätigt in der Urkunde vom 14. April 1417 bei Fischer Monum. II 154, daß nach dem Tode ſeines Sohnes Jakobäa die Grafſchaft Ponthieu, ſowie die Herrſchaften Crevecoeur, Mortaigne und d'Arleux (nur Schloß Croton ausgenommen) pour son droit de douaire behalte, wie das im Ehevertrag feſtgeſetzt worden. Dieſe Urkunde iſt im Inventar Godefroy's über das Archiv zu Mons im I. Bande B 100 erwähnt, jedoch im Archiv nicht mehr vorhanden. Die Grafſchaft Ponthieu huldigte dem Herzog von Brabant als Jakobäas Gemahl: Chronik der Utrechter Geſ. a. a. O. 381.

III. Buch. Johann von Bayern.

Erſtes Kapitel.

Herzog Wilhelms Tod.

1. Ereigniſſe in Frankreich: Monstrelet c. 166. 174 Barante I 362.

2. Die Zerſtörung der Arkelſchen Stammburg und die Gefängniſſe des alten Arkel berichten Kemp 186—187. 195 — 196, und der Verfaſſer der vita et res. gest. Dom. de Arkel in Math. Anal. VIII 343. Wilhelms Schwur der Todfeindſchaft gegen Arkel erzählt Joh. a Leydis lib. 32. cap. 1. p. 329. Des Letztern Bericht c. 24 p. 344 über die Vorladung Egmonds iſt durch die Urkunde vom 22. März 1416 bei Mieris 366 zu berichten. Zu der Urk. vom 25. Aug. 1416 bei Mieris ſind die Nachrichten in den Jahresrech-

Digitized by Google

nungen in der Chronik der Utrechter Gesellsch. 1852, 217. 211. 214. 225—226 hinzuzufügen.

3. Wilhelm von Arkel. Kemp 158. 171. 174. 193—194. 197. In der vita et reb. gestis dom. de Arkel bei Math. Anal. VIII 346 wird er als nobilis, potens, hominibus amabilis geschildert, im Magn. Chron. Belg. 362 als vir strenuus et omni probitate conspicuus. Seine Grabschrift lautete: (Vita 344.)

Wilhelmus gratus Arckel domicellus amatus,
Vir bene formatus, sapiens, audax, placitatus,
Gorcum prostratus bello jacet hic tumulatus
Vita privatus qui sit sanctis sociatus.
Hoc pete virga pia, mater benedicta Maria.

Es ist in diesen Versen versucht, durch die Wahl der wiederkehrenden Vokale den heiteren und offenen Charakter Wilhelms anzudeuten: noch besser gelang die Klangfarbe für den Charakter seines Vaters, des stolzen knorrigen zornigen Mannes. (Das. 343.)

Vermibus hic donor et sic ostendere conor
Et sicut hic ponor ponitur omnis honor.
Si quis eris qui transieris sta, respice, plora
Sum quod eris, quod e ipse fui, pro me precor ora.

Des Herzogs Wilhelm Absicht, Jakobäa mit Arkel zu verbinden, berichtet nur Kemp 201—202, der auch von Jakobäas heimlicher Liebe für den jungen ritterlichen Herrn erzählt 206—207. Bei keinem andern ältern Schriftsteller findet sich dagegen die geringste Andeutung, es sei denn in späteren Büchern, wie in den Korte leevensschets en afbeeldingen der Graaven van Holland von Ludolf Smids (Haarlem 1744) oder in Dichtungen wie im Trauerspiel De onder gang van Jonkheer Willem van Arkel von van Paffenrode oder in der Sage Jacoba en Bertha von van Lennep. Gleichwohl läßt sich, was Kemp berichtet, nicht sofort als Erdichtung und Sage, die sich etwa in Gorkum fortpflanzte, zurückweisen. Denn **a.** Abraham Kemp bezieht sich auf die wahrscheinlich schon im fünfzehnten Jahrhundert gemachten Aufzeichnungen des Aert Kemp, den er p. 5 seynen grooten ondersoeker nennt, und der sich in der That, wo er angeführt wird, als einen fleißigen Forscher bekundet.

b. Herzog Wilhelm mußte die Ehe seiner Tochter mit dem jungen Arkel, dem künftigen mächtigen Herzoge von Geldern u. Jülich, als eine ganz vortreffliche Verbindung erscheinen. Er entfernte damit für Jakobäa den gefährlichsten Feind und gewann für sie den mächtigsten Beschützer, dem auch Kaiser Sigismund die Belehnung nicht versagt hätte. Der junge Arkel war aber ein Mann von versöhnlichem Charakter. Gegen die Halsstarrigkeit seines Vaters, die ihr Haus nothwendig in das Verderben ziehen mußte, hatte er sich schon früher aufgelehnt. Wenn aber Herzog Wilhelm am 15. August 1416 seine Tochter noch beiden Arkels ewigen Haß schwören ließ, so war sie damals noch Dauphine, und hatte ihr Vater noch nicht die schrecklichen Erfahrungen gemacht, welche alle seine Hoffnungen auf Frankreich abbrachen.

c. Arkel war damals in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre (quater septemque dicem annis sagt das Magn. Chron. Belg.) und noch immer unverheirathet.

d. Auffallender Weise stimmt mit dem Vorigen folgender Umstand.

Auch gegen Arkels Verbündeten und Schicksalsgenossen ist Herzog Wilhelm auf seinem Todbette andern Sinnes geworden. Denn sicher war die Erklärung in dem Plakate, das Johann von Egmond nach Holland schickte, der Herzog habe ihm in zyn wtterste weder verlyt syn lande ende stede van Ysselstein ende van Egmonde, nicht aus der Luft gegriffen. Chronik der Utrecht. Ges. a. a. O. 231.

e. Die späteren Hergänge hatten viel Sonderbares. Nicht der junge Arkel, sondern sein Schwager Egmond ist es, der zuerst Gorkum einnimmt und deshalb auch Arkel dorthin zieht, und gerade diesen Egmond verfolgte später Jakobäa mit unversöhnlichem Hasse. Jakobäas Mutter, welche als diejenige bezeichnet wird, die ihre Tochter zu der Verlobung mit dem Brabanter gezwungen, fand sonst wenig Lust daran, sich in Leibesgefahr zu begeben: ihre Neigung ging nur auf Ränke und Unterhandlungen. Als Jakobäa aber den jungen Arkel in Gorkum angreifen will, geht ihre Mutter mit, als hätte sie Beiden nicht recht getraut. Als Jakobäas Heer in Gorkum landet, wäre es Arkel ein Leichtes gewesen, mit seiner großen wohlgerüsteten Mannschaft sie zu bekämpfen, und alle Berichterstatter wundern sich, daß er es nicht that. Er läßt hingegen erst feierlich anfragen, ob man auf den folgenden Tag eine Schlacht wolle. Die Schlacht beginnt nicht auf Jakobäas Befehl, sondern weil die Utrechter und Amersforter an den Feind wollen. Arkel fällt auch jetzt, als sie mühsam durch den Graben sich helfen, nicht über sie her, wo er sie verderben konnte, sondern er sieht ruhig zu und wartet was sie wollen. Gleichsam gezwungen nimmt er endlich den Kampf an. Er fällt, seine Feinde lassen ihn liegen in Blut und Koth, Jakobäa aber läßt ihn auf das Ehrenvollste begraben.

4. Tod Herzog Wilhelms. Vermeerde Beka 380—381. Monstrelet l. c. Joh. a Leydis 346. Snous 134 — 135. Il fina en Dieu ses jours au dit lieu, de Bouchaing, au quel aussi avoit amour aucunement singulière de son vivant, besagt die Urk. vom 6. Febr. 1418 M. 459, durch welche ihm Jakobäa dort eine tägliche Seelmesse stiftete. The sudden death, heißt es p. 79 Note 1 in den von Benjamin Williams (London 1850) edirten Henrici quinti regis Angliae Gesta of the duke of Holland shortly after his return home gave room to a suspicion, that he had been poisoned by the Orleans parties. Die niederländischen Quellen bringen darüber keinen Beleg. — Wohl aber berichten Johann von Leyden und Snoy, nicht minder Dynter 342, Velius 33 und Vinchant 64. 65, daß Herzog Wilhelm bei seinem Sterben es den zahlreich versammelten Räthen und Ständen eifrigst anempfohlen, Jakobäa nur dem Herzog von Brabant zur Ehe zu geben. Dies erhellt auch aus den Particularités 24. Ueber die Beisetzung des Herzogs die Urk. vom 6. Febr. 1418 bei Mieris 459. Ueber den Tod des Wilhelm Eggert, der sich in den Urkunden oberster Schatzmeister nennt, Joh. a Leydis p. 347 cap. 30.

5. Die Gorkumer Spuckgeschichte, welche für den Stand der Gemüther bezeichnend ist, berichtet sehr genau Kemp 203—204. Ueber den Kämmerer Johann von Beest in der Chronik der Utrecht. Ges. a. a. O. 212.

6. Ueber die Zustände und Ereignisse in Holland vor und nach des Herzogs Tode haben wir genaue Nachrichten in den Kämmereirechnungen, welche von den damaligen Beamten der Schatz-

Digitized by Google

kammer angefertigt wurden, und veröffentlicht in der Chronik der Utrecht. Geſ. a. a. O. 209—234. Vgl. Mieris 400. 407. 421.

7. Utrechter Zuſtände: Burmann Utrechter Jahrbücher I 127 ff. nach den Quellen.

8. Einnahme und Wiedereroberung von Yſſelſtein. Verm. Beka 382—386. Kemp 204. Mathaeus Rer. Amorsfort. Script. 90. Gouda Chron. 120. Chronik der Utrechter Geſellſchaft a. a. O. 233—234.

Zweites Kapitel.

Eine Landeshuldigung.

1. Ueber des Hennegau Verfaſſung Pinchart histoire du conseil souverain de Hainaut, Bruxelles 1857 1—16. Die Stände heißen bei dem Fürſten: prelas colleges nobles et bonnes villes de notre pays de Hainaut, daſ. 14. Die Städte nach ihrer Leiſtungsfähigkeit aufgezeichnet in den Particularités de Jacqueline 127. Das Privileg von Mons, früher Hörige nach einem Jahre unangeſprochener Stadtwohnung als ihre Bürger zu behaupten bei Vinchant. Die Städte haben einen prevot mit échevins und jurés, bedeutendere dazu auch einen maire mit consaulx. Eine Ueberſicht des geiſtlichen und weltlichen Adels gibt die Tafel am Ende des 5ten Bandes von Vinchant mit dem ſehr bezeichnenden alten Spruche darunter.

2. Von der Hennegauer Ritterſchaft ſchrieb der zweite lateiniſche Kaiſer von Conſtantinopel: Nous croyons, que la puissance divine a répandu jusqu'aux extremités de la terre la gloire, qu'a acquise la terre de Hainaut. Kervyn de Lettenhofe Etude sur Froissard I 13. In der Biographie des Ritters Lalain (Buchon Coll. 41, 4) heißt es: comme il soit notoire, que jadis au pays de Hainaut et à l'environ étoit la fleur de chevalerie, autant que pour lors on sçut trouver ni querre. Froiſſard nennt ſein Geburtsland immer le bon et noble pays de Hainaut (z. B. liv. II. c. 52.) Ueber die Patrizier von Mons: Kervyn I 199 Note. Particularités de Jacqueline 118. 119. Vinchant V 162.

3. Huldigungsgebräuche. Dynter Chron. duc. Brab. in der collect. des chron. belg. III 340—341. 483. 359—360. 458—459. Particularités 25—26. Ueber die Vierſchaar van den Bergh Gedenkstukken I 220. Ueber den Eid des Fürſten bei der Huldigung in Holland Wagenaar zu Ende des 12. Buches. Ueber die Huldigungsplätze in Nordholland die Jahresrechnungen in der Chronik der Utrecht. Geſ. a. a. O. an mehreren Stellen z. B. 381. 399. Vgl. Urk. bei Vinchant V 131, und Mieris III 43. IV 359. 360. 415.

4. Vorgänge bei der Huldigung in Mons: Vinchant IV 5.

5. Die Namen der Statthalter und Räthe in Hennegau und Holland finden ſich in den Urkunden bei Vinchant V 133—135. 140, in den Particularités, bei Mieris 135. 154. 158. 390. 394. 406.

6. Die Abreiſe Jakobäas und ihrer Mutter nach Holland fand bereits am 17. Juni aus Mons ſtatt. Die Huldigung im Hennegau war alſo vor dieſem Tage vollzogen. Gachard Rapport sur

Digitized by Google

differents séries de documents concernant l'histoire de la Belgique a Lille, Brux. 1841, 82. Im Verm. Beka 382—386 heißt es: Egmond habe sich am eilften Tage nach dem Tode Herzog Wilhelms der Stadt Yſſelſtein bemächtigt, und habe ſich wieder ergeben müſſen, da Jakobäa nochtant in Henegouwen was, want hair Heer vader ontlanghe doot geweest hadde, doc dit gesciede. Ende van datmen dair quam ende datmen daer voir (vor dem Yſſelſtein) lach, eert opgegeven wert, was al binnen XIV dagen. Aus den Jahresrechnungen in der Chronik der Utrechter Geſellſch. 1851, 233—234. 219 geht aber mit Beſtimmtheit hervor, daß das Schloß von Yſſelſtein am 10. Juni in Egmonds Hände gefallen, daß am 21. Juni Jakobäa ſchon im Haag war, am 25. in Haerlem, und daß noch am 23. die Belagerung des Yſſelſtein im vollen Gange war.

7. Die Namen der Geheimen Räthe in Holland, welche Jakobäa von ihrem Vater überkam, ergeben ſich aus ſeinen letzten und ihren erſten Urkunden, ſowie aus den Jahresrechnungen in der Chronik der Utrecht. Geſ. a. a. O. Montfort erſcheint als Rath und Kämmerling von Jakobäas erſtem Gemahl in der Urk. vom 5. Okt. 1416 bei Mieris 390. Johann von Bayern trafen die hennegauer Abgeſandten am 1. Juli mit Jakobäa und ihrer Mutter bei Schoonhoven. Particularités 15.

8. Ueber das Budget Hollands geben eine ſehr erwünſchte Auskunft die Jahresrechnungen in der Chronik der Utrechter Geſellſchaft 1852, 195—207. 126—149. 451—460. 467—485.

9. Ueber die Baſtarde Wilhelms und ſeines Vaters Albrecht Joh. a Leydis lib. 32 cap. 28, 29 u. v. Wyn Byvoegsels zum III. Bande von Wagenaar 83. Kaiſerin Margaretha nennt Jan Aleman ihren Baſtard Oom: — v. Rhyn oudh. v. Utrecht I 457.

10. Am genaueſten und deutlichſten aber erhellen Stellung und Namen der Getreuen Jakobäas aus den vorangeführten Jahresrechnungen der Chronik der Utrechter Geſellſch. 209—234. 380—425.

11. Zerſtörung des Yſſelſteins am 29. Juni auf St. Peters und Pauls Tag. Verm. Beka 386. Kemp 204. Mathaeus Anal. I 277. Vgl. die Zuſammenſtellung in der Chronik der Utrechter Geſellſch. 1859, 116—121.

12. Städte und Edelleute in Holland ſind verzeichnet in den Urkunden vom 15. Aug. 1416 bei Mieris 383—386, bei Joh. a Leydis lib. 32. cap. 31, bei Snous im Anhange, und in andern Urk. Ueber Beukelſohn und das erſte große Häringsnetz Velius p. 14. Ueber die Brederode Kluit I p. 39 Note 27. Math. Anal. II 299 ff. Der Reimſpruch über die bedeutendſten holländiſchen Edelleute lautet (Arend 450 Note 5).

De Brederodes de edelsten, de Wassenaars de oudsten
De Egmonds de ryksten, de Arkels de stoutsten.

Von grauem Hermelin und ſchwarzem Pelz de la Curne St. Palaye. Ausg. von Klüber III 491.

Erhebung des Wilhelm Eggert zum Bannerherrn. Joh. a Leydis lib. 31 cap. 30. Urkunden vom 15. Nov. 1413 und 10. Juni 1416 bei Mieris V 261. 373.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Absage Johanns von Bayern.

1. Verbannte und Vergeiselte. Urk. vom 18. Septbr. 10. Novbr. 1417 bei Mieris 421. 430. Urtheil über die Kabeljaus von Haerlem: Urk. vom 11. Juli 1417, von Gouda: Urk. vom 23. Juli 1417. M. 400. 407.

2. Jakobäas Erklärung über den Yſſelſtein am 14. Juli: M. 401.

3. Ihr offner Brief vom 10. Juli: M. 399.

4. Daß die Dortrechter nicht huldigten, berichtet nicht nur der Vermeerede Beka bei Math. Anal. V 387, ſondern geht auch aus ihrem ſpäteren Huldigungsbriefe vom 10. Novbr. bei Mieris 331 deutlich hervor.

5. Ueber die Ordnung des Landgerichts von Südholland die in vieler Hinſicht merkwürdige Urkunde vom 16. Juli 1417 bei Mieris 401—403. Die damit in Verbindung ſtehende Urkunde v. 19. Juli p. 406 zeigt, wie alle Stellen nur mit Hoeks beſetzt waren.

6. Das Hausrecht des Wittelsbachiſchen Fürſtenſtammes war durch das allgemeine Stammgüterrecht im deutſchen Reiche, wie durch wiederholte Erbverbrüderungsverträge begründet. Die Urk. darüber ſind zahlreich. Wer, wie es die Brüder von Herzog Albrecht thaten, aus dieſem Verbande der Agnaten in Bezug auf ein Land ausſcheiden wollte, mußte förmlich Verzicht leiſten. Vgl. des Geheimen Kanzlers Schmidt hiſtor. Beſchreibung des durchlauchtigen Hauſes von Bayern auf der Münchner Hof- und Staatsbibliothek Cod. bav. 1822. Muſſinan Geſch. der herz. niederbayer. Linie Straubing-Holland im Anhang. Das Erbrecht an Reichslehen iſt wiederholt ausgeſprochen. **Filiae non solent in imperio hereditare** — in Alberici Chron. a. 1193 bei Leibnitz Script. p. 400. Wilch man des ſunes darbet, der erbet uſſe den Herren die Gewere des gutes, ez en ſie daz der Herre ez gedinge daran verligen habe — im Sächſ. Lehnrecht Art. 6. **Si quis sine filio masculo mortuus fuerit et reliquerit filiam: filia non habeat beneficium patris, nisi a domino redemerit. Si autem dominus ei dare voluerit propter servitium et amorem patris, non revocetur ab ullo ex parentibus suis neque damnetur.** — II. Feud. 24. Vgl. Walter deutſche Rechtsgeſchichte § 239. Eichhorn deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte § 364. — Die Frage war aber, ob nicht durch die einmal erfolgte Belehnung einer Frau, nämlich der Kaiſerin Margaretha, eine für die Folgezeit maßgebende Thatſache erwachſen war? Früher hatte Holland noch nicht unter Frauen geſtanden. Ada, das einzige Kind des 1203 verſtorbenen Grafen Dietrich, war vertrieben und des Grafen Bruder Fürſt geworden; der erſte Graf aus dem Hennegauer Hauſe hing mit dem alten holländiſchen Grafenſtamme zwar nur durch eine Frau zuſammen, ſein Titel aber gründete ſich vor allem auf des Kaiſers Belehnung. Uebrigens waren Frauenlehen in Holland bereits anerkannt, z. B. Urk. v. 28. Septbr. 1418, für die Borſſelen auf Martinsdyck Mieris IV 499, noch früher Urk. v. 10. Mai 1346 für Johann von Beaumont Mieris II 709.

7. Kaiſer Sigismund in Lüttich. Dynt. 333. Mag. Chron.

Digitized by Google

Belg. 340. Fisen II 180. Hossart II 217—218. Wiederverleihung der Lüttticher Freiheitsrechte durch Urkunde v. 30. April 1617: Polain 227—229.

8. Daß nach dem Tode Herzog Wilhelms eine Dreiregierung durch Johann Jakobäa und ihre Mutter festgestellt worden, erklären bei Dynter 348. 349 die Richte wie der Oheim, und erhellt deutlich aus den Urkunden vom 15. Juni, 1. August und 10. und 11. Juli 1417 bei Mieris 398. 399. 400. 408. 409—411, sowie aus den Particularités 15. Dortselbst über den Brand von Chimay 128.

9. Verhandlungen zu Biervliet. Dynter 342—345. vgl. 348—350. Johann von Bayern wird bei Dynter 369 als domesticus commensualis von Jakobäa und ihrem Gemahl bezeichnet. Die Urkunden bei Mieris 408—411. Monstrelet I. c. 263 erzählt, Jakobäa sei von ihrer Mutter wider ihren Willen zur Brabanter Verbindung genöthigt. Die Mutter erscheint auch bei Windeck (Mencken 1123) als diejenige, welche vorzüglich diese Heirath betrieb.

10. Jakobäas Huldigung in Seeland vom 1—18. Aug. bei Mieris 411—418. Am 31. Aug. ist sie in Quesnoy, am 27. Okt. wieder in Gouda. Mieris 418. 428. Ueber das Geschlecht der Borsselen v. d. Aa Biographisch Woordenboek der Nederlande (Haarlem 1854) II 943. ff. und Reygersberg Chronik von Seeland.

11. Montfort nennt sich selbst General-Statthalter in Jakobäas Abwesenheit in der Urk. vom 6. u. 24. Sept. 1417 bei M. 420. 421.

12. Die Ursachen von Johannes rascher Sinnesänderung sind in den Chroniken nicht angegeben. Er selbst sagte (bei Dynter 348): Die Klagen über die schrecklichen Bedrückungen der Kabeljaus und der Städte, welche in Lüttich zu ihm gedrungen, hätten ihn genöthigt, nach Holland zu kommen und die Regentschaft als Vormund zu übernehmen. Snous 135, das Magnum Chron. Belg. 361, der Tegernseer Codex, Suffridus 140. 142, Vinchant 66 sind alle einstimmig darin, daß das heftige Andrängen und Aufreizen der Kabeljaus die Ursache gewesen, weshalb Johann Lüttich verlassen und sich an ihre Spitze gestellt habe, nachdem er anfangs zu seiner Richte gehalten. Das Magnum Chron. Belg. sagt treffend: quae (Jacoba) tamen ex susurratione pravorum Hoexentibus favens Cabellianenses depressit, sicut dominus dux pater ejus salva honestate fecerat; quare Cabellianenses divitiis et potentia abundantes Jacoba spreta Johannem de Bavaria vocant, — tamquam verum tutorem dominae Jacobae et heredem comitatus ejusdem ducunt. Gewiß ist, daß er am 1. August zu Biervliet noch anderer Gesinnung war. Seine ritterliche Ehre wäre doch zu arg beschmutzt worden, wäre er dort vor aller Welt nur als Heuchler erschienen, um gleich darauf die Maske abzuwerfen. Warum hätte er auch Jakobäas Verlobung unterhandeln und abschließen sollen, wenn er im Sinne hatte, gleich darauf die Heirath zu hintertreiben? Es wäre doch überschlau gewesen, hätte er Jakobäa erst in die brabantische Fessel verstricken wollen, um dann durch seinen Widerspruch gegen die Heirath sie desto länger darin festzuhalten, und ihre Verbindung mit einem andern Gemahl desto gewisser zu hintertreiben. Allein sicher kannte er schon Jakobäas Sinnesart, welcher solche Netze zu zerreißen nichts Schweres war. Stand Jakobäa ohne Verlobten, ohne die

Digitized by Google

brabanter und burgunder Unterstützung, so hatte er um so mehr Recht, für sich selbst die Regierung ihrer Lande als natürlicher Vormund in Anspruch zu nehmen. Was endlich an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln läßt, ist der Umstand, daß er zu Biervliet ohne alle Noth und Ursache, seiner Nichte nicht blos, sondern auch ihrem Verlobten wegen seiner holländischen Lande die Lehnshuldigung leistete: Dynter 345.

Die Ursache, weshalb er die Vogtschaft verlangte, war die Erkenntniß, daß dem Treiben Montforts und der Hoeks, welche ihrem Haß gegen die Kabeljaus während seiner und Jakobäas Abwesenheit die Zügel schießen ließen, unter jeder Bedingung zu steuern sei, — daß Jakobäa ihm die versprochene Vergrößerung seines holländischen Besitzes, welcher auffallender Weise in den Urkunden und von Dynter nicht näher bezeichnet wird, nicht nach seiner Erwartung gewähren werde, — daß er überhaupt auf ihre — a qua se contemni animadvertebat (Suffr. Petr. 142) — und der Hoeks Fügsamkeit gegen seine Anordnungen nicht zählen könne.

Dynter 346 und Suffridus 140 berichten: Johann sei schon im September wieder nach Dortrecht gekommen, — das erscheint jedenfalls als ein zu frühes Datum. Gewiß aber konnte er nicht schon am 23. Sept., wie Dynter sagt, seine Protestation gegen Jakobäas Heirath in Konstanz überreichen lassen. Denn in diesem Falle hätte der Entschluß dazu, wenn man die Zeit einer damaligen Reise von Holland nach dem Bodensee bedenkt, ziemlich schon in Biervliet feststehn müssen. Dynters Zeitangaben sind hier überhaupt unsicher. Er berichtet, schon im September sei Johann in Dortrecht gehuldigt, während dies nach der Urkunde bei Mieris erst am 10. November geschah. Dynter sagt, gleich nach dieser Huldigung habe Johann den Brief an die Städte erlassen, und darüber habe Jakobäa den Landtag nach Schoonhoven berufen: dieser Landtag wurde aber erst Anfangs November gehalten, und es läßt sich schwerlich denken, daß Jakobäa den Oheim, nachdem er öffentlich gegen sie aufgetreten, noch vom September bis November ruhig in Holland hätte schalten und walten lassen. Gewiß wartete aber auch Johann erst den Versuch zur Güte auf dem Landtage ab, ehe er seine Schritte in Konstanz that. Auch Velius 18 sagt: Johann habe Anfangs Ruhwart sein wollen, und erst als ihm die Stände dies versagt, habe er sich an den Pabst gewendet. Es muß also bei Dynter durch einen Abschreibefehler der September statt des November gesetzt sein. Nach den Urkunden treffen wir Jakobäa am 6. Oktober noch in Quesnoy, am 27. Oktober ist sie wieder in Gouda, und am 29. Oktober ist Johann in Rüstung begriffen wider sie und die Utrechter: Fischer 140. Mieris 428. Im Hennegau spricht man um diese Zeit schon von dem Kriege: Partic. 16. Ueber die Bogenschützen aus England Dynter 370. Urk. bei Mieris v. 27. April 483.

13. Rückhaltung der Gefangenen von Yfselstein durch Johann: Urk. vom 2. Jan. 1418 bei Mieris 443 und Verm. Beka 386.

14. Dortrechter Huldigungsbrief vom 10. November bei Mieris 430. Huldigung in Briel Kemp 205.

15. Johanns Brief an die Städte und Landtag von Schoonhoven. Dynter 348—350. Suffrid. 140. Velius 18. Kemp 205.

16. Wiedereinsetzung der Verbannten in ihre Rechte und Güter. Suffr. 141. Vinchant 67. Dynter 370.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Die Gorkumer Schlacht.

1. Jakobäas Persönlichkeit schildert Monstr. I. im c. 194. für das Jahr 1417 als belle et bien formée de noble et haut entendement en plusieurs manieres, im c. 236 für das Jahr 1420: pour lors estoit en fleur de son aage, belle et bien formée, aornée de bon entendement, autant que nulle autre dame pouvoit être. Olivier de la Marche (Lyoner Ausg. 1562, 34) sagt: Jacque de Bavière fut femme pour sa voulonté joyeuse et de grande entreprise et toutesfois sage et subtil, pour sa voulonté conduire selon son desir. Von späteren Geschichtschreibern beschreibt sie Meyerus (Annales Flandr.) als femina praestanti animo, ingenio acri, florentissima aetate, succi plena, dotibusque tum animi tum corporis felix. Hume (hist. of England, Baseler Ausg. 1789, IV, 93) sagt: The was a princess of a masculine spirit and uncommon understanding; the duke of Glocester was rashly induced, as well by the charms of the countess herself, as by the prospect of possessing her rich inheritance, to offer himself to her as a husband. Chastellain in seiner Chronique du duc Philippe, bei Buchon Choix de chron. et mémoir. Paris 1837—60, erzählt von Jakobäa, als sie ihres Brabanter Herzogs überdrüssig war: l'estoit que elle, qui estoit jeusne et gaye, et grant heritiére, avec grace d'estre mariée à ung hault prince et jeusne d'ans, elle vivoit et languissoit en desplaisir à mort et n'avoit ne paix ne amour ne soulas en mariage ne util fruit de gouvernement en son mary.

Bildnisse gibt es von Jakobäa mehrere. Auf den ersten Blick zeigen sie sich aber als bloße Phantasiegemälde. Nur eines verdient nähere Betrachtung. Aus der Sammlung des Baron von Erebern, dessen oben in der Quellendarstellung gedacht ist, kamen in das Antwerpener Museum zwei Gemälde (Katalog Nr. 71). Das eine stellt einen Mann von 45 Jahren vor, der in der rechten Hand ein Schwert hält, in einer Ecke ist das Wappen des Frank von Borsselen, späteren Gemahls der Jakobäa, angebracht. Das andere Gemälde stellt eine junge Dame vor und zeigt das Wappen Jakobäas. Im Jahre 1753 wurde das Frauenbild, und zwar umzogen mit einem Rahmen von allerlei zärtlichen Dingen aus Jakobäas Geschichte, von dem berühmten Kupferstecher Enschede herausgegeben. Durch die Güte des Herrn Domherrn und Rektors der Universität Löwen, Dr. de Ram, erhielt der Verfasser diesen seltenen Kupferstich. Er zeigt die Inschrift Jan mostert pinxit Haerlemensis, und darunter Taco Jelgesma del. et ornam. inv. — Joh. Enschede excudit — Jac. Folkema sculpsit 1753. Cornelius van Noorden hat 1769 die Bilder zum zweitenmale in Kupfer gestochen, und nach ihm ist das Bild in Arends Geschichte gemacht.

Nun könnte Jakobäa allerdings so ausgesehen haben. Auch sind diese schönen, feinen und doch energischen Züge ganz so gemalt, wie uns die Charakterzüge von Personen aus dem ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts erscheinen, die von Malern oder Bildhauern damals dargestellt wurden. Jedes Zeitalter hat nämlich ein gewisses Charaktergesicht, dessen Grundzüge bei den Künstlern jener Epoche regelmäßig wieder-

Digitized by Google

kehren. Allein — wie dem Verfasser Herr Archivar Ruelens zu Brüssel, sowie Herr Conservator Hefner v. Alteneck, der jüngst in Antwerpen war, nach sorgfältiger Untersuchung mittheilten — die Wappen auf den Originalen im Antwerpener Museum sind von späterer Hand darauf gemalt, und es gibt im selben Museum eine Madonna von Mostaert, zu deren Füßen sich fünf Personen, offenbar die Stifter des Bildes, befinden, zwei Männer, eine alte, zwei junge Frauen: unter den letztern trägt die eine ganz die Züge der angeblichen Jakobäa. Außerdem findet sich dies Portrait in der Beguinenkirche zu Antwerpen als Bildniß einer Heiligen wieder. Es kommt nun hinzu, daß Monstaert erst 1477 geboren wurde, und daß das angeblich von ihm herrührende Bild der Jakobäa vollständig Kostüm und Auffassung der Portraits zeigt, wie sie zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gewöhnlich waren. Gemalt ist also das Bild sicher erst damals. Nun könnte es allerdings von Jakobäa ebenso, wie von ihrem Feinde Philipp dem Guten, ein charakteristisches Portrait gegeben haben, welches Mostaert vor sich hatte. Dann müßte er es aber in das Kostüm und in die Auffassungsart seiner Zeit übersetzt haben, was schwer zu glauben. Und wollte man dies auch annehmen, so blieben noch die andern Gründe, um die Aechtheit des Jakobäa-Bildnisses sehr zweifelhaft erscheinen zu lassen.

2. Befehle zur Landesbewaffnung und Städtebefestigung: Urk. vom 17. 21. 3. November 1417, 27. Juni 1418 bei Mieris 432. 434. 429. 452.

3. Zuzug von Brabant: Dynter 355.

4. Einnahme Gorkums durch Egmont: Kemp 205—206. Jan met de bellen und seine wonderlyke beleeftheid: das. 194. 210. Suffr. Petr. und das Magn. Chron. Belg. 362 berichten irriger Weise, Jakobäa selbst habe sich im Gorkumer Schlosse vertheidigt.

5. Arkels Adelsheer und Söldner: Kemp 206. In den Particularités p. 17 berichtet Jakobäa: leur (zu Gorkum) il avait grant Plentet de signeurs chevaliers et escuyers de pays de Ghelles et de Jullers qui furent desconfit mort et pris. Zuzug von Vornehmen und Geringen aus Dortrecht Haerlem und Leyden Urk. v. 12. 13. Dez. 1417 und 26. Aug. 1418 bei Mieris 436. 437. 497.

6. Jakobäas Bedrängniß. Ende dat geruft ende die meer (daß Gorkum genommen) vernamen die Vorstinnen Vrou Jacob van Beyeren ende hoir moeder, die darom bedruct waren ende om haer vrienden, u. s. w. heißt es bei Beka 389. In der Urk. vom 25. November (M. 435), worin Jakobäa verspricht, Montfort für seine Auslagen schadlos zu halten, sagt sie, daß er sei in groten laste van groten overdragenden coste, die ons nu ter tyt angetegen is, ende dagelix overmids onrecht onlust ende gewelt, dat onse oom van Ludick mit onsen vyanden ende ballingen ende mit onser stat van Dordrecht aen ons ende den onsen landen keert. — Befehl der Besetzung von Workum am 20. Nov. bei Mieris 433.

7. Auf die Gorkumer Schlacht und Jakobäas großen Sieg legen alle Chroniken besonderes Gewicht. Am ausführlichsten und kundigsten wird der Hergang erzählt im Vermeer. Beka 389—395, sodann bei Kemp 206—208, kürzer bei Dynter 354—355, Chron. Tiel. 466, in der Gouda-Chronik 120, Heda 271, in den Scriptor. rer. Amorsfortiarum (ed. Mathaei Lugd. Batav. 1698) 90—92. 197, in dem

Digitized by Google

Chron. de Hollant et ejus comitatu (Math. Anal. IX.) 151—153, in der bei Math. Anal. VIII. enthaltenen Schrift de vita et reb. gest. dom. de Arkel 339—342. 344. 346. Die Particularités p. 17 geben Tag und Stunde, sowie die Zahl von Jakobäas Schiffen und Streitvolk an. Dort werden die bien VI mil hommes bloyer combatans Jakobäas den IV mil hommes d'armes, welche Arkel hatte, gegenüber gestellt. Von der Flotte, welche Jakobäa und ihr Heer von Rotterdam nach Gorkum brachte, und die bei der letztern Stadt bis zur Dortrechter Belagerung liegen bleiben mußte, in den Jahresrechnungen, welche die Chronik der Utrechter histor. Gesellsch. 1852, 392 mittheilt. Der Verm. Beka sagt von dem glücklichen Einbrechen der Utrechter und Amersforter in die Stadt und dem Durchziehen ihrer Straßen: Dat wonderlic te seggen en te scriven is, want die Joncheer van Arkel had doe wel binnen Gorinchem, als men na wel vernam, XXXV hondert gedeckter hoefden van den genen die dair gevangen worden. Kemp bezeichnet den 21. November als den Tag der Einnahme Gorkums durch Egmond. Die Bestürmung Rotterdams erwähnt Dynter, ebenso daß Jakobäa ihr Wimpel vor der Burg in Gorkum aufgestellt habe. Von Jakobäas Versuchen, Arkel für sich zu retten und ihrer Liebe zu ihm: Kemp und oben Buch III. Kap. 1. Note 2. Das Vetus Chron. Belg. (Math. I 82) berichtet: Anno MCCCC ende XVII mensis Decembris die X doen wert Joncker Jan van Arckel verslagen meet veel goeder mannen tot Gorkum. Jacob sloech Willem van Arckel. Dieser letztere Zusatz ist eigenthümlich. Daß Arkel siebenmal den Feind zurückgeworfen, und sein trauervolles Begräbniß: Kemp. — Malefici illi victores in Gorinchem crudelissime tyrannizaverunt nec ecclesie nec cimiterio neque sanctuario parcentes, sagt das Chron. Tielense 466. Dasselbe besagt eine Urkunde vom 15. Aug. 1418 bei Mieris 492 und eine Stelle der Jahresrechnung in der Chronik der Utrechter Gesellsch. a. a. O. 390.

8. Ueber das Geschlecht der Herren von Arkel: Kemp und De vita et reb. gest. dom. de Arkel (Math. VIII). Ueber die Arkelschen Besitzungen, Einkünfte und Wappen Kemp 208—210. De vita etc. 345—346. Darüber sowie über das letzte Lebensjahr des alten Arkel, Chron. d. Utr. hist. Ges. 1851, 60—69. 1852, 211. 212. 217. 410.

9. Ueber Walram Brederode Joh. de Leydis de Orig. et reb. gest. dom. de Brederode (Math. Anal. II.) 337—340, seinen Vater 333—336. Verm. Beka 419—420. Jakobäas Sorge für Walrams Kinder: Urk. vom 12. Jan. 1418 bei M. 449.

10. Beabsichtigter Zuzug Johanns von Brabant: Dynter 355.

11. Wilh. von Drüten der mächtige, aber verhaßte Amtmann von Maes und Wael, wurde 1424 durch einen Schöffenspruch zu Maesbommel in Gegenwart vieler Ritter und Knechte wegen eines Mordes zum Tode verurtheilt. Chron. Tiel. 502. Nyhoff IV, p. XI.

12. Ueber die Gefangenen und Erschlagenen aus Geldern Mieris IV. 527—529. Nyhoff XXX, CXLV.

Fünftes Kapitel.

Die Brabanter Heirath.

1. Der Herzog von Geldern: Nyhoff CXLVI—CXLV.

Digitized by Google

2. Unterhandlungen. Chronik d. Utr. Geſ. a. a. O. 387. 389. 393. 398. Jakobäas Korreſpondenz daſ. 401. Ferner die Urk. vom 27. Mai 1418 M. 483. Particularités 17—24. Furcht im Volke: Chron. Tiel. 467.

3. Jakobäas Strenge. Urk. vom 13. Dezember 1417 und 5. Januar 1418, M. 436. 445. Monſtrelet l. c. 182.

4. Geldoperationen. Zahlungen der Städte z. B. Urk. vom 2. und 8. Jan. 1413, M. 442—444. 446. Zahlungsverbote an die Schuldner des Feindes: Urk. vom 2. Jan. 1413 und 3. März 1423, M. 442. 675. Verpfändungen und Steuern: Urk. vom 26. Aug., 14. 28. Sept., 31. Dez., M. 494—498. 507.

5. Schatzungsgelder der Gefangenen z. B. Urk. vom 1. und 3. Jan., 11. Nov. 1418, M. 444. 442. 504. Urk. v. 21. Jan. 1425, M. 814.

6. Dienſtaufſagen z. B. Urk. vom 15. 29. Okt. 1417, 5. 9. Febr., 1. 2. März, 9. Febr. 1420. M. 427. 428. 460. 466. 540. Grafen von Naſſau: 464. 475. 476. 503. Heemskerck 458.

7. Schloßübernahmen z. B. M. 480. 469. 433. 414. 416.

8. Fehdebriefe z. B. Urk. v. 6. März, 10. Juni, 23. Aug. 1418, M. 485. 487. 593.

9. Bündniſſe mit Utrecht und Amersfort: M. 454. 455, mit dem Herzog von Berg: Urk. v. 21. Jan. und 2. Febr. 1418. M. 450. 457. Darin nimmt Jakobäa ihre guten Freunde von Lüttich von der Fehde aus. Unterhandlung Jakobäas mit England: Urk. v. 27. Mai M. 483. Bündniß Jakobäas mit dem Grafen von Reiferſcheidt, ihre Unterhandlungen mit Lüttich, Zuzug für Johann aus den oberen Landen: Chronik der Utr. Geſ. a. a. O. 390. 399. 400. 394.

10. Der Kleinkrieg in den Monaten Dezember 1417 bis Juni 1418 erhellt ſchon aus den vorgenannten Urkunden, Dynter 376, Magn. Chron. Belg 362, Herm. Corner Chronicon c. 1231, am beſten aus der Chronik der Utrechter Geſ. Vorfälle bei Gouda: Verm. Beka 398. 399, bei Zierickſee Reygersberg 188. Anſchlag auf Schiedam: v. Wyn Naleezing op de Vaderl. Historie 201. Seeländiſche Flotte: Chronik der Utr. 384. 407. 411. Mieris 484. Johanns von Bayern Söldner: Dynter 370. Urk. vom 27. Mai bei Mieris 483. Chronik der Utrechter Geſ. 394. Verſenkung der Schiffe im Brieler Hafen: Chron. d. Utr. Geſ. 382. 387. 390. 396. Aufſtand in Rotterdam und Angriffsverſuche der Dortrechter auf dieſe Stadt: daſ. 383. 386. 391. 395. 408. 411. Heinrichs von Bergen Wache bei Graveſand: daſ. 383. Hinrichtung der Mannſchaft eines Kaperſchiffes: daſ. 385. Blockhäuſer: daſ. 393. Beabſichtigte Landung Johanns von Bayern in Nordholland: daſ. 405—407.

11. Vorgänge im Konſtanzer Concil: Eberhard Windeck in Mencken Script. I 1123. Snous 35. Dynter 345. 350. 355 sqq.

12. Päbſtliche Erlaſſe. Dispenſation am 22. Dezember 1417, M. 440. Widerruf am 5. Januar 1418, M. 446. Der Pabſt ſpricht in letzterer Urkunde von den guerrarum incendia non solum in dominiis Johannis et Jacobae, sed et in circumvicinis et etiam remotis partibus. Wahrſcheinlich hatten ihm der Kaiſer und Johann von Bayern gedroht, es werde ein Krieg mit der ganzen burgundiſchen Macht erfolgen, in welchem auch der Kaiſer und Deutſchland nicht müßig bleiben würden. Daß die Urkunde vom 5. Januar unbeſiegelt auf der päbſt-

Digitized by Google

lichen Kanzlei zurückgehalten worden, berichtet selbst Dynter 357. Verstärkter Widerruf des Pabstes am 30. März: M. 476. Fischer 151. Botschaft des Pabstes und der beiden Kardinäle an Brabant: Dynter 362—363. Bestätigung der Ehe am 27. Mai 1421: M. 485—486, dazu Dynter 359 sqq. Appellation Jakobäas und Adhäsion der Utrechter Kirche: Chron. der Utr. Ges. 384 413.

13. Kaiserliche Erlasse. Eheverbot an Johann von Brabant am 1. März: M. 466. Befehl an denselben zur Herausgabe von Jakobäas Landen am 28. März: M. 486, Dynter 367, in nächster Verbindung mit dem verstärkten zweiten Dispensationswiderruf des Pabstes und mit dem offenen Briefe an die holländischen Städte und Einwohner vom 30. März M. 477—478. Die Belehnung Johanns war demnach vor dem 28. März, erfolgt und zwar, wie in den Particularités 23 bemerkt ist, durch Bevollmächtigte des Kaisers. Uebrigens ist das Datum der unter dem 30. März gehenden Briefe des Pabstes und Kaisers etwas auffallend. Sie sprechen beide darin von der Hochzeit, die noch nicht vollzogen, aber beabsichtigt sei. Es war aber nicht denkbar, daß sie zu Konstanz am 30. März nicht schon von der am 10. März im Haag vollzogenen Trauung Nachricht gehabt, die in Gegenwart der Stände und so vieler Personen vor sich ging, welcher die consummatio matrimonii und sogleich der feierliche Huldigungszug durch die Städte folgte. Sollte nicht aus dem 13. März, den die Urkunden ursprünglich hatten, später durch Irrthum, vielleicht auch durch Fälschung der 30. entstanden sein? Dynter theilt jene Urkunde, in welcher der Pabst auf verstärkte Weise die Dispensation widerruft, nicht mit, allein er sagt 357: das Original der Widerrufsurkunde sei seinem Herrn dem Herzog von Brabant niemals eingehändigt, während aus den Particularités 37 hervorgeht, daß die Urkunde Jakobäa und ihrem Gemahl insinuirt und öffentlich an vier Bischofskirchen der Nachbarschaft angeschlagen war.

14. Dispensation des Pabstes zur Heirath Johanns von Bayern: Dynter 353. 366. Im Artikel 20 des Friedensvertrages vom 19. Febr. 1419 bei Mieris 524 ist auch von Verwilligungen und Briefen des Pabstes in Bezug auf Jakobäas Lande die Rede. Belehnung Johanns durch kaiserliche Gesandte: Partic. 23. Die Belehnung mußte schon vor dem kaiserlichen Erlasse an Johann von Brabant vom 28. März erfolgt sein. An Elisabeth von Görlitz verschrieb Johann von Bayern am 9. Febr. 1418 all seine Besitzungen zu Widthum und Leibzucht: Fischer II 137—139. Damals war also bereits die Hochzeit beiderseits beschlossen.

15. Ueber Jakobäas Nöthigung zur Heirath sagt Monstrelet I cap. 236, daß ihre Mutter en partie l'avoit mariée audit duc de Brabant contre sa voulonté. Cf. cap. 194. Die Gouda-Chronik 122 drückt sich in folgender Weise aus: Nach der Gorkumer Schlacht noch so was Vrouwe Jacob in grooten last, want Hollant wort Oweedrachtich ende Hertoch Jan van Beyeren haer tom lach binnen Dordrecht. Ende Heer Henrich van Berghen met die anden Heeren, die met Vrouwe Jacob waren, brochtent so verre, dat sy Hertoch Jan van Brabant tot eenen man nam. Daer sy seer mede dwailden. Suffridus Petrus 143: Hamati ergo talem antagonistam nacti, ut se praemunerent adversus ingruentem illius vim (Johannem Bavarum), consilio Dn. Henrici de Berga et D. Jo-

Digitized by Google

hannis Ducis Burgundiae et matris ejus Dominae Margaritae Burgundiae, desponderunt comitissam Holandiae D. Jacobam Johanni Duci Brabantiae ejus consobrino. Vgl. Magn. Chr. Belg. 362.

16. Daß die Hochzeit mit königlicher Pracht gefeiert worden, berichten das Magn. Chron. Belg. 362, Reygersberg 190, Dynter und Vinchant. Das Datum vom 10. März und 4. April geben Dynter an, sowie die Particularités 19 und Reygersberg. Die Feierlichkeit am 10. März war die bürgerliche Eheschließung, welche der kirchlichen Einsegnung oder dem öffentlichen Kirchgange der Neuvermählten vorausging. Bei Dynter 358 und in den Particularités 19 wird hervorgehoben, daß die Eheschließung stattgefunden nach den Gebräuchen des Ortes, also nach holländischem Rechte. Man kann daher kaum zweifeln, daß sie, was jedoch nicht ausdrücklich berichtet wird, in der Form der Beschreitung des Lagers stattfand. Altgermanische Symbole dieser Art hielten die fürstlichen Geschlechter am längsten fest, auch die Eheschließung zwischen Maximilian und Marie von Burgund geschah durch Beschreitung des Lagers. Daß in der Nacht darauf die Verbindung vollzogen sei, wird sowohl von Dynter in den Particularités, als vom Verm. Beka 398 und Snous 136 und dem Magn. Chron. Belg. ausdrücklich gemeldet. Die Neuvermählten selbst melden dem Herzog von Burgund, daß sie malcander beslapen hadden: Chronik der Utr. Ges. a. a. O. 398.

17. Huldigungsreise der Neuvermählten in beiden Landen: Dynter und die Chronik der Utr. Ges. a. a. O.

Sechstes Kapitel.

Belagerung von Dortrecht.

1. Aufforderung Johanns von Bayern an die Grafschaften und deren Antwort: Dynter 368—370, Verm. Beka 399. Chron. de Holl. 154. Vinchant 72—73. Chron. d. Utr. Ges. 395.

2. Neutralität des Goylands: Chronik der Utr. Gesellsch. 417—418, und der Gaesbeckschen Lande: Urk. vom Mai oder Juni und vom 24. August 1418 bei M. 487. 494. Stimmung in Holland: Verm. Beka 399.

3. Maßregeln der Hoeks: Chronik der Utr. Ges. 395. 403. 405. 408. 410. Aufgebot am 30. Mai: das. 387.

4. Unterhandlungen Johanns von Brabant mit Johann von Bayern: Partic. 25. Verm. Beka 399. Haraeus 388—389. Chronik der Utr. Ges. 380.

5. Versammlung zu Antwerpen: Dynter 370—371. Daß auch Hennegauer am Zuge Theil nahmen, sagt Vinchant 73 und erhellt aus Mieris 526, wo 21 Hennegauer, darunter die Vornehmsten, als Theilnehmer am Friedensschlusse zu Workum auftreten.

6. Die Hochzeit Johanns von Bayern fand nach dem Magn. Chron. Belg. 340 im Juni 1418 statt; denn am 28. Mai war Neuwahl in Lüttich und subsequenter brevi temporis intervallo Joh. de Bav. matrimonium cum ducissa Lucemburgensi contraxit.

7. Ueber Belagerungszeug und Einrichtungen in der belagerten Stadt gibt anschauliche Belehrung unter andern Schürstabs Beschreibung im VIII. Bande der Quellen und Erörterungen

Digitized by Google

zur bayerischen und deutschen Geschichte. Im Uebrigen ist natürlich das Material zu Darstellungen solcher Art aus zahllosen Stellen in Urkunden und Chroniken zu entnehmen.

8. Vorgänge bei der Belagerung: vor allem die Chronik der Utr. Ges. a. a. O., dann Dynter 371—375. Verm. Beka 400—402. Magn. Chron. Belg. 362—363. Herm. Corner Chron. c. 1232. Reygersberg II 190. Suffr. Petrus 143. Divaeus Rer. Brab. 223. Haraeus 389. Beverwyck Beschryving van Dortrecht 347. Die Anwesenheit Jakobäas im Lager berichten Snous 136 und Roya 71. Daß auch St. Paul vor Dortrecht, — aus der Chronik bei Math. I 82. Daß Dortrecht auch heftig bestürmt sei, erzählt blos das Magn. Chron. Belg., der Fortsetzer des Beka würde, wenn die Bestürmung stattgefunden hätte, sie nicht ausgelassen haben, und Dynter, der freilich die von allen andern Chronisten bezeugte Schande seiner Landsleute zu verhüllen trachtet, berichtet 271: es sei zu Antwerpen überhaupt nur beschlossen, starke Blockhäuser zu bauen und zu bewehren, und dann mit dem Heere wieder abzuziehen. Zerstörung von Goerede: Reygersberg und Wagenaar III 430. Der Streich mit den Schiffen voll Eßwaaren: Magn. Chron. Belg. Herzog Johanns Sängerkapelle: Utr. Chr. 397. Er und Jakobäa im Haag: das. 322. 391. Wassenaar und Assendelft Marschälle: 389. Geldnoth: 391. 421. Streit zwischen Montfort und Culenburg: 423. 392. Johann von Egmond: 390. 417. 420. 421. 422. 423. Frühzeitige Entfernung wohlhabender Männer aus dem Lager: 421. 422. Die Dortrechter auf den Flüssen oberhalb des Lagers: 396. 397. 420. 422. Die Rotterdamer: 397. Eiliges Aufgebot der Brabanter Ritter und Knechte nach St. Gertrudsberge: 424. Brabanter Siegel in Dortrecht: 425. Aufbruch des holländischen Heeres am 6. August: 423.

Zum Andenken an diese Belagerung ist über der Spuipoort zu Dortrecht noch folgender Spruch:

> In't jaar 1418 belegerde hier dese stad fier
> Hertog Jan van Braband machtig:
> Maer wiert verdreven door Gods hand krachtich,
> Soli Deo Gloria.

Auch befindet sich in Dortrecht ein jetzt restaurirtes altes Bild, welches die Belagerung vorstellt. Schotel Jets über Teylingen 322.

Siebentes Kapitel.

Johann von Bayern Sieger.

1. Die Dortrechter vor Rotterdam, Furcht vor ihren Landungen, Jakobäas Beorderung von Städtevolk nach dem Haag: Chronik der Utr. Ges. 397. 424. 425.

2. Zerstörung der Stadt Yfselstein nach Jakobäas Befehl vom 15. Aug., M. 492, in der Weise wie Snous 135 umständlich und erbittert den Hergang beschreibt. Gouda Chronik 120. Erst unter Karl dem Kühnen wurde das Schloß Yfselstein wieder aufgebaut. Kemp 204.

Geldstrafen der Utrechter um Kirchenschändung in der

Digitized by Google

Gorkumer Schlacht: Urk. vom 15. Aug. M. 494. Neue Aechtung der Gorkumer Betheiligten: Urk. vom 26. Aug. M. 497.

3. Gütererwerb Wilhelms von dem Berge: Urkunden bei Mieris 493. 514. Hergang am Hofe und unter den Ständen von Brabant: Dynter 376—377 und unten im vierten Buche.

4. Bestellung der Regentschaft durch den Herzog von Brabant: Urk. 14. 28. Sept. 498—499.

5. Geldoperationen: Urk. 26. Aug. 9. 14. 28. September 31. Dez., M. 494—496. 497—498. 507.

6. Furcht vor Jakobäas Landung in Boorne oder Putten, Johann von Bayern bei Geervliet, Eifer der Brieler: v. Wyn Byvoegsels zu Wagenaar, 3tem Buche 86.

7. Einnahme von Rotterdam, Jakobäa in Schiedam Delft und Gouda: Verm. Beka 402—403. Rotterdam sei auf St. Viktors Tag genommen, erzählt Vinchant 74 und setzt den 28. Juli, wo man noch vor Dortrecht lag.

8. Waffenstillstände auf acht Tage seit dem 27. Okt. von Jakobäa bewilligt ten versoucke ende begeeren ons liefs ende geminden neve des graven van Charolais: M. 501. 506. 513. 518.

9. Unterhandlungen: Dynter 377 ff. Gelobung Johanns von Brabant zur Herausgabe von seiner Gemahlin Lande bei ihrem kinderlosen Tode am 27. Dezbr. bei M. 506. Verzicht Jakobäas auf Gorkum und Leerdam im Januar. M. 518.

10. Workumer Verträge. Mieris 525—534. Aus diesen Urkunden, sowie aus dem Verm. Beka 404—407, Dynter 377—379, Magn. Chron. Belg. 363 erhellt, wie es bei dem Abschlusse in Workum herging. Die Namen der Herren, welche ihre besondern Friedensartikel siegelten: Mieris 525—529. 531—532. Der Artikel 17 gibt eine Andeutung, wie verfänglich die Worte gesetzt wurden. Da heißt es erst: die Kastellane sollten die Schlösser keinem andern übergeben, als Jakobäa und ihren Gemahl alsoo lange als sy t'samen in huwelyck zyn. Dann hätte nach Johanns von Brabant Tode der Oheim zugreifen können. Es wurde daher auf Betreiben der andern Partei zugesetzt: dats te weten, alsoo lange als myn Vrouwe leven sal. — Ob die Angabe: Johann von Bayern habe zu Workum durch Testament Philipp zu seinem Erben eingesetzt (Arend, 472) Grund hat, wird sich später zeigen.

11. Entschädigungen der Kabeljaus. Heemskerck bekam für sein abgebrochenes Schloß 3500 Rosenobel: Urk. vom 15. Febr. 1419, M. 527. Ueber Entschädigungen, welche Johann von Bayern seinen Fehdegenossen gab, die Urkunden 527—529. 535—536.

12. Forderungen der Städte. Chronik der Utrechter Gesellschaft 1850, 202—206.

13. Entlassung aus dem Unterthanenverbande von Jakobäa und ihrem Gemahle: Urk. vom 1. April 1419, M. 532. Verkündigung der Friedensartikel bei Glockenschlag gebietet Johann von Bayern in der Urk. vom 20. Febr., M. 530. Seine Huldigung: Magn. Chron. Belg. 363. Schon im Vertrage vom 13. Feb. selbst und fortan nennt sich sone van Henegouwe van Hollant ende van Zeelant. Auch auf den Münzen, die Johann von Bayern in dem angeheiratheten Herzogthum Luxemburg schlagen ließ, nennt er sich Joh.

Digitized by Google

Dux. Bav. et filius Holl., bei Mieris I 23. Das filius bedeutet so viel als Prinz, oder wie es auch heißt „Junker von Holland". In ähnlicher Weise entstand der Name Infant von Spanien, fils de France.

14. Daß Johann von Bayern nicht blos Mitregent, sondern auch Johanns von Brabant Statthalter sein sollte, erhellt aus der Urk. ebenfalls vom 13. Febr. 1419 bei M. 525.

Digitized by Google

Jakobäa von Bayern
und ihre Zeit.

Digitized by Google

Jakobäa von Bayern und ihre Zeit.

Acht Bücher niederländiſcher Geſchichte

von

Franz v. Löher.

Zweiter Band.

AUF VERANLASSUNG UND MIT UNTERSTÜTZUNG

SEINER MAJESTÄT DES KÖNIGS VON BAYERN MAXIMILIAN II.

Nördlingen.

Druck und Verlag der C. H. Beck'ſchen Buchhandlung.

1869.

Digitized by Google

Vorwort.

Seit der erste Band dieses Werkes erschien und in fremde Sprachen übersetzt wurde, sind sechs Jahre verflossen. Das ist ein Verschulden, wofür der Verfasser Rede stehen muß. Es überfiel mich nämlich eine drängende Aufgabe nach der andern, das größte Unglück war aber das Fehlen der Quellen und Vorarbeiten.

Es lag da ein höchst anziehender Stoff, nur obenhin gekannt, von Sagen ganz überwuchert, ja theilweise mußte man ihn erst entdecken. Der erste Band ließ sich noch mit Hülfe von Schriften und Urkunden herstellen, die ich im bücherreichen München und durch Gönner in den Niederlanden auftrieb. Die Fortsetzung der Arbeit wurde immer schwieriger, je tiefer ich hinein kam. Es blieb zuletzt nichts übrig, als erst die holländischen belgischen und nordfranzösischen Archive zu durchforschen. Das geschah nun keineswegs erschöpfend: immerhin aber floß aus Lille Mons Brüssel Paris Wien München dem Haag Leyden und andern holländischen Städten eine große Menge von Urkunden Chroniken Kämmereirechnungen und Ortsnachweisen zusammen, die sämmtlich noch ungedruckt waren. Diesen bunten und oft widerhaarigen Quellenstoff mußte ich erst durchdringen, ordnen und erörtern, und endlich das Nöthigste daraus selbst veröffentlichen, um eine Grundlage für das Buch zu schaffen. So entstanden die beiden Abtheilungen der „Beiträge zur Geschichte Jakobäas von Bayern", welche 1865 in den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften zu München, Band X Abth. 1 und 2, erschienen.

Digitized by Google

Bei diesen Forschungen erhellten sich weite Abschnitte der niederländischen und burgundischen Geschichte, die im Dunkeln lagen. Freilich knickte auch eine Reihe von Prachtblüthen der Jakobäa-Sage zusammen, aus denen die holländische Schuljugend ihre schönsten Aufsätze macht, als da sind der berühmte Ritterschlag der Sieben, der auch im Nationalmuseum auf der Maximiliansstraße abgemalt ist, die Schauergeschichte vom holländischen Regulus Albrecht Beylinck, die Pabstfabel von Benedikt XIV. Ehebewilligung, und dergleichen mehr. Doch genug des Abenteuerlichen ist übrig geblieben, um das Leben von Kaiser Ludwigs Urenkelin zu einem wilden Roman zu machen, wilder als ihn damals Margarethe von England oder Johanna von Neapel erlebte, oder auch die Jungfrau von Orleans, die ein halbes Jahr später, als Jakobäa ihre strahlenden Waffen niederlegte, sie wieder aufnahm.

Was aber die Hauptsache — das wirklich Geschehene ist nun bis in die einzelnen Züge hin aufgeklärt und urkundlich bewahrheitet, und vielleicht möchten sich wenige Kriegs- und Fürstengeschichten aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts so klar und sicher von Monat zu Monat nachweisen lassen, als jene niederländische Epoche Jakobäas.

Eigenthümlicher Reiz liegt über diesen Parteikriegen zu Ausgang des Mittelalters. Wer es verstände, Denken und Trachten der Menschen jener Tage uns deutlicher zu machen, der würde eine Lieblingsidee des verklärten Königs Maximilian II. ausführen, der es öfter betonte, wie dieses Buch ein offenes Spiegelbild werden müßte von den Sitten und Bräuchen, und insbesondere von den Rechtsanschauungen, die neben den religiösen dem Jahrhundert Kraft und Gerüste gaben.

München, Weihnachten 1868.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Viertes Buch.

Die Brabanter Revolution.

Erſtes Kapitel.

Brabant und ſeine Hauptſtadt.

Landesfreiheit. Der Rath von Cortenberg. Macht der Städte. Brüſſel Löwen Antwerpen und andere Städte. Herzogthum Limburg. Der Kaltenberg. Brüſſels Anblick. Adliger und bürgerlicher Stadttheil. Ausbürger und Schutzverwandte. Ausſchweifender Hof. Franzöſiſche und deutſche Geſittung. Gewerbe. Feſtlichkeiten. Kriegsſtärke der Geſchlechter und der Zünfte. Alleinherrſchaft der Patrizier. Die Schöffen und ihre Wahl. Der Amtmann. Die Schützen- und Tuchmachergilde. Prälaten und Landesadel. Berühmte Adelshäuſer. Ordnung des brabanter Kriegszugs. Das alte Fürſtenhaus.

Im Sommer des Jahres 1312 verſammelten ſich im großen Saal der Cortenberger Abtei ſechszehn auserleſene Herren von Brabant. Vier hatten ſich den Ritterſchlag verdient, die Uebrigen waren ſämmtlich rittermäßige Leute, drei aus Löwen, drei aus Brüſſel, und je einer aus ſechs anderen Städten. Sie waren erwählt von Fürſt und Ständen, auf daß ſie wachten über des Landes Freiheit und Verfaſſung. Jegliche Klage, welche ſich auf Brabants Recht und Regierung bezog, ſollten ſie anhören, unterſuchen, entſcheiden. Wer nicht öffentlich als treu- und rechtloſer Mann wollte verkündigt werden, mußte ihrem Ausſpruch gehorchen. Fortan trat von drei Wochen zu drei Wochen dieſer „Rath von Cortenberg“ zuſammen, ſeines hohen und edlen Berufs zu pflegen. So große Freiheit hatte der bra-

Digitized by Google

banter Herzog seinen Unterthanen verliehen, und er gelobte zugleich: wenn er selbst jemals des Landes Freiheit brechen würde, so sei zur Stunde Jedermann der Treue gegen ihn ledig. Der Nachfolger dieses Fürsten gab zwanzig Jahre später acht Städten des Landes Vollmacht, den Staatshaushalt zu überwachen, und seine Tochter, die Erbherzogin Johanna, entsagte ihrem fürstlichen Begnadigungsrecht, damit um so erhabener bestehe das Urtheil, welches das Schöffengericht in Brüssel über Verbrecher verkündige. Ja noch mehr, diesen selben Gerichtshof rüstete sie aus mit Macht und Ehre, auf daß er Rechtssachen, die sich im herzoglichen Rath gar zu sehr in die Länge zögen, selbst zur Hand nehme.

Kaum durfte ein anderes Land sich im vierzehnten Jahrhundert so großer und verbriefter Freiheiten rühmen. Das Verdienst aber, sie dem Lande erworben zu haben, schrieben sich vorzugsweise die Städte zu, und allerdings ließen sie schon längst den Adel hinter sich in Macht und Ansehen wie durch Kraft und Rührigkeit. Brabant besaß eine unversiegliche Quelle von natürlichem Reichthum in seinem fetten fruchtbaren Boden und in dem ruhig fortarbeitenden Fleiße der Bewohner. Auf vielen Stellen hatten sich die Menschen so dicht zusammen gesiedelt, wie in Flandern und Holland, weil sie Geselligkeit liebten und der Arbeit und Verdienst aller Orten leicht und sicher war. Deshalb blüheten schon frühzeitig eine Menge von Städten auf, die sehr bald inne wurden, daß in ihnen des Landes beste Stärke beruhe.

Als die vornehmste Stadt fühlte sich Löwen. Um seine Mauern und Thürme schwebte noch ein gewisser ehrwürdiger Glanz, Löwen war die Stadt der alten Fürsten und der alten Geschichte. Noch vor fünfzig Jahren war diese Stadt blühend und volkreich durch Linnenhandel und Tuchwebereien, — vor hundert Jahren aber, so erzählte man, hätte Löwen viertausend Webstühle und über hunderttausend Einwohner gehabt. Seitdem war die Stadt fortwährend gesunken: in den unaufhörlichen und blutigen Kämpfen zwischen Patriziern und Hand-

Digitized by Google

werkern mußten zahllose Bürger in's Elend ziehen. Sie gingen nach Brüssel, das sie mit Freuden aufnahm, hinter dessen Mauern sich immer mehr Handel und Gewerbe, Lust und Reichthum sammelte. Zuletzt war auch der fürstliche Hof von Löwen nach Brüssel herübergezogen, und hatte die schimmernden Ritterzüge gemischt unter die fröhlichen Bürgerfeste. Die Löwener blickten mit stillem Groll auf das immer mächtiger heranwachsende Brüssel, und wenn es nicht gar zu arg gegen Beider Vortheil ging, dann wollte die eine Stadt gewiß das nicht, was die andere wollte. Eine dritte Stadt kümmerte sich um Beide nicht viel, schickte Flotten auf den Häringsfang, und bot offenen Markt allen Seeleuten, die etwas zu handeln hatten: diese Stadt war Antwerpen. Fischerei und Seehandel gaben ihr allmählig eine große Bedeutung, und man mußte zugestehen, Antwerpen solle nicht mehr einen, sondern zwei Männer in den Rath von Cortenberg schicken. Zu den andern drei Städten, welche das Wahlrecht für Cortenberg erhielten, nämlich Herzogenbusch, Thienen (Tirlemont), und Leuwe (Leau, Zout-Leeuw), war später noch Nyvels getreten. Aber noch eine ganze Menge Bürgerschaften ließen ihre Stimme im Lande hören. Im Jahre 1354 waren es schon vier und vierzig Städte und freie Ortschaften gewesen, welche ihre Zustimmung beurkundeten, daß des Herzogs Tochter Landesfrau werde. Unter ihnen waren auch die Limburger Städte; denn das Herzogthum Limburg war in der großen Schlacht von Woeringen 1288 von Brabants Ritterschaft gewonnen. Die Maestrichter überragten aber weit die andern Bürgerschaften Limburgs, und waren schwer zu überzeugen, daß Brüssel ihr Vorort geworden sei.

Das Innere dieser Hauptstadt von Brabant, deren Straßen bald ein so wildes und blutiges Treiben füllen sollte, ihre Regierung, und die Klassen ihrer Bevölkerung müssen wir uns jetzt näher beschauen.

Brüssel konnte nicht daran denken, sich mit Gent Dortrecht Köln oder Mainz zu messen: gleichwohl war es eine reiche und

Digitized by Google

stolze Stadt, weil sie die Blüthe und Fülle des reichen brabanter Landes in sich vereinigte. Das alte Herzogsschloß trug einen winterlichen Namen, es hieß der Kaltenberg, und erhob sich auf einer mäßigen Anhöhe, die stattlich genug war, um von hier die ganze Stadt zu überblicken, welche sich hügelauf hügelab hinunterstreckte, bis man auf Treppen und steilen Abhängen zu den Sümpfen und Sandebenen des Semmeflüßchens kam. Die Burg selbst aber war fest und wohlgebaut, hatte schöne offene Hallen, farbig prangende Fenster und eine Menge uralter Thürme und Erker mit allerlei Zierwerk. Dicht hinter der Burg trat man aus den Küchengärten des Hofes unter die hochschattigen Bäume eines weiten Parks, in welchem Edelwild sprang, und auf dessen Feuerteichen sich im Herbste wohl einmal wilde Schwäne sehen ließen. War auf dieser Rückseite des Schlosses Alles voll Grün und Stille, so wurde die andere Seite niemals leer von Rossen und Wagen, Volk und Rittern. Etwas die Höhe hinab breitete sich hier der Hofplatz, der mit Steinen belegt und rings mit kurzen steinernen Säulchen umgeben war: soweit ging der Burgfrieden, in welchem Niemand Messer oder Degen ziehen durfte. Man übersah von hier die zahllosen rauchenden Kamine der Stadt, und im Frühjahr, wenn die Senne hochschäumend einherbrauste, standen jenseits der Stadtmauer weite Wasserflächen, wo sonst der gelbliche Sand glänzte. Die Häuser von Brüssel waren durchgängig klein und meist von Holz, und selbst wenn sie halb von Stein gebaut waren, so sahen sie doch aus wie niedliche hölzerne Häuser. Nur die Kirchen und Klöster, die städtischen Gebäude, und hier und da ein adliger Hof mit einem Thurm, ragten empor unter dem kleinen und schwärzlichen Häuser-Gewimmel.

Zwei Straßen, und sie waren damals schon gepflastert, senkten sich vom Hofplatze ziemlich steil in die Stadt hinunter. Die eine bog gleich rechts, noch auf dem Abhang der Anhöhe hinlaufend, zur prächtigen St. Gudulakirche ab, welche in schlichten edlen Verhältnissen weit emporragte. Die andere Straße ging im geraden Zuge, indem sie eine Menge Seitenstraßen aufnahm

Digitized by Google

und immer tiefer sich senkte, bis zum Mittelpunkte der Bürgerschaft, dem Markte. Hier sah man auf der einen Seite das stolze Rathhaus, auf der andern Seite die Fleisch- und Brodhallen, ringsum stellten sich außer einigen Patrizierwohnungen die Zunfthäuser dar, in welchen auch Schenkwirthschaft betrieben wurde.

Zwischen der fürstlichen Burg und der St. Gudulakirche, und noch links und rechts darüber hinaus, war die Stadt der Geistlichen und des Adels. Sie hielt sich möglichst auf und an der Anhöhe des Schloßberges, und umfaßte mehrere adlige Höfe, die theils Patriziern, theils aber auch dem Landadel gehörten. Denn um theilzunehmen an Festen und Gesellschaft, an Bildung und Schutz des Hofes und der Stadt, hielten selbst die Bannerherren, welche draußen reiche Güter und Gerichtsbarkeit hatten, es für gerathen, in das städtische Bürgerrecht einzutreten. Sie hießen dann Ausbürger, mußten jedes Jahr wenigstens dreimal sechs Wochen in Brüssel wohnen, zahlten Bürgergeld und einige Steuern, und stellten in Fehdezeiten ihren Mann zum städtischen Banner.

In diesem höher gelegenen Stadttheile fing damals französische Sprache und Sitte an sich einzubürgern. Nichts that dem ausländischen Wesen mehr Vorschub, als daß die burgundischen Fürsten ihre französische Hofhaltung nach Brüssel verpflanzten, und mit ihr französische Prachtliebe und Lockerheit der Sitten einzog. Der brüsseler Hof wurde berühmt durch Glanz und Feste und Ausschweifungen. Jeder Vornehme wollte es dem andern zuvor thun in Waffenschmuck und prächtigen Kleidern, in der Menge von Rossen Dienern und Pagen. Auch andere Leute, als die auf seinen Höfen wohnten, hatte der Adel im Solde, wofür sie seine Farben und Kleider trugen. Wiederholt gerieth das Gefolge von Land- und Stadtadligen an einander, und Waffengeklirr Streitruf und blutige Köpfe war man auf den Straßen schon gewohnt.

Der adlige Hochmuth, die Pracht und Verschwendung hatte sich von der obern Stadt auch in die untere verbreitet, soweit

Digitized by Google

dort Patrizierhäuser standen. Auch in diesen ließ sich die Folge jenes Treibens, Schulden und zerrüttete Verhältnisse, kaum mehr verbergen. Um so fester schlossen sich dagegen die Zunftleute ab, die nichts wissen wollten von französischer Sprache und Sittenlosigkeit. Die Zünfte waren zahlreich und wohlhabend. Brüssel war der Sitz eines lebhaften Zwischenhandels zwischen Flandern Frankreich und den Rheinlanden, namentlich in Bier Wein und Gewürzen. Das Gewerbe in Lein- und Teppichweberei, in Bereitung von Leder und wollenen Tüchern, stand in Flor. Zwar das letzte, das früher so reichlich nährende Wolltuchgewerbe, empfand auch in Brüssel den Druck, der von England ausging. Die englischen Tuche fingen damals an, weil sie besser und billiger waren, die niederländischen von den Märkten zu verdrängen, und hauptsächlich hieraus zog der Haß gegen die Engländer, der sich in Holland und Brabant jeden Augenblick Luft machte, seine Stärke. Brüssel verlegte sich um so eifriger auf das Kunsthandwerk, auf Färbereien Goldschmieden Harnischmachen Schwertfegen.

Die gleichartigen Handwerke aber wohnten, wie jetzt noch in den Städten des Orients, in gewissen Straßen oder Stadttheilen beisammen, und die Zunft machte sich da ganz von selbst. Jedes Jahr kamen mehr Handwerksgenossen, und mit ihnen mehr Geld und Gewerbe nach Brüssel. Während die Patrizier durch Uebermuth und unsinnige Verschwendung an Vermögen wie an sittlicher Geltung bei ihren Mitbürgern einbüßten, nahmen die Handwerker wie an Zahl, so an Bildung und Wohlleben zu. Es übersteigt die Vorstellung unserer Tage, welche tolle Lust und Ueppigkeit zu Zeiten in den kleinen Bürgerhäusern des Mittelalters einkehrte, mit welch wogendem Glanz und Lärmen die Festzüge an den zahlreichen hohen Tagen der Kirche und der Stadt, der Zünfte und der Familien sich durch die Straßen ergossen. Auch die Dichtkunst diente zur Lust des Lebens. Mit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts wurden in Brüssel wie in andern Städten Gesellschaften eingerichtet, in denen man

Digitized by Google

dichtete zu Spaß und Ernst, und Possen oder erhabene Szenen aus der heiligen Geschichte aufführte. Hofleute Patrizier und Zünftige suchten darin einander zu überbieten.

Was sie aber zusammen für ein tüchtiges Wesen ausmachten, dessen wurden die gemeinen Bürger am meisten inne, wenn die gesammte Bürgerschaft in Waffen aufzog. Hoch zu Roß, in glänzender Eisenrüstung, bedeckt mit allerlei wunderlichen Farben und Zeichen, ritten die Patrizier voran. Sie machten allerdings einen stattlichen Haufen aus. Zehn Ritter mit goldenen Sporen, hundert und sechszig Herren, — Herren genannt, weil sie schon einmal Schöffen oder Gildemeister gewesen, — und noch hundert ein und siebzig Patrizier mit eigenem Heerd bildeten den Kern des Brüsseler Stadtadels, der sich in sieben Stämme oder Geschlechter theilte. Wenn dieser Stadtadel all seine jüngeren Söhne und die Menge seiner Knechte und Mundmannen (Schutzverwandten) hinzuzählte, so gab es leicht eine Macht von mehr als tausend Mann. Dienstleute und Schutzverwandte aber zogen die Patrizier von ihren Höfen und Gütern draußen herein, ließen sie heirathen und sich in abgelegenen Stadttheilen ansiedeln. Diese Art Leute, welche sich von Taglöhnen und kleinem Gewerb ernährten, zahlten der Stadt wohl ein Umgeld, die Lebensmittelsteuer, standen aber nicht in der Eidgenossenschaft der Bürger, hielten sich daher gern zu einem vornehmen Hause, das ihnen Schutz und Nahrung gab. So groß aber die gesammte Macht der Ritterbürtigen mit all ihren Knechten und Mundmannen sich darstellte, so war es doch immer nur ein einziger Haufen: — wie zahlreich erschienen dagegen die bunten Züge der Zünfte, welche zu Fuß und zu Wagen aufzogen und Piken und kurze Handwaffen führten! Jede Zunft hatte ihre eigene Kriegsrüstung, ihr Haus voll Waffen für die Gesellen, und ihre Streitwagen mit allem Zubehör. Die Klöster mußten wenigstens einen reisigen Wagen oder die Bespannung dazu stellen. Diese Kriegswagen, besetzt mit tapfern und wohlgerüsteten Männern, wie rasselten sie zwischen die ritterlichen Haufen hinein! Und ihrer

waren so viele, und die bewaffneten Rotten der Zünfte so dicht geschaart, daß sie im freien Felde oder auch auf offenem Markte all die Patrizier bald umzingelt hätten.

Gleichwohl verblieben die Zünfte noch lange in Niedrigkeit, und ihre Mitglieder galten in der Vaterstadt noch immer nicht als die rechten Söhne des Hauses. Während in den andern deutschen Ländern die Zünfte fast überall und längst sich ihren vollen Antheil an der Stadtregierung erkämpft hatten, trug Brüssel noch ganz aristokratischen Zuschnitt. Macht und Gewalt lag einzig in den Händen der Häupter der sieben Geschlechter oder Adelsstämme. Dies waren die sieben Schöffen, welche mit den beiden Schatzmeistern unter des Amtmanns Vorsitz das Gericht hegten und die Verwaltung führten. Zu diesen Stellen war nur ein Patrizier fähig.

Auf sinnreiche Weise geschah die Wahl der Schöffen. Jeder Patrizier, der acht und zwanzig Jahre alt und verheirathet war, dabei von Grundvermögen, von Kaufmannschaft, von einem Amt oder andern Einkünften lebte, — nur ein Handwerk durfte er nicht selber treiben, — mußte sich in seine Geschlechtslisten einschreiben lassen. Jeder Schöffe hatte dafür einzustehen, daß die Listen des Geschlechts, an dessen Spitze er stand, vollzählig seien. Wer dann von den Aufgeschriebenen nicht ordnungsmäßig an der Schöffenwahl theilnahm, wurde aus Geschlecht und Ehren ausgestoßen und für einen falschen und meineidigen Mann erklärt. Am Wahltage versammelten sich die sieben Geschlechter, ein jedes bei seinem Schöffen. Erst leistete Mann für Mann den Schwur: „daß er sich in voller Wahlfreiheit befinde; daß er Niemand das Wort gegeben, ihn oder einen der Seinigen zu wählen; daß er nach bestem Wissen und Gewissen küren wolle, wer am meisten zum Schöffenamt tüchtig und der h. Kirche, dem Herzog, der Stadt und den Geschlechtern am meisten zugethan sei.“ Dann wurden so viele Wachskügelchen gemacht, als Wähler da waren, und ein Kügelchen sah dem andern ganz gleich. Jeder Patrizier nahm eines und hielt es offen vor sich in der Hand. Wenn

Digitized by Google

Alle damit versehen waren, so zerbrach man öffentlich die Kügelchen, und es fand sich, daß in vier derselben eine weiße Marke, in einem aber eine schwarze Marke steckte. Die Vier mit der weißen Marke traten nun bei Seite und wählten einen Schöffen, jedoch nicht sich selbst. Konnten sie nicht einig werden, so gab der mit der schwarzen Marke den Ausschlag. Diese Wahl wurde dreimal vorgenommen, so daß jedes der sieben Geschlechter drei Schöffen bezeichnete. Ihre Namen legte man dem Herzoge vor, und am Festtage des h. Johannes des Täufers erklärte der Fürst: welche Sieben von den gewählten Einundzwanzig das Jahr hindurch Schöffen sein sollten. Den Amtmann dagegen, d. h. den Oberrichter, erkor der Herzog nach seinem Belieben aus dem Landesadel. Denn der Amtmann war des Fürsten Stellvertreter, und übte auch noch jenseits der Stadtmauern über einen großen Bezirk die Grafengerichtsbarkeit.

Es geschah also die Besetzung des Stadtregiments ohne alle Mitwirkung der großen Masse der Bürger. Es gab zwar noch einen großen Rath, doch bedeutete er in Brüssel weniger, als in andern großen Städten, und auch auf seine Zusammensetzung hatten die Zünfte geringeren Einfluß. Zum Glück hatten sich noch zwei Gilden gebildet, welche gewissermaßen zwischen Zünftigen und Patriziern mitten inne standen, und wenn sie wollten, Mitglieder von beiden Seiten aufnahmen. Dies war nach der kriegerischen Seite hin die Schützengilde, welche insbesondere die jüngeren gebildeten Leute aus den Zünften vereinigte. Die Armbrustschützen mußten stets bereit sein, auf Befehl der Schöffen und für städtischen Sold bewaffnet aufzutreten, in und außer der Stadt; im Landesaufgebot aber gingen sie auf eigene Kosten. Die Tuchmachergilde dagegen bot einen Vereinigungspunkt nach der gewerblichen Seite hin. Ihre Mitglieder waren hauptsächlich Patrizier, und nur ein Patrizier konnte Gildenmeister sein. Wer jedoch Kaufmannschaft Geldhandel Schiffsrhederei oder sonst ein Geschäft im Großen betrieb, hatte Anwartschaft, daß man ihn in diese Gilde aufnahm und allmählig einem der sieben Geschlechter zuzählte.

Digitized by Google

So tief und wachsend nun auch die Entzweiung war, welche in Brüssel, und nicht unähnlich in den andern brabanter Hauptstädten, Patrizier und Zünftige trennte, so dachte doch keine der Bürgerschaften mehr daran, dem alten Landesadel und den Prälaten zu nahe zu treten. Die zwölf Aebte von Brabant genossen überall hohe Ehren, an ihrer Spitze der Prälat von Afflighem und der von Tongerloo. Mit ihnen saßen auf dem Landtage mehr als hundert vornehme adlige Herren, und die Städte fanden es natürlich, wenn hier Prälaten und Bannerherren das erste Wort führten. Im brabanter Volke wohnte eine ruhige Achtung vor althergebrachtem Recht und Ansehen, und gerne ließ Alles solchen Herren den Vortritt, wie dem Grafen von Nassau Herrn von der Lecke und Breda, oder dem Herrn von Bergen Burgherrn von Grimbergen und Mecheln, oder dem Herrn von Diest Burggrafen von Antwerpen, oder dem Herrn von Wesemael, Marschall von Brabant, oder dem Herrn von Schoenvorst Burggrafen von Monyouw. Auch wo andere Edelleute berühmten Namens, wie die Enghiens, Assche, Rotselaers, Heverle, Gaesbeets, Walhains, Maldeghems über die Straßen ritten, ging der Bürger an's Fenster und freuete sich ihres stattlichen Aufzugs. Knüpfte sich doch an die Namen dieser alten Geschlechter nicht minder, wie an die Mauern und Thürme der eigenen Stadt, die Geschichte des geliebten Heimathlandes! Ritt und kämpfte doch, ging es wider einen Landesfeind, der brabanter Adel mitten unter dem Kriegsvolk der Städte!

Den Vortrab führte im Landesheer nach altem Herkommen der Erbmarschall von Wesemael. Gleich hinter ihm kam der Herzog, umringt vom stärksten Gewaltshaufen, und gerade diesen zu stellen hatten entweder die Brüsseler oder die Löwener die Ehre, zwischen beiden Städten ging es reihum. Nach dem Herzog und seiner städtischen Ehrenschaar kamen die adligen Helme, all die Bannerherren mit ihren Hörigen und Knechten. Ihnen schlossen sich als dritter Haufen entweder die Löwener oder die Brüsseler an. Den vierten Haufen hatten die Antwerpener, den

Digitized by Google

sechsten die von Herzogenbusch. Den Nachtrab aber führte der Herr von Bergen-Grimbergen.

Mit großer Liebe und Ehrerbietung schlossen sich nun Adel und Städte an das angestammte Fürstenhaus des Landes. Insbesondere die Städte hatten allen Grund dazu; denn ohne die Gunst und Fürsorge der Fürsten wären sie schwerlich so früh zu solcher Geltung gelangt. Es gönnten die brabanter Herzoge der bürgerlichen Kraft gerne Freiheit und Ehre: sie fanden aber bei ihren Unterthanen auch Geld und Kriegsvolk, wo immer sie es brauchten. Beides änderte sich, als Prinzen des französisch-burgundischen Hauses den brabanter Herzogsstuhl bestiegen.

Zweites Kapitel.

Die neuen Fürsten von Burgund.

Erbherzogin Johanna. König Wenzel. Thronbesteigung Antons von Burgund. Brautfahrt der Herzogin Elisabeth von Görlitz. Burgundischer Hochmuth und brabanter Zähigkeit. Des Fürsten Streit mit den Städten. Das Land voll Zwietracht. Gerücht von der Vergiftung der Herzogin. Des Herzogs Ritt nach Azincourt. Sein Tod. Einsetzung der Regentschaft. Johann von Lüttich. Huldigung des jungen Johann. Die Herzogin-Wittwe. Kaiser Sigmunds Ansprüche an Brabant. Sparsamkeit der Stände. Des Herzogs wüste Umgebung. Jakobäas Auftreten. Die Dortrechter Niederlage.

Nach deutschem Recht mußte Brabant, als sein Herzog 1356 mit Tode abging, entweder dem Kaiser als erledigtes Reichslehen anheimfallen, oder es hätte an einen entfernten Zweig des Geschlechtes, der noch in Hessen blühete, gelangen müssen. Denn

Digitized by Google

der verblichene Fürst hinterließ keine Söhne, sondern nur drei Töchter. Die älteste, Johanna, war mit Wenzel von Luxemburg, dem Bruder Kaiser Karl IV., vermählt. Diese hatte der Herzog zu seiner Erbin bestimmt, und der Kaiser beurkundete: Wenzel solle Brabant und Limburg, ebenso wie Luxemburg regieren; falls er aber von Johanna keine Erben bekomme, sollten die drei Länder an den Aeltesten aus dem Luxemburger Hause fallen. Die Stände waren es zufrieden und vollzogen die Huldigung. Kaum aber war das geschehen, als mit großem Lärm und Halloh der Gemahl von Johannas Schwester auftrat, der Graf von Flandern. Er erhob so wüthenden Krieg, daß man ihn mit Antwerpen und Mecheln abkaufen mußte, und der holländische Fürst, welcher den Frieden vermittelte, nahm zum Danke sich die Stadt Heusden. Auch der Gemahl der dritten Schwester, der Herzog von Geldern, machte mit Krieg und Kosten den Brabantern hart zu schaffen, und mit neuen Sorgen blickten sie in die Zukunft, als ihr Fürst Wenzel ebenfalls ohne rechte Erben starb. Jetzt wäre Brabant an König Wenzel gekommen, denn er war damals der Aelteste des Luxemburger Hauses. Allein er wurde von den deutschen Fürsten des Thrones entsetzt, und konnte ebenso wenig über den Gegenkönig Ruprecht, als über seine eigenen lasterhaften Gewohnheiten Herr werden.

Bei so trüben Aussichten sah ein königlicher Prinz von Frankreich in Brabant seinen Waizen blühen. Es war dies der Schwiegersohn und Erbe eben jenes flandrischen Grafen, der Herzog von Burgund, der nun mit Drohen und Bestechen nimmer ruhete, bis die verwittwete Johanna seinen zweiten Sohn Anton zu ihrem Nachfolger annahm. Im Jahr 1406 hielt der junge Fürst seinen feierlichen Einzug in Brüssel, und die Brabanter ließen es sich zuletzt gefallen, weil von Kaiser und Reich keine andere Hülfe kam, als König Ruprechts Pergamente, die dem Franzosen jedes Recht absprachen. Herzog Anton aber, dessen erste Frau gestorben, wendete sich an den abgesetzten Wenzel, bat um die Hand seiner Nichte, und erkannte ihn mit seinem Bruder, dem

Digitized by Google

Erben von Burgund und Flandern, als rechtmäßigen König an. Sie versprachen, ihm mit 2000 Lanzen wider Ruprecht zu dienen. Dafür gab Wenzel dem Burgunder seines Bruders, des verstorbenen Herzogs von Görlitz, Tochter zur Gemahlin, erklärte ihn für den rechtmäßigen Herzog von Brabant, und übertrug auf ihn und seine Verlobte statt der Mitgift der letzteren und für eine lange Kostenrechnung auch den Pfandbesitz des Herzogthums Luxemburg.

In prachtvollem Geleite zog nun die Braut, — es war dieselbe schöne und lebenslustige Elisabeth, welche später Johann von Bayern freiete, — von Böhmen bis nach Mainz. Von da fuhr sie auf einem Prachtschiff, welches ihr der Kurfürst dort verehrte, und welches seiner gläsernen Fenster wegen großes Aufsehen machte, den Rhein hinab bis nach Köln, und wurde unter Festlichkeiten ohne Ende nach Löwen und Brüssel eingeholt. In Löwen empfing sie die Aufwartungen des Adels, und ging mit ihm auf die Jagd. In Brüssel war die Hochzeit, bei welcher die Braut ein Halsband von 28 großen Perlen trug, ein Geschenk des Herzogs von Burgund, der ihr für den Brauttag auch eine reiche goldene Krone aus Frankreich kommen ließ. Sie war freilich nur von der Abtei St. Denys entliehen; jedoch war die Ritterwelt so glanzsüchtig, daß man auch im erborgten Putze gerne stolzirte. Die Brüsseler berechneten, daß Brautzug und Vermählung 150,000 goldene Kronen gekostet.

Mit gleicher Pracht und Verschwendung trat der junge Fürst aller Orten auf. Er fühlte sich als königlicher Prinz von Frankreich und vermeinte, die Lilien in seinem Schilde überstrahlten alles Recht der Welt. Kaiser Sigmund nannte ihn einen hochmüthigen Gesellen und bestand darauf, er solle in Person erscheinen und demüthig um die Belehnung bitten; denn er habe gar kein Recht an Luxemburg Brabant und Limburg. Die Luxemburger Ritterschaft stand wider den Wälschen im Felde mit unbezwinglichen Waffen, nimmer wollte sie sich ihrem alten deutschen Fürstenhause, das nach Böhmen gezogen, entfremden lassen. Die

Digitized by Google

Huldigung der Limburger mußte Anton erſt mit einem Kriegsheer erzwingen. Die brabanter Städte aber ſollten bald erfahren, welch einen ruchloſen, verwegenen, das Volk und ſeine Freiheit verachtenden Herrn ſie ſich hatten aufdrängen laſſen.

Er zog außer Landes zu Felde, ohne die Stände zu befragen; er verpfändete Domainen, ſtatt ſie einzulöſen; Geld nahm er, wo es ſich finden ließ. Offenbar war ihr jetziger Fürſt vom Gelüſte beſeſſen, als unumſchränkter Herr zu regieren. Er brachte nach Brabant die ſtraffere römiſche Regierungsweiſe, die in Frankreich niemals ganz untergegangen war, hatte ſofort einen oberſten Kanzler eingeſetzt, um feſte Einheit in die Regierung zu bringen, und eine Rechnungskammer beſtellt, ſeine Finanzen flüſſig zu halten. Auch trug Herzog Anton keine Scheu, ſich an die rohe Maſſe zu wenden, wenn ſie ihm ſeinen Willen durchführen ſollte. Die Städte waren nun auf ihrer Hut, und wichen keine Linie von der Bahn ihres geſchriebenen Landrechts. Sie weigerten dem Herzog ihre Kriegshilfe, weil er nicht ſagen wollte, zu welchem Ziel er in's Feld ziehe; ſie weigerten ſich, ihm neue Steuern zu geben, weil er keine Rechenſchaft leiſtete über die Verwendung deſſen, was man ihm bewilligt hatte; endlich verbündeten ſie ſich heimlich, um ihre Freiheiten zu ſchützen. Als der Fürſt Städteboten niederwerfen ließ, beſchloſſen ſie auf dem nächſten Landtage, Abgeordnete durch's ganze Land zu ſchicken und die Beſchwerden gegen des Herzogs Rechtsverletzungen zu ſammeln. Der Brüſſeler Magiſtrat ſah ſich beſonders vor und nahm eine Leibwache von ſechszig Bogenſchützen an, welche jährlich zweihundert Goldkronen koſtete. Auch ein Geſetz ging aus, daß man, ſobald in der Stadt Schwerter wider einander klirrten, ſogleich Thore und Häuſer ſchließen ſolle. Von den Adligen dagegen ſtanden ſich viele recht gut mit dem Herzoge; denn ihnen gefiel ſein hochfahrendes und ritterliches Weſen. Gern waren ſie ihm gefolgt, als die Fürſten im Jahre 1409 gegen die Lütticher zogen. Innere Entzweiung, Aerger und Mißtrauen herrſchte unter den Brabantern. Ihr Herzog blieb ein Fremd-

Digitized by Google

ling in ſeinem Lande, und war auch nirgends lieber, als in Frankreich.

Erſt im neunten Jahre nach ſeinem Einzug in Brüſſel ſchien Herzog Anton plötzlich einzuſehen, daß der zähe Widerſtand ſeiner Gegner nicht zu beſiegen ſei. Nun ſuchte er die Städte zu beſchwichtigen, und ſchrieb dem Kaiſer, er ſtelle ſich demüthig mit ſeiner Perſon ihm zur Verfügung und werde in aller Treue und Ehrfurcht vor ihm erſcheinen. So ſchrieb er am 8. Oktober 1415. Auffallend genug verbreitete ſich ein paar Tage ſpäter das Gerücht, die Herzogin Eliſabeth, des Kaiſers Nichte, ſei vergiftet, ſie liege am Sterben in Turnhout. Das Geſchrei wurde ſo arg, daß ihr Gemahl ſich genöthigt ſah, eine große Verſammlung von Baronen und Stadtſchöffen nach Turnhout zu berufen, vor welcher ſeine vier Aerzte eidlich erklärten: die Herzogin ſei außer Gefahr, und Gift ſei nicht ſchuld geweſen an ihrer Krankheit. Noch einige Tage ſpäter, und Herzog Anton lag ſelbſt unter den Erſchlagenen auf dem Schlachtfelde von Azincourt.

König Heinrich V. war in Frankreich eingefallen, und die franzöſiſche Ritterſchaft beeilte ſich, ihn auf's Haupt zu ſchlagen. Der Engländer hatte ſich mit kleinem Heere tief in's Land gewagt, und man dachte, ihn zu umſtellen und abzufangen wie ein edles Wild. Herzog Anton, ein Prinz aus dem Hauſe Valois, durfte dabei nicht fehlen. Tag und Nacht ritt er dem brabanter Kriegsvolke, das ſich ſo raſch nicht ſammeln konnte, voraus. Unterwegs am 25. Oktober früh hörte er in Perwes Meſſe, und noch ehe ſie zu Ende, kam Botſchaft: zwei Stunden von da werde die Schlacht beginnen und noch vor Mittag. Da nahm der Herzog, der am Morgen gebeichtet hatte, noch eilig das Abendmahl, ſtürmte mit ſeinen Rittern aus der Kirche und auf die Roſſe, und nachdem ſie ſich das Kreuzzeichen angeheftet, jagten ſie verhängten Zügels hin nach der Wahlſtätte. Bei einem Dornbuſch ſprang der Herzog vom Pferde, ſich raſch zu waffnen; denn ſchon bliesen drüben die Trompeter zum An-

Digitized

griff, ſchon ſah und hörte man, wie die Ritterſchaaren mit Jubel und Geraſſel auf den Feind ſtürzten, der ſich in einem Waldgrund poſtirt hatte. Bald ſchien jedes engliſche Banner wie verſchwunden hinter den breiten Linien der franzöſiſchen Helme. In ihrem Stolze hatten ſie dem Fußvolk geboten, zurückzubleiben: nur Ritterſchwerter ſollten die leichten Lorbeeren pflücken. Waren ſie doch Zehn gegen Einen! Herzog Anton überlief es heiß und kalt, daß er noch nicht dazwiſchen. Weit zurück waren noch Leute und Gepäck, ungeduldig warf er die Rüſtung ſeines Kammerherrn über, und da weder Waffenrock noch Banner zur Hand, riß man in ſtürmiſcher Eile von zwei Trompeten die langen Fahnen herunter, welche daran nieder hingen und des Fürſten Zeichen und Farben trugen. Die eine Fahne, raſch in der Mitte durchlöchert und über die Rüſtung gezogen, mußte dem Herzog einen Waffenrock, die andere, an eine Lanze gebunden, mußte ſein Banner abgeben. Der Freiherr von Aſſche, in deſſen Hauſe das Recht war, dem Fürſten in der Schlacht das Banner vorzutragen, erklärte, ein ſolches Trompeterzeichen trage er nicht, und ritt auf und davon. Fluchend auf den Verräther ſtürzten die Andern in die Schlacht. „Brabant! Brabant!“ ſo erſchallte nun auch ihr Kriegsruf. Doch die engliſchen Bogenſchützen ſtanden noch, ſie ſtanden feſt hinter einer Pfahlwand. Zug um Zug leerten ihre mörderiſchen Pfeile die Sättel der Ritter. Umſonſt ſpornten dieſe die Roſſe, ſie verfingen ſich in dem lehmigen Boden, ein Haufen ſtürzte über den andern. Da plötzlich brachen die Schützen vor und fielen mit ihren Schlachtäxten in den Feind. Da fiel Angſt auf die Ritter, die Pferde bäumten ſich, und auf einmal wogte die ganze franzöſiſche Herrlichkeit zurück in wilder Flucht, und ehe er ſich's verſah, war der Herzog von Brabant mit all den Seinigen in den Händen der Engländer. König Heinrich, neue Angriffe erwartend, ließ mit Trompetenſchall verkündigen, jeder Mann ſolle ſeine Gefangenen gleich niederhauen. Es geſchah, und auch der arme Herzog von Brabant wurde zwei Tage ſpäter unter den Todten gefunden, nackt

Digitized by Google

und bloß. Hätte er nicht unerkannt im Trompeterrocke gesteckt, wäre er wohl am Leben geblieben. Mit ihm lagen Alle erschlagen, die ihm in die Schlacht gefolgt waren. Zwei Tage später kam sein Beichtvater, der ihm in Perwes die letzte Messe gelesen, und nachdem sie lange auf dem Schlachtfelde umher gesucht, fanden sie seinen nackten Körper: er hatte blos zwei Schwertstreiche bekommen, einen am Kopfe, den andern am Halse.

Des Fürsten Leiche wurde in sein Land zurückgeführt, und zur Todtenfeier strömte alles Volk nach Brüssel. Die Landstände aber von Brabant und Limburg waren einmüthigen Sinnes. Sie beorderten sofort die beiden Häupter des Adels, den Freiherrn von Bergen-Grimbergen und den Grafen von Nassau-Breda, jegliches Kammergut mit allen Kisten und Koffern zu versiegeln, und gelobten feierlich mit einem Eidschwur, mit einander Eintracht und Treue zu halten, und Jeden gleich niederzuschlagen, der es wage, bestehendes Recht anzutasten. Dann wählten die sieben vornehmsten Städte für das Land eilf Vertrauensmänner: zwei Aebte, drei Barone, zwei Ritter, und vier Patrizier, und die Stände bestätigten diese Eilf als eine Regentschaft. Denn der Aelteste von des Herzogs Söhnen, die beide aus erster Ehe stammten, näherte sich erst dem vierzehnten Jahre. Welcher Prinz aber stand dem Lande näher? König Sigmund, dessen Recht an Brabant noch nicht erloschen, weilte in weiter Ferne, vergraben in einer Welt von Sorgen Arbeiten und Geschäften.

Die Brabanter mußten daher für sich selbst sorgen. Zunächst suchten sie mit all ihren Nachbaren sich auf festen Friedensfuß zu setzen. Um dies auch bei dem gefürchteten Johann von Bayern zu erreichen, der damals noch Lütticher Bischof ohne Weihe war, wurde ihm Folgendes zugestanden. All seine erklärten Feinde sollten aus Brabant und Limburg vertrieben werden, und kämen sie wieder, den Kopf verlieren, sowohl die Heydroits noch vom Aufruhr des Jahres Neun her, als die Moytmakers, welche eine neue Verschwörung angestiftet hatten, den Fürsten zu überfallen und mit all

seinen Anhängern zu erschlagen. Seine Leute und Anhänger sollten sogar das Recht bekommen, ihren Feinden auf Brabanter Gebiet nachzusetzen, den Raub ihnen abzujagen, sie zu fangen und zu richten, und dazu sollten die Landes-Beamten helfen, während die Glocke Alles zur Nacheile aufstürme.

Sodann hielten die Stände großen Rath und beschlossen: schon jetzt solle für den jungen Herzog die Huldigung stattfinden. Nach altem Herkommen wollten die Städte dabei des Landes Freiheiten nicht nur bestätigt, sondern mit neuen vermehrt haben. Da der Adel aber bei der Jugend des Fürsten die Sache für bedenklich hielt, ließen die Städte die Forderung fallen. Mehr Umstände machte die Eidesfrage. Die Rechtsgelehrten wurden befragt und gaben das Gutachten: der Prinz, obwohl erst dreizehn Jahre alt, könne schon ein eidliches Gelöbniß ablegen, das ihn für die Zukunft binde. Die Stände dagegen meinten: schwören könne und solle er, aber in seinem Gelöbniß solle auch stehen, daß, sobald er fünfzehn Jahre alt geworden, der Fürst binnen drei Monaten seine Eide erneuern und all die Rechte und Freiheiten des Landes nochmals anerkennen müsse, und daß, wenn er sich dessen weigere, Keiner ihm Treue oder Dienste schuldig. Als dies festgesetzt war, zogen die Landesobersten mit dem jungen Prinzen von Stadt zu Stadt, damit er als Herzog Johann IV. sich huldigen lasse und der Unterthanen Rechte bestätige. Alles, was die von den Ständen bestellten Regierer anordneten, war ihm recht, und er hatte sie zu ständigen Tischgenossen: die Häupter aber unter den Eilf waren die vier Städtischen.

Mit großer Geschicklichkeit behandelten sie die Ansprüche, welche an Brabant erhoben wurden. Der Herzog von Burgund verlangte die vormundschaftliche Regentschaft für sich selbst, weil er Oheim sei des jungen Fürsten. Hätte man ihm nachgegeben, so wäre der Herzog von Burgund, oder vielmehr sein thatfrischer Erbprinz Philipp Herr im Lande gewesen. Schon hatte der Letztere sich viel Mühe gemacht, um für seinen Vetter Johann die Huldigung in Brabant rascher zu bewirken.

Digitized by Google

Eine gefährlichere Mahnerin war die Herzogin, welche der erschlagene Fürst als junge Wittwe aus zweiter Ehe zurückgelassen; ihr einziges Söhnlein, des Lütticher Johann von Bayern Pathe, war wieder gestorben. Ihre Forderungen waren eben so groß, als die Trägerin erlaucht und von mächtigen Verwandten unterstützt. Elisabeth war König Sigmunds Nichte, ihr geborner Beschützer also der König selbst, der ohnehin geneigt schien, der Wittwe von Brabant Vieles zu gewähren, weil Luxemburg, das ihr verschrieben war, er gerne selbst wieder gewonnen hätte. Also beeilten sich die Landstände, die Herzogin feierlich nach Brüssel einzuholen, und boten ihr dort in der fürstlichen Residenz, oder an welchem Hofsitz in Brabant es ihr gefalle, freien Wittwenstuhl mit jährlich fünftausend Kronen. Einen stattlichen Hofstaat richtete man ihr ein, und Alles wäre vielleicht gut gegangen, hätte man nicht zwei Damen vom Hofe entfernt, welche die Herzogin gern hatte. Es waren dies Frau Clara von Floreville, die mit dem Ritter von Boets lebte, und die Frau von Ranst. An ihre Stelle hatte die Regentschaft, als der Fürstin Hofstaat eingerichtet wurde, stillschweigend eine Baronin und eine Rittersfrau gesetzt. Anfangs schwieg Elisabeth still, ein halbes Jahr später rief sie jene Beiden wieder zu sich. Da kamen der junge Herzog, ihr Stiefsohn, die Eilf von der Regentschaft, und dazu ihre Räthe, baten um geheime Audienz, und stellten eindringlich vor: „eine Fürstin höchsten Ranges, die aus dem vornehmsten Königsblute in der Christenheit entsprossen, dürfe nur Damen um sich haben, deren Ruf rein und lauter sei. Die Herzogin könne sich ihre Gesellschaft unter den edelsten Frauen des Landes aussuchen, wie sie wolle, nur jene Beiden nicht.“ Das Alles aber war wie in den Wind gesprochen, Elisabeth erklärte: „nie gebe sie ihre Freundinnen auf, lieber verlasse sie auf der Stelle den Herzog und seinen Hof.“ Nun beschworen Fürst und Räthe sie kniefällig, ihnen diese Schmach nicht anzuthun. Die empörte Herzogin aber wartete nicht einmal, bis ihr Wagen vorfuhr. Zu Fuße verließ sie die Residenz, ging geradezu in das

Digitized by Google

Haus der Frau von Floreville, und als vom Schloſſe ihr Wagen und Zelter vor dem Hauſe erſchienen, ſchickte ſie dieſelben ſtolz wieder fort.

Bald darauf verließ ſie Brüſſel heimlich und zog nach ihrem Luxemburg. Jetzt erhob ſie ihre Anſprüche. Dieſe gingen auf Herausgabe aller Luxemburger Urkunden und Schlöſſer, — auf Herausgabe von Herrſchaften, die ſie mit ihrem verſtorbenen Gemahle angekauft habe, — auf Herausgabe ihres reichen Eingebrachten an Juwelen Pfandbriefen und anderen Schätzen, — auf Herausgabe von fünfzig Tauſend Kronen Widerlage aus des Herzogs Kaſſe, welche ihr bei ihrem Einzuge in Brabant Wilhelm von dem Berge vorenthalten hatte, — endlich auf Beſtellung eines Widthums, wie es ihrem hohen Stande gebühre. Es waren aber kurz zuvor, ehe jener Auftritt am Brabanter Hofe ſich ereignete, Geſandte ihres Oheims, des Kaiſers, in Brüſſel geweſen, welche erklärt hatten: „daß Brabant vor allen Dingen der Herzogin-Wittwe müſſe gerecht werden; dann werde man darüber rechten, ob das Land einem burgundiſchen Prinzen zu belaſſen; denn ihm, dem Könige ſelbſt, ſei Brabant anheim gefallen als erledigtes Reichslehen und als ſein Erbe von dem früheren Herzog Wenzel her.“

Sigmund haßte das burgundiſche Haus, welches ſo breit und üppig in den Niederlanden auftrat. Als er auf ſeiner Rückkehr von London zu Weihnachten 1417 in Lüttich verweilte, erſchien eine feierliche Botſchaft von Brüſſel und bat auf das Inſtändigſte: „Der König wolle verzeihen, wenn ihr junger Fürſt, der gar ſo ſchwächlich, in harter Winterszeit nicht herreiſe, ſeinem Herrn aufzuwarten; ſpäter werde er kommen, wohin der König befehle; jetzt aber möge Sigmund aus Huld und Gnade ihm die Belehnung bewilligen.“ Der König aber kehrte ſeine eigenen Anſprüche hervor, und als die vorſichtigen Brabanter meinten, das Alles müſſe erſt ſchriftlich erörtert werden, wurde er zornig, ſchalt ſie Franzoſen, ging raſch fort und ließ ſie ſtehen ohne Antwort. Um ihn nicht noch mehr zu reizen, ſtand der Burgunder Herzog davon ab, die einträgliche Vormundſchaft zu fordern: er ließ ſich

Digitized by Google

fünf und zwanzig Tauſend franzöſiſche Kronen zahlen, und gelobte, ſeinem Neffen im Nothfall gegen den Kaiſer zu helfen.

Bei ſolchen Ausſichten auf große Koſten und Ausgaben meinten die Städte, daß des jungen Herzogs Hofhalt ſammt der Regentſchaft doch zu theuer komme. Sie erklärten: „Sechszehn Tauſend Kronen jährlich ſeien genug, dieſe ſolle das Land bezahlen, alle anderen Einkünfte des Fürſten verwende man zur Wiedereinlöſung verpfändeter Dörfer und Burgen. Die Eilf aber von der Regentſchaft ſollten nicht mehr freie Tafel bei Hofe finden, es ſei denn Einer mit einem beſonderen Geſchäfte betraut; im Uebrigen würden Vier von ihnen hinreichen, um mit ihrer Unterſchrift Amtsbeſtellungen und Urkunden des Herzogs zu bezeugen.“ Alles dies wurde zu Anfang des Jahres 1417 nach der Städte Meinung von den Ständen beſchloſſen, und zwar mit dem Bedeuten: „daß es noch ſieben Jahre ſo gehalten werden ſolle; jedoch könne der Herzog nach zwei Jahren die volle Regierung übernehmen, vorausgeſetzt, daß er dieſen ſeinen Willen ein Jahr vorher den Ständen kund thue.“

So lang wartete aber Johann nicht mehr. Habſüchtige Leute hatten ſich ſeiner bemeiſtert, und die beiden Schlimmſten trugen Namen, welche ſchon früher in bedenklicher Weiſe laut geworden, Wilhelm Freiherr von Aſſche und Wilhelm von dem Berge, Herr von Orbays. Von ihnen angereizt riß der junge Fürſt ſchon in der zweiten Hälfte des vorgenannten Jahres die Zügel der Regierung an ſich. Ohne die Regentſchaft zu fragen, erhob er den Aſſche zum Oberrichter von Brüſſel und v. d. Berge zum Landesſchatzmeiſter und Oberſtkämmerer. Alsbald ſammelte ſich um dieſe Beiden eine Schaar verderbter Edelleute, welche den kleinen Verſtand des Herzogs unterjochten, indem ſie ihn hineinzogen in den Strudel ihrer wilden Freuden. Der Brabanter Hof wurde eine Stätte von Gelagen und Ausſchweifungen, von Lärm und Verſchwendung ohne Ende. Nur noch zwei Beſchäftigungen hatten außerdem Reiz für den ſechszehnjährigen Herzog, Jagen und Eiſenſchmieden. Seine Freunde aber, die

Digitized

lockeren Edelleute, hetzten ihn beſtändig gegen die Regentſchaft der Stadtpatrizier auf. Mit noch größerem Haſſe verfolgten ſie die Führer des Adels, weil ſie dieſen ganz beſonders die Schuld gaben, daß man den Fürſten unter ſo lang dauernde Regentſchaft brachte.

Dieſe Adelshäupter hatten endlich dem Kreiſe der jungen Wüſtlinge Jakobäa gegenüber geſtellt. Ihre Anmuth und Schönheit ſollten den Gemahl an ſich ziehen, an ihrem ſtolzen Willen ſollte er, der an Gedanken ſchwächlich wie an Gliedern, ſich aufrichten. Was war natürlicher, als daß ſeine Geſellen ſofort Alles aufboten, die neue Fürſtin zu ärgern und zu verderben! Sie vorzüglich, an ihrer Spitze der Oberſtſchatzmeiſter und Oberkämmerer v. d. Berge und der Oberrichter v. Aſſche, waren es geweſen, welche den großen Heereszug, der Jakobäas Erblande wieder erobern ſollte, dorthin lenkten, wo er am erſten ſcheitern mußte. Im Lager vor den Wällen von Dortrecht war der Verrath umher geſchlichen und hatte die beſten Zurüſtungen gelähmt. Beſiegt und verſpottet wie noch niemals waren die Brabanter heimgezogen. Es war zuviel der Schande, als daß das Volk wäre ruhig geblieben. Hatte ſchon das wirre und beleidigende Dreinfahren des erſten Burgunders das Land mit Unruhe und Zwietracht erfüllt, hatte darauf das Treiben ſeines Sohnes oder vielmehr der Günſtlinge deſſelben die Gemüther erbittert, — ſo war jetzt Alles reif zu offenem Aufruhr. Der Heerd aber der blutigen Umwälzung, welche ſich vorbereitete, war Brüſſel.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Brabanter Hofgeschichten.

Die Stände gegen den Oberstschatzmeister. Seine Umtriebe und Verurtheilung. Gefangennahme des Oberrichters. Ritter T'Serclaes. Des Herzogs Botschaft an die Brüsseler. Ueberfall des Herrn von Bergen. Auflauf in Brüssel. Jakobäa im Hennegau. Ermordung v. d. Berges. Jakobäas Herrschaft am Hofe. T'Serclaes Hofmarschall. Neuer Hofstaat. Szenen in Vilvoorden und Fuhr. Das Gericht in Brüssel unbesetzt. Sieg der Brüsseler. Feindschaft zwischen Jakobäa und ihrem Gemahl. Ermordung des Herzogs von Burgund. Folgen für die Parteien. Johanns von Bayern Einfluß am Brabanter Hofe. Verfolgung der Hoeks. Der Herzog wieder in Brüssel. Utrechter Gesandte erschlagen. Großes Bündniß der Hoeks. Heimliche Abtretung von Jakobäas Erblanden. Aushungerung ihrer Hofdamen. Osterszene im Palast. Jakobäa verläßt den Hof und die Stadt Brüssel.

Jakobäa hatte sich mit ihrem Gemahl, als das Heer von der Dortrechter Belagerung nach Hause zog, nach dem Haag begeben. Bald kam Nachricht aus Brüssel, daß ihre Freunde, die Führer des Adels, vor den Landständen den Herrn v. d. Berge angriffen, daß sie ihn öffentlich des Landesverraths bezüchtigten, daß die Ständeversammlung in großer Aufregung sei und in noch größerer die Bürgerschaft. Jakobäa, die nur an Recht und Rache gegen den Oheim von Bayern dachte, hoffte jetzt sehnlichst auf den Sturz seines heimlichen Helfers. Allein der Oberstschatzmeister ließ die Brüsseler schimpfen: beherrschte er doch den Hof und den Herzog. Diesem lag er täglich in den Ohren, wie schändlich gegen des Fürsten Hoheit die Adelshäupter handelten, und wie sie unaufhörlich im Verein mit Jakobäa Ränke schmiedeten. Besonders gegen den Freiherrn von Bergen-Grimbergen, den Grafen von Nassau-Breda, und den Freiherrn von Hesewyk-v. d. Lecke wurde der Herzog aufgestachelt. Eines Tages trat er im höchsten Zorn zu seiner Gemahlin und ihrer Mutter in

Digitized

den Saal, und vermaß ſich hoch und theuer: „Nie ſollten jene drei wieder an den Hof, nie ihm wieder vor die Augen kommen!“ Nun war der Herr von Bergen gerade mit zwei Andern unterwegs, um eine Botſchaft von den Landſtänden an den Herzog nach Holland zu bringen. Zu Gorkum traf ihn ein Brief von Jakobäas Mutter, worin ſie ihn von den Vorgängen am Hofe unterrichtete. Sofort beſchickte er den Grafen von Naſſau und den Herrn von Heſewyk, ſie möchten Alles liegen und ſtehen laſſen und zu ihm nach Gorkum eilen. Sie kamen und laſen, was ihr Fürſt über ſie geſagt und die alte Herzogin geſchrieben hatte, und nachdem ſie Raths gepflogen, wurden alle drei darüber einig: daß des Herzogs Worte ihnen an die Ehre griffen, und daß Bergen-Grimbergen die Geſandtſchaft nicht fortſetzen könne.

Damit kehrten ſie nach Brüſſel zurück, und was ſie erzählten, goß Oel in's Feuer. Die ſtädtiſchen Abgeordneten nahmen die Sache in die Hand und erklärten: „Der Oberſtſchatzmeiſter Wilhelm v. d. Berge ſei des Landes verwieſen, weil er ſehr unziemlich und ſchändlich geſprochen habe von den guten Städten von Brabant und von denjenigen, die ihretwegen das Regiment geführt; weil ſie durch ihn große und mannigfaltige Schande Confuſion und Schaden erlitten, deſſen ſie jetzt vollkommen informirt ſeien; und weil er gegen Städte und Land in vielen großen Stücken wiederholt gefrevelt habe.“ Zu größerer Buße verurtheilten ſie ihn noch zu einer Betfahrt zu Jakobäas Namenspatron St. Jakob in Galizien. Die Mehrheit der Stände ſtimmte bei.

Nach dem Herkommen ſollte nun der Oberrichter von Brüſſel das Strafurtheil feierlich vor der Schöffenbank verkündigen: dieſer aber — er war ja des Verbannten vertrauteſter Genoſſe, Wilhelm v. Aſſche — weigerte ſich beharrlich. Die Schöffen ſagten ihm: „Thue er nicht auf der Stelle, was ſeines Amtes ſei, ſo würden ſie ihn nicht mehr als ihren Amtmann anſehen, auch unter ſeinem Vorſitze kein Weisthum mehr geben.“ Da Aſſche aber

Digitized

widerspänstig blieb, machten sie kurzen Prozeß mit ihm. Der Frohnbote nahm ihn gefangen, stellte ihn unter Klage vor das Schöffengericht, und dieses erkannte: „Der Amtmann sei abgesetzt, und auch für die Zukunft jedes Amtes im Brüsseler Weichbild unfähig; man solle ihn in die Frohnfeste führen, damit er darin gefangen bleibe, bis er mit seinen Freunden volle Buße gethan; alle Beamten und Rathsleute sollten eidlich geloben, dem nachzuleben.“ Zu gleicher Zeit machten die Schöffen ein Gesetz: „daß Niemand mehr Schöffe, Schatzmeister, oder Zunftvorstand werden könne, der nicht sechs Monate vorher aus des Fürsten Dienst getreten, und daß kein Bürger eher, als ein Jahr nach Niederlegung seines städtischen Amtes, des Fürsten Dienst erküren dürfe.“ Solcher Spruch wurde gefällt und solches Gesetz gemacht am 20. Dezember 1418. Auch erneuerten die Städte Brüssel Löwen und Herzogenbusch ihren alten Bund und beschlossen, dem Herzog so lange jede Steuer zu verweigern, bis er seinen Günstling fortgeschickt habe. Einmüthig nahm das Brüsseler Schöffengericht alle diese Maßregeln an, nur ein einziger Schöffe stimmte nicht bei, Ritter Eberhard T'Serclaes, was um so auffälliger, als gerade seines Geschlechtes Name bei den Bürgern gefeiert und er der Sohn des Mannes war, dessen Heldenmuth die Franzosen aus Brüssel vertrieben.

Wenn aber Jakobäa nun erwartete, daß man den holländischen Krieg mit neuem Eifer aufnehmen würde, so war die Rechnung falsch. Die Brabanter Städte hatten wenig Lust dazu, und was in Brüssel vor sich ging, stürzte den Oberstschatzmeister noch lange nicht. Die eigene Schlauheit und der mächtige Arm Johanns von Bayern hielt ihn. Jakobäas Gemahl wurde nur um so verstockter, und v. d. Berge nur eiliger und eifriger, sie zu verderben. Leicht wußte er seinen Herrn so zu stimmen, daß Johann von Bayern mit Allem, was er forderte, leichtes Spiel hatte. Jakobäa mußte im Februar sich entschließen, nach Workum zu gehen und den Frieden anzunehmen, welchen man ihr diktirte. Der schlimme Oheim wurde nicht nur Mitregent über ihre Erb-

Digitized

lande, sondern ihr Gemahl erklärte ihn seinerseits auch zum Statthalter: damit waren ihm Land und Leute völlig überantwortet. Diese neue Schmach ihrer Fürstin konnte die Brüsseler nur noch mehr erbittern. Vergebens schickte ihnen der Herzog, der mit Jakobäa von Holland nach Mecheln gegangen war, die beiden burgundischen Unterhändler, Ludwig und Peter von Luxemburg, jener Bischof von Tournay, dieser Graf von Conversant-Brienne und Herr von Enghien. Sie erklärten den Brüsselern: nie werde der Herzog wieder Hof halten in ihrer Stadt, wenn man die Strafurtheile gegen v. d. Berge und v. Assche nicht zurücknehme. Die Schöffen lachten dieser Drohung, und meinten, ihr Herzog habe seine Hauptstadt nöthiger, als diese ihn.

Während diese Botschafter des Herzogs noch in Brüssel unterhandelten, ließ die Frau von Vorsselen auf St. Martinsdyck, eine Hofdame Jakobäas, ihren Bruder zu Brüssel, Herrn Heinrich von Bergen-Grimbergen wissen: er möge eilig zu Hofe kommen, Jakobäa werde ihn mit ihrem Gemahl versöhnen. Herr Heinrich ritt gleich nach Mecheln hinüber, fand aber wider Erwarten jeden Zutritt zur Herzogin versperrt. Nun wandte er sich an seinen Vetter, den angesehenen Herrn von Montfort, der am Hofe großen Stand hatte, und bat ihn um seine Vermittlung bei dem Oberstschatzmeister. Aber v. d. Berge hörte kaum davon, als er sich in lebhaften Reden erging: „Er sei ja gar kein Feind des Herrn von Bergen, im Gegentheil, nächst dem Herzog wäre Niemand in der Welt ihm lieber; denn er habe ja einst an dessen Tafel gesessen und seine Kleider getragen, und erst durch seine Gunst sei er an den Hof gekommen, das danke er ihm allezeit von Herzen.“ Da ritt der gute Herr von Bergen ganz getröstet wieder seines Wegs nach Brüssel. Als er nun auf die Vilvoorder Wiese kam, wo man die Stadtthürme schon vor Augen hat, hielten ihm plötzlich Reisige, darunter Leute des Oberstschatzmeisters, die gespannte Armbrust vor. Ihr Hauptmann, Ritter Johann von dem Vliet, nahm ihn in des Herzogs Namen gefangen, und setzte ihm gleich so lange zu, bis der Geängstigte das Gelöbniß ablegte: sich

Digitized by Google

andern Tags bei Sonnenaufgang im Städtchen Hal in des Herzogs Geiſelſchaft zu ſtellen.

Die Kunde von dieſem Vorfall verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle in Brüſſel und als der Freiherr einritt, liefen die Bürger bewaffnet aus den Häuſern zuſammen. „Unerhört“, ſo ſchrie man durch einander, „ſei ſolcher Frevel gegen einen ſo vornehmen Herrn, der ihr verehrter Mitbürger, und das ſei geſchehen auf der Stadt Weichbilde! Ob denn ihr Landrecht leide, daß ſich ein Bürger in Haft ſtelle anderswo, als in der Stadt ſelbſt?“ Die Einen wollten, man ſolle den Herrn von Bergen mit einem ſtattlichen Haufen in Waffen begleiten, daß die Hal'ſchen ihre Thore wohl zuhalten würden, dann ſei er ſeines Wortes in Ehren ledig. Die Anderen, welche ihm minder günſtig waren, nahmen ihn kurzweg gefangen, ſetzten ihn auf ein paar Stunden in die Frohnfeſte, und geleiteten ihn dann nach ſeinem Hofe in der Stadt, wo ihm Arreſt angeſagt wurde. Es brach ihm das Herz, daß man ihm, dem Haupte des Adels, ſo mitſpiele, und er wurde krank zum Sterben. Auch die Geſandten des Herzogs, der Luxemburger Biſchof und Graf, geriethen in Angſt und Noth. Sie befanden ſich gerade auf dem Rathhauſe, und konnten noch von Glück ſagen, daß man ihnen glaubte, als ſie auf das Heiligſte verſicherten, ſie hätten von dem Angriff auf den Herrn von Bergen nichts gewußt. Sie hielten es für das Klügſte, eilig die Stadt zu räumen. Ritter v. d. Vliet aber bekannte ſpäter öffentlich: als ihm der Herzog den Befehl gegeben, Herrn Heinrich zu verhaften, ſei bloß der Oberſtſchatzmeiſter Wilhelm v. d. Berge im Gemach geweſen und dieſer habe zum Fürſten geſagt: „Herr, wenn nicht dieſer Heinrich und noch zwei oder drei der Vornehmſten weggethan werden, daß kein Menſch ſie wiederſieht, ſo werdet Ihr niemals Herr in Brabant: geſchieht es aber, zittert Alles, wo Ihr hinkommt.“

Doch nicht lange mehr ſollte er ſeinem Fürſten böſen Rath geben. Er war dem herzoglichen Paar nach Bergen (Mons) gefolgt, der Hauptſtadt des Hennegau. Jakobäa erblickte mit Trauer

Digitized

und Schmerz die Stätten wieder, wo ſie vor zehn Monaten als Neuvermählte zur Huldigung glänzend einherzog: als eine beſiegte und beraubte Fürſtin kehrte ſie zurück. Alles war voll von ihren ritterlichen Thaten, die Hennegauer Herren und Ritter, welche mit ihr heimkehrten, konnten nicht genug vom Heldenmuthe der jungen Herzogin erzählen, und wie ſie weniger ritterlichen Waffen, als ſchändlichen Ränken unterlegen ſei. Und dann zeigte Alles mit Fingern auf den Brabanter Schatzmeiſter, den Hauptverräther. Der Verwegene, daß er ſich mitten unter die treuen Hennegauer begab! Er ſtieg ſogar im Naalſter Hofe ab, wo Eberhard Baſtard vom Hennegau wohnte, ein verwegener Kriegsgeſelle, der noch im ſelben Jahre bei Cresby von den Leuten des Dauphins faſt zu Tode zerhauen wurde und ſpäter das Schloß Hoogtwoude in Weſtfriesland erbaute. Ihm wie ſeinem Bruder Ludwig, dem Baſtard von Bayern, hatte v. d. Berge die Einkünfte vorbehalten, welche ihnen ihr Vater Herzog Wilhelm und deſſen Tochter Jakobäa zuſicherten. Deſſen gedachten ſie, und ſie dachten auch daran, wie ſie ihre Schweſter von ihm erlöſen könnten. Der Herzog ſollte ſchrecklich aufgeſtört werden. Eines Nachmittags — es war am 8. März 1419 — zog der Herzog aus dem einen Thore auf die Jagd, und aus dem andern ritten Jakobäa mit ihrer Mutter auf die Reiherbaize, der Schatzmeiſter aber lag krank in ſeinem Gemache. Da kamen zwiſchen vier und fünf Uhr ein paar Unbekannte in den Hof geſprengt, ſtürmten vor des Schatzmeiſters Zimmer, ſtießen die Thüre ein, und durchbohrten den Unſeligen auf ſeinem Lager. Der Großrichter vom Hennegau, der Herr von Sars, war ſelbſt im Hauſe: die Mörder aber hatten ihn gefaßt, daß er nicht von der Stelle konnte, und ungefährdet ritten ſie wieder aus der Stadt.

Gleich darauf kamen die fürſtlichen Jagdzüge zurück und trafen unten bei der Halle zuſammen, wo ſie das Entſetzliche hörten, daß der Oberſtſchatzmeiſter in ſeinem Blute liege, erſchlagen auf ſeinem eigenen Lager. Jakobäa ſchien recht zufrieden, daß v. d. Berge aus der Welt ſei, wenn es auch auf eine nieder-

Digitized by Google

trächtige Art geſchehen war. Der Herzog aber ſchrie und weinte volle drei Tage lang, und wollte ſich nicht tröſten laſſen. Er kam ſich vor wie ein Bube, dem mitten im Walde plötzlich ſein Meiſter geraubt iſt. Endlich gelang es Jakobäa, ihn zu beruhigen und die Anſicht in ihm dämmern zu laſſen, daß der Erſchlagene ihn wirklich betrogen habe. Nun forderte er von deſſen Wittwe Rechenſchaft über die ihm anvertrauten Gelder, und eingeſchüchtert, wie er war, ließ er Jakobäas Anhänger die Hof- und Landesſtellen einnehmen. Der Herr von Rotſelaer, Seneſchall von Brabant, wurde Schatzmeiſter. Es gelang ihnen ſogar, nicht nur für den Grafen von Naſſau, ſondern auch für den Herrn von Bergen-Grimbergen des Herzogs Gnade wieder zu gewinnen. Der arme Mann ſchien vor Freude wieder geſund zu werden, wollte ausreiten, und bekam einen ſo heftigen Rückfall in ſeine Krankheit, daß er gleich darauf ſtarb. Jakobäa verlor an ihm den treueſten Freund und Berather, den ſie im Lande hatte. Er hauptſächlich hatte ſie zur Brabanter Heirath überredet.

Ein paar Monate gingen nun die Sachen für ſie vortrefflich. Sie war liebreich und fröhlich gegen ihren Gemahl, er aber that Alles nach ihrem Willen, und Beide ſchienen ein Herz und eine Seele, wie nur Mann und Frau in der Welt ſein können. Im Sommer zogen ſie wieder nach Brabant und hielten bald hier, bald dort Hof: nur nach Brüſſel, wo ſein Günſtling Aſſche noch immer in der Frohnfeſte ſaß, wollte der Herzog nicht zurück.

Allein Jakobäa fiel es leichter, ein Ziel zu erringen, als es feſtzuhalten. Ihre Feinde aber gingen heimlich wieder auf den alten Schlichen und ſannen darüber nach, wie ſie die Fürſtin mit ihrem Gemahl gründlich entzweien könnten. Hauptanſtifter war Ritter Eberhard T'Serclaes, der jetzt Hofmarſchall geworden, ein harter ränkevoller Mann, und zur Lockſpeiſe gab er her ſeine ſchöne Frau Laurette, welche des gefangenen Günſtlings von Aſſche Stieftochter war. Dieſe Dame wußte um den achtzehnjährigen Fürſten ihre Netze zu werfen. Bald ſprach alle Welt von einem ſchmählichen Verhältniß zwiſchen dem Herzog und

der Frau ſeines Hofmarſchalls, die Alles über ihn vermöge. Jakobäa merkte wohl, daß wieder etwas angezettelt werde, und ſie ließ die Hofbeamten, welche ihr anhingen, ein wachſames Auge auf den Herzog haben. Da begab ſich dieſer an die Gränze des Landes nach Herzogenbuſch: dieſe Stadt hatte ſeine Gegenwart gewünſcht, weil ſie von Feuer und Waſſer arge Noth gelitten. Bei ſeiner Ankunft beſtellte er die Schöffen und Rathsherren des anderen Tags zu ſich. Sie kamen und warteten lange Zeit, der Herzog erſchien nicht. Endlich hörte man, heimlich vor Tagesanbruch ſei er mit dem Herrn von Weſemael fortgeritten. Der Schatzmeiſter Rotſelaer und die Hofbeamten geriethen in größte Beſtürzung, daß ſie ſich ihn hatten entwiſchen laſſen. Er aber ſaß ſchon auf dem benachbarten Schloſſe Grobbendonck mit vier Vertrauten beiſammen, die ihn dort erwartet hatten, es waren die Herren von Gaesbeek Schoenvorſt und Crayenhem. Dieſe zuſammen mit Weſemael machten nun einen neuen Hofſtaat: Jakobäas Anhänger wurden aus allen Aemtern geſtoßen und mit ihnen — nur zwei ausgenommen — ſämmtliche Hofdamen. An Stelle der Letzteren kamen die Frau von Aſſche, die Mutter und die Frau des Herrn von Weſemael, die Tochter des Ritters T'Serclaes und andere erklärte Feindinnen der Herzogin, und als wenn das Alles für ſie noch nicht demüthigend und beängſtigend genug, ſo wurde auch T'Serclaes Gemahlin, die ſchöne Laurette, unter die Damen ihrer Geſellſchaft förmlich eingereiht.

Als der Herzog mit ſeinen Vertrauten den Hofſtaat zu Papier gebracht hatte, ritten ſie alle Fünf nach Vilvoorden zurück, wo die Herzogin reſidirte. Sofort wurden alle Herren und Damen des Hofes berufen. Als ſie beiſammen waren, las ihnen T'Serclaes ihre Abſetzung vor und die Liſte des neuen Hofſtaates, und ehe Einer ein Wort ſagen konnte, ritt der Herzog mit ſeinen Herren ſchon wieder fort nach ſeinem Schloſſe in Fuhr. In welcher Beſtürzung, in welchem Tumulte, ſchreiend vor Aerger, ſie den ganzen plötzlich abgeſetzten Hof zurückließen, kann man ſich wohl denken. Alles lief wild durcheinander, und jeder ſchwur

Digitized by Google

hoch und theuer: das lasse er sich nicht gefallen. Jakobäa aber befahl, auf der Stelle Pferde vorzuführen, eilte hinunter, schwang sich in den Sattel, und eilte spornstreichs dem Herzoge nach, von nur einem Fräulein und drei Dienstleuten begleitet.

Kaum im Fuhrer Schloßhof abgestiegen, ging sie stracks zu ihm. T'Serclaes aber hatte sich vorgesehen, der Herzog empfing Jakobäa in feierlicher Rathsversammlung. Unter strömenden Thränen — denn Schmerz und Zorn bedrängten ihre Brust — fragte sie: „Was ihre Damen verbrochen, daß man sie so schimpflich behandle? ob sie nicht alle von reinem Adel, nicht alle von reinen Sitten seien? Und sie liebe sie und sei ihrer gewohnt, und werde sie niemals sich nehmen lassen, weil sie mit ihr erzogen und erwachsen seien. Erinnern solle sich der Herzog," das rief sie mit erhöhter Stimme, „daß sie nicht als Arme, sondern als Erbin so vieler Lande und Herrschaften zu ihm gekommen, und daß er sie halten müsse als eine Fürstin mit ihren Frauen und Jungfrauen, wie er sie gefunden." Der Herzog ließ erwiedern: „Er habe seine Gründe, warum er den Hofstaat geändert und ihn neu besetzt habe mit den edelsten und angesehensten Damen von Brabant." Zornig rief Jakobäa entgegen: „Und wenn sie tausendmal von höchstem Adel, darum wären ihre Jungfrauen, ihre Gefährtinnen von Jugend auf, noch nicht schlechter!" Allein was auch die Fürstin sagen mochte, den Herzog ließen seine Räthe nicht wieder los, und die Liste des neuen Hofstaates wurde nicht widerrufen. Nur ein paar ihrer Jugendgespielinnen aus Holland vermochte Jakobäa zu behaupten: sie kehrte sich nicht an des Hofmarschalls Anordnungen und ließ sie nicht von sich.

Anders, als bei Hofe, ging es in der Stadt. Denn die klugen Brüsseler hielten fest zusammen und den Freiherrn von Assche scharf in der Frohnfeste. Es kam die Zeit — Juni 1419, wo der Fürst aus den Einundzwanzig, welche die jährlich abtretenden Schöffen ihm namhaft machten, die sieben neuen wählen sollte. Er that es nicht, hatte auch statt des Herrn von Assche keinen andern Amtmann (Oberrichter) bestellt. Mehrere Wochen

Digitized

lang blieben nun die Gerichtsbänke unbesetzt, es gab kein oberstes Gericht mehr in der Stadt, und der Schaden war groß und Aerger und Unruhe noch größer. Im Uebrigen kehrten sich Schöffen und Rath nicht an des Herzogs Unwillen. Sie bestraften Jeden, der sich übler Reden wider der Stadt Rechte und Ehren vermaß. Ritter T'Serclaes wurde sogar aus seiner Patrizier-Sibbe ausgestoßen, und für unfähig erklärt, jemals wieder ein städtisches Amt zu bekleiden. Endlich mußte des Herzogs Partei nachgeben. Einige von seinen Räthen und die drei andern Hauptstädte — Löwen Herzogenbusch und Antwerpen — legten sich ins Mittel, und wollte der Herzog seinen Günstling wieder aus dem Gefängniß haben, so mußte er einen Amtmann an dessen Statt einsetzen, und zugleich — zu Vilvoorden am 16. Juli — den Brüsselern ein Privileg ausfertigen, daß er jedes Jahr um Johannis einen Amtmann, dazu einen angesehenen Mann als Vize-Amtmann, nicht minder die sieben Schöffen so gewiß ernennen wolle, als sonst das Gericht sich selbst ergänzen dürfe aus eigener Macht und Wahl. Der Stellvertreter des Oberrichters aber solle sofort handelnd eintreten, wo der Letztere abwesend, oder wo er, trotz des Ersuchens von ein paar Schöffen sich weigere, zu thun was seines Amtes. Würden aber Beide ihrem Amte fehlen, so träte an ihre Stellen einer der Unterbeamten des Oberrichters.

So hatte die Stadt sich die Freiheit ihrer höchsten Obrigkeit gewahrt: der Fürst konnte den Gang des Schöffengerichts nicht mehr ändern und nicht mehr unterbrechen. Wenig verschlug es den Brüsselern, daß er zürnend noch fast den ganzen Herbst und Winter ihnen fern blieb.

Ebenso fern hielt sich Jakobäa von ihrem Gemahl. Seit der Schmach, die sie in Vilvoorden wie in Fuhr erlitten, war sie umringt von Herren und Damen, die ihre erklärten Feinde, sah täglich spöttische Gesichter, hatte täglich Verdruß und Aerger. Tödtlich haßte sie den T'Serclaes und seine Gesellschaft. Ihr Gemahl aber war ihr verächtlich geworden, und da seine Buhlerin,

Digitized by Google

des T'Serclaes Weib, ihn noch mehr gegen die Fürstin aufhetzte, so war eine tiefe Kluft zwischen beiden Gatten aufgethan, die Nichts wieder ausfüllte. Ohnehin konnte es kein Paar geben, das sich unähnlicher war: Jakobäa voll Leben und Feuer, voll Schönheit Geist und Verstand, wie man selten ein junges Weib gesehen, ihr Gemahl ein weicher gutmüthiger Mensch, von schlechter Haltung, bleich und blöde in seinem ganzen Wesen, der sich von seiner Umgebung wie ein Verstandesschwacher leiten ließ.

Im September kam von der französischen Gränze eine Nachricht, welche, so blutig und erschütternd sie war, die Parteien am Brabanter Hofe nur mit wilderem Antrieb wider einander erfüllte, und auf ihre Stellung nicht ohne Einfluß blieb. Der Burgunder Herzog, Muttersbruder für Jakobäa, Vatersbruder für ihren Gemahl, der gefürchtete „Johann ohne Scheu" athmete nicht mehr. In die Falle war er gelockt wie ein Wolf und erschlagen wie ein Stier. Nach langen Kriegen hatte er mit dem Dauphin, der auf Jakobäas ersten Gemahl folgte, sich versöhnt, Friede und Freundschaft war beschworen bei dem Evangelium, und auf ihre heiligen Eide hatten die Versöhnten das Abendmahl genommen. Nun gaben sie zu einer Besprechung sich auf der Brücke von Montereau ein Stelldichein, jede Partei voll feindseliger Tücke. Ein leichter Wortwechsel erhob sich, der Herzog faßte an sein Schwert: da fuhr ihm ein Schlachtbeil in das entblößte Haupt und dem Fallenden ein Schwert in den Bauch, daß die Eingeweide folgten. Der Dauphin sprach, „er hat genug," — und um zu sehen, ob noch Leben in ihm sei, zog man ihn an den Füßen hin und her. Und da er sich nicht mehr rührte, wurde er beraubt und entkleidet, und der Ringe wegen riß man ihm die Finger ab. Und so lag er die ganze Nacht auf der Mordstätte.

Der Getödtete war kein Freund des Bürgerthums. Seine Städte in Flandern waren unter seiner Regierung zwar in Handel und Gewerbe mächtig gediehen, allein nur deßhalb, weil er sie in Ruhe ließ und ewig in Frankreich zu thun hatte. Jeder war überzeugt, daß er trachten würde, aufständischen Städten

Digitized by Google

sofort Lütticher Quartier zu bereiten. Nach seinem Tode fühlte sich Alles erleichtert, was zur kabeljauischen Partei gehörte. Die hoekisch Gesinnten aber schlossen sich aller Orten fester zusammen. Vom Nachfolger des erschlagenen Burgunders, Philipp dem bisherigen Grafen von Charolays, wußte man nur, daß er ritterlich in seinem Streben sei und in Unterhandlungen ungemein viel Eifer und Geschick entwickele. Beide Parteien in den Niederlanden machten sich auf seinen Beistand Rechnung, und suchten sich möglichst zu verstärken.

Die leichtsinnigen oder habsüchtigen Edelleute, welche sich um den schwächlichen Brabanter Herzog drängten, bedurften einer stärkeren Anlehnung in der Nähe, und diese fanden sie nur an Johann von Bayern in Holland. Der Furcht vor ihres Fürsten Oheim in Flandern erledigt, wandten sie sich gänzlich kabeljauischen Interessen zu und rechneten dabei auf die größeren Städte. Johann von Bayern hatte in ihnen die besten Freunde: sein Vortheil konnte nicht besser bedacht sein, selbst wenn er in eigener Person in seines Brabanter Vetters Rathe saß. Ja die Feinde Jakobäas hätten ihm lieber ganz Brabant überliefert, als daß sie von ihrem Platze gewichen wären. Von ihm kam immer Rath und Stärkung, und jedesmal, wenn seine Parteigänger in Brabant einen Hauptstreich machen wollten, brachten sie vorher ihren Fürsten an die holländische Gränze, damit er dort gekräftigt werde durch den „Johann ohne Gnade."

Ohne Zweifel geschah es auch auf seinen Rath, daß der junge Brabanter Fürst mit seinen Genossen versuchte, sich mit den Brüsselern wieder auf besseren Fuß zu stellen. Er verlegte den Hof im Februar 1420 wieder in ihre Mitte. Als er aber andern Tags mit seinen Adeligen auf das Rathhaus kam, erhielt er von den Schöffen einen kleinen Denkzettel für die Zukunft. Sie verurtheilten in seiner Gegenwart zwei Patrizier, den Ritter Hertoghe und den Giselbert Pipenpoy, weil sie Schimpfworte über die neuen Schöffen und Diejenigen ausgestoßen, welche den Herzog zum Nachgeben beredet hatten.

Digitized by Google

Der Oheim in Holland bedrängte und verfolgte die Hoeks und ihre Freunde die Utrechter. Die Ersteren erfüllten mit ihren Klagen und Verwünschungen den Hof ihrer Erbfürstin Jakobäa. Die Utrechter schickten flehentlich Briefe und Gesandte nach Brüssel, ihnen zu helfen. Allein Johann von Brabant lachte sie aus und ging auf die Reiherbaize oder in seine Schmiedekammer. Und recht um zu zeigen, wie verachtet Jakobäa und ihr Anhang in Brabant sei, so wurden auf dem Rückwege die Utrechter Gesandten trotz des herzoglichen Geleits angefallen und todtgeschlagen, ungerächt, und sie waren doch keine bloßen Botenläufer, sondern ritterbürtige Männer.

Jakobäas Eifer aber ruhete nicht. Mehr und mehr trat der vornehme Adel auf ihre Seite, und machte ihr Hoffnung zu einem neuen Kriegszuge nach Holland. Dort gestaltete sich Alles so, daß eine gewaltsame Schilderhebung der Unterdrückten, unter Beistand der Utrechter, nicht mehr ausbleiben konnte. T'Serclaes Asche und Genossen beschlossen jetzt, Jakobäa gänzlich vom Hofe zu vertreiben. Denn die scharfen und ruhlosen Augen der jungen Fürstin drangen hinter jeden Anschlag, und sie allein war es noch, welche den Herzog mit den angesehensten Herren unter den Landständen verknüpfte. War Jakobäa entfernt, so schien jeder andere Einfluß auf den Herzog gebrochen. Dann konnte man mit vollen Segeln in's Lager Johanns von Bayern übergehen, und ihm den Preis für eine Unterstützung zahlen, mit deren Hülfe man die vollständigste Herrschaft über ganz Brabant nicht blos zu erobern, sondern auch vollaus zu genießen dachte. Waren doch die Fürsten von Brabant und Holland schon von Workum her durch einen heimlichen Vertrag und auf Lebenslang wider Jedermann zu Fehde und Feindschaft verbündet, sobald der Eine den Andern dazu mahnen würde, bloß den Kaiser, den Herzog von Burgund, und des Brabanters Bruder, den Grafen St. Paul, ausgenommen. Der Hofmarschall T'Serclaes meinte ein sinnreiches Mittel gefunden zu haben, der Herzogin den Hof so zu verleiden, daß man von ihrem raschen heftigen Wesen Alles

Digitized by Google

erwarten konnte, was man wünſchte. Er beſchloß, ihre Damen auszuhungern.

Jakobäa hing an dieſen Jugendgefährtinnen mit aller Liebe und Leidenſchaft einer Fürſtin, die ohne ſie ſich völlig an ihrem Hofe vereinſamt fühlt. Wiederholt wurde die Liſte der neuen Beamten verkündigt, Jakobäas Trotz kümmerte ſich nicht darum. Nun war am Brüſſeler Hofe zweimal große Tafel, zum Frühſtück und zum Mittag; dagegen zum Morgen- und Nachttrunke bekam Jeder Wein mit Brod und anderem Imbiß in ſeine Gemächer. Kurz vor Oſtern bemerkten die holländiſchen Damen, daß man ihnen Morgens und Abends wenig Wein und Speiſen in's Zimmer trug, es wurde immer weniger, zuletzt kam gar nichts mehr. Ritter T'Serclaes ließ für ſie Nichts verabfolgen, ihre Kammerfrauen mußten ſelbſt ſehen, wo ſie ihnen im Pallaſt zu eſſen oder zu trinken auftrieben. So kam Oſtern, der 7. April 1420. Am Oſtertage war die Hoftafel beſonders feſtlich, glänzend und zahlreich. Jakobäa erſchien mit ihren Damen und ließ ſich nieder. Da wurde ihr ſelbſt auf das Herrlichſte aufgetragen, vor den Holländerinnen aber blieben Teller und Becher leer. Die Dienerſchaft folgte der ſtrengen Weiſung des Hofmarſchalls, ſie zu betrachten, als wären es weſenloſe Schatten. Alſo ſaßen die Armen vor leeren Gedecken, und es war zum Geſpötte des ganzen Hofes, bis ſie fortgingen. Zufällig kam Jakobäas Mutter nach Brüſſel und hörte von dem Aergerniß. Sofort eilte ſie zum Herzog und ſtellte ihn zur Rede: er verſchanzte ſich wieder hinter ſeine Räthe, und es gab eine heftige Szene. Empört über ſo viel Verrätherei und Schmach rief die ſtolze Burgunderin ihrer Tochter zu, den Pallaſt zu verlaſſen, ging aus dem Saale, beſtieg ihren Zelter und ritt nach ihrem eigenen Hofe zum Spiegel in Brüſſel. Jakobäa wollte mit ihr, kein Wagen und kein Roß erſchien: da ging ſie zu Fuße fort. Von dem ganzen eingeſchüchterten Hofe wagte Keiner ſie zu begleiten, nur ein Hennegauer Page, Johann Raſoir, folgte ihr. Laut weinend ging die junge Fürſtin durch die Straßen Brüſſels, daß es alle Frauen

Digitized by Google

erbarmte, und in den Männern der Zorn kochte über den blutigen Schimpf, welchen man der geliebten ſchönen Herzogin anthat.

An dieſem Abend mochten beide Frauen im Zorn und Eifer Alles durchſprechen, was mit dieſer unglückſeligen Brabanter Heirath zuſammenhing. Wahrſcheinlich erfuhr Jakobäa jetzt erſt, wie es im Grunde ſich mit den päbſtlichen Dispenſationen verhielt, und daß es ſtreng genommen um die Gültigkeit ihrer Ehe noch immer bedenklich ſtehe. Auch ließ ſich ſchon lange merken, daß es darauf abgeſehen war, Holland und Seeland ganz in die Hände des Oheims von Bayern zu ſpielen, und daß man unzweifelhaft ihr damit kommen werde, Verträge der Art zu beſiegeln. Jakobäa faßte kurzen Entſchluß. Andern Morgens verließen, im feierlichen Geleite von zahlreichen Adligen, die beiden Fürſtinnen die Hauptſtadt Brabants und zogen fort nach dem Hennegau. Alle Welt ſollte wiſſen, daß die Herzogin mit Ehren nicht mehr im Lande beſtehen könne.

Viertes Kapitel.

Die Hoeks und Johann von Bayern.

Verfolgung der Hoeks in Holland. Ihre Flucht und Sammelpunkte. Ritter Nothaft, Vizthum von Bayern. Große Pläne Johanns von Bayern. Lage der Dinge in Utrecht Friesland Brabant. Ablenken der burgundiſchen Macht auf Frankreich. Verfolgung der Utrechter und Amersforter. Bündniß mit Geldern. Kampen Deventer Zwolle Groeningen. Johann in Luxemburg. Die Stadt Leyden. Das Haus der Waſſenaar. Der Herzog in Leyden. Straßengefechte am St. Georgs- und St. Lambertstag. Vermittelung der fürſtlichen Räthe. Der Novemberſpruch. Aufſtand der Leydener. Ausſpruch des Fürſten. Anfall auf Brederode. Großes Bündniß der holländiſchen Hoeks mit den Utrechtern. Ausbruch des Kriegs.

In der That ſchien für Jakobäa, deren fürſtliche Herrſchaft und Ehre man im Lande ihres Gemahls verſpottet hatte, auch

ihr Vatererbe Holland und Seeland jetzt auf immerdar verloren. Die Workumer Friedensschlüsse hatten den Hader der Fürsten geschlichtet, aber in den Unterthanen knirschte noch die Parteiwuth. Viele Häupter der Hoeks waren noch außer Landes: um keinen Preis wollten sie sich dazu verstehen, dem verhaßten Bayern zu huldigen. Diesem aber sagte die einfachste Ueberlegung, daß die Hoeks nur Zeit brauchten, um sich wieder zu sammeln und von Neuem eine gefährliche Macht aufzustellen. Im Gefühl seiner Kraft, und in Selbstsucht verhärtet, that er rücksichtslos, was ihm Nutzen brachte, und ließ die hoekisch Gesinnten nicht wieder zu Athem kommen. Er warf sie aus den Aemtern, wo sich Gelegenheit dazu zeigte, und wartete öfter nicht einmal die Zeit ab, wo die Stellen in der Stadtregierung durch Neuwahl mußten besetzt werden. Sein Mitregent, der Herzog von Brabant, ließ ihm in allen Stücken freie Hand, und es war bloße Form, wenn Befehle in Beider Namen ergingen.

Da stand nach mehr als zwanzig Jahren der Waizen der Kabeljaus wieder in Blüthe. Der Herzog überließ ihnen ihre Feinde, gleich als wären sie vogelfrei. Auf öffentlicher Straße wurden die Hoeks angefallen, Einkünfte und Güter ihnen entrissen, und sie sahen ein, daß sie nirgends Recht fänden und gänzlich sollten zu Grunde gerichtet werden. Heimlich bargen sie ihr Vermögen und entwichen, der eine nach dem andern. Die Meisten gingen über die Gränze nach Utrecht und Amersfort, Andere sammelten sich in Leyden und Montfort, in Gertrudenberg und Sevenbergen. Die Seefestung Sevenbergen gehörte dem freien Herrn gleichen Namens; in Gertrudenberg befehligte der tapfere Herr von der Merwede, auch einer von Jakobäas treuesten Anhängern; Haus Montfort hatte immer als eine Säule der Hoeks gestanden; und vor Allem war die Großstadt Leyden jetzt ihre feste Burg, denn dort herrschte der erlauchte Burggraf von Wassenaar. Auf diesen Punkten ließ Herzog Johann seine Feinde einstweilen sich ansammeln: er wartete seiner Zeit, wo er mit einem einzigen Schlag sie zerschmettern könne.

Digitized by Google

Unterdessen machte er alles übrige Land kabeljauisch und sich unterthan. Die Häupter der Kabeljaus, wie Wilhelm von Egmond Gaesbeek Cralingen Heemskerck und die Borsselen, hielt er an seinem Hofe und in seinem Vertrauen. Seine rechte Hand aber war ein bayerischer Landsmann, Herr Heinrich Nothaft, Freiherr von Werdenberg, Ritter. Dieser war ziemlich ein Menschenalter hindurch sein Statthalter in Niederbayern gewesen und führte daher noch den Namen Vizthum von Bayern. Als Johann sich in den Krieg der Hoeks und Kabeljaus stürzte, rief er den Getreuen aus Straubing zu sich, setzte ihn in seinen Rath, und brauchte ihn zu den wichtigsten Geschäften. Die guten Dienste, welche der Ritter leistete, waren so groß, daß schon bald nach dem Workumer Friedensschluß sein Fürst ihm dafür große Güter und Einkünfte in Bayern verschrieb, und an seinem Hofe ihm ein Amt nach dem andern übertrug. Daß ein Ausländer so hohen Stand bei Hof und Fürsten hatte, war den Holländern ein Dorn im Auge, und es kam einmal zwischen Nothaft und Johann von Egmond zu offener Fehde. Der Herzog aber versöhnte sie in vollem Rathe und mit Zuziehung der fünf vornehmsten Städte: ernstlich gebot er ihnen, fortan freundlich mit einander zu gehen zu essen und zu trinken, zu rathen und zu thaten zu des Fürsten und des Landes Nutzen.

Fest mußte Johann von Bayern sich erst auf Holland und Seeland stellen, stündlich mußte ihm dessen Kriegs- und Steuerkraft zu Dienste sein: dann ließen sich wohl noch andere Gebiete seiner Herrschaft zuführen, Friesland, das Utrechter Stift, der Hennegau, ja vielleicht sogar Brabant selbst. — Zweifellos hatte der staatsgewaltige Fürst sich die höchsten Ziele gesetzt. Seine Unterhändler waren überall: man spürte ihre Thätigkeit auch an den Höfen der Kurfürsten von Köln und Trier und der westfälischen Bischöfe. In Maestricht wohnte ihm ein Vertrauter, der Komthur des deutschen Ordens, Iwan von Cortenberg, der wiederholt Botschaften jenseits des Rheines unternahm. Nun waren die Friesen auf das Heftigste unter einander verfeindet:

Digitized by Google

die Einen wollten ihm huldigen, wenn er die Andern verderben wolle. An der jenseitigen Gränze aber des Utrechter Landes lauerte der Herzog von Geldern ebenso beuteluſtig, wie an der öſtlichen Gränze der Holländer. Luxemburg war bereits das Erbtheil von Johanns Gemahlin, den Hennegau bekam er nach Jakobäas kinderloſem Ableben, vielleicht ſchon früher, und endlich, ſo mochte er hoffen, unter irgend einer Form, die Herrſchaft über das reiche Brabant dazu. Den Jüngling, der dort die Herzogskrone trug, hatte er ja in der Hand wie ſeine Puppe, und dieſer regierte ſo jämmerlich, daß die Brabanter Stände ſehnſüchtig nach einer tüchtigeren Leitung ausſchaueten. Unter der Ritterſchaft in Brabant hatte der bayeriſche Johann ſeine Bewunderer, am Brüſſeler Hofe ſeine vertrauteſten Anhänger, und ſelbſt die Bürgerſchaften konnten es nur mit Wohlgefallen bemerken, wie er in ſeinen Landen die Grundſätze der Kabeljaus zur That machte und Handel und Gewerbe förderte. Feinde aber wußte er zu treffen mit Schwert Hunger und Verfolgung, daß ſie verſchwanden wie Schnee vor der Sonne.

Das Einzige, was Herzog Johann in den Niederlanden zu fürchten hatte, war die aufſtrebende burgundiſche Macht. Ihm entging es nicht, welch ein drängendes Wachsthum im Hauſe Burgund trieb und arbeitete. Um ſo mehr beeilte er ſich, Kraft und Streben dieſes Fürſtengeſchlechts abzulenken nach Frankreich hin, woher es gekommen. Er ruhete nicht, als bis die burgundiſchen Banner in den Krieg zogen auf Frankreichs Gefilden. Der gräuliche Mord, durch welchen auf der Brücke von Montereau des Dauphins Partei endlich den Haß gegen ſeinen Vater kühlte, hatte den jungen Herzog von Burgund in ſeinem tiefſten Stolz und Ehrgefühl erſchüttert. Als die Boten nach Gent kamen mit der Nachricht, daß ſein Vater meuchlings erſchlagen, wurde Philipp bleich und ſtarr, ſeine Augen wurden gläſern, und die Beine zitterten ihm. Das Erſte, was er ſagte, als er wieder zu ſich kam, war das Wort an ſeine Gemahlin, die des Dauphins Schweſter war: „Michelle, dein Bruder hat meinen Vater erſchla-

Digitized by Google

gen!“ Von Stund an trennte er ſich von ihrem Tiſch und Bette. Blutrache — daran müſſe man Leib und Seele, Gut und Land ſetzen: das war der Beſchluß des Familienraths, den Philipp zu Mecheln abhielt mit ſeinem Oheim von Bayern, mit Jakobäas Mutter ſeiner Tante, mit ſeinem Vetter von Brabant, und ſeinem Schwager dem Herzog von Kleve. Die Blutrache zu vollziehen, ſchloß ſich Burgund an England, und mit dieſen Landesfeinden verbündete ſich auf's Engſte die eine der beiden großen Parteien, in welche das geſammte franzöſiſche Volk zerklüftet und zerfallen war. Es wurde zu Troyes jenes unnatürliche Bündniß geſchloſſen, in welchem der König von Frankreich ſeine Waffen mit denen ſeines engliſchen Schwiegerſohns und ſeines burgundiſchen Vetters vereinigte, um auf Tod und Leben den eigenen Sohn, den rechtmäßigen Erben ſeiner Krone zu bekämpfen. Fortan ſchien jegliche Kraft des burgundiſchen Hauſes auf unberechenbare Zeit im franzöſiſchen Kriege gefeſſelt. Niemand hinderte Johann von Bayern, ſeine Pläne in den Niederlanden zu verfolgen.

Zunächſt nahm er die Utrechter auf's Korn. Kein ächter Holländer hatte ihnen die Yſſelſteiner Schmach verziehen, und man deutete mit Luſt darauf hin, wie der Herzog ihnen jetzt ein Seil um den Hals gelegt habe, das bei jedem Rucke Angſt und Schmerzen mache. Wohl waren die Utrechter in die Sühne vom Februar 1419 eingeſchloſſen: doch ſie traueten dem Landfrieden nicht, und ließen es ſich keine Wege reuen, um einen feſten beſondern Frieden zu erwirken. In den Workumer Artikeln hatte Johann ſich auch die Rechte zugeſtehen laſſen, welche Holland noch auf das Land Hageſtein beanſpruchte: ohne Weiteres ließ er nun dies Gebiet beſetzen, und der greiſe Utrechter Fürſtbiſchof Friedrich von Blankenheim, der es ſo lange Zeit inne gehabt, der in allen Niederlanden ſo hohe Achtung genoß, mußte ſtill dazu ſchweigen. Nur für ſchweres Geld bewilligte Johann den Utrechtern und Amersfortern einen Vertrag, in welchem ſie ſich verpflichteten, alle während der Fehde mit ihm Verbannten wieder aufzunehmen: dagegen ſollten ſie wieder freien Verkehr und den

Digitized

Schutz des Rechtes in seinen Landen genießen. Dieser Frieden wurde am 1. April zu Woerden besiegelt. Acht Tage darauf kam ein Utrechter Schiff aus Flandern vor die Mündung des Leck, gleich überfielen es die Egmonds, bohrten es in den Grund, und schleppten Leute und Ladung fort. Ein zweites Schiff, das am andern Tage Anker warf, hatte gleiches Unglück. Und die Utrechter Bürger durften sich nicht einmal beschweren. Hatten sie ja ihren Frieden nur mit dem Herzoge gemacht, nicht auch mit seinen Baronen. Nicht besser erging es den Bewohnern der zweiten Hauptstadt des Stiftslandes, den Amersfortern, die so tapfer in Gorkum gestürmt hatten. Sie dachten nun wieder frei und ungefährdet in die Süderſee zu stechen: kaum aber kamen ihre Schiffe den Holländern in Sicht, als sie auch schon überfallen und geplündert waren. Von Utrechter Güterfuhren aber, die über die holländische Gränze kamen, erpreßte man einen so hohen Zoll, daß sie wenig Vortheil bei ihrem Handel ersahen. Vergebens schickten die Gekränkten Briefe auf Briefe und fleheten und mahnten bei dem holländischen Fürsten auf das Beweglichste, wie schändlich man mit ihnen umgehe. Johann schwieg stille, rührte sich auch später nicht, wenn Leute von Utrecht und Amersfort, die sich in Holland treffen ließen, auf öffentlicher Straße angegriffen und mißhandelt wurden, wenn man Einigen sogar die Nasen abschnitt, ja selbst Frauen und geistlichen Leuten aus jenen Städten gar übel mitspielte.

Er schloß unterdessen ganz in der Stille mit dem Herzog von Geldern, dessen Gebiet das Utrechter Stift von der andern Seite umfaßte, einen Vertrag des Inhalts: wenn es zum Kriege komme, wollten sie in aller Freundschaft das Utrechter Land theilen, Geldern solle Amersfort, Holland das Montforter Gebiet haben, und zum Bischof — denn der jetzige war hoch betagt — wollten sie nur einen solchen wählen lassen, der ihnen den Willen thue und sich mit dem verkleinerten Stifte zufrieden gebe. Die benachbarten Barone aber wurden geradezu angeregt, auszureiten und sich an den Stiftsleuten Beute zu verdienen. Hatte

ſich doch Herzog Johann heimlich mit dem Herrn von Gaesbeek und Andern verbunden, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen und ſie aufrecht zu halten, wenn es zum Kriege komme. Die Utrechter ſahen ein ſchweres Ungewitter aufſteigen, und hielten mit Biſchof und Kleriſei und Ritterſchaft ein Kapitel über das andere, wie ſie ſich helfen möchten. In ihrer Bedrängniß ſchickten ſie an den Herzog von Brabant, an Jakobäa, an die holländiſchen Städte Geſandte, welche die Welt mit ihren Klagen erfüllten. Beſſeren Troſt hatten ſie davon, daß die oberyſſelſchen Städte Kampen Deventer und Zwolle ſich zu ihrem Beiſtande rüſteten, ſelbſt die Groeninger begaben ſich förmlich unter das Stift Utrecht. Denn ſchon verlautete allerlei, wie der gefürchtete „Johann ohne Gnade“ am Rhein und in Weſtfalen Truppen werbe: nicht bloß Utrecht, auch Friesland und Alles was rings um die Süderſee liege, wolle er erobern.

So verlief das erſte Jahr nach dem Workumer Friedensſchluß. Johann ließ ſeine Ausſaat langſam reifen. Er war ſchon im Sommer nach ſeinem Herzogthum Luxemburg gegangen, und blieb dort bis zum nächſten März. Während ſeiner Abweſenheit konnten die kabeljauiſchen Beamten freier ſchalten, und mehr und mehr kamen die Feindſeligkeiten zum Ausbruch.

Zunächſt ſollte Leyden, das mächtigſte Bollwerk der Hoeks, erobert und ausgefegt werden. Dieſe Stadt hatte große Tuchwebereien und anderes reiches Gewerbe, ihre Fabrikanten und Kaufleute ſchickten Schiffsladungen von Leydener Waare nach vielen Ländern. Der Rhein hatte hier damals noch einen mächtigen Waſſerſtrom. Er zog von Utrecht her nach Leyden und ergoß ſich nicht weit vom Haag durch die Dünen und in's Meer. Nach Dortrecht war Leyden die wichtigſte Stadt im Lande. Es hatten aber die Burggrafen von Waſſenaar ſeit uralten Zeiten in der Stadt auf ihrem Schloſſe gewohnt und geherrſcht wie kleine Fürſten. Sie erhoben allerlei Steuern und Zölle in der Stadt, hatten die Fiſchereien und Jagden, und übten noch immer das Recht, die eine Hälfte des Schöffengerichts zu beſetzen, während

Digitized by Google

dem Fürſten die andere Hälfte zuſtand. In Leyden und auf ihren nahegelegenen herrlichen Schlöſſern Waermond und Podikenpoel und andern Gütern wohnten den Waſſenaars zahlreiche Grundholden und Lehnsleute. Es war kein Wunder, wenn die hoekiſche Partei hier feſtſaß. Ihr Hort und Meiſter war der alte Burggraf Philipp, ein Mann von großem Gewicht im ganzen Lande, der bei Jakobäa in den höchſten Ehren ſtand. Zum Unglück aber für die Hoeks meldete ſich auch in Leyden die Uebergangszeit an, in welcher man lebte. Selbſt im altberühmten Geſchlechte der Waſſenaars, in welchem von Alters her Alles hoekiſch fühlte und glühete, hatte ſich peinlich jetzt der Parteihaß eingefreſſen. Der alte Burggraf hatte zwei Söhne: Johann der jüngere blieb leidenſchaftlicher Hoek, der Aeltere aber, Ritter Heinrich, hatte die Farben gewechſelt. Er war Jakobäas vertrauteſter Rath geweſen, — jetzt nahm er dieſelbe Stellung ein bei Johann von Bayern, dem Fürſten der Kabeljaus, und eine häßliche Kluft hatte ſich aufgethan zwiſchen ihm und ſeinem Geſchlechte. Auch in der Stadt, welche die alte Stammburg der Waſſenaars überragte, fehlte es nicht an kabeljauiſcher Geſinnung. Sie pflegte ſich einzuſtellen, wo die Bürger durch Handel und Fabriken reich wurden. Dann wollten ſie lieber unter einem großen Fürſten ſtehen, als ſich von einem kleinen Gebietsherrn befehlen und beſteuern laſſen. Die Vorgänge in Leyden, und das endliche Schickſal dieſer Stadt geben uns ein klares Bild der Zuſtände im Lande und deſſen, was Johann von Bayern und die Kabeljaus erſtrebten, und wie ſie es anfingen.

Schon auf den zweiten Tag nach dem Friedensſchluß zu Workum, auf den 15. Februar 1419, waren die holländiſchen Städte nach dem Haag entboten. Es wurden ihnen die Artikel des Vertrages vorgeleſen, dabei ihres neuen Herzogs Abſicht angekündigt, ſofort ſeine Rundreiſe anzutreten und überall die pflichtſchuldige Huldigung einzunehmen. Als er nun nach Gouda kam und von hier nach Leyden wollte, hieß es, die Leydener und ihr Burggraf Waſſenaar verbollwerkten ſich und würden den Fürſten

Digitized by Google

nicht einlaſſen. Der Herzog wartete, bis ſie ihm eine feierliche Botſchaft entgegenſchickten, um ihn zu bewillkommnen und dem Gerede zu ſteuern. Er ging nach Leyden, und das Erſte, was er that, war eine Aenderung im Stadtregiment. Es war freilich nicht an der Zeit, die Schöffen zu beſtellen, aber der Burggraf mußte ihm den Willen thun, und ſie ſetzten neue Schöffen ein, unter welchen die Kabeljaus nicht vergeſſen waren. Die 100,000 Roſenobel, welche Johann von Brabant ſeinem Mitregenten zahlen ſollte, wurden auf die Städte ausgeſchlagen: auch Leyden mußte ſeinen Theil aufbringen. Noch auf andere Weiſe ſorgte Johann von Bayern für ſeine Anhänger. Im Hauſe der Waſſenaers kam durch ſeine Gegenwart ein Familienvertrag zu Stande, nach welchem, falls der älteſte Sohn vor dem Vater ſterbe, ſeine Kinder beiderlei Geſchlechts in der Erbfolge dem jüngeren Sohn vorgehen ſollten.

Alsbald loderte zu Leyden die Zwietracht in vollen Flammen. Die Kabeljaus erhuben ſtolz ihre Stimmen, weil ſie des Fürſten ſicher waren, und die zurückgeſetzten Hoeks wußten ſich vor Aerger nicht zu laſſen. St. Georgs Rittertag, den 23. April, ließen die Parteien nicht vorübergehen, ohne daß ſie mit Schwertern und Beilen über einander herfielen und einander Haus und Gut zu verderben ſuchten. Zweiunddreißig Bürger der einen, vierzig der andern Partei wurden ſchuldig befunden, daß ſie Sühne geloben mußten. Ganz Holland richtete ſeine Augen auf Leyden. Schon trieben ſich vor den Thoren fremde Kabeljaus umher, welche in vollen Haufen die hoekiſch Geſinnten anfielen und mit Gewalt in die Stadt wollten. Eines Abends im Juli fanden ſich die Ketten, an welchen die Zugbrücken der Thore hingen, zerbrochen. Es war offenbar angeſtiftet, damit man die Brücken nicht aufziehen könne, wenn in der Nacht Leute von draußen herein wollten. Die es gethan, machten ſich ſofort unſichtbar, und ſieh da, die Geflüchteten waren ſämmtlich Kabeljaus. Schimpfend auf die Verräther hielten jetzt die Hoeks ſorgfältige Thorwache. Wiederholt erſchienen der Schatzmeiſter Flo-

Digitized

renz von Borſſelen, Nothaft, und andere fürſtliche Räthe, um die Parteien zur Ruhe zu nöthigen. Ritter Nothaft brachte einen Frieden dahin zu Stande: daß die Flüchtigen wieder herein ſollten; daß Niemand in der Stadt Harniſch tragen dürfe; daß das unaufhörliche Fechten auf den Straßen um keinen Preis mehr zu dulden; daß als Geiſeln 25 hoekſche Bürger nach Schoonhoven und 25 kabeljauiſche nach Gouda gehen müßten.

Die Bürger, welche zur Geiſelhaft verurtheilt waren, zogen ab, und die Geflüchteten ſollten am St. Lambertstage wieder einziehen. Die Leydener Kabeljaus kamen herangezogen, von vielen Freunden begleitet, jedoch friedlich von Ausſehen. Unter den Mänteln aber trugen ſie Harniſche. Als ſie nun durch die Straßen ritten, ſtanden da Johann von Waſſenaar und Gerhard von Poelgeeſt, welche ohne Zweifel keine Miene zum Bewillkommnen machten. Gleich laſſen die Kabeljaus ihre Mäntel fallen, ſtürzen über ſie her und ſchlagen den Einen nieder, nur mit genauer Noth werden die beiden Junker gerettet. Jetzt aber gibt es Geſchrei, die Bürger ſtürzen aus den Häuſern, die Glocken ſtürmen, Schwerter blitzen auf allen Straßen. Die Eingezogenen werden überwältigt. Ein Theil wird gefangen, ein Theil gewinnt den Kirchthurm und verſchanzt ſich, ein dritter entkommt aus dem Thore. Die Hoeks waren wieder Meiſter ihrer Stadt, und wünſchten ſich Glück, daß zum zweitenmal des Herzogs Plan mißlungen, „ihnen fremde Leute über den Hals zu bringen.“ Eilig aber kamen Nothaft Cralingen Heemskerck und der Schatzmeiſter Borſſelen mit den Bannern von Haerlem Delft und andern Kabeljauſtädten, um ſich in's Mittel zu legen. Die Leydener ließen ſie ein, jedoch unter der Bedingung, daß auch der Burggraf Waſſenaar und der Herr von Brederode Kriegsvolk einführen dürfe. Der Burggraf ließ ſich ſogar förmlich beauftragen, all ſeine Freunde aufzubieten, falls man mit Gewalt in Leyden wolle eindringen. Jede Partei wollte ſich ſichern, daß die Andern ſie von dem wichtigen Platze nicht ausſchlöſſen.

Nun wurden wieder acht Schiedsrichter gewählt, um zu

Digitized by Google

rechten und zu sühnen zwischen den Parteien. Bald wurde in Leyden, bald im Haag verhandelt, bald zogen die Schiedsrichter zu den Vergeißelten nach Gouda und Schoonhoven. Vieles wurde angeboten, Vieles verworfen, und man konnte nicht zum Schlusse kommen. Die ächten Hoeks aber gingen bereits in der Stille nach Utrecht, um zu reden und zu hören, wie man mit den Waffen in der Hand die Kabeljaus zwingen könne. Denn seit dem Bündnisse mit Groeningen und den oberyſſelschen Städten hatten die Utrechter wieder ihr Haupt erhoben. Auch der Schatzmeister Borsselen erschien jetzt wiederholt bei ihnen, um zu verhandeln. Um es mit mehr Nachdruck zu thun, ließ er im Oktober sogar Befehl ausgehen, die Städte von Holland sollten sich rüsten, um auf das erste Gebot gegen die Utrechter in's Feld zu rücken.

Endlich im November traten des Herzogs Räthe Florenz Borsselen, Johann Egmond, Hubert Kuilenburg und Heinrich Wassenaar zusammen mit den acht Schiedsrichtern und verkündigten den Sühnespruch in der Leydener Sache. Alle gefangenen Kabeljaus sollten frei ausziehen und sich eine Meile von der Stadt ferne halten bis drei Wochen nach des Herzogs Rückkunft; wer aber sofort seine Unschuld darthun könne, solle friedlich in die Stadt zurückkehren. Vierzehn hoekische Bürger und andere Gesellen wurden aus der Stadt verbannt bis drei Wochen nach des Herzogs Rückkehr. Endlich solle die Stadt den bei den Aufläufen zu Schaden Gekommenen tausend Nobel zahlen, dazu zweitausend an Kosten und Strafgeldern. Dieser Spruch, so verlangte der Schatzmeister Borsselen, müsse öffentlich vom Rathhaus zu Leyden verkündigt werden. Ueber solches Ansinnen gerieth die Stadt in wilde Bewegung. Wie, die schuldigen Kabeljaus sollten frei ausziehen? Die Stadt aber, also auch die Hoeks darin, sollten mit ihrem Vermögen dafür gelten, was jene angerichtet? Die Leydener erklärten: sie hätten des Herzogs Räthen gar keine Vollmacht gegeben zu solchem Schiedsspruch, und sandten ihnen Abgeordnete: „daß sie zu Rechte stehen wollten für Alles,

Digitized by Google

was sie verbrochen von ihrer Kindheit Tagen an, und hätten sie Leib und Glut verwirkt, so wollten sie es gelten: aber Recht müsse man ihnen wieder thun, Recht wider Diejenigen, welche ihre Stadt so schwer geschädigt hätten." Da rief ihnen Ritter Heinrich Wassenaar in Gegenwart des Herrn von Cuilenburg zu: „Recht forderten sie noch? Sie hätten ihr Recht. Ein anderes gäbe es nicht für sie." Schon zogen die Haerlemer und andere Kabeljaus mit entrollten Bannern auf Leyden zu, die Stadt zu zwingen.

Noch einmal legten sich die Leydener Hoeks zum Frieden, und ließen ihre Gefangenen abziehen. Ernstlich aber und aus voller Macht fingen sie jetzt an sich zu rüsten. Die großen Büchsen wurden auf die Burg gebracht, neue gekauft, die Mauern und Verschanzungen an den Thoren Brücken und Hecken in und vor der Stadt verstärkt, die Stadtgräben ausgetieft, Wachen vor den Thoren ausgestellt. Der Rath ließ das Volk gut beköstigen, damit rasch die nöthigen Arbeiten gethan wären. Gegen plötzliche Ueberfälle nun gerüstet unterhandelten die Leydener weiter mit dem fürstlichen Rathe, der sie nicht anzugreifen wagte. Denn zu gleicher Zeit wurde es klar, daß man auch mit den heimlichen Verbündeten der Leydener, den Utrechtern, ohne Krieg nicht mehr auseinander komme. Schon im Januar zogen die Utrechter aus und schlugen ein Blockhaus an der Gränze auf, während holländischer Seits wider sie die Stadt Oudewater bewehrt und besetzt wurde.

So weit waren die Dinge gediehen, als Johann von Bayern im Anfang des Frühlings 1420 wieder in Holland erschien. Auf den 14. März entbot er den Burggrafen, seinen Sohn Johann, und fünfzig der vornehmsten Bürger von Leyden, vor ihm in Dortrecht zu erscheinen. Sie erhielten frei Geleite, kamen und hörten vom Fürsten keine andere Erklärung, als es bleibe bei dem Novemberspruch, und wenn sie nicht gehorchten, werde man sie zwingen. Die Bestürzung in Leyden war allgemein. Noch einmal schickten die Bürger nach Brabant zu Jako-

Digitized by Google

bäa und ihrem Gemahl, und baten flehentlich: „sie seien doch ihre rechte Landesherren, sie möchten ihnen helfen um Gottes willen und sie beschützen gegen so unrechte Gewalt, als ihnen geschehen sei und sie täglich mehr erwarten müßten."

Aber soviel auch, so erklärten die Leydener in Urkunden vor aller Welt, sie bei dem herzoglichen Paar in Brabant und bei allen Denen, welchen dasselbe die Landesregierung anbefohlen, gebeten, an Niemand hätten sie Trost Hülfe noch Gnade gefunden. Auch Brederode Wassenaar und die andern Häupter der Hoeks konnten ihnen auf gütlichem Wege nicht mehr helfen. Was sie auch anfingen, um Recht und Frieden zu vermitteln, stets sahen sie sich gehindert und verhöhnt von den mächtigen Kabeljaus, denn gerade solchen hatte Johann von Bayern die Landesregierung anvertraut. Wurde doch selbst dem Herrn von Brederode, dessen Haus fast so edel als das fürstliche Haus von Holland, als er in des Herzogs Auftrag nach Gouda ritt, erst bei seinem Schlosse, dann bei Oudewater aufgelauert von Leuten, die Egmonds Farben trugen. Sie sprangen ihn an und schlugen auf ihn ein, und mit genauer Noth rettete er sein Leben. Und dann schickten ihm seine Feinde noch die Drohung nach: „Lasse er sich wieder auf freier Straße blicken, so solle er nur auf dem Leichenwagen zurückkehren." Vergebens klagte Brederode bei dem Herzog, nicht einmal Antwort wurde ihm.

Die Bedrängten dachten nunmehr daran, wie sie sich selbst helfen könnten. Am 15. April 1420 schlossen die Städte Leyden Utrecht Amersfort, der Bischof von Utrecht, die Herren von Brederode Wassenaar Montfort Poelgeest Heemstede und andere Ritter und Knappen ein Bündniß zu Schutz und Trutz auf fünf Jahre wider die Egmonds Heemskercks Gaesbeeks Kuilenburgs Borsselen, die vertriebenen Leydener, und all deren Freunde und Helfer. Herzog Johann von Bayern war nicht ausdrücklich als Feind genannt, jedoch gesagt: wenn er in die Fehde eintrete, so sollten seine eigenen Schlösser, die man einnehme, an den Bischof von Utrecht fallen. Alle andere Beute wollten Holländer und Ut-

rechter theilen, jedoch aus eroberten Städten und Schlössern werde man erst die Kriegskosten lösen, und sie dann an das herzogliche Paar von Brabant zurück geben. In einem Nebenvertrag war allerdings gesagt, daß die Fehde gegen Herzog Johann gehe. In den nächsten Wochen traten noch einundzwanzig hoekische Herren dem Bündniß bei, unter ihnen auch Jakobäas natürlicher Bruder Eberhard Herr von Hoogtwoude. Leyden war zum Hauptplatz des Krieges erkoren, die Stadt wurde mit Proviant und Geschütz und anderm Kriegszeug reichlich versehen, und Tag und Nacht zogen Bewaffnete in ihre Thore ein, unter ihnen an fünfhundert Soldaten des Utrechter Bischofs, welche die Leydener in ihren Sold nahmen. Die Reiter mit den Fehdebriefen flogen aus den Thoren, und gleich hinter ihnen her fielen die Hoeks in das Gebiet ihrer Feinde ein, und fingen an, zu brennen und zu plündern und Gefangene fortzuschleppen.

Fünftes Kapitel.

Fall von Leyden.

Johann von Bayern Alleinherr von Holland und Seeland. Wiederaufleben der kaiserlichen Belehnung. Nothaft Schatzmeister. Verwüstungen der Hoeks. Heinrich von Wassenaar. Heeresansammlung in Gouda. Zerstörung der hoekischen Schlösser. Lager vor Leyden. Absperrung der Stadt. Ausrüstung von Blockhäusern. Beschießung. Verluste der Hoeks. Feindesmenge wider Utrecht. Der Herzog von Geldern und die Amersforter. Vereitelung der Utrechter Anschläge. Noth der Belagerten. Die Friedensmittler. Die Hoorner auf Marken. Einzug der Sieger in Leyden. Bedingungen der Uebergabe. Zerstörung der Freiherrschaften. Ausgang des Burggrafen Philipp. Leyden kabeljauisch gemacht. Maßregeln gegen die Utrechter. Dietrich von der Merwede in Gertrudenberg.

Jetzt hatte Johann von Bayern die Hoeks auf dem Punkte, wo er sie haben wollte. Oeffentlich hatten sie Bürgerkrieg be-

Digitized by Google

gonnen, mit des Landes Feinden hatten sie sich verbündet. Da schien es vor aller Welt gerechtfertigt, wenn ihm sein Mitregent, der Herzog von Brabant, jetzt die volle Gewalt über Jakobäas Erblande übertrug, um so große Gefahren zu bewältigen.

Sofort als Bündniß und Aufstand der Hoeks nicht mehr zweifelhaft, erhielten Johanns Vertraute am Brabanter Hofe Nachricht, nunmehr entschieden vorzugehen. Sie folgten auf der Stelle, und kamen mit ihrem Fürsten zu seinem Oheim nach Seeland, wohin dieser sich von Luxemburg auf Besuch seines Schatzmeisters Borsselen in St. Martinsdyck-begeben hatte. Hier, im Stammhause des Ritters Franz von Borsselen, siegelten beide Herzoge am 21. April eine Urkunde, durch welche Johann von Brabant Holland Seeland und Friesland an Johann von Bayern abtrat. Und nicht dies allein, auch Städte vom Brabanter Gebiet wurden ihm überantwortet. Als dies Geschäft beendet, und der Brabanter Fürst sich jetzt hinlänglich durch des Oheims Macht und Zuspruch gestärkt fühlte, kehrte er nach Brabant zurück, hielt aber erst in Antwerpen an, und bestellte sich dort einen neuen Rath zur Regierung seines Landes und seiner Person. In diesem neuen Rathe saßen nur entschiedene Feinde der Hoeks, unter ihnen der Herr von Asche und sein ältester Sohn. Nikolaus Colenson, ein Geistlicher aus Antwerpen, bekam das Staatssiegel. Der Hauptlenker dieses Getriebes, Hofmarschall T'Serclaes, hielt sich noch etwas im Hintergrunde.

Die Urkunde aber, durch welche an Johann von Bayern vollständig seiner Nichte Erblande abgetreten wurden, war in Form einer Landesverpfändung aufgesetzt. Von den hunderttausend Rosennobeln, welche das herzogliche Paar von Brabant dem Oheim nach dem Workumer Vertrag schuldete, waren erst 15,600 bezahlt. Der große Rest von 84,400 sollte erlassen sein, hingegen Johann von Bayern noch 90,000 Kronen dazu bezahlen. Für diese Summen erhielt er Holland Seeland Friesland auf zwölf Jahre in Pfandschaft. Binnen dieser Zeit sollte er ganz allein alle Regierung haben, nur keine Beamten absetzen,

mit welchen noch nicht abgerechnet war, nicht münzen ohne Zustimmung der Landstände und des Fürsten von Brabant, und Niemand in's Elend schicken, der zu Rechte stehen wollte.

Die Urkunde war ausgestellt im Namen des Herzogs von Brabant und seiner Gemahlin, enthielt jedoch die Klausel, daß sie für den Ersten ihre volle Kraft behalte, auch wenn Jakobäas Siegel sie nicht bestätigen werde. In einer besondern Urkunde erklärte Johann von Brabant ferner: „Er habe die Verpfändung des Landes als deren Herr und als Vogt seiner Gemahlin vorgenommen; würde diese aber die Urkunde nicht besiegeln, so solle Johann von Bayern die Lande und dazu die kaiserlichen päbstlichen und andern Urkunden, in welchen er vermöge eigenen Rechts als Landesherr auftrete, so lange behalten, bis ihm die obengenannten Summen und noch 26,000 Kronen dazu gezahlt seien." Das hieß Jakobäas Erbrecht wieder in Frage stellen; denn auf Grund der Belehnungsurkunden des Kaisers und auf Grund der päpstlichen Briefe, welche Jakobäas Ehe für ungültig erklärten, hatte Johann von Bayern behauptet: daß er allein rechtmäßiger Herr und Erbfolger in seines Bruders Wilhelm Landen sei, und daß weder dessen Tochter noch ihr Gemahl irgend landesherrliche Ansprüche daran hätten. Und doch war es das Einzige, was Jakobäa durch den Workumer Friedensvertrag errungen hatte, daß der Oheim auf das Recht aus jenen Urkunden verzichtete. Auch dieser arme Erwerb wurde nun geopfert. Und um nichts halb zu thun, fertigte ihr Gemahl sogleich von Seeland aus seine offenen Briefe an die Barone Städte und Beamten in Holland Seeland Friesland, worin er ihnen verkündigte: er habe die Länder „auf eine gewisse Zeit für eine gewisse Summe" an seinen lieben Oheim von Bayern, in dessen Händen sie am allerbesten verwahrt wären, versetzt, und entbinde deshalb die Einwohner aller Eide und Unterthänigkeit gegen ihn selbst. Damit war im Grunde eine Abtretung auf ewige Zeiten vollzogen; denn jene großen Summen zu zahlen, hatte der Brabanter Hof weder Willen noch Mittel.

Digitized by Google

Jetzt konnte Johann von Bayern von allen Bewohnern Hollands und Seelands Gehorsam fordern als ihr rechtmäßiger Fürst. Für die Einen war er es als Nachfolger in Jakobäas Rechten, welche ihm deren ehelicher Vogt abgetreten hatte, für die Andern erschien die Belehnung, welche ihm der Kaiser ertheilt hatte, wieder aufgelebt.

Nach seiner Gewohnheit ließ er diese Thatsachen erst eine Weile wirken. Er behielt mit seiner geliebten Gemahlin, Elisabeth von Görlitz, die ihm überall zur Seite war, noch ein paar Wochen sein Hoflager auf Seeland, wo die Borsselen Alles vermochten und in St. Martinsdyck die Häupter der Kabeljaus versammelten. Der alte Philipp Borsselen, der hier wohnte, legte jetzt Schlußrechnung von seinem Amte als Schatzmeister. Sein Sohn, der junge Ritter Franz Borsselen, glänzte in Ruhm und Thatkraft neben dem Fürsten, der ihn zu seinem Rath und Minister erhob. Nachfolger aber des alten Borsselen im Schatzmeisteramte wurde Ritter Nothaft, der Vizthum von Bayern.

Unterdessen trieben sich die wüthenden Schaaren der Hoeks durch das Land, stürmten Zuydwyck Raephorst Rynsburg und andere Schlösser und Häuser der Kabeljaus, und legten sie in Asche. Längs des Rheines wurde Alles verwüstet, und Leute und Vieh als Beute fortgetrieben. Selbst bis in den Haag streiften die Hoeks, ohne jedoch die Brandfackel in die fürstlichen Wohnungen zu werfen. Zum Hauptwaffenplatze der Kabeljaus hatte Johann die Stadt Gouda bestimmt, an der Gränze zwischen Leyden und Utrecht gelegen, um von hier aus nach beiden Seiten Wache zu halten. Die Hoeks, vereinigt mit Utrechter Kriegsvolk, drangen vor bis an die Thore von Gouda, und ließen die Vorstädte in Flammen aufgehen. Allein die Kabeljaus in der Stadt, so hatte es Johann von Bayern befohlen, hielten die Thore verschlossen und kamen nicht heraus zum Streiten, und die feindlichen Schaaren zogen mit ihrem Raube wieder ab. Herzog Johann ließ noch immer die Unterhandlungen mit den Leydenern fortsetzen. Er begnügte sich, all ihr Gut mit Beschlag

Digitized by Google

zu belegen, wo es ſich auch finden ließ. Leydener Schiffe, die Häute geladen hatten, wurden auf der See gekapert nnd nach Gouda und Rotterdam geführt. Einige Leydener Kaufleute hielten es, um ihr Eigenthum zu retten, für's Klügſte, aus der Stadt zu entweichen und ſich zum Fürſten zu begeben. Ihre Mitbürger aber verwarfen ſeine Anerbietungen und beſtanden darauf, daß ihnen erſt Recht widerfahren müſſe. Wenn ſie auch anders gewollt hätten, wie ließ ſich etwas gegen den Willen von Waſſenaar Brederode Heemskerck v. d. Zyl und anderer Häupter der Hoeks durchſetzen, die ſich jetzt Alle in Leyden geſammelt hatten! Durch ſie waren die Stadt und die Schlöſſer rings in der Runde trefflich bewehrt, ſie beherrſchten den Rhein auf und ab, und dachten nicht anders, als es ſolle Leyden aus jeder Belagerung ſo mannhaft und glücklich hervorgehen, wie vor zwei Jahren Dortrecht.

Endlich kam Johann von Bayern zu ernſteren Maßregeln nach Holland. In Delft erklärte er den Burggrafen Waſſenaer all ſeiner Güter verluſtig und belieh damit deſſen Sohn, den Ritter Heinrich, der gegen ſeinen Vater zu Felde zog. Am letzten Mai begab ſich der Herzog mit ſeiner Gemahlin nach Gouda, und bot von hier all ſeine Edlen Städte und Dörfer auf, mit ihrem beſten Kriegsvolk binnen acht Tagen zu ihm zu ſtoßen. Die Amſterdamer und die weiter nördlich wohnten, ſollten ſich ſammeln bei dem Herrn von Heemskerck in Haerlem, der dieſe Stadt eilig verbollwerkte. In den Haag wurde Egmond mit Reiterei gelegt, die Befeſtigungen von Gouda Oudewater und anderer Städte an der Utrechter Gränze erhielten Verſtärkung. Nach Geldern und über den Rhein gingen Boten zu den verbündeten Fürſten, nun ſei es an der Zeit, die Utrechter zu bekriegen, und die Herren von Büren Kuilenburg Homoet und andere Barone in Geldern und den Nachbarlanden, die Johann in der Stille vorher geworben hatte, wurden gemahnt, daß ſie ſofort mit ihrem guten Reitervolk heranzögen. Auch Luxemburger Fähnlein rückten in Gouda ein, deren Anführer ſofort ihre

Digitized by Google

Absagebriefe an den Herrn von Montfort schickten. Auf allen Wegen, die aus dem Utrechter Bisthum nach Holland führten, standen Wachen, um eilig feindliche Haufen anzumelden.

Vorsichtiger Weise aber nahm Johann von Bayern gegen die Utrechter eine Stellung, wie sie eben nur das damalige, für uns wunderliche Staatsrecht erlaubte. Mehrere von Johanns Lehnsbaronen, seine eigenen Minister standen als abgesagte Feinde gegen Bischof und Städte eines Nachbarlandes im Felde: der Fürst selbst beschloß, an ihrem Kriege vorläufig nicht Theil zu nehmen. Er hütete sich daher, durch einen entschiedenen Akt der Feindseligkeit in diesen Feldzug einzutreten, und die Utrechter konnten sich noch immer nicht entschließen, ihm die Fehde anzusagen, welche doch eigentlich gegen ihn gemünzt war. Johanns heimlicher Verbündeter, der Herzog von Geldern, sollte — so war zwischen Beiden verabredet — einstweilen den Stiftsleuten tüchtig zu schaffen machen.

Nachdem zum Letztenmal Ritter Nothaft den Leydenern gütlich zugeredet hatte, setzte sich der Herzog am 17. Juni mit seinem Heere in Bewegung. Er hatte viel und treffliches Geschütz zusammen geführt, selbst aus dem Hennegau wurde zu Schiffe eine große Kanone herangeführt. Nun hatten die Hoeks gerechnet, er werde unverzüglich sein Lager vor Leyden aufschlagen, und von hier aus Streifschaaren abschicken, und die hoekischen Burgen in der Umgegend berennen, die sie wohl umgürtet und besetzt hatten. Er aber zog mit ganzem Heer und allem Geschütz erst gegen diese Schlösser, eines nach dem andern wurde angegriffen, Thoren und Mauern niedergeschossen. Poelgeest ter Does Hoichmade de Zyl ter Waerd Podikenpoel Waermond mußten ihre Banner ihm zu Füßen legen: die beiden letzten, die väterlichen Schlösser, sah Heinrich von Wassenaar in Flammen aufgehen. Das viele Geschütz, das sich auf diesen Burgen fand, wurde mitgeschleppt. In acht Tagen war der Herzog mit all den Hoeks-Schlössern fertig, jetzt war die Umgegend rein, und am 24. stand er vor Leyden, und ließ sofort sein großes Lager

Digitized

aufſchlagen. Zimmerleute waren ſchon von allen Orten herbeordert, und zwar gleich auf ſechs Wochen, daß Alles fertig und im Stande bleibe.

Für den Herzog ſelbſt wurde ein ſtattliches hölzernes Zelt gezimmert, und prachtvoll ausgeſchmückt. Ein großer Thurm ſtand daneben, darauf eine hohe Flaggenſtange zum Signalgeben. Auch die Kapelle fehlte nicht, in welcher der Fürſt jeden Morgen Meſſe hörte. Er hatte ſeine Kanzlei bei ſich, auch ſeine beiden natürlichen Kinder, einen Sohn und eine Tochter. An der Hoftafel fehlte es nicht an edlem Wein und gutem Hamburger Bier, wenn die oberſten Hauptleute, Rothaft Heemskerck Vorſſelen und Leyenburg kamen, des Fürſten Befehle zu holen.

Im weiten Umkreis um die Stadt wurden Reiterhaufen vertheilt, jeden Zugang zu bewachen und jegliche Zufuhr abzuſchneiden. An drei Plätzen nach dem Meere hin lagen Schiffe auf dem Rheine, die ſich raſch mit einander verbinden konnten. In allen Häfen und Flußmündungen wurde auf verdächtige Schiffe Acht gegeben, im Texel richtig auch die Pulverſendung abgefaßt, die in Flandern für die Leydener gekauft war.

Dicht vor der Stadt aber, während das Lager weiter zurücklag, errichtete man in Eile zwei ſtarke Blockhäuſer, das eine vor dem Rynsburger Thor auf dem Pokenpoel, das andere vor dem Weißen Thor bei Boſchhuyzen, beide am Fluſſe, daß man leicht ab- und zu konnte. Sie waren feſt mit Eiſenwerk verbauet, hatten Fallbrücken, und waren durch Gräben und Palliſaden geſchirmt. Wolle Einer, ſo wurde ausgerufen, guten Sold gewinnen, könne er ſich zur Beſatzung der Blockhäuſer melden. Dieſe beſtand nur aus 20 bis 30 Mann geprüfter Soldaten, dazu kamen zwei Büchſenmeiſter und ein Bogenmeiſter mit ihren Leuten, ein Wundarzt, und ein Pförtner. Heemskerck ſelbſt lag auf dem Boſchhuyzer Blockhauſe, das erſt am 12. Juli völlig ausgerüſtet war. Nun wurde fleißig aus den großen Steinbüchſen geſchoſſen, welche Mauern und Häuſer erſchütterten. Wer gut traf, bekam beſondern Lohn, und es wurde den Belagerten

Digitized by Google

hart zugesetzt. Alles war vom Herzog wohl vorbereitet. In Gouda und Oudewater wurden fort und fort die Geschosse gefertigt, im Haag Brod gebacken, Zufuhr von Lebensmitteln war aus dem ganzen Lande im Schwunge, und die Lazarethe hatte man im Haag bereitet.

Die Hoeks in der Stadt aber blieben unverzagt. Mit großer Gewalt fielen sie aus und drängten bald auf die Blockhäuser, bald auf die Streithaufen, welche von einem zum andern Proviant und Kugeln führten. Der Fürst verlor viele Leute: doch was half es den Hoeks? Schließlich war er mit Uebermacht immer wieder auf dem Platze, und ein Treffen nach dem andern hatte für die Belagerten immer blutigere Verluste, immer weniger Gewinn. Auch Lebensmittel Kugeln und Pulver fingen an zu fehlen. Denn der Herzog hielt mit seinen vielen Reitern und Schiffen die Stadt eng umschlossen.

Sehnsüchtig schaueten die Leydener von ihren Thürmen und Wällen in die Weite, ob denn noch immer nicht die Utrechter Hülfe komme? Die Utrechter und Amersforter, die oberyſſelschen Städter, der Bischof mit seinen Vasallen, alle waren reich und tapfer und konnten eine ansehnliche Streitmacht in's Feld stellen. Als aber der Krieg begann, meldeten sich auf einmal Feinde an von allen Seiten, an welche sie nimmer gedacht hatten. Es zeigten sich die Früchte der Unterhandlungen, welche Johann von Bayern jenseits des Rheins geführt hatte. Der Kurfürst von Köln, der Herzog von Berg, der Herr von Heynsberg, der Graf von Mörs, der Fürstbischof von Münster sandten ihre Fehdebriefe nach Utrecht. Der Handel des Stiftslandes litt unsäglichen Schaden.

Der Nächstgefährliche aber war der Herzog von Geldern. Er zeigte sich auf einmal mit einem Heere vor Amersfort, und ehe die Bürger noch ihr Vieh eintreiben konnten, fielen die geldernschen Reiter schon über sie her und ritten an hundert Amersforter über den Haufen. Dann legte sich das Heer vor die Stadt, und zwar, wie der Herzog meinte, außer Schußweite. Die Amersforter aber wollten zeigen, was sie für Büchsenmeister

Digitized

hätten, und schossen noch am selben Abend aus der großen Kammerbüchse einen Stein in die Mitte der Feinde, und gleich hinterher einen zweiten, der noch über das geldrische Lager wegflog. In der Nacht aber bedachten sie sich und ließen dem Herzog sagen: sie wollten ihre kabeljauischen Verbannten wieder einnehmen und sich dann mit ihm verständigen. Der Fürst sah ein, daß er die Stadt auf solche Weise bequemer haben könne, und zog wieder ab mit seinem Volke. Nun kam es auch bald so weit, daß ihm die Stadt überliefert werden sollte. Denn die Zurückgekehrten stellten ihren Mitbürgern vor, wie viel besser es sei, mit den Fürsten von Holland und Geldern Frieden und guten Handel zu haben, und es waren Viele in der Stadt, die gerne darauf hörten und den Krieg fürchteten. Da aber erhielt der alte Bischof Nachricht, wie es in Amersfort stand: im Eilritt und des Nachts kam er mit sechshundert Bewaffneten vor's Thor, drang in die Stadt, und ließ die geldernschen Anhänger festnehmen und nach Utrecht bringen. So wurde hier der beiden Herzoge Plan für's Erste vereitelt.

Das rückhaltige Benehmen Johanns von Bayern und die Menge von Feinden, die er ihnen erweckte, machte die Utrechter mehr und mehr stutzig. Außerdem hörten sie, daß er sein ganzes Land gleichsam in ein einziges großes Kriegslager verwandelt habe. In seinen Städten und Dörfern mußte überall bewaffnetes Volk bereit stehen, um bei dem ersten Anruf auf die bedrohten Punkte zu eilen. Die holländischen Kundschafter schlichen auf allen Wegen. Die Utrechter dachten daran, den Leck herauf zu schiffen und von da aus sich Leyden zu nähern, erfuhren aber früh genug, daß der Plan verrathen, Oudewater stark besetzt sei, und Herzog Johann bereit stehe, sie blutig zu empfangen. Ein andermal erfuhr er, daß die Utrechter Schoonhoven, — dann daß sie mit den Oberyssel'schen vereint Amsterdam überfallen und in Brand stecken wollten, — dann wieder, daß sie den Plan gefaßt, bei Gravesand zu landen. Er aber wußte ihre Anschläge immer früher zu vereiteln, als sie begonnen wurden.

Digitized by Google

Während nun die Utrechter zögerten, mit einem Heere vorzurücken, wuchs die Noth in Leyden von Woche zu Woche; denn die Belagerten arbeiteten Tag und Nacht mit ihren großen Steinbüchsen und anderm Geschütze. Johann war unermüdlich, immer neues Kriegszeug herbeizuschaffen. Auch als die Seeländer in der vierten Woche der Belagerung, weil die Zeit ihrer gesetzlichen Landfolge verstrichen war, vom Heere abzogen, verstand er es eilig frische Streithaufen aus Holland, frische Reiterei aus Geldern sich zu verschaffen. In der siebenten Woche wußte er, daß er weder Hoeks noch Utrechter mehr zu fürchten habe, und ging nach dem Haag zu seiner Gemahlin. Die Leydener hatten Unterhandlungen angeknüpft, weil der Hunger anfing ihnen zuzusetzen. Ihre Mauern waren durchlöchert, und ihre Häuser stürzten ein unter dem Krachen der feindlichen Geschosse, die sie aus Mangel an Pulver und Kugeln nur noch schwach erwiedern konnten. Ab und zu erschien Johann im Lager, und sah zu, wie die Dinge gingen. Die Leydener hörten jetzt darauf, wenn er sie auf seine blühenden Städte hinwies und fragte, ob sie noch immer eines kleinen Herrn Unterthanen sein, oder nicht lieber einem großen Fürsten huldigen wollten, der ihnen Handel und Gewerbe fördere und schütze? Burggraf Wassenaar konnte sich nicht mehr verhehlen, wie die Ansichten und Wünsche der Kabeljaus in der Bürgerschaft um sich griffen, und diese gegen ihn und seine Hoeks eine drohende Haltung annahm. Um ärgeren Auftreten zu entgehen, beugte er sein greises Haupt, und opferte die alten Ehren und Rechte seines Hauses. Die Leydener hatten sich an die Herren von Kuilenburg Vorsselen und Leyenburg gewandt, doch ihr Bestes zu thun, daß sie mit dem Herzog gesühnt würden. Brächten sie es zu einem Frieden, ohne daß die Stadt gestürmt verbrannt oder zerstört würde, so sollte jeder dieser drei Vermittler zwei Pack Halbtuch bekommen, jedes Stück Tuch zwölf Goldnobel werth. Der Herzog ließ sich versöhnlich finden, und stellte keine überharten Bedingungen.

Jetzt als es mit Leyden zu Ende ging, hatten sich die

Digitized by Google

Utrechter und die Städte am Yſſel entſchloſſen, Hülfe zu bringen. Die Flotte der Oberyſſeler ſtach in die Süderſee. Als man aber an der holländiſchen Küſte landen wollte, kam die Nachricht, der verhaßte Bayer ſei ſchon in Leyden. Voll Aerger kehrten ſie heim, und da ſie an der Inſel Marken, welche dicht an der holländiſchen Küſte liegt, vorbeikamen, wurde gelandet geplündert und weidlich gebrannt. Während ſie noch beſchäftigt waren, die Beute auf die Schiffe zu ſchleppen, ſahen die Hoorner, deren Stadt kaum eine Stunde von der Inſel liegt, von ferne den Rauch, einigten ſich raſch mit einigen Haufen von Waterländern, kamen gefahren und fielen über die Plünderer her. Dieſe wehrten ſich erbittert, waren aber zerſtreuet, und mußten nach ihren Schiffen flüchten. Die Hoorner ſchlugen nieder, was ihnen in der erſten Hitze vorkam, und brachten noch eine gute Anzahl Gefangener mit nach Hauſe. Das trug ihnen viel Lob ein, weil ſie ſo männlich den armen Bauern beigeſtanden.

Der 17. und 18. Auguſt 1420 waren die bitteren Tage, an welchen die Leydener ihre Beſieger begrüßen mußten, als ihre Stadt halb in Trümmern lag und ihre Blüthe auf lange Zeit dahin war. Herzog Johann ſprengte am Samſtag früh, als die Verträge beſiegelt waren, in die Stadt und hörte in der Kirche Meſſe, wozu die Bürgerſchaft ihm den Schildthaler Opfergeld verehrte. Am Sonntag aber erſchien er im Gefolge ſeiner Hauptleute, und es kamen von den Kabeljauſtädten Abgeordnete, ihm Glück zu wünſchen, welche auf Koſten der Leydener ſich gütlich thaten. Schon Tags darauf waren die Hoeks aus den ſtädtiſchen Aemtern geſtoßen und Anhänger des Herzogs eingeſetzt. Denn dies hauptſächlich, daß der Fürſt fortan Herr und Meiſter in Leyden ſei, hatte Johann ſich ausbedungen. Die Bürger bekannten urkundlich, daß ihnen der Aufruhr leid thue, und daß Städte und Ritterſchaft Recht gehabt, als ſie dem Herzog Beiſtand leiſteten. Die Häupter der Hoeks, welche in Leyden verſammelt waren, ſowie die Stadt ſelbſt, traten in Sühne mit den Herren von Egmond Heemskerck und ihren Helfern, und ge-

Digitized by Google

lobten Urfehde. Dann erhielten ſie Frieden unter folgenden Bedingungen:

1. Philipp von Waſſenaar trat vor guten Mannen mit Hand Mund und Siegel für immer die Burggrafſchaft an den Herzog ab, und die Bürger huldigtem dieſem als ihrem alleinigen Landesherrn. Die hier verfertigten Tuche wurden nicht mehr mit dem Wappen der Waſſenaars, ſondern mit dem Siegel des Fürſten und der Stadt geſtempelt, und dies in Brügge Antwerpen und auf andern Märkten öffentlich bekannt gemacht. Wohl aber behielten die Waſſenaers ihre Burg, ihre Lehns- und Dienſtmannen, und alle ihre Einkünfte aus der Stadt.

2. Alle Privilegien blieben für Stadt und Burggraf aufrecht, außer denjenigen, welche Jakobäa ohne ihres Oheims oder ihres Gemahls Beſtätigung ertheilt hatte.

3. Die Bürgerſchaft zahlte dem Herzog eine Buße von 18,000 Schildthalern; jedoch für die alten Schadensklagen von St. Georgs und St. Lamberts Tage her brauchte die Stadt — dies wenigſtens hatten die Leydener durchgeſetzt — nicht mehr als 1000 Roſenobel zu zahlen.

4. Alle Vertriebenen kamen wieder zu ihren Rechten und Gütern, die Gefangenen waren gegenſeitig frei, alle Frevel verziehen und abgethan. Von den mit Arreſt belegten Kaufmannsgütern erhielt Jeder das Seinige wieder; ſoweit ſie nicht mehr vorhanden waren, wurden die Eigenthümer von der Stadt entſchädigt. Eine Menge Streitfragen zwiſchen den Herren und den Bürgern gegen einander kamen vor ein Schiedsgericht. Der Herzog gelobte ſpäter, das Burggrafenthum Leyden niemals wieder von der Grafſchaft zu trennen.

5. Die Utrechter, die Häupter der Hoeks, und die andern „Gäſte“, welche in Leyden lagen, wurden in die Sühne nicht eingeſchloſſen. Es erhielten aber die Siechen und Verwundeten ſicheres Geleite, und die Andern freien Abzug mit Leib und Gut, wie ſie am beſten wegkommen könnten. Als die Utrechter aber hinter Woerden an die Landesgränze kamen, fielen die Egmonds

Digitized

über sie her und schlugen nieder, was nicht entfliehen konnte. Das war nicht gegen den Vergleich. Johann hatte sie ziehen lassen, weil er mit den Utrechtern noch keine Kriegserklärung gewechselt hatte, die Egmonds aber standen mit ihnen noch in Fehde.

Also war wieder eine Baronie zerbrochen, und zwar eine der ältesten und angesehensten. Herzog Wilhelm hatte die kabeljauischen Gebietsherrschaften der Arkels und Egmonds eingezogen, sein Bruder Johann verfuhr in gleicher Weise gegen die Hoeks. Es brachte es der Gang der Geschichte einmal mit sich, daß die kleinen Freiherrschaften von den Fürsten unterdrückt wurden, und ihre Inhaber nichts davon behielten, als Bruchstücke und theure Erinnerungen. Im Hause der Wassenaars aber fraß das Elend der Parteiwuth weiter. Ritter Heinrich wußte sich der Güter seines Vaters zu bemächtigen, und dieser verschwand aus der Mitte der Lebendigen: man sagte, der alte Burggraf liege im Verließe auf einer Burg, die einem Freunde seines Sohnes gehöre. Er starb in tiefster Armuth nach acht Jahren in Wyck by Duurstede.

Nun konnte auch nicht fehlen, daß Leyden, nachdem die Kabeljaus einmal die Herrschaft in der Stadt erlangt hatten, durch gute und schlechte Mittel von Hoekischen gründlich gesäubert wurde. Johann von Bayern überließ dieses Geschäft Andern. Er verpfändete sein landesherrliches Recht über die unglückliche Stadt für 2700 Rosenobel an drei Kabeljaus, und so lange diese Summe nicht zurückgezahlt war, durften jene Drei Schultheiß Schöffen und jeden andern Beamten in Leyden ab- und einsetzen, wie es ihnen gut dünkte. Wollten aber die Unterdrückten noch Miene machen, sich aufzulehnen, fuhr ihnen der Herzog über die Köpfe. In seinem Lande, so erklärte er, dulde er keine Gewaltthat mehr von Unterthanen. Es dauerte auch nicht lange, so war Leyden, das so lange Zeit eine feste Burg der Hoeks gewesen, die eifrigste unter den Städten der Kabeljaus.

Johann berief gleich nach der Uebergabe dieser Stadt die holländischen Landstände nach dem Haag, um des Utrechter Kriegs

willen. Jede Stadt mußte nach den Gränzstädten Oudewater und Woerden, in deren Nachbarschaft sich feindliche Banden umhertrieben, eine Anzahl Bewaffnete schicken. Dann wandte der Herzog sich gegen die zweite Burg seiner Feinde, die Festung Gertrudenberg an der Brabanter Gränze. Hierhin hatten sich die streitbarsten Hoeks geworfen. Sobald die Dortrechter hörten, daß Leyden bezwungen sei, kamen sie vor Gertrudenberg und verlangten Einlaß für des Fürsten Leute. Der Kommandant, Ritter Dietrich von der Merwede erwiederte: „Nur Jakobäa, Herzog Wilhelms Tochter, erkenne er für seine Landesherrin an und Niemand sonst. Wagten sie es in die Stadt zu kommen, so werde er die Burg wohl für seine Fürstin halten, der Stadt aber sollten sie nimmer sich freuen, lieber wolle er sie vom Boden wegbrennen." Jedoch die Gertrudenberger selbst lachten seiner Drohungen, öffneten die Thore, und hießen die Dortrechter und Herzog Johanns Leute willkommen. Dieser selbst folgte bald mit starkem Heer, und brachte sein bestes Geschütz mit sich. Hier aber trat ihm noch einmal seine Nichte Jakobäa kriegerisch entgegen.

Sechstes Kapitel.

Zweiter Heereszug Jakobäas wider Johann von Bayern.

Aufregung des Brabanter Adels. Vorgehen der Löwener. Erklärung der adligen Stände. Aufhetzung des Herzogs. Fehdegenossenschaften. Eine katilinarische Verschwörung. Die Heynsberge. Die Vandenheetvelde. Eintritt des Herzogs in den Geheimbund. Verhalten der Städte. Wachsende Aufregung. Jakobäa vom Gemahl um Rückkehr ersucht. Die Hennegauer. Jakobäas Erklärung. Ihre Ehebedenken. Schreiben Johanns von Bayern. Ständebeschluß im Hennegau. Aufruhr in Brüssel. Der Graf von St. Paul. Einholung Jakobäas in Brabant. Entweichen des Herzogs. Seine Verbindung mit fremder Ritterschaft. St. Paul

Digitized

Regent. Kriegserklärung gegen Johann von Bayern. Einnahme von Heusden. Bestürmung von Gertrudenberg. Rückzug der Brabanter. Gränzkrieg. Abbrennen von Gertrudenberg. Vergebliche Unterhandlungen der Brabanter Stände mit ihrem Herzog. Jakobäas Rückkehr nach dem Hennegau. Pfalzgraf Ludwig.

In Brabant hatten sich nämlich die Dinge wieder gewaltig verändert. Schon seit dem Frühjahr, als Jakobäa aus Brüssel flüchtete, und ihre Erblande geopfert wurden, war der gesammte Adel in zorniger Aufregung. Man erfuhr, daß zugleich mit Holland ein Stück Brabanter Gebiets, die Herrschaft Herentaels, an Johann von Bayern verkauft worden. Ja Einige erzählten für gewiß: es handle sich auch um Abtretung der Markgrafschaft Antwerpen und Lier; die Schandbuben, welche sich des schwachen Fürsten bemächtigt, hätten es darauf angelegt, schließlich die Regentschaft des ganzen Landes an Johann von Bayern zu bringen. Mit Schrecken dachte man daran, daß dessen Gemahlin wegen der großen Ansprüche, die sie an Brabant erhob, noch nicht befriedigt; daß der Kaiser, ihr Oheim, darüber höchst erzürnt sei; daß er sich entschieden geweigert habe, dem jungen Herzog die Belehnung zu ertheilen. Man wußte, wie sehr Kaiser Sigmund die Ausdehnung der burgundischen Macht verhaßt war, und wie viel er heimlich mit Johann von Bayern verhandelt hatte.

Im Mai berief der Fürst die Landstände nach Brüssel und verlangte eine Steuer. Die Stadt Löwen aber, welche die Brüsseler Patrizier haßte, die sich so tief mit dem Herzog eingelassen, schrieb an die Edelleute Prälaten und Städte: „das Treiben des Hofes stürze das Land in den Abgrund, die Stände sollten sich in Löwen und nicht in der Hofesstadt versammeln, und etwas thun zur Aenderung der Landesregierung.“ Wirklich sammelten sich nach und nach in Löwen die vornehmen Adligen, die Nassau Wesemael Schoenvorst Diest Heverle Rotselaer und fast alle ihre Genossen. Zum Herzog nach Brüssel kamen nur wenige Adlige und Städteboten. Am 19. Mai schrieben ihm die in

Digitized by Google

Löwen Verſammelten: „Seine Regierung ſei würdelos, für das Land verderblich. Bei den Eiden, die ſie ihrem Fürſten geleiſtet, daß ſie ſeine Ehre und ſeinen Nutzen ſuchen wollten, könnten ſie ihm jetzt keine Steuern bewilligen; denn ſie müßten fürchten, das Geld würde in's Gegentheil verwandt.“ Zugleich forderten ſie den kleinen Theil der Landſtände, der nach Brüſſel gekommen, auf, ſich ihnen in Löwen zuzugeſellen, und erinnerten daran, daß die Brabanter Landſtände eine einzige große Genoſſenſchaft bildeten, die in ſolchen Zeiten feſt zuſammenhalten müſſe.

Dies geharniſchte Auftreten war für des Herzogs Umgebung Waſſer auf die Mühle. Der junge Fürſt bekam Mittags und Abends nichts anderes zu hören, als: ſolchen Schimpf könne er nimmer ruhig hinnehmen. Es wurde Alles aufgeſtachelt, was nur von Grimm und Galle in ihm war. Bei Tage und bei Nacht ſtanden die Hofleute auf der Wache, daß Keiner von den Landſtänden zu ihm komme. Schon hörte man ſie mit lachendem Hohn öffentlich ſagen: „Es ſei ganz in der Ordnung, daß Jakobäa und der Herzog ſich geſchieden hätten. Denn dieſer ſei ein ächter Kabeljau und ſie eine Hoek, und ſolche vertrügen ſich ewig nicht mit einander. Es ſolle aber bald allen Herzogsfeinden nicht beſſer ergehen, als den Hoeks in Holland.“

Der ſchwache Johann von Brabant, — fern gehalten von allen guten Rathgebern, täglich umringt von den ſchrecklichſten Verläumdungen gegen Gemahlin und Landesadel, erfüllt von Furcht, — trat einer ſeltſamen Verbrüderung bei. Seine Umgebung wollte geradezu Brabant in zwei Kriegslager ſcheiden, wie es ſeit langer Zeit mit dem unglücklichen Holland und Seeland geſchehen. Stand der Landesadel auf der einen Seite, ſo ſollte dem gegenüber ein Bund der Herzogsfreunde aufgerichtet werden. Johann von Bayern wünſchte eine feſte kabeljauiſche Partei auch in Brabant, man hoffte auf den Zutritt der größeren Städte. Nun war in jenen Zeiten eine Eidgenoſſenſchaft der Art an ſich nichts Ungewöhnliches. Denn noch immer beherrſchte das Recht der Fehde und Fehdegenoſſenſchaft alle Köpfe. Kein freier Mann

war einem Fürsten oder einer Stadt zu mehr verpflichtet, als er gerade durch seinen Treueid auf sich genommen hatte: im Uebrigen blieb Jeder sein eigener Herr, und durfte sich zur Fehde gegen seine Feinde mit Genossen verbünden, wie er wollte und konnte. In dieser Eidgenossenschaft aber, deren Urkunde am 24. Mai 1420 zu Brüssel besiegelt und beschworen wurde, wehte ein katilinarischer Hauch. Ein schwachsinniger Fürst muß den Aushängeschild geben zu einer heimlichen Verbrüderung auf Tod und Leben, die nichts Anderes im Sinn hat, als daß ihre Mitglieder die vornehmsten Aemter mit den Einkünften an sich reißen. Sie wollen des Landes Rechte, wo sie entgegen stehen, zerstören, und Jedermann, der sich ihnen widersetzt, verderben. Obenan in der Urkunde standen drei Ritter mit goldenen Sporen: Johann von Assche, Johann von Coudenberg, Eberhardt geheißen T'Serclaes, dann folgten noch sechszehn Namen, hauptsächlich aus dem Brüsseler Patriziat. Sie beschwuren mit aufgerichteten Fingern und auf die Heiligen: „Des Herzogs hohe Herrlichkeit und Rechte wollten sie wahren und fördern wider Alle und Jede, in allen Dingen und zu jeder Stunde, und Leib und Gut dabei nicht sparen. In allen Stücken aber wolle Einer dem Andern brüderlich helfen und dessen Vortheil suchen, ihm zur Liebe, allen seinen Widersachern zum Verderben. Wer jedoch das Geringste von dieser heimlichen Gesellschaft offenbare, der solle auf ewig ausgestoßen sein, und den wollten sie Alle als einen meineidigen Verräther hassen und verfolgen, wo er sich blicken lasse. Die Gesellschaft solle bestehen bleiben, wer auch von den Verschworenen falle oder verschwinde. Mißhelligkeiten sollten durch zwei Schiedsrichter, die der Herzog dazu bestelle, gleich abgethan sein.“ Wie später in der Untersuchung eines der Häupter der Verschwörung bekannte, ging die Absicht dahin, Jeden, der gegen den Herzog gewesen wäre, niederzulegen und mit ihm nach Gefallen zu thun, d. h. ihn um Leben oder Freiheit zu bringen, seine Güter aber unter einander zu vertheilen.

Bei diesem Wagestück rechneten die Frevler auf die kräftige

Digitized by Google

Hülfe Johanns von Bayern, der jetzt ein großes Heer zu sammeln anfing. Schon hatte man sich noch anderer Hülfe von außen versichert. Am 21. Mai wurde der Ritter von Crayenhem, Befehlshaber in den Landesburgen zu Millen Gangelt und Bucht und zugehörigen Ortschaften, seines Amtes entsetzt, und diese Schlösser und Gebiete an Johann von Heynsberg und seinen ältesten Sohn auf Lebensdauer übergeben. Ein anderer Sohn des Heynsberg war Bischof zu Lüttich, ein Dritter Graf zu Blankenheim, und mit all ihren Verwandten bildeten die Heynsberge, welche in der Nachbarschaft von Brabant angesessen waren, ein mächtiges Geschlecht, das sich weidlich in Krieg und Fehden tummelte.

Ein anderer Schritt sollte die Mehrzahl der Patrizier in Brüssel nach sich ziehen. Zwischen zwei Parteien derselben, den Vandenheetvelde auf der einen, den Lombecks und Vanderstraaten auf der andern Seite, hatte lange Zeit Haß und Fehde gewüthet. Vor drei Jahren waren ihre Sachen auf des Fürsten Schiedsspruch gestellt, und dieses Urtheil sollte spätestens Ostern 1420 erfolgen. Herzog Johann hatte die Frist versäumt, und beschied gleichwohl am 20. Juni die Vandenheetvelde zu sich. Sie erklärten: „Er habe kein Recht mehr zum Schiedsspruche, und sie, jedoch nicht ihre Feinde, hätten seither streng den Frieden gehalten.“ Dennoch verurtheilte er sie zu zeitweisem Exil und langwierigen Wallfahrten. Nun begaben sich die Vandenheetveldes, an deren Spitze drei Brüder dieses Namens, welche die Ritterwürde schmückte, klagend zu den Ständen nach Löwen: ihre Gegner aber gesellten sich mit ihrem Anhange anderen Tags, den 21. Juni, zur Eidgenossenschaft der Herzogsfreunde. Am folgenden Tage trat auch der Herzog selbst dieser heimlichen Gesellschaft bei und erklärte urkundlich: „Er lobe und genehmige ihre Satzungen, wolle treulich zu ihr halten, und den Verschworenen, die seine getreuen Räthe Mannen Freunde und Unterthanen seien, helfen wider Jedermann.“

Es kam nun darauf an, ob sich die Städte für den Herzog erklärten. Herzogenbusch Breda Bergen op Zoom Steenberg

Digitized

Aerschot Sichem schienen geneigt dazu, wenigstens waren sie der Löwener Versammlung fern geblieben. Maestricht dagegen, ferner Nyvels Herentael Lier Vilvoorden und noch fünf andere Städte hielten zu Löwen, welches sich an die Spitze der Herzogsfeinde gestellt hatte. Diese Stadt, deren Mauern die verödete Stammburg der alten Fürsten einschlossen, war von einer Bürgerschaft bewohnt, die in ihrem Wohlstande zurückgekommen, um so streitsüchtiger auf die alten Rechte pochte. Wer nicht mehr auf Polstern liegt, bettet sich gern auf alte Pergamente. Die Entscheidung lag bei den beiden größten Städten des Landes, Brüssel und Antwerpen: sie aber nahmen ihre eigene Stellung zwischen den Parteien. Denn ihre Regierenden waren kabeljauisch gesinnt, und trugen Scheu vor dem Beginnen des Adels und der Löwener. Brüssel und Antwerpen tagten vereinigt mit Herzogenbusch und wiesen die Einladung, nach Löwen zu kommen, zurück. So gab es drei Ständeversammlungen, eine bei dem Herzog, eine in Löwen, und die dritte bildeten die drei Städte Brüssel Antwerpen Herzogenbusch. Endlich wollten diese Drei die Sache, koste es was es wolle, zum Austrag bringen. Sie schickten ihre Abgeordneten auf den Cortenberg mit dem Befehle, nicht von dannen zu weichen, bis der Frieden im Lande hergestellt wäre. Hin und her ritten die Städteboten und unterhandelten und mahnten, droheten, vermittelten.

Allein diesmal war die Adelsversammlung stärker und geschickter, als die reichen Bürger in den Großstädten: denn bei Bürger und Bauer war der Unwille über des Herzogs Regierung ebenso heftig als allgemein. Je mehr sich die Kunde vom Thun und Treiben seiner Anhänger verbreitete, je höher die Furcht stieg vor seinem Verbündeten, dem mächtigen Johann von Bayern, der mit großer Heeresmacht vor Leyden stand, dem Bischof von Lüttich und den andern Heynsbergen, die offenbar in den Rheinlanden noch mehr Helfer hatten, — je Schlimmeres man von den heimlichen Anschlägen wider des Landes Freiheit ahnte, — um so lauter und mächtiger erscholl die Stimme durch ganz Bra-

Digitized by Google

bant: es müßten die Stände, eingedenk ihrer alten Verbrüderung, sich fest zusammenschließen, damit schweres Unglück vom Lande abgewendet werde. Die Löwener Versammlung fing an, sich mit Maßregeln der Strenge zu beschäftigen, die all die Verführer des Herzogs treffen sollte. Mehr und mehr traten die Städte auf Seite des Adels. In Brüssel selbst, wo der Herzog unter dem Patriziate den größten Anhang hatte, vollzog sich eine offene Spaltung in der Bürgerschaft. Die Zünfte waren, wie die meisten kleinen Städte, hoekisch gesinnt, und der Uebermuth der Höflinge, der Riß zwischen Herzog und Ständen, der steigende Einfluß der Fremden, das regte sie mit jedem Tage leidenschaftlicher auf. Die ganze Stadt war voll wilder Parteiung und voll schrecklicher Gerüchte, Alles schärfte seine Waffen und seine Freunde.

Die Hofpartei sah ein, daß sie sich verrechnet hatte, und suchte das Unwetter einstweilen abzuwenden. Was Adel und Städte am meisten erbitterte, war die schmachvolle Behandlung der Herzogin. Kehrte Jakobäa an den Hof zurück, so waren damit die schlimmsten Gerüchte niedergeschlagen, und den Landständen ein Pfand gegeben, daß auch ihnen der Zutritt zum Fürsten wieder offen stehe. Also mußte der Herzog seine Gemahlin ersuchen, das Vorgefallene zu vergessen, und wieder nach Brüssel zurück zu kommen. Um dieser Bitte stärkeres Gewicht zu geben, wandte man sich an die Schöffen zu Mons und an die Hennegauer Landstände. Der Herzog schickte seine gewandtesten Unterhändler, seinen Sekretär Meister Wilhelm Bont und seinen Siegelbewahrer Colenson. Sie waren die Höflichkeit selbst, und baten die Stände, soviel ihrer am 6. August erschienen, herzlich um Verzeihung, „daß ihr Herzog ihnen so wenige Tage Frist sich zu versammeln gegeben, und in der Eile nicht mal sein großes Siegel an das Berufungsschreiben gehängt habe. Aber der Grund sei nur das sehnlichste Verlangen, daß seine Gemahlin zu ihm zurückkehre. Das habe er auch schon gegen die Hennegauer Barone und geistlichen Herren geäußert, die zu ihm nach Brüssel gekommen, es sei aber fruchtlos gewesen. Nun

möge man doch den lügnerischen Löwenern nicht glauben, sondern aus Liebe und Treue Alles aufbieten, damit die Fürstin ihren Entschluß ändere und wieder ihres Gemahles Hof mit ihrer Gegenwart beehre." Die Stände waren keineswegs zahlreich gekommen. Auch im Hennegau hatten sich die Parteien feindselig geschieden. Der Großrichter führte heftige Händel mit Jakobäas immer getreuer Hauptstadt Mons. Er war mit den Herren von Enghien Vertain und Seinzelles nach Brüssel zum Herzog gegangen. Die in Mons anwesenden Stände erkoren eine Gesandtschaft, die sich nach Ath verfügen und bei Jakobäa die Bitte ihres Gemahls befürworten solle. Allein die beiden Vornehmsten dieser Gesandtschaft, der Abt von St. Ghislain und der Herr von Havrech waren, als die Andern in Ath eintrafen, nicht da und ließen sich Geschäfte halber entschuldigen. Jakobäa aber gab am 10. ihre Antwort schriftlich, und es wurde beschlossen, sie den Ständen vorzulegen, welche auf den 25. August wieder zu berufen.

Natürlich war man in Löwen bald unterrichtet, was Jakobäa geantwortet, und warum die Hennegauer Stände keine Eile hätten. Die Löwener Versammlung wartete nicht mehr. Am 15. August ließ sie ein feierliches Urtheil ausgehen, welches über des Herzogs ganzes Ministerium, neun Räthe und zwei Sekretäre, scharfe Landesverweisung auf so lange verhängte, bis Holland und Seeland in die Hände des Herzogs und seiner Gemahlin zurückgestellt seien. Die Abtretung von Jakobäas Erblanden ohne ihr Wissen und Wollen — die Vertreibung der Herzogin vom Hofe und die Osterszene, — die Veräußerung der drei Schlösser an die Heynsberge — der Spruch gegen die Vandenheetvelde — waren als die vornehmsten Gründe angeführt, weshalb die Räthe und Sekretäre des Herzogs auf der Stelle aus dem Lande müßten. Eine Abschrift dieses Urtheils wurde von dem Landtagsmarschall eiligst an die Herzogin nach dem Hennegau gesandt.

Die Hennegauer Ständeversammlung, das sah Jeder voraus,

Digitized by Google

drückte ihr Siegel unter das Verbannungsurtheil. Sie war diesmal glänzend und zahlreich. Für Jakobäa führten das Wort die Herren von Stainkerken und Haynin und Jakob Hennekart der beredte Schöffe, und die Fürstin selbst erschien mit ihrer Mutter in der Hauptstadt, wo die Stände tagten.

Die beiden Fürstinnen waren am fünften Tag, nachdem sie erfüllt von Zorn und Abscheu Brüssel verlassen hatten, nach Mons gekommen, und Jakobäa hatte seitdem von ihrer Mutter Einkünften den eigenen Hofhalt bestritten. Vergebens hatte sie von ihrem Gemahl wenigstens die Urkunden über ihr Eingebrachtes und ihre Widthumsgüter zurückverlangt. In ihrer schriftlichen Erklärung, welche in der Ständeversammlung verlesen wurde, forderte sie nun entschieden: „Entweder müßten, weil sie nicht länger auf ihrer Mutter Kosten leben könne, ihr die eigenen Güter und Besitzungen wieder zu Handen gestellt, oder es müsse ihr Gemahl ihr standesmäßigen Unterhalt geben; sie hätte doch wohl mehr Anspruch darauf, als seine Pferde und Jagdhunde, welche er nach dem Hennegau geschickt habe." Was aber die Hauptsache betraf, so erklärte sie, sie wolle zu ihrem Gemahl zurückkehren, setzte aber dafür eine Frist und Bedingung, welche das äußerste Aufsehen hervorrief.

Jakobäa hatte im stillen Hennegau ein halbes Jahr lang Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie in Konstanz und in der päbstlichen Kanzlei gleichsam hin und her die Würfel fielen, welches Eheloos ihr beschieden werde. All die hoekisch Gesinnten, welche sie umgaben, brachen in Verwünschungen aus, wenn vom Brabanter die Rede war, und dachten bereits daran, ob ihre Fürstin nicht eine andere Verbindung eingehen könne, die ihrer Partei bessere Hülfe bringe. Gründe fanden sie genug, auseinander zu setzen, warum Jakobäas Ehe nichtig sei. Sie war mit Johann von Brabant rechtes Geschwisterkind: die Dispensation hatte der Pabst gegeben, genommen, und wieder zu geben versprochen. Der heilige Vater hatte ihrem Gemahl geheime Botschaft geschickt, er werde die Ehesache nochmals untersuchen lassen

Digitized by Google

und die kanonischen Hindernisse entfernen. Die neue Dispensation war aber nicht erschienen, und selbst, wenn sie wirklich eintraf, konnte sie denn noch in die Vergangenheit hinein wirken? Eines war doch gewiß: an dem Tage, als Jakobäa die Ehe einging, hatte das Gebot der Kirche in voller Kraft bestanden. Denn der Pabst hatte seine am 22. Dezbr. ertheilte Dispensation am 5. Januar darauf widerrufen, am 30. März einen verstärkten Widerruf nachgeschickt: die Hochzeit aber war bürgerlich am 10. März, kirchlich am 10. April gefeiert worden. Nun kam noch hinzu, daß Jakobäas Mutter auch als des Gemahls geistliche Mutter erschien, sie hatte ihn nämlich aus der Taufe gehoben. Dies zweite Ehehinderniß war früher übersehen oder verschwiegen, von den päbstlichen Bullen hatte keine es erwähnt. Das Alles schienen denn doch in einer gläubigen Zeit, wo man das Kirchenrecht als das Realste auf der Welt ansah, für eine junge Fürstin Fragen, welche ihr in's Leben schnitten: ihr Seelenheil, ihre Ehre, ihr ganzes Dasein war mit einem furchtbaren Ernst dabei betheiligt.

Jakobäa beschloß, auf einer raschen Entscheidung der Sache durch den päbstlichen Stuhl zu bestehen. Sie erklärte ihren zu Mons versammelten Landständen: „Da ihr Gemahl sich im Ehevertrag verpflichtet habe, Dispensation von den Ehehindernissen zu beschaffen, und nichts desto weniger der Pabst seine Dispensation widerrufen, was öffentlich an vier Bischofskirchen angeschlagen, auch ihnen Beiden selbst angekündigt sei, — so finde sie, nach dem, was gute Freunde ihr sagten, in Anbetracht ihres Seelenheils keine Ursache, zu Johann von Brabant zurückzukehren, und sie denke auch nicht, daß, wenn bis zur nächsten Weihnacht keine genügende Dispensation erscheine, sie zu ihm zurückkehren müsse."

Oheim Johann von Bayern war bereits davon unterrichtet, was Jakobäa vorhabe. Es wurde in der Ständeversammlung ein Brief von ihm verlesen des Inhalts: „Er höre mit Erstaunen, daß man sich herausnehme, über die Ehe zwischen seiner Nichte und seinem Vetter von Brabant zu sprechen. Das habe

Digitized by Google

ihn so in Harnisch gebracht, daß er auf der Stelle selbst nach dem Hennegau käme, wenn nicht wichtige Angelegenheiten ihn hinderten. Aber er bitte und ersuche die Stände, ihr Aeußerstes zu thun, damit Jakobäa ohne Weiteres zu ihrem Gemahle zurückkehre."

Die Hennegauer aber meinten: „Was ihre Fürstin verlange, sei ganz in der Ordnung. Nur möchte es gar zu arg erscheinen, wenn ein Termin bestimmt werde, bis zu welchem die Dispensation da sein müsse. Rathsamer wäre es, daß der Herzog von Brabant eine angesehene Botschaft nach Rom schicke, um mit allen Kräften eine volle und förmliche Dispensation in's Werk zu setzen. Ohne Zweifel aber sei der Herzog seiner Gemahlin von dem Tage an, wo sie Brüssel verlassen habe, bis zum Erscheinen der Dispensation standesmäßigen Unterhalt schuldig. Das Eine wie das Andere bei ihm zu betreiben, müsse sofort eine Gesandtschaft nach Brüssel gehen. Dies solle man auch Johann von Bayern schreiben." Dieser Ständebeschluß wurde am andern Morgen Jakobäa mitgetheilt. Sie erbat sich Bedenkzeit bis zwei Stunden nach der Tafel, und erklärte dann: „Sie danke ihren getreuen Ständen für soviel Liebe und Mühe, nehme den Beschluß an, wolle keinen andern Rath befolgen, und Nichts dagegen thun oder schreiben." Dann erwählte sie ihrerseits die Aebte von St. Ghislain und Cambron und Herrn von Stainkercken und Meister Hoves zu Gesandten, denen sich Hennekart und andere fünf Abgeordnete von Mons und einer von Valençiennes zugesellten.

Am 4. September trafen die Hennegauer in Brüssel ein. Was aber fanden sie hier? Die ganze Stadt tosete in hellem Aufruhr. Der Herzog hatte zwei Tage vorher einen Patrizier seines Anhangs, Johann Clütink, zum Amtmann von Brüssel gemacht. Dieser war ein Mann, dessen Verwegenheit allbekannt. Früher hatte er zum Volke gehalten, jetzt aber hieß es, er habe sich dem Herzog außer dem gewöhnlichen Unterthaneneide noch besonders auf Leib und Leben zugeschworen, d. h. er war urkundlich Mitglied der heimlichen Verschwörung geworden. Zur selben

Digitized

Zeit waren drei Abgesandte des holländischen Fürsten in Brüssel angelangt, ein Ritter an ihrer Spitze, welche mit dem Herzog heimliche Geschäfte hatten. Alle Welt sprach davon und man glaubte nicht anders, als der Bayer habe drei bis vier Tausend Lanzen versprochen, Brabant und Hennegau zu zwingen, dafür habe ihr Herzog ihm die Markgrafschaft Antwerpen mit dem Gebiete von Lier abgetreten. Erschreckt und erbittert hatten sich die Zünfte zusammen gerottet, von Löwen her wurde gehetzt und geschürt, und die Brüsseler schickten einen Brief an den Hof des Inhalts: „Wenn Diejenigen, über welche die Ständeversammlung zu Löwen Landesverweisung ausgesprochen, nicht sofort in die Verbannung gingen, so würde man das Schloß stürmen, sie ergreifen und todtschlagen." Das Volk schrie und tobte so ungestüm, daß Einige von den Verbannten ihr Heil in der Flucht suchten. Auch die holländischen Gesandten reiseten eiligst ab. Kaum aber waren die Letzteren bis in die Gegend von Mecheln gekommen, als ein Fähnlein Reisiger sie niederwarf und nach Löwen führte, weil man sich ihrer Schriften bemächtigen wollte, um klar zu wissen, was Johann von Bayern mit dem Herzoge verhandele.

Tags darauf, am 6. Septbr., erhielt die Hennegauer Botschaft Zutritt zum Herzog, fand ihn aber schon umgeben von den Herren von Enghien Vertain und andern Hennegauern, welche zur Partei der Kabeljaus hielten. Der Fürst gab auf den Vortrag der Abgeordneten nichts als leere Ausflüchte, und sie verließen Brüssel auf der Stelle, und erstatteten schon am 7. Jakobäa in Ath Bericht, wie es in Brüssel und Löwen aussehe. Gleich nach ihnen trafen mehrere vornehme Edelleute aus Löwen ein, mit denen Jakobäa, von ihrer Mutter begleitet, sich sofort auf den Weg begab nach Brabant.

Ihre heißeste Hoffnung — neuer Krieg gegen den Oheim, Wiedereroberung ihrer Erblande — schien sich zu erfüllen. Die Brabanter Ständeversammlung hatte sich entschieden.

Die Fürstin stellte durch offene Briefe die Stände zu

Digitized by Google

Löwen als die Vertheidiger ihrer Rechte und Ehren auf. Das war Adel und Städten viel werth; denn durch solche Erklärung entgingen sie dem Vorwurfe, sie seien Empörer. Mit ebenso klugem Bedacht hatten sie den Nächsten am Throne beschickt, des Herzogs Bruder, daß er zu ihnen komme. Ihn als Regenten aufzustellen, hatte gleich Anfangs Jakobäas Mutter gerathen. Dies war Graf Philipp von St. Paul, am Burgunder Hof erzogen, und jetzt von seinem Vetter Herzog Philipp zum Generalkapitän von Paris ernannt. Er besaß wenigstens etwas von dem, was seinem Bruder fehlte, etwas Verstand und ein wenig Willenskraft. Brabant fiel ihm anheim, wenn der regierende Herzog starb: jetzt sollte er die Regierung übernehmen, da sein Bruder offenbar nicht mehr Gewalt über sich selbst hatte. Des Letzteren Umgebung war wiederum einen Schritt zurückgewichen: statt der Verbannten mußte der Herzog zehn Andere vom Adels- und Prälatenstande zur Landesregierung bestellen, unter ihnen fehlte jedoch nicht der Ritter T'Serclaes. Schleunigst hatte Johann auch nach Paris geschickt und ließ dem Bruder vorstellen, „es sei gar nicht nöthig, daß er nach Brabant komme; er solle lieber den Aufständischen recht bündig schreiben, daß sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten." Allein St. Paul hörte auf das inständige Bitten seiner Schwägerin Jakobäa, er kam, begrüßte flüchtig seinen Bruder in Brüssel, und ging dann sogleich nach Löwen. Mit ihm erschienen die Gesandten des Königs von Frankreich und des Herzogs von Burgund, welche helfen sollten, Jakobäa mit ihrem Gemahl zu versöhnen. Das Erste, was jetzt die Stände beschlossen, war, daß St. Paul ging und Jakobäa und ihre Mutter ehrerbietig nach Löwen geleitete. Mit großen Ehren und Feierlichkeiten wurden sie hier von Ständen und Gesandten eingeholt und empfangen. Es sollte das Genugthuung sein für den Osterschimpf am Brüsseler Hofe. Dann nahmen sie und der Schwager ihre Hofhaltung zusammen in Mecheln, wo wiederholt die Vornehmsten aus den Landständen, wenn sie kamen, sich mit dem Fürsten zu berathen, auf Landes Kosten bewirthet

Digitized by Google

wurden. Der Graf St. Paul reiſete unterhandelnd hin und her, und mit ihm arbeiteten die Geſandten, bis jede Partei einwilligte, auf einem Rechtstage den 20. September zu Vilvoorden allen Streit zu ſchlichten und zu ſühnen.

Die Verſchworenen in Brüſſel aber wußten noch andern Rath. Hatten ſie ſoviel gethan und gewonnen, und ſollten nun doch von der Herrſchaft zurücktreten? Nein, lieber wollten ſie doch mit gutem deutſchen Kriegsvolk Brabant zwingen, und ſich erſt erſättigen an ihrer Feinde Gütern. Ihr großer Helfer, der ſiegreiche Johann von Bayern, ſtand mit ſtarkem Heere an der Brabanter Gränze. Alſo beſandten ſie heimlich die Heynsberge und andere deutſche Grafen und Herren jenſeits der Maas: „ob ſie ſich raſch zu einem ritterlichen Zug auf Brüſſel entſchließen wollten? Viel Ehre Luſt und Beute ſei dabei zu holen.“ Das reiche Brüſſel ſtach den Herren in die Augen, und ſie ſagten zu. Während nun die Herzogin St. Paul und die verſammelten Stände zu Vilvoorden des Herzogs harrten, erklärte ihn T'Serclaes für unwohl, er könne nicht kommen, er habe ſich allen Zutritt verbeten. Zwei bis drei vertraute Diener trugen regelmäßig vor Aller Augen die Speiſen in das Gemach des Fürſten. Dieſer aber hatte längſt Brüſſel hinter ſich. Am Andreas-Abend den 30. September war er mit fünf ſeiner Verſchworenen in größter Stille fortgeritten. Sie ſetzten des Nachts bei Mecheln über die Dyle, und ohne viel aus dem Sattel zu kommen, eilten ſie auf heimlichen Wegen, bis ſie am andern Abend in Herzogenbuſch eintrafen. Dort warteten ſchon die Herren von Aſſche Gaesbeek Heynsberg der Junker von Kleve und andere Vertraute.

Nun ging es hier an ein eifriges Unterhandeln mit den Verbündeten, bald war man auf dieſem, bald auf jenem Schloſſe an der Gränze zuſammen. Die drei Heynsberg, der Graf von der Mark, der Graf von Mörs, die Herren von Büren, Merode, Appelteren, Wyckrode und eine Menge anderer deutſcher Herren zwiſchen Maas und Rhein, zuſammen beinahe dritthalbhundert,

Digitized by Google

verſchwuren ſich mit dem Brabanter Herzoge und traten in ſeine Fehdegenoſſenſchaft. Der erklärte Preis der Hülfe waren Schlöſſer, Geldſummen, und andere reiche Beute, welche des Herzogs Feinde laſſen ſollten. Es war eine große Adelsverſchwörung, welche nicht übel Luſt hatte, die Brabanter und insbeſondere die Brüſſeler etwas vom Lüttticher Brod koſten zu laſſen. T'Serclaes Aſſche und die andern Rädelsführer hatten ſchon die Liſten fertig, wie ſie unter einander die Güter und Schätze ihrer Mitbürger, welche Tod Kerker oder ewige Verbannung treffen ſollte, vertheilten. Ueber den Kriegsplan war man noch uneinig. Die Einen hielten es am gerathenſten, den Ravenſtein zu befeſtigen und von dort aus Brabant unaufhörlich zu brandſchatzen. Denn dergleichen war damals in Fehden das Gewöhnlichſte. Man legte ſich in ein feſtes Schloß oder Städtchen, und machte von dort ſo lange Streifzüge auf des Feindes Gebiet und war fleißig im Rauben Einäſchern und Todſchlagen, bis der Befehdete ſich entweder zum Ziele legte, oder man zum Erſatze deſſen, was er verweigerte, Beute genug geholt hatte. Die Meiſten von den Brabanter Helfern aber hielten ſolche Kriegsart zu langweilig, ſie waren dafür, man müſſe in hellen Haufen auf Brüſſel ziehen.

Als die Verſammlung zu Vilvoorden endlich erfuhr, daß der Herzog entwichen, erklärte ſie, weil er damit ſelbſt die Regierung abgegeben, ſeinen Bruder zum Regenten, oder wie man es in den Niederlanden hieß, zum Ruhwart. Tags darauf, am 2. Oktober, begaben ſich die Stände im feierlichen Zuge mit der Herzogin und dem Ruhwart nach Brüſſel. So kehrte Jakobäa in ihre Reſidenz zurück, wo ſie nun die eigentliche Genugthuung erhielt. Regent und Stände erklärten zu Brüſſel den Krieg gegen Herzog Johann von Bayern, um Jakobäas Erblande ihm mit Waffengewalt wieder abzunehmen. Nachdem er zu Leyden die Hoeks auf das Haupt getroffen, belagerte er jetzt Gertrudenberg und hatte auch in Heusden eine drohende Stellung gegen Brabant genommen. Man beſchloß, zunächſt ſich

Digitized

dieſer beiden Gränzfeſtungen zu verſichern, um weiteres Vordringen des Feindes abzuwehren. Ohne Zweifel war er mit den deutſchen Herren im Einverſtändniß: er von der einen, ſie von der andern Seite dachten die Brabanter ſo zu faſſen, daß ſie all ihren Willen thun müßten.

Ueber vierzehn Tage war den Edlen und Städten von Brabant die Heeresfolge angeſagt, und Breda zum Sammelplatze beſtimmt. Einmüthig erſchienen ſie, es fehlten nur die Fähnlein von Herzogenbuſch und den Landesverwieſenen. Nachdem in Breda ſelbſt eine ſtarke Beſatzung gelegt war, ſetzte ſich ein großes Heer in Bewegung, an der Spitze die Herzogin Jakobäa, von ihrer Mutter begleitet, und der Regent St. Paul. Der Marſch ging zuerſt auf Heusden. Die Feſtung wagte keinen Widerſtand, Jakobäa zog ein, ließ ſich von Neuem huldigen, und beſtellte Arnold von Sevenbergen, einen ihrer Getreueſten, zum Kommandanten. Freilich mußte ſie dieſe Stadt, welche die Brabanter vor ſechszig Jahren an Holland verloren hatten, ſchon jetzt ihnen für die Koſten des Kriegszuges verpfänden. Am 19. Oktober war Alles wieder in Breda verſammelt, und rückte am folgenden Tage vor Gertrudenberg.

Hier aber lag der Kern der Heeresmacht des Oheims. Die Burg, auf welcher der tapfere Herr von der Merwede befehligte, ſtand noch ungebrochen, die Stadt jedoch war in der Gewalt Johanns von Bayern. Die Brabanter ſchloſſen die Stadt ein und fingen an wacker zu ſtürmen. Sie wurden zurückgeworfen. Sie begannen von Neuem, ſie verſuchten es hier und da, acht Tage lang: immer aber wurden ſie zurückgeworfen. Da ſahen ſie ein, daß ſie die Stadt nicht nehmen könnten, und daß ſie noch weniger es wagen dürften, nach Holland zu marſchiren. Man mußte ſich begnügen, die Burg mit Proviant Soldaten und allem Kriegszeug tüchtig auszuſtatten. Schon am 29. Oktober hatte Jakobäa das bittere Schauſpiel, wie das ſtattliche Heer der Brabanter abzog, um bald darauf wieder auseinander zu gehen.

Digitized by Google

Der kurze Feldzug hatte sie gelehrt, wie wenig daran zu denken sei, der Herzogin Erblande wieder zu erobern. Johann von Bayern konnte sich freilich nicht verbergen, daß ganz Brabant wider ihn sei. Seiner Gewohnheit nach wollte er die Dinge dort sich erst weiter entwickeln lassen, und verhandelte unterdessen eifrig mit den Friesen, um sie unter seine Botmäßigkeit zu ziehen. Auch von der friesischen Seite her wollte er die Utrechter Stiftsleute, gegen deren Waaren und Güter er wiederholt Beschlag verhängte, einengen.

Zwischen Holland und Brabant dauerte also einstweilen bloß ein Gränzkrieg fort, der diesseits hauptsächlich von den Hoeks genährt wurde, und zwar mit großer Erbitterung. Die Brabanter hatten an mehreren Plätzen auf der Schelde Kriegsschiffe liegen, welche den Strom deckten. Die starke Seefestung Sevenbergen war ein anderer Hort der Hoeks. Namentlich Dortrecht hatte schwer von ihnen zu leiden. Verbündet mit Antwerpenern machten sie auf raschen Fahrzeugen Streifzüge an die Küsten von Seeland und Holland, sie verbrannten Ostende und Stuyvesand, während die Seeländer zwar Sandvliet und Lillo plünderten, jedoch auf der Schelde nicht weiter vordringen konnten.

Johann von Bayern, der sich in der Nachbarschaft zu Dortrecht und Rotterdam aufhielt, ließ die Burg in Gertrudenberg scharf berennen. Als ihr Kommandant, der Herr von der Merwede, sich nicht anders mehr helfen konnte, machte er seine frühere Drohung wahr. Er bedeckte die Stadt mit einem Regen von Feuerpfeilen, am 11. November brannte sie ab bis auf ein kleines Stückchen, nicht einmal das Archiv wurde gerettet. Die Hoeks aber stürmten von der Burg hernieder und fielen mörderisch ihre Feinde an. Das holländische Kriegsvolk hatte Mühe und Noth, sich zu verschanzen.

In Brabant hatten sich unterdessen ziemlich alle Stände gegen ihren Herzog erklärt. Am 25. November war allgemeiner Landtag in Brüssel, wo St. Paul und Jakobäa erschienen. Hier unterzeichneten fünfzehn Prälaten, achtundfünfzig vom

Adel, und sechsundzwanzig Städte förmlich die Bestallung des Grafen von St. Paul als Ruhwart von Brabant, und zugleich eine öffentliche Darlegung, weshalb sie so handeln müßten. Der Regent bot Adel und Städte auf, sich wohlgerüstet zu halten, und setzte unzuverlässige Beamte ab, unter ihnen auch den Brüsseler Amtmann oder Oberrichter Johann Clütink. Mit dem abwesenden Herzog, der jetzt in Maestricht wohnte, wurden Unterhandlungen angeknüpft, damit er zurückkehren möge. Wider Erwarten fand man ihn freundlich und entgegenkommend, und es wurde ausgemacht, daß er in den ersten Tagen des Dezembers nach Diest komme. Dort begrüßte ihn eine feierliche Gesandtschaft seiner Gemahlin, seines Bruders, und seiner Landstände, sechszig Personen stark. Sie baten ihn auf das Herzlichste, er möge von seinem Groll und Plänen ablassen, und wieder im Frieden im Lande wohnen, in Antwerpen oder Brüssel, wo es ihm gefalle. Ja die Antwerpener setzten hinzu: wolle ihr Fürst ihnen die Freude machen und nach Antwerpen kommen, so würden sie zu seinem jubelreichen Einzug die Mauern niederreißen, wenn das Thor nicht breit genug. Bei alledem konnte man doch nicht eines Sinnes werden. Es wurden zwar neue Unterhandlungen über vierzehn Tage in Diest, und noch einmal einen Monat später in Eyndoven eröffnet, allein dort führten bereits neben T'Serclaes und Assche das große Wort Heynsberg, der Graf von Mörs, und der Herr von Büren. Offenbar wollten des Herzogs Anhänger nur Zeit gewinnen, bis sie mit ihren Rüstungen fertig waren.

Jakobäa hatte gleich, als der erste Diester Tag fruchtlos verlief, erkannt, daß es ihrem Gemahl und seiner Partei gar nicht um ehrliche Versöhnung zu thun sei. Sie sah wilde und blutige Dinge kommen, und wollte nichts mehr damit zu schaffen haben. An Wiedereroberung ihrer Erblande mit Brabanter Hülfe war ja ohnehin nicht mehr zu denken. Ein Besuch ihres Verwandten, des Pfalzgrafen Ludwig, welcher dem englischen Könige eine Reiterschaar zuführte, gab ihr willkommenen Anlaß, mit der

Digitized by Google

Mutter nach dem Hennegau zu gehen. Am 17. Dezember waren die Fürſtinnen wieder in Mons, wo ſie den Vetter empfingen, deſſen erzbedeckte fünfhundert Reiſige Bewunderung erregten, wo ſie herzogen. Der Kurfürſt und ſeine Reiter wurden von der Stadt Mons, da Jakobäa es ausdrücklich ſo gewünſcht hatte, auf das Schönſte bewirthet, und der Herr von Vertain gab ihm das Geleite im Namen der Fürſtin, als er nach Frankreich hineinzog, um ſich dem engliſchen Heere zuzugeſellen.

Siebentes Kapitel.

Brüſſeler Blutgerichte.

Eindruck der Niederlage vor Gertrudenberg. Oberrichter Clütink und die vier Schöffen. Der Herzog vor Brüſſel. Ueberrumpelung der Stadt. Uebermuth des deutſchen Kriegsvolkes. Wachſende Aufregung. Adelsſtände in Löwen. Plan der Herzoglichen. Die Nacht des 27. Januar. Feſtnehmen der fremden Ritter und Reiſigen. Verhaftungen der Patrizier. Hinrichtung Clütinks. Strafurtheile. Plünderung der Fremden. Sturz der Patrizierherrſchaft. Die neue Verfaſſung. Fall der Burg von Gertrudenberg. Abzug der Hoeks. Jakobäa in England. Entdeckung der Verſchwörungsurkunde. Hinrichtung von T'Serclaes. Schmähliche Erklärung des Herzogs. Deutſche Hülfe für die Gefangenen. Neue Aufregung der Zünfte. Hinrichtung von vierzehn Patriziern. Erledigung der deutſchen Herren. Abfindung St. Pauls. Strenge Sittengeſetze. Der Zünfte Uebergewicht gebrochen. Letzte Revolutionsſzenen.

Der holländiſche Kriegszug hatte ſein Ziel verfehlt, und Gertrudenberg erinnerte gar ſehr an die Schmach vor Dortrechts Mauern. Das blieb niederſchlagend für den Regenten St. Paul, für den Adel und die übrigen Freunde der Herzogin, ihre Gegner aber fingen wieder an, ihr Haupt zu erheben.

Die Brüſſeler Patrizier hatten fortwährend ihren heimlichen

Digitized

Verkehr mit des Herzogs Umgebung. Als er nun ſein fremdes Kriegsvolk im Anzuge wußte, ſchrieb er an vier Schöffen, ob er ohne Gefahr nach Brüſſel kommen, und ob ſie ihm den Einlaß erleichtern würden? Es waren dies Heinrich Clütink, Johann metten Schachte, Egidius von Keghel, und Johann von Leeuw: dieſe Vier waren unter den Sieben des Schöffengerichts ſeine entſchiedenen Parteigänger. Eilig beriefen ſie ihre Freunde zu einer heimlichen Berathung in die Frohnfeſte, deren Befehlshaber jetzt der abgeſetzte Oberrichter Johann Clütink war. Der Beſchluß ging dahin, daß Zwei von ihnen in aller Stille ſich zum Herzog aufmachten mit der Botſchaft: „Er ſolle nur kommen. Clütink mit den drei Schöffen werde ihm bis Tervueren entgegenreiten, während der vierte Schöffe das Löwener Thor offen halte. Clütink nehme ſeinen Amtsſtab mit: der Fürſt ſolle ihn, welchen ja nicht er ſelbſt, ſondern der wider ſeinen Willen aufgeſtellte Regent abgeſetzt habe, als rechtmäßigen Brüſſeler Amtmann anerkennen, dann werde Clütink ſeinen Amtsſtab wieder erheben und vor ihm herziehen, dann würden ſie Alle deſſen Geboten Folge leiſten.“

Der Herzog brach ſofort mit den Rittern und Reiſigen von Herzogenbuſch auf, und kam in Eilmärſchen noch ſelben Tags den 20. Januar nach Dieſt. Hier ſollte ihn der Graf von Mörs treffen, der die Kriegsvölker vom Rheine brachte. Dieſem hatten aber die Maeſtrichter ihre Thore verſperrt, er konnte hier nicht über die Maas und mußte anderswo den Uebergang ſuchen. Das war ſchlimme Nachricht, allein zum Umkehren war es für den Herzog zu ſpät. Zwei Uhr nach Mitternacht verließ er Dieſt, und indem er die Landſtraßen vermied, kam er nach Tervueren, zwei Stunden von Brüſſel. Hier warteten ſeiner ſchon der abgeſetzte Amtmann mit den drei Schöffen und anderen Patriziern. Feierlich erhob Clütink ſeinen Amtsſtab wieder in des Herzogs Gegenwart, und als damit der Rechtsform genug geſchehen, eilten die drei Schöffen zur Stadt, und begaben ſich auf ihre Sitze zu ihren Amtsgenoſſen auf dem Rathhauſe.

Digitized by Google

Der Herzog folgte ihnen auf dem Fuße und kam vor das Löwener Thor. Aber ſiehe da, es war verſchloſſen. Beſtürzt ſchauten die Ritter an den hohen Mauern und Zinnen hinauf, ſie erſchienen verzweifelt hoch. Die Einen riefen „Fort, fort! Verrath!“ Die Andern verfluchten die falſchen Städter.

Die Nachricht, der Herzog ſtehe vor dem Löwener Thor mit großem Ritterheer, flog wie ein Lärmruf durch die Stadt. Die drei Schöffen, welche nicht ſeine Verſchworenen, beriefen eiligſt den großen Rath. Es war eine ſtürmiſche Sitzung, hin und her wurde geſchrieen. Die Einen beriefen ſich auf den Regenten, die Andern ſagten: wenn der rechte Herzog komme, höre die Macht ſeines Stellvertreters auf. Das dauerte faſt zwei Stunden, und unterdeſſen mußte der Herzog mit ſeinen Rittern vor dem Thore warten. Als der Herr von Heynsberg ſich darob gar zu wild geberdete, rief ein armes Bettelweib ihm zu: „Herr, ſorgt nicht ſo ſehr, wie Ihr hineinkommt, ſondern wenn Ihr drinnen ſeid, wie Ihr wieder herauskommt.“ Der Graf St. Paul kam ſelbſt an's Thor, und ſprach durch das kleine Einlaßpförtchen zu ſeinem Bruder. Er erklärte ihm: „nur wenn er Jedermann in ſeinem Stand und Weſen laſſe, wie er ihn finde, komme er herein.“ Der Herzog verſprach es laut und förmlich. Endlich hatten es auf dem Rathhausſaale des Herzogs Anhänger durchgeſetzt: er dürfe in die Stadt einreiten mit all ſeinem Hausgefolge und mit hundertzwanzig Rittern, jedoch nicht mit Verbannten, nicht mit Fremden und abgeſagten Feinden der Brabanter. Das Letzte zielte beſonders auf Herrn von Heynsberg, einem vielbekannten Kriegshaupte, der ſchon manchen Brüſſeler Kaufmann niedergeworfen. Die Schöffen kamen das Thor zu öffnen, ihren Herzog zu begrüßen, und ihm den Spruch zu überbringen. Nun ritten erſt die Hundertzwanzig, während der Herzog noch ſtille hielt, in's Thor, dann aber rief er auch den Uebrigen „Vorwärts!“ zu. Einige Bürger wollten ſich widerſetzen, doch der Schöffe Heinrich Clütink rief: „Laßt ſie nur herein, alle herein!“ Nun zogen ſich die Bürger zurück, der

Herzog ließ ſeine ganze Reiterei vor ſich vorbei, und als der letzte Mann in's Thor war, ſetzten ſich alle in Galopp und raſſelten durch die Straßen nach der Fürſtenburg auf dem Kaltenberg. Hier hatte Johann noch eine Unterredung mit dem Regenten, die beiden Brüder wechſelten ein paar kalte Worte mit einander, und St. Paul verſchloß ſich in ſeine Wohnung.

Die Stadt war nun gewonnen, jedoch nicht die Bürgerſchaft: des Herzogs Anhänger thaten ihr Möglichſtes, ſie zu ihren Gunſten zu bearbeiten. Er ſelbſt begab ſich am andern Morgen auf das Rathhaus, wohin nicht blos der große Rath, ſondern auch die Geſchwornen der Zünfte berufen waren. Der Fürſt ließ ihnen erklären: „um des Friedens, nicht des Krieges wegen ſei er gekommen, und alle möchten ihm thätig beiſtehen, die Eintracht im Lande herzuſtellen.“ Daſſelbe ſchrieb Heynsberg an die Herren von Weſemael und Monyouw nach Löwen. Die Bürgerſchaft blieb ſchwankend. Inzwiſchen zog auch der Graf von Mörs mit den übrigen Deutſchen in Brüſſel ein. St. Paul aber reiſete in der Stille nach Löwen. Als Johann das Letztere erfuhr, entbot er die Schöffen zu ſich und fragte: „was ſie thun würden, wenn ſein Bruder mit einem Heere vor die Stadt rücke?“ Sie boten ihm die Stadtſchlüſſel an, er möge die Thore durch ſeine Leute bewachen laſſen. Da rief der gutmüthige Fürſt: „Nein, nein, ich verlaſſe mich auf Eure Treue, ich will auch Euch ein treuer Herr ſein.“ Damit verpaßte er die Tage, an welchen er am erſten einen großen Streich hätte wagen können.

Denn allmählig fiel das viele deutſche Kriegsvolk den Bürgern, bei denen es im Quartier lag, nicht wenig beſchwerlich. Noch ſchlimmer war, daß dieſe Gäſte ihre Luſt und Laune nicht bergen konnten. Uebermüthig gingen und ritten ſie auf den Straßen hin und her, die bloßen Schwerter in der Hand, und lagen in allen Wirthshäuſern und prahlten: „Sie gingen nicht wieder weg von Brüſſel, ſie hätten denn alle Taſchen voll Brabanter Kronen, — bald hätten einige Herren zum letztenmal das Sonnenlicht geſehen, plötzlich würden ſie weg ſein, dann

Digitized by Google

wären ihre ſchönen Frauen und Töchter und Häuſer wohlfeil für des Herzogs Kriegsleute.“ Das ärgerte nun das Volk ganz unbändig, und die Bürgerſchaft nahm eine drohende Haltung an.

In der Burg aber wußte man nichts Anderes zu thun, als die Vornehmſten der Verſchwornen zu verſammeln. Wiederum hörte der Fürſt nichts Anderes, als: der Graf von St. Paul ſolle nur kommen und der ganze Adel mit ihm, dann würden ſie Alle ſich um ihren Fürſten ſchaaren, mit Leib und Leben würden ſie ihn vertheidigen wider Jedermann. Einige riethen auch, man ſolle ſich auf die Zünfte ſtützen, welche feinere Handwerke trieben, denn dieſe ſeien dem Herzoge zugethan, — das aber warf er weit von ſich.

In der Bürgerſchaft wurde es immer unruhiger, als man merkte, wie des Herzogs Anhänger ſtets die Köpfe zuſammenſteckten, und noch immer nichts geſchah. Die Luft hing voll von unheimlichen Gerüchten. „Wozu,“ ſo flüſterten ſich die Bürger zu, „ſei denn der Herzog mit ſo vielem Volk in Brüſſel eingedrungen? Gewiß werde er plötzlich über ſeine Feinde herfallen. Aber wenn dann die fremden Völker Herren der Stadt ſeien, wer werde dann die theure Kriegsrüſtung bezahlen? Müßten zuletzt nicht alle Bürger mit ihrer Habe und ihren Freiheiten dafür büßen?“ Und dann dachten ſie wieder, daß Herzog Johann von Bayern noch immer an der Grenze ſtehe. Er beſchoß jetzt aus ſeinen ſchweren Geſchützen die Burg in Gertrudenberg, ſie litt bereits ſchwere Noth. Wenn dies Bollwerk fiel, und der Gefürchtete auf Brüſſel zog, wenn das fremde Kriegsvolk in der Stadt mit ihm gemeinſchaftliche Sache machte? Sollten ſie ſich wie Schlachtopfer überliefern laſſen? Da mußten ſie doch zuvorkommen, und vor allen Dingen erſt wieder Herren werden in der eigenen Stadt. So ſprachen die Freunde der Vandenheetvelde und die andern Patrizier, welche es nicht mit den Herzoglichen hielten, und ſäumten nicht, die Bürgerſchaft in der Stille aufzureizen. Einige Bürger entwichen heimlich und legten ſich halbwegs zwiſchen der Stadt und der Ständeverſammlung zu Löwen auf

Digitized by Google

Posten, damit die Briefe und Boten zwischen Beiden um so sicherer gingen.

In Löwen war der Adel noch immer beisammen, während die meisten Städteboten die Ständeversammlung verlassen hatten. Von hier kam jetzt beständig nach Brüssel Rath und Antrieb, wie man sich heimlich versammeln und rüsten, und wie man die Zünfte gegen den Heynsberg und seine Leute aufstacheln solle, bis ein allgemeiner Aufstand losbräche, dann würde der ganze Adel gleich von Löwen heranziehen. Die Dinge waren auf den Kopf gestellt: gegen den rechtmäßigen Fürsten hatten sich sein Bruder und die adligen Stände erhoben, und sie brauchten die Zünfte, ihnen den Willen zu thun.

Die Verschwörer aber im herzoglichen Schloß trugen entweder noch immer Scheu, zur That zu schreiten, oder des Herzogs Angst und Schwäche hielt sie zurück, ihre schrecklichen Vorsätze auszuführen. Sie rechneten auf nicht weniger als 1400 bis 1500 Mann in Waffen. Diese Macht sollte plötzlich auf dem Markte stehen, des Herzogs Banner aufwerfen, das Rathhaus und die Hauptgebäude besetzen, und losbrechen über alle ihre Feinde. Eine Liste der Reichsten und Angesehensten, denen man Verderben geschworen, war ja längst aufgesetzt. Der Amtmann Clütink selbst sollte Sturm läuten, selbst dem Volke zurufen: „Fort mit allen Zöllen, fort mit allen Accisen.“

Es war am sechsten Tag nach des Herzogs Einzug, am Montag den 27. Januar, als dieser Plan auf einmal in der Stadt ruchbar wurde. Die nächste Nacht, hieß es, sei zur Ausführung bestimmt. Mehrere der Vornehmsten wurden davon in Kenntniß gesetzt. An diesem Abend gingen wenige Bürger schlafen. Nachts bemerkte eine Magd Licht in der Kammer eines deutschen Reiters. Sie meldete es ihrem Herrn, dieser sah den Mann sich eilig waffnen, und sagte es seinen Nachbaren. Da wollten auch Andere beobachtet haben, wie sich Ritter und Kriegsknechte in voller Rüstung auf's Lager geworfen. Das gab nun ein heimlich Sprechen und Laufen von einem Hause zum andern, man klopfte

Digitized by Google

an die Thüren der Patrizier, welche es mit der Stadt hielten, und ſagte: „gleich werde das helle Glöckchen auf der Burgkapelle läuten, dann marſchire das fremde Volk nach dem Markte, werde das Rathhaus beſetzen, in die Häuſer einbrechen, ſie mit Blut überſchwemmen.“ Die Brüſſeler aber waren nicht die Leute, welche dem Sturm aus dem Wege gingen und ſich in Kammern und Keller verſchloſſen: nein, noch vor Mitternacht ſtanden die Zünfte auf dem Markte, eine neben der andern wohlgereihet und in blanker Rüſtung.

Die Verſchwornen wurden beſtürzt. Das hatten ſie nicht erwartet. Sie ſchickten ihren Herzog, nur von Wenigen begleitet, zum Markt hinunter. Hier ritt er von einer Zunft zur andern, und ſprach ihnen gutmüthig zu, ſie zu beruhigen, daß ſie nur erſt wieder nach Hauſe gingen. Allein er bekam nichts Anderes zu hören, als: „ihm gelte es nicht, er ſolle nur ruhig wieder heimreiten.“ Da gab er plötzlich ſeinem Pferde die Sporen, und ritt eilends wieder nach der Burg. Auf halbem Wege aber hörte er hier und dort ſagen, die Bürger hätten ſich noch nicht zerſtreut. Da kehrte er um, und erſchien nochmal auf dem Markte, und fing von Neuem an, die Zünfte auf das Freundlichſte und bei ſeiner Liebe und Gnade zu beſchwören, daß ſie doch auseinander gehen möchten. Jetzt aber wollte ihn Keiner mehr hören, man ließ ihn nicht zu Worte kommen, und verwirrter als vorher kam er in ſein Schloß zurück. Seine Kriegsleute mußten ſich vertheilen, als dächten ſie an nichts als an ihr Vergnügen, ſie ſagten: „nur des Lärmens wegen hätten ſie ſich bewaffnet, weil ſie nicht gewußt, was das bedeuten ſolle, und ob es nicht ihnen ſelbſt gelte.“ Den ganzen folgenden Tag geſchah von Seiten der Verſchworenen nicht das Mindeſte.

Jetzt war ihre Sache verloren. Bei den Bürgern ſtieg die Wuth und der Aerger, je länger ſie der Dinge warteten. Da nichts ſich rührte, begannen ſie heftig zu ſprechen: „wie unerhört es ſei, daß der Fürſt ſein eigen Volk mit fremden Kriegsknechten überziehe. Und was die Herzoglichen für feige Leute ſeien!

Digitized by Google

Die Brüſſeler brauchten nur mannhaft aufzutreten, gleich wichen Jene zurück.“ Die Gemüther erhitzten ſich immer mehr, und andern Tags ergriffen die Zünfte wieder die Waffen, und zogen in der Frühe vor die Burg. Sie überſchritten nicht die Reihe der Steinſäulchen, welche den Burgfrieden abgränzten, aber davor ſtanden ſie und wichen nicht und ſchrieen immerfort: „den Heynsberg wollten ſie haben, oder ſie würden ihn mit Gewalt holen.“ Auf den alten Heynsberg hatte das Volk eine beſondere Wuth, er war nicht nur der Haupthelfer des Herzogs, der ihm die deutſchen Kriegsvölker aufgebracht hatte, ſondern es hieß auch: ganz Brüſſel ſei ihm verpfändet und verſchrieben vom Herzog für die Koſten des Heerzuges. Dem wüthenden Andrängen des Volkes vermochten der Herzog und ſeine Partei nicht zu widerſtehen. Heynsberg mußte ſich zum Scheine an den Oberrichter Clütink ausliefern. Dieſer kam mit den Schöffen und hatte Heynsberg angefaßt, und ſo zogen ſie, die Zünfte hinterdrein, nach dem Rathhauſe, wo Heynsberg in Feſſeln gelegt wurde. Jetzt wußten die Bürger es klar, wie ſehr man ſie fürchte, und nun gingen ſie auch weiter. Ihre Haufen drangen in die Häuſer, und all die fremden Ritter und Reiſigen ließen ſich vereinzelt überfallen und gefangen nehmen, denn ſie waren ſonder Befehl und Ordnung. Nur der Graf von Mörs, weil er ſpäter gekommen und nicht gewaltſam gleich den Andern in die Stadt eingebrochen war, durfte auf Ehrenwort in ſeiner Wohnung bleiben.

Abends kam St. Paul von Löwen her mit den Baronen und den Vertretern der Städte Löwen und Antwerpen. Unter großem Jubel zog ihm das Volk entgegen. Der Regent belobte die Bürgerſchaft und ſagte: ſie hätte das ganze Vaterland gerettet. Am andern Morgen begab er ſich in den Pallaſt und ließ die Vertrauten und Dienſtleute ſeines Bruders, unter ihnen auch mehrere Hennegauer Ritter, ergreifen. Nicht beſſer erging es des Herzogs Amtmann Clütink, an deſſen Stelle wieder der vom Regenten Eingeſetzte trat.

Das Volk aber war damit nicht zufrieden, und lärmte auf

Digitized by Google

allen Straßen. Andern Tags führte man viele Patrizier in's Gefängniß, unter ihnen auch die beiden Schöffen Heinrich Clütink und Johann von Leeuw; ihre beiden Mitschuldigen Keghel und Metten Schachte retteten sich durch die Flucht. Die Zünfte hatten sich in Rotten vertheilt, stürmten die Patrizierhäuser und schleppten des Herzogs Anhänger hervor. Die am meisten Verhaßten kamen auf die Folter, und aus dem, was über ihre Geständnisse verlautete, setzte sich das Volk gräuliche Dinge zusammen. Schon hieß es: sie müßten sterben alle mit einander. Und da der Regent Scheu trug, diesem Verlangen zu willfahren, rotteten sich am 2. Februar die Zünfte wieder zusammen, und standen in Waffen auf dem Markte, und warteten und lärmten. Sie ließen dem Herzog und den Ständen sagen: „wenn nicht bald geschähe, was sie forderten, würden sie selbst etwas thun, wovon man noch weit und breit sprechen solle." Da kam endlich der Herr Vanderzype, welcher des Regenten rechte Hand war, aus dem Rathhaus über den Markt und sagte: „Nun soll's losgehen! Nun wird angefangen!" Und sogleich führte Johann van Diedighem, welchen der Regent zum Oberrichter bestellt hatte, des Herzogs Oberrichter, den verwegenen Johann Clütink und einen Diener desselben, welcher den Kerkermeister gemacht hatte, aus dem Rathhause hervor. Angesichts des Volks mußten sie niederknieen, der Henker trat herbei, und ihre Köpfe flogen auf die Erde.

Diese Beiden waren die Ersten. Der Tiger hatte Blut gekostet, ihn hungerte nach mehr. Noch immer wurden Patrizier, die es mit dem Herzog gehalten, aus ihren Verstecken gezogen und mußten die Folter fühlen. Ihrer Einundzwanzig, die entflohen waren, ladete man bei Verlust von Leib und Gut vor's Gericht. Die man aber gefangen hatte, sollten sterben auf der Stelle, alle ohne Ausnahme: so verlangte es das Volk in seiner Wuth. Nur mit Mühe erlangten es die Stände, daß man sie ihrem Spruche überließ. Am 6. Februar erging der Spruch der Barone und der drei Städte Brüssel Löwen Antwerpen:

Digitized

daß die gefangenen Brüſſeler in Feſſeln und ewiger Gefangenſchaft ihr Leben hinbringen ſollten in verſchiedenen Städten und Burgen des Landes. Nachts fuhren ſie ab, hart auf Karren gebunden, daß die Stricke ihnen in's Fleiſch ſchnitten. Den T'Serclaes aber und noch ein paar Hauptſchuldige ließen die Bürger vorläufig noch nicht aus ihren Händen. Nach dem Herrn von Aſſche und Andern, welche früher durch die Stände des Landes verwieſen waren, hatte man Tagelang vergebens geſucht: ſie wurden jetzt für vogelfrei erklärt und fünfhundert Kronen auf ihre Köpfe geſetzt.

Die fremden Reiſigen mußten zu Fuß und ſämmtlich nackt und bloß Brüſſel verlaſſen, kein Stück ihrer Habe durften ſie mitnehmen. Hundertfünfzig deutſche Herren und Ritter aber blieben gefangen. Auch ihnen ließ der Regent all ihre ſchönen Waffen und Pferde wegnehmen, und verſchenkte ſie an ſeine Freunde, wie es ihm beliebte.

Herzog Johann aber mußte am ſelben Tag, den 6. Februar, ſeine Wohnung in Löwen nehmen, in der Stadt, deſſen Bürgerſchaft am heftigſten ihn bekämpft hatte. Er ging gern, denn in Brüſſel war es ihm zu unheimlich geworden. Der ſtändiſche Adel aber blieb in der Hauptſtadt verſammelt. Wie kläglich ſtand es jetzt um das vordem ſo ſtolze, ſo ſtattliche Brüſſeler Patriziat! Die meiſten Häupter waren als erklärte Verräther im Kerker oder auf der Flucht. Die Zünftigen ſahen ſich auf einmal als die Herren und Meiſter der Stadt. Alſo ladete der Reſt der Patrizier ſie ein, förmlich an der Stadtregierung Theil zu nehmen, und raſch eine neue Verfaſſung zu begründen.

Mit dem politiſchen Geſchick, welches damals Gemeingut der Bürger jeder größern Stadt war, hatten die Zünfte in den Tagen dieſer Aufſtände nicht verſäumt, ſich eine feſtere Ordnung zu geben. Die verwandten oder benachbarten Gewerke hatten ſich zuſammen geſchaart, und ſo ergaben ſich aus den etwa vierzig Zünften neun Gruppen, welche ſich die neun Völker (de negen natien) nannten: jede erkor ſich einen Kirchenpatron, unter

Digitized by Google

deſſen Schutz und Namen ſie ſich ſtellte. Außerdem hatte man, damit die Nachbarn bei Kriegs- und Feuerlärm um ſo raſcher ſich ordneten, die Bürgerſchaft eingetheilt in Bezirke von hundert und von zehn Mann, welchen je ein Hundertmann und ein Zehntmann vorgeſetzt wurde. Dieſe Einrichtungen blieben neben der alten Siebentheilung des Patriziats die Grundlage für die neue Stadtverfaſſung. Schon am 3. Februar war ſie von allen Schöffen Patriziern und Stadtbeamten, ſo wie vom Regenten und den Landſtänden beſiegelt, und trat ſofort in Geltung.

Sie war mit politiſcher Weisheit und von Seiten der Sieger nicht ohne Mäßigung ausgedacht. Auch jetzt noch erkannte der gemeine Bürger den Patrizier als höher berechtigt an. Das Gericht blieb bei den ſieben Schöffen aus den Geſchlechtern: die Zünftigen beſchieden ſich, daß nur Patrizier, weil vollfrei von Alters her, ſchöffenbar ſeien. Der Schöffenrath erhielt die Stelle einer ausgleichenden Behörde, die Verwaltung kam dagegen an neue Kollegien, welche aus Patriziern und Zünftigen gemiſcht waren. Den Magiſtrat bildeten fortan ein patriziſcher und ein zünftiger Bürgermeiſter, zwei patriziſche und zwei zünftige Schatzmeiſter, dazu ſechs zünftige Rathsherren. Die Schöffen wählten aus der dreifachen Zahl der hier von den ſieben Geſchlechtern, dort von den neun Völkern Vorgeſchlagenen die Beamten und Rathsherren. Hinwieder erkoren die Zünfte aus drei von den Schöffen Vorgeſchlagenen den patriziſchen Bürgermeiſter. In ähnlicher Weiſe wurde die Ernennung der übrigen ſtädtiſchen Beamten unter Geſchlechter und Zünfte vertheilt. Die Letztern behielten ſich vor, in Kriegszeiten ebenſo viele Hauptleute und Thorwarte zu beſtellen, als die Patrizier. Bei wichtigen Fragen zog der Magiſtrat den „weiten Rath“ zu, in welchem außer den Zunftmeiſtern diejenigen Sitz und Stimme hatten, welche einmal Schöffen oder Rathsherren geweſen. Handelte es ſich aber um eine ernſte große Sache, ſo kam ſie an die Bürgerſchaft, und dieſe war dann durch ſämmtliche ſtädtiſche Beamte und durch anderthalbhundert Geſchworne der Zünfte vertreten, denn jede der vierzig

Digitized

Zünfte hatte ihre vier Geschwornen. Ausdrücklich war noch vereinbart, daß ohne einstimmiges und öffentliches Urtheil der 19 Glieder des Magistrats und der Schöffen Niemand verbannt oder an Hals und Hand gestraft werden könne.

Es blieb nun sechs Wochen ruhig, und Alles ließ sich an zu Frieden und Ordnung. Herzog Johann war um Mitte Februars wieder nach Brüssel gezogen, sein Bruder, der Regent selbst, hatte ihn von Löwen eingeholt. Auch der Furcht vor dem feindlichen Heer an der Gränze wurde man entledigt. Die Hoeks, die über ein halbes Jahr lang die Burg von Gertrudenberg vertheidigt hatten, konnten sich nicht mehr halten. Herzog Johann von Bayern hatte seine guten Stücke aufgepflanzt, und schleuderte schwere Geschosse gegen die Mauern. Ein Thurm auf der Burg stürzte zusammen und bald darauf noch einer. Die Hoeks wehrten sich wie Verzweifelte. Erst als die zerrissenen Mauertrümmer, welche das Blut der Gefallenen geröthet, gar keinen Schutz mehr boten, riefen die Belagerten die Vermittlung des Gemahls ihrer Fürstin an, des Herzogs von Brabant. Der holländische Herzog wollte sich den Ausspruch seines Neffen gefallen lassen, und dieser lautete dahin: Dietrich von der Merwede solle die Burg in die Hände Johanns von Bayern übergeben, und sie verlassen frei und ehrenvoll mit all seinem Kriegsvolk. In geschlossenen Reihen zogen die tapferen Männer ab, und als man sie tückischer Weise im offenen Felde anfiel, standen sie auch hier wie Helden und warfen die Angreifer zurück. Der Herzog Johann von Brabant ging nun am 1. März nach Antwerpen, um mit den Ständen von Holland und Seeland über den Frieden zu verhandeln. Es wurde wenigstens erst Waffenstillstand geschlossen.

Während man aber mit Jakobäas großem Gegner sich auf Friedensfuß setzte, kam die seltsame Nachricht nach Brüssel, die Herzogin sei heimlich nach England geflüchtet, und habe sich den König von England zum Beschützer, seinen Bruder, den ritterlichen Herzog Humfried, zum Verlobten erwählt. Ihre Ehe mit dem Herzog von Brabant erkläre sie für erschlichen und für nich-

Digitized by Google

tig, und lade ihn vor den Richterſtuhl des Pabſtes. Dieſe Nachricht empörte die Brabanter auf's Aeußerſte. Alſo die geliebte Fürſtin hatte ſolche Schande über ſie verhängt! Zu den verhaßten Engländern war ſie geflohen, um Hülfe gegen den Räuber ihrer Erblande zu finden, und Brabant trug die Schuld ihres Verluſtes! Auf's Neue erwachte nun der Grimm über die Vermeſſenen, welche ihren armſeligen Fürſten ſoweit gebracht, daß Jakobäa weinend und zu Fuß von ſeinem Hofe hatte fliehen müſſen. Nun wollte es das Unglück, daß gerade in jenen Tagen der Probſt der Schloßkapelle, Gerhard Vanderſtraaten, gefangen genommen wurde. In ſeiner Kammer entdeckte man die geheimen Verſchwörungsbriefe vom 24. Mai und alle Siegel noch daran. Jetzt war es klar wie der Tag, welch eine furchtbare und verbrecheriſche Verſchwörung über Brüſſel und dem Lande gehangen. Schrecken und Wuth bemächtigte ſich der Bürger. Auf der Stelle machten Brüſſeler Bevollmächtigte die Runde durch die Städte, wo ihre Mitbürger gefangen lagen, ließen ſie noch in der Oſterwoche auf die Folter ſpannen, und entriſſen ihnen durch die grauſamſten Qualen traurige Geſtändniſſe. Die Meiſten jedoch wollten nicht gewußt haben, was es mit dem Verſchwörungsbriefe eigentlich auf ſich gehabt: ſie hätten, ſagten ſie, ihre Siegel daran gehängt, als ſie geſehen, daß ſo vornehme Herren, wie Aſſche T'Serclaes Coudenberg und Andere, es zuvor gethan. Als man die Protokolle der Unterſuchungsrichter auf dem Brüſſeler Rathhauſe vorlas, füllte ſich ſofort der Markt wieder mit Bewaffneten. Drei Tage lang ſtanden dort die Zünfte mit ihren Piken und Aexten und ſchrieen „Rache! Rache!“ und wichen nicht. Vor allen Andern forderten ſie den Kopf des T'Serclaes, und dachten nicht mehr daran, daß ſein heldenmüthiger Vater einſt Brüſſel gerettet. Am vierten Tage kam Vanderzype vom Regenten und rief ihnen zu: „Kinder, ſeid guten Muths, ſogleich ſoll Recht geſchehen!“ Hinter ihm erſchienen Ritter T'Serclaes, der ehemals ſo Gefürchtete, und mit ihm zwei der vornehmſten Patrizier, ein Coudenberg und ein Pipenpoy. Der Henker folgte ihnen. Einen nach dem andern traf das Beil.

Digitized

Vier Wochen ſpäter, am 4. Mai, ſtellte Herzog Johann von Brabant die ſchmähliche Urkunde aus: „Seine Mitverſchworenen hätten des Landes Rechte und Freiheit angetaſtet, ihn ſelbſt von ſeiner Gemahlin, ſeinem Bruder und ſeinen beſten Freunden und Unterthanen feindlich getrennt. Deshalb wären die Stände mit Fug und Recht in's Mittel getreten, und hätten, um größeren Schaden zu wenden und ihn ſelbſt wieder zu ſeinem herzoglichen Stand und Weſen zu bringen, ſeinen Bruder zum Regenten erkoren, der mit ihnen Alles auf das Schönſte Beſte und Brüderlichſte ausgerichtet. Deshalb beſtätige er Alles, was geſchehen, im Ganzen und im Einzelnen, und verpflichte ſich bei ſeiner herzoglichen Ehre, daß niemals er oder ſeine Nachfolger des Vorgefallenen wegen Jemand ungünſtig oder undankbar ſein ſollten. Ja, wenn jemals er oder ein anderer Herzog der Brabanter die ſtändiſchen Freiheiten antaſte, oder ſich durch eine feindliche Eidgenoſſenſchaft von den Landſtänden ſcheide: ſo ſeien ſofort alle Unterthaneneide gelöſt, und die Stände dürften und ſollten dann einen Regenten beſtellen, der volle Fürſtengewalt habe, und welchem Alle ſo lange Gehorſam ſchuldig, bis jedem gekränkten Rechte Genugthuung widerfahren ſei!“ Niemals konnte ein Fürſt ſich tiefer vor ſeinen Unterthanen demüthigen. Dafür erlaubte ihm ſein Bruder, der Regent, daß er wieder einen Oberrichter von Brüſſel ernannte.

Nun ſchien es, daß den Verfolgten von anderer Seite her Hülfe kommen werde. Es lagen die hundertfünfzig deutſchen Grafen und Herren noch immer gefangen in Brüſſel. Sie ſollten ſich ſühnen nach Brabanter Recht, hieß es, oder im Kerker bleiben. Denn die Brüſſeler fürchteten ihre Rache, wenn ſie frei würden. Die Gefangenhaltung ſo vieler vornehmen Herren fühlte man in den Rhein- und Niederlanden als eine Schmach für allen Adel. Die beiden Fürſten von Brabant hielten ihretwegen mit dem Herzog von Burgund und dem Biſchof von Lüttich eine Verſammlung in Mecheln, die Kurfürſten des Reichs forderten die Freilaſſung, der Kaiſer drohte mit Acht und Oberacht, Ge-

Digitized by Google

ſandtſchaften kamen und gingen. Der Regent St. Paul rechtfertigte ſich bei dem Kaiſer in einem ausführlichen Briefe, welchen er mit der Erklärung ſchloß: die Gefangenen könnten jeden Augenblick den Rechtsweg gegen Diejenigen ergreifen, welche Hand an ſie gelegt hätten. Bei alledem hielten die Zünfte ihre Gefangenen feſt.

Die verurtheilten Patrizier aber, welche in die Brabanter Städte vertheilt waren, freuten ſich ſo vieler und erhabener Fürſprecher und dachten, durch deren Hülfe in Kurzem auch wieder frei zu werden. In einigen Städten lichtete man den Gefangenen ihre Feſſeln und erlaubte, daß ihre Freunde ſie beſuchten und mit ihnen aßen und tranken. Da hörte man ſie ſprechen: „ſie würden zur rechten Zeit ſchon mit denen abrechnen, die ſie in's Unglück gebracht.“ Solche Reden wurden in Brüſſel wieder erzählt, und ſetzten die Stadt in neue Unruhe. Die Zünftigen zitterten vor Wuth und Angſt. Sie fürchteten neue Verſchwörungen des Patriziats, neue Ritterzüge vom Rhein her. Eben erſt hatten ſie die Süßigkeit des Mitherrſchens gekoſtet: ſollten ſie dulden, daß man ſie in die alte Verachtung zurückſtoße? Aller Haß loderte wieder auf. Zum drittenmal ſtanden die Zünfte in vollen Waffen auf dem Marktplatze und ſchrieen und tobten und wichen nicht. Sie verlangten, die gefangenen Patrizier ſollten herbei, damit ihnen geſchehe wie dem Clütink und dem T'Serclaes. Der Regent, die Schöffen, die Stände beſchworen ſie vergebens. Umſonſt ſtellten ſie vor: die Gefangenen ſeien ja ſchon verurtheilt, zweimal denſelben Mann richten ſei wider alles Recht. „Zur Hölle die Verräther!“ ſchallte es aus den tobenden Reihen zurück, „jetzt wiſſen wir erſt, zu welchen Verbrechen ſie ſich verſchwuren.“ Als man noch immer zögerte, wurden Stimmen laut: „Dann holt den Heynsberg und die deutſchen Herren herbei, und ſchlagt ihnen die Köpfe ab auf öffentlichem Markte!“ Alle Zünfte wiederholten dieſe Drohung. Das wirkte. Die gefangenen Patrizier waren der Verſchwörung gegen ihre Mitbürger überwieſen, und gegen erklärte Feinde hielt man damals das Todesurtheil für gerecht. Die deutſchen Herren

Digitized

aber hatten noch nichts gefrevelt, als daß sie auf des Herzogs Befehl gewaltsam in die Stadt eingeritten. Ihre Enthauptung zog über Brabant unfehlbar die Acht und einen Heereszug des Reiches herein. So dachten St. Paul und die Stände, und gaben schmählich genug die Opfer preis. Die Vornehmsten der Patrizier wurden aus den verschiedenen Orten herbeigefahren, und bestiegen am 7. Mai auf dem Marktplatze ihrer Vaterstadt das Blutgerüst. Vormittags starben zehn, und nach Tische noch vier. Und während langsam einer nach dem andern enthauptet wurde, standen rings in Reihen die bewaffneten Zünfte und vor dem Rathhause die Schöffen mit dem Oberrichter, und Alle sahen zu den ganzen Tag. Auch der Regent war gegenwärtig, ja selbst seinen Bruder, den armen bleichen Herzog hatte man genöthigt, der Hinrichtung Derer zuzuschauen, welche sich einst für ihn und mit ihm verschworen hatten. Am andern Abend führte Vanderzype seine Braut zur Hochzeit über den Marktplatz, wo das Blut ihrer Verwandten noch nicht trocken war. Der geängstigte Herzog bestätigte auch diese Unthaten, verließ aber Brüssel auf's Neue.

Die Freunde der deutschen Herren benutzten Vanderzypes Hochzeit, um ihm und seiner Braut köstliche Geschenke in Gold und Edelsteinen zu machen. Dadurch höchlich geschmeichelt wußte dieser Mann, welcher den Regenten ganz beherrschte, so geschickt die Sachen zu drehen, daß man die Herren frei gab auf ihr Ehrenwort, sich zum Feste Allerheiligen wieder in Brüssel zu stellen. Sechszehn weigerten sich dessen und blieben gefangen. Der Graf von Mörs wurde sogleich für immer freigelassen. Die Anderen stellten sich sämmtlich am gedachten Tage, nur Heynsberg kam nicht. Ein Schiedsgericht gewählt aus ihren Freunden und Brabantern fällte den Spruch: sie sollten Urfehde schwören, daß sie niemals an den Brüsselern Rache nehmen, und daß, wenn dies dennoch von Einem geschähe, auch die Andern sich freiwillig wieder gefangen stellen wollten. Die Urfehde wurde geschworen. Jene andern Sechszehn brachen später aus den Gefängnissen aus, und gaben sich selbst ihre Freiheit wieder.

Digitized by Google

Der Graf St. Paul zeigte wenig Luſt, die angenehmen Zügel der Herrſchaft wieder abzugeben, und die Brüſſeler beſtärkten ihn dabei. Er verlangte zuletzt Landestheilung, und wenig fehlte, daß Bürgerkrieg ausbrach. Den Ständen gelang es endlich, ihn mit großen Summen und mit den konfiszirten Gütern all der Enthaupteten und Verbannten zu beſchwichtigen. Er nahm dieſe Beſitzungen an als gute Beute.

Der Herzog aber ſcheuete ſich zwei Jahre lang, das ſchreckliche Brüſſel wieder zu betreten. Während dieſer Zeit waren die Zünfte fleißig daran, ihre Herrſchaft zu befeſtigen. Ein beſtändiger Stadtkapitän wurde eingeſetzt, der ſtündlich für den guten Stand der Feſtungswerke und allen Kriegszeugs einſtehen mußte. Die Zünfte erhielten die freie Wahl ihres Bürgermeiſters und der beiden Schatzmeiſter, ſie erhielten freies Gericht über die Beleidiger einer Zunft, Zutritt für die Hundertmannen zum großen Rath, und die Freiheit, daß kein Zünftiger geſtraft werden durfte ohne Zuſtimmung ſeiner Geſchwornen. Zuletzt wurde ſogar beſchloſſen, daß jeder Zünftige Schöffe werden könne, und daß jeder Nichtpatrizier in eine Zunft eintreten müſſe. Strenge Sittengeſetze aber ſollten der Zügelloſigkeit ſteuern, welche ſich vom Hofe über die Stadt verbreitet hatte. Luſtige Geſänge wurden verboten. Für unfähig zu Amt und Würden wurde erklärt, wer außer der Ehe eine Geliebte unterhielt. In ernſter bürgerlicher Zucht und Sitte ſollte das ſtädtiſche Leben neu geſunden.

Erſt gegen Ende des Jahres 1423, als andere Sorgen ihn bedrängten, verſöhnte ſich der Herzog mit den Brüſſelern, und kehrte in ihre Mitte zurück. Hier wurde ihm allmählig Einer der neuen Beamten ganz beſonders widerwärtig. Dies war der Kapitän, welcher die Stadt gleichſam im fortwährenden Belagerungszuſtande hielt. Der Herzog dachte ihn abzuſetzen, die Zünfte aber ließen ihn nicht fahren. Zum vierten Male brauchten ſie ihr altes Mittel, und beſetzten wieder Tage lang bewaffnet und drohend den Marktplatz. Indeſſen war doch viel vom alten

Feuer verraucht, und es gelang dem Hofe, ſich unter den Zünften ſelbſt eine Partei zu machen. Am 24. Dezember verkehrte St. Paul auf dem Rathhauſe mit dem Magiſtrate, plötzlich trat er an's Fenſter und rief: „Zu mir in Waffen, wer Freund iſt des Herzogs und der guten Stadt!“ Sofort ſtellte ſich ein Theil der Zünfte zu ihm, im ſelben Augenblick rückte der Herzog mit dem vornehmſten Landesadel auf den Platz. Der Reſt der Zünfte wurde verwirrt, und ging endlich auseinander. Jetzt wurden dreizehn Hauptſchreier verhaftet und dem Herzog zur Strafe überliefert. Der Kapitän legte ſein Amt nieder. Nicht lange darauf wurde Gerhardt Vanderzype meuchleriſch von einem Todfeinde erſchlagen.

Dies war die letzte Szene dieſer Brüſſeler Revolution, deren fürchterliches Andenken ſich tief in die Gemüther der Zeitgenoſſen einſenkte. Sie war das Gegenſtück zu dem Lütticher Aufſtande, nur mit dem Unterſchiede, daß in Brüſſel bloß der Stadtadel zerſchmettert wurde. Eine große Anzahl der Patrizier verließ die Vaterſtadt, und ſuchte das Blutgericht der Zünfte zu vergeſſen in den dunkeln Stürmen und Wogen der Huſſitenkriege.

Digitized by Google

Fünftes Buch.

Humfried von England.

Erſtes Kapitel.

Jakobäas Flucht nach England.

Entſchluß der Trennung vom Gemahl. Drängen Philipps zur Rückkehr. Die Rechtsverſtändigen über die Gültigkeit der Ehe. Jakobäas Erklärung vor den Ständen. Zuſtrömen der Hoeks. Charakter Humfrieds von England. Sein Verdienſt um Literatur. Antriebe der Hoeks. Robertſart. Jakobäas Beziehungen zum engliſchen Hofe. König Heinrich V. Humfrieds Ausſichten. Anſchlag auf Jakobäas Perſon. Eilige Flucht. Ankunft in Calays. Empfang in Dover und London. Erklärung gegen den verlaſſenen Gemahl. Eintritt in den Schutzverband des engliſchen Königs. Englands Volk und Königshof. Philipp in Brüſſel. Sein gewaltthätiges Auftreten. Engliſche Bedenken. Der Krieg in Frankreich. Die burgundiſche Politik. Engere Verbindung zwiſchen Burgund und England. Jakobäas Ehren in England.

Als Jakobäa zum zweitenmal Brabant verließ, reifte in ihr der Entſchluß, für immer ſich zu trennen von dem Schwächling an Leib und Seele, den man ihren Gemahl nannte. Was ſie nach Löwen und Brüſſel zurückgeführt hatte, war vor allem andern der heiße Wunſch geweſen, ihre Erblande wieder zu erobern. Daß dies niemals durch Brabanter Hülfe geſchehe, war ihr jetzt klar geworden. Zum Dreikönigsfeſte kam ihr Schwager St. Paul, der viele Neigung für ſie fühlte, nach dem Hennegau,

Digitized by Google

ſie zu beſuchen und in Mons zu turniren. Seitdem aber war Alles, was Jakobäa aus Brüſſel erfuhr, danach angethan, ſie tief zu empören. Jede neue Nachricht ſagte ihr nur, wie Johann von Brabant ſich mit neuer Schande bedeckte und allem Volk zum Geſpötte geworden. Unauslöſchlicher Abſcheu bemächtigte ſich ihrer gegen dieſen bleichen Halbblöden, und ſie fragte ſich hundertmal, ob ſie denn ihre ganze Jugend vertrauern müſſe in einer Ehe voll Oede und Schmach?

Keiner war thätiger, den Frieden mit ihrem Gemahl zu vermitteln, als der junge Herzog Philipp von Burgund. Jakobäa durchſchauete ihn. Wie hatte er ſie einſt zur Ehe mit dem Brabanter, wie hatte er ſie dann zum Frieden mit dem Oheim gedrängt, der ihr das halbe Erbe gekoſtet! Und warum beſtürmte ſie jetzt, als ſie im ruhigen Hennegau weilte und in Brüſſel der Aufruhr tobte, wieder derſelbe Vetter, daß ſie in die kinderloſe Ehe mit dem Schwachſinnigen zurückkehre? Seltſame Fügung! Faſt überall in den Niederlanden, in Namur Luxemburg Brabant und Holland ſtanden die Fürſtenhäuſer nur noch auf wenigen Augen, und gerade der burgundiſche Herzog ſtand einem wie dem andern ſehr nahe durch Blutsverwandtſchaft und Erbverträge. Betrachtete er ſich etwa ſchon als den gemeinſchaftlichen Erbnehmer? — Vergebens eiferte Philipp Jakobäas Mutter an, die Tochter an die Heiligkeit der Ehe und an des burgundiſchen Hauſes Stolz und Ehre zu erinnern. Jakobäa konnte erwiedern: „Ob ſie denn nicht gerade von ihm und der Mutter gleichſam gezwungen worden, in dieſe jammervolle Ehe einzutreten? Ob man denn damals ihre Jugend und Unerfahrenheit nicht ſchmählich geknechtet habe? Nun aber ſei ſie zwanzig Jahre alt, und denke ihrem eigenen Verſtande zu folgen.“

Eifriger durchdachte ſie jetzt die Gründe, welche ihre Ehe ſollten ungültig machen. Noch immer hörte man nichts von der Dispenſation des Pabſtes, die ſie gefordert hatte. Sie holte ſich Rath bei gelehrten Geiſtlichen und Doktoren des Kirchenrechts. Die Antwort lautete beunruhigend: auch Diejenigen, welche die

Digitized

Verbindung nicht geradezu für nichtig erklärten, konnten doch ihre Bedenken nicht unterdrücken. Jakobäa war entschieden.

Am 16. Februar berief sie die Hennegauer Stände zu sich nach Valençiennes und ließ ihnen auseinander setzen: „Ihre Ehe mit Johann von Brabant sei aus vier Ursachen ungültig: sie seien Geschwisterkinder; ihr verstorbener Gemahl der Dauphin ihm blutsverwandt; ihre Mutter habe ihn aus der h. Taufe gehoben; endlich sei die erste Dispensation vom Pabste bereits vernichtet gewesen, als sie die Ehe eingegangen. Auf Grund dieser vier Punkte, und nach dem Rath mehrerer angesehener Rechts- und Kirchenmänner, erkläre sie ihre Ehe für nichtig, wolle sich an Johann von Brabant fortan nicht verpflichtet halten, noch ferner an ihn binden lassen."

Diese öffentliche Erklärung zerriß alle Anstrengungen der Gegner: Jakobäa konnte nicht mehr zurück. Jetzt hörten auch die Stände nicht mehr auf des Brabanters Schreiben, welcher nun endlich der Gemahlin standesmäßigen Unterhalt zusicherte. Die in Valençiennes Versammelten beschlossen, über der Fürstin hochwichtige Erklärung sich schlüssig zu machen, wenn alle großen Herren vom Hennegau beisammen seien.

Philipp von Burgund und Johann von Bayern waren auf das Aeußerste empört. In Arras und in Gent, im Haag und in Brüssel wurde eifrig getagt und verhandelt. Es war umsonst: Jakobäa verharrte bei der eigenmächtigen Scheidung, und die Schwere der Schuld, welche sie damit beging, trieb weiter auf verhängnißvolle Bahnen.

Denn nun kam die Nachricht, daß Gertrudenberg und damit die letzte Hoffnung gefallen, auf welcher der Krieg gegen Holland beruhete. Johann von Bayern hatte völlig gesiegt. Die Häupter der Hoeks flüchteten an Jakobäas Hof, umdrängten sie, bestürmten sie, und fanden täglich neue Mittel und Wege, Angst und Abscheu vor der Brabanter Ehe in die Seele der jungen Frau zu werfen. Und dann schwellten sie ihr den Busen wieder mit Hinweisung auf einen Fürsten, der Rettung schaffen konnte.

Digitized by Google

Humfried von England ſollte der Führer der Hoeks ſein, und der Preis ſeiner Hülfe Jakobäas Hand. Nur zuviel glänzende Eigenſchaften beſaß dieſer Prinz, bei deſſen Gedenken ihr leidenſchaftliches Herz zitterte in Wonne und Erregung.

Humfried Herzog von Gloceſter, der dritte Bruder des Königs von England, war wie ein heller Strahl in der Schlacht und im Feſtſaal der gefeiertſte Ritter. Wo er erſchien, feſſelte er durch das Adlige und Hinreißende ſeines Weſens, und man fühlte ſich ihm innerlich geneigt, wenn er ſeinen Witz und frohen leichten Sinn flattern ließ. Beſonders die Frauen und das Volk hatten ſich ihn zum Liebling erkoren: ſie erzählten ſich hundert Geſchichten von ſeinen Siegen und ſeinem Edelmuth. Für Frauenſchönheit hatte er eine große Schwäche. Auch ließ er ſich wohl von jäher Leidenſchaft hinreißen. Doch dieſe Fehler, welche man bei einem Staatsmann bedenklich finden konnte, überglänzte in Jakobäas Augen ein Vorzug, welcher für ſie ſo neu als verlockend war.

Es flogen damals durch die Welt die erſten entzückenden Schimmer einer neuen geiſtigen Morgenröthe. An den Höfen zeigten ſich Griechen und andere Jünger der antiken Literatur und Kunſt, und aus den Werken, welche ſie eröffneten, ſtrömte ein ſo friſcher köſtlicher Born des Lebens und Wiſſens, daß, wer davon gekoſtet, ſich für den Meiſter hielt aller Dinge auf der Erde. Auch Gloceſter, deſſen Seele ſo leicht empfänglich war, begeiſterte ſich für die Philoſophie und Dichtkunſt der Alten. Stets war er umringt von Gelehrten und Bücherhändlern, und ſie widmeten ihm ihre Werke als ihrem Hauptbeſchützer in England. Jakobäa mit ihrem ſprühenden Geiſte, mit ihrem durſtigen Herzen für Alles, was groß und herrlich, ihr mußte es ja als ein himmliſches Glück erſcheinen, an der Seite eines Gemahls zu leben, der noch einen andern Lebenshort ſein nannte, als der Johann ohne Gnade, der Johann ohne Furcht, der Johann von Brabant, aus deren Umgebung ſie von Nichts hörte, als von Schwertthaten, politiſchen Ränken, und rohen Liebeshändeln. Oder

konnte ſich die junge Fürſtin etwa an den hochgelehrten Prälaten und Doktoren erbauen, deren haarſpaltende Scholaſtik ſich an der Gültigkeit ihrer Ehe abmühte?

Auf dieſen Prinzen alſo richteten die hoekiſchen Herren, die nun in Menge an Jakobäas Hofe verkehrten, täglich die Gedanken ihrer Fürſtin. Sie ſtellten ihr vor, daß ſie Alles daran ſetzen müſſe, ihre Erblande und treuen Unterthanen zu retten; daß nur noch von England Hülfe zu hoffen; daß Herzog Humfried Sieg bringe über all ihre Feinde. In der That war Humfried, der Jüngſte unter den drei Brüdern des Königs, kühn und hochſtrebend, dabei gewandt im Rath wie im Waffenwerk. Sein Bruder hatte ihn, als er vollmündig wurde, zum Herzog von Gloceſter erhoben und ihm die Grafſchaft Pembrock gegeben. Im Jahr darauf in der Schlacht bei Azincourt, als die engliſchen Streitäxte in die franzöſiſche Ritterſchaft eindrangen, ſtürzte Humfried verwundet nieder an der Seite ſeines königlichen Bruders. Dieſer aber ſetzte den rechten Fuß über deſſen Leib und ſchützte ihn mit ſeinen Waffen, bis man ihn wegtrug. Jetzt im dreißigſten Lebensjahr ſtand Humfried in der vollen Blüthe des männlichen Alters: ſein ungeduldiges Herz ſehnte ſich nach Macht und Auszeichnung, ſein ruhloſer Sinn vertiefte ſich in allerlei Pläne und Mittel, Beides zu erlangen.

Insbeſondere war es Robertſart Herr von Escaillon, der nicht aufhörte, Jakobäa von England zu erzählen. Er beſaß ihr Vertrauen, und hatte nach des Oberſchatzmeiſters v. d. Berge Ermordung einen großen Einfluß gewonnen. Dieſer Hennegauer Ritter ſtammte aus England, ſeine Verwandten hatten am engliſchen Hofe hohen Stand, und auch er war im Grunde ſeines Herzens noch ein Engländer. Eben von London zurückgekehrt, ſchilderte er ſeiner Fürſtin all die Huldigung und Herrlichkeit, die ihrer in der engliſchen Hauptſtadt warte. Das engliſche Königshaus war Jakobäa blutsverwandt. Ihre Ahnfrau Philippa, der Kaiſerin Margareth Schweſter, wie ihr Vater, Herzog Wilhelm, ſtanden dort noch in ruhmreichem Andenken. Auch Vetter

Ludwig der Pfalzgraf hatte eine englische Prinzessin zur Gemahlin. Schwung der Gesinnung, Thatkraft, und ritterliche Feste gab es damals am englischen Hofe, welchem der König und seine drei Brüder vorleuchteten, mehr als irgendwo in Frankreich, in den Niederlanden oder am Rheine. Wenn Jakobäa dort Schutz und Hülfe fand, so durfte sie sich für geborgen halten.

Drei ihrer vertrauten Ritter, Gerhard von Poelgeest, Johann von Wassenaar — Beide begegneten uns schon in Leyden — und Gerhard von Assendelft, reiseten im tiefsten Geheimniß nach London. König Heinrich konnte nicht anders, als seiner jungen Blutsverwandten, welche verfolgt von Unglück und argen Feinden sich schutzflehend an ihn wandte, ihre Bitte nicht abschlagen. Es empörte sein ritterliches Gefühl, wie grausam, wie räuberisch man ihr mitspielte. Wohl aber ergriff er auch mit Begierde die schöne Gelegenheit, in den Niederlanden festen Fuß zu fassen. Aus Jakobäas Erbrechten sproßte eine reiche Saat von Ansprüchen auf weite Gebiete, daraus erwuchs Hülfe und Rückhalt für seine französischen Kriege, außerdem ein treffliches Mittel, wie er seinen burgundischen Alliirten im Zaum und Bündniß festhalten konnte. Heinrich V. ließ sich das Versprechen geben, daß Jakobäas Erbländer für immer mit seinem Königreiche alliirt, und daß Humfried ihr Erbe sein sollte.

Dieser aber dachte bald an nichts mehr, als an die schöne Jakobäa, von deren Geist und kriegerischer Kühnheit die Ritter und Knappen weit und breit erzählten. Konnte es denn auf der Welt ein Abenteuer geben, das ein Ritterherz köstlicher reizte, als die junge Vielverfolgte an ihren Feinden rächen? Und dabei ließ sich ein prächtiger Lohn verdienen, mit ihrer Hand reiche ansehnliche Fürstenthümer. Man konnte deutscher Reichsfürst werden, statt in England ewig der Dritte oder Vierte zu bleiben.

Am 1. März fertigte der König im Westmünster den Geleitsbrief für Jakobäa und ihre Mutter aus. Beide wollten, so hieß es darin, nach Ponthieu reisen, der Grafschaft, welche bei der Vermählung mit dem Dauphin Jakobäa zum Widthum ver-

Digitized by Google

ſchrieben war. Allein Dieſe hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Vetter Philipp, der ſeine Augen und ſeine Horcher überall hatte, konnte nicht entgehen, was man im Hennegau und in London plante. Unbedenklich ſofort zur Gewalt entſchloſſen, hatte er insgeheim Befehl gegeben, ſich plötzlich der Perſon Jakobäas zu verſichern. Johann von Luxemburg, ſein Befehlshaber in der Pikardie, ſetzte ſich in Marſch nach dem Hennegau. Jakobäa aber erhielt Wind davon und eilte, der Gefahr zuvor zu kommen. In Valençiennes nahm ſie Abſchied von ihrer Mutter, um ſich in dem nahen Schloſſe zu Bouchain, wo ihr Vater ſo gerne wohnte, ein paar Tage zu vergnügen. Dort hatte Robertſart ſchon Alles vorbereitet, und ſeine Leute in der Nähe verborgen. In der erſten Nacht zu Bouchain rüſtete Jakobäa ſich zur ſchleunigen Flucht, und beſtimmte, wer ſie begleiten ſolle. Es waren vier Frauen und ein kleines Dienergefolge. Noch vor Tagesanbruch, — an einem Freitag den 6. März, — waren Alle zu Pferd und im Felde, und als ſie eine Weile geritten waren, hielt Robertſart am Wege mit etwa vierzig Reitern, von denen die Meiſten eine Armbruſt führten. Ehrerbietig grüßend kam er der Fürſtin zur Seite, und nun ging es in eiliger Flucht auf die gefährliche Reiſe. In den meiſten Städten und Schlöſſern lag burgundiſche Beſatzung. Plünderndes Kriegsvolk ſtreifte umher. Robertſart wich geſchickt allen größeren Plätzen aus, und indem ſie ohne Raſt ihre Fahrt fortſetzten, kamen ſie am erſten Tage unentdeckt nach Houdain, einem Städtchen bei dem burgundiſchen St. Paul, ritten noch einen Theil der Nacht hindurch, und erreichten ſchon am nächſten Abend Calays. Hier waren ſie gerettet vor aller Verfolgung, und der engliſche Kommandant und ſeine Offiziere kamen, der ſchönen Fürſtin ihre Grüße und Dienſte darzubringen.

Eilends fuhr nun ein Bote über den Kanal mit der Nachricht an den König. Bis Antwort kam, ging Jakobäa öfter, auf die Hafenmauer zu ſteigen, wo ſie ſehnend über das Meer hinblickte, hinter welchem die engliſchen Dünen in bleichen Um-

Digitized by Google

riſſen dämmerten. Ein Schiff landete, es brachte ihr die förmliche Einladung vom Könige, und holte ſie herüber. Als die engliſche Küſte in Sicht kam, begrüßten ſie ſchmetternde Trompeten, denen die Fanfaren von ihrem Schiffe antworteten. Dieſes hatte Maſten und Raaen mit Wimpeln und Feldzeichen behängt: unter den Mauern des Schloſſes zu Dover aber harrte mit geſchmückten Bannern und Fähnlein Herzog Humfried und eine zahlreiche Ritterſchaft. Alles Volk in England war begierig, die junge Heldin zu ſehen, die Urenkelin der Königin Philippa und Tochter des Herzogs Wilhelm, von deren ritterlichen Thaten noch die engliſchen Balladen erzählten. Als Jakobäa an's Land ſtieg, wurde ſie auf das Schönſte und Ehrenvollſte empfangen, und nachdem man die Begrüßungen ausgetauſcht hatte, ſchwang ſie fröhlichen Herzens ſich auf den Zelter, und Alle ritten gen London zu. Doch kamen ſie am ſelben Abend nicht mehr hin, ſondern erſt andern Morgens bei guter Tageszeit. Glänzend war die Aufnahme bei Hofe. Humfried führte Jakobäa zum König, und Dieſer kam ihr in einer Weiſe entgegen, daß nichts ehrenvoller und nichts herzlicher ſein konnte. Er der König von England und Frankreich ehrte in ihr die Blutsverwandte, die einſtige Dauphine, die ſchutzflehende Fürſtin. Alles ſchauete auf dieſe Beiden, denn König Heinrich und die ſchlanke Jakobäa waren Beide Meiſter in feinem und fürſtlichem Weſen.

Das Erſte, was Jakobäa auf engliſchem Boden vornahm, war die öffentliche Erklärung: „Ihre Ehe mit Johann von Brabant ſei nichtig, und ſie lade ihn vor den Richterſtuhl des Pabſtes in Rom, wenn er ein Recht auf ihre Perſon behaupte.“ Dieſe Erklärung wurde, wie es Brauch war, durch ihre Bevollmächtigten angeſchlagen an das Portal von vier biſchöflichen Kirchen: zu Cambray Utrecht Lüttich Köln. Es waren dies dieſelben Dome, an deren Pforten einſt der Widerruf der päbſtlichen Dispenſation zu leſen ſtand. Auch in Mons Brüſſel Löwen und in den holländiſchen Städten wurde dieſe öffentliche Scheidung und Abſage, welche eine ſeit drei Jahren vermählte Frau eigenmächtig

Digitized by Google

wider ihren Ehemann vornahm, veröffentlicht. Zugleich schrieb sie an die Hennegauer: „Niemals hätte sie zu ihrem Recht kommen können, wie sie es verlangt habe, und ganz verlassen von Rath und Hülfe hätte sie ihre Zuflucht zu dem König von England genommen, der berühmt sei als ein Ehrenmann, in dieser Sache unparteiisch, ihr aber ein rechter Blutsverwandter. Und das habe sie in Eile thun müssen, weil es beschlossen gewesen, sie gewaltsam zu ergreifen."

Nunmehr war ein förmlicher Akt nothwendig, durch welchen Jakobäa sich dem Schutze und der Bestimmung des Königs überantwortete. Die Sache war im englischen Staatsrath erwogen, und vorzüglich der König und Humfrieds Oheim, Heinrich Beaufort der Bischof von Wincheſter, waren dafür gewesen. Dieser Prälat aber besaß den Ruhm eines ausbündigen Staatsmannes. In Gegenwart der englischen Großen sowie ihrer eigenen Räthe trug Jakobäa dem Könige vor: „wie hart und grausam, wie ganz wider Recht sie behandelt und beraubt worden, und daß sie auf der Welt keinen Vogt und Beistand habe. Sie bitte daher um Aufnahme in des Königs Schutz und Schirm." Der König fragte: „Ob sie in allen Stücken seinen Anordnungen sich fügen wolle?" Und nachdem sie erwiedert hatte, „sie unterwerfe sich ganz seinem Willen", so erklärte Heinrich V. von England und Frankreich: „Er nehme die gegenwärtige Jakobäa von Bayern, Gräfin von Holland Seeland und Hennegau, seine Blutsverwandte, auf in seinen königlichen Schutz und Schirm, wolle ihr Hülfe und Beistand eines Vaters leisten, nicht blos als ihr Anwalt in Rom, sondern auch gegen alle Diejenigen, die wider Recht sie unterdrücken wollten, und zwar mit all seiner und der Seinigen Macht und Stärke." Damit war Jakobäa unter das Mundium des Königs getreten, d. h. unter seine Vogtei, da sie selbst keinen Vater Bruder oder Gemahl zu haben erklärte.

Jetzt war ihre Sache des Königs Sache, und damit um so weniger Zweifel daran sei, bestimmte er ihr öffentlich seinen jüngsten Bruder, Herzog Humfried von Gloceſter, zum künftigen

Digitized by Google

ehelichen Gemahl. Jakobäa aber ſetzte in einem geheimen Vertrage Humfried zum Erben ihrer Länder ein, und trat in dauernde Allianz mit England.

Nunmehr ſah Jakobäa ſich umgeben von Freiheit Ehren und Freuden, es nahete ſich das köſtlichſte Glück des Lebens, es winkte endlich die theure Hoffnung, ihr Vatererbe für ſich ſelbſt und Recht und Sieg für ihre Getreuen wieder zu erobern. Sie athmete auf, es war wie lang vermißte Lebensluft, die ihr zuſtrömte. Das war hier ein Volk, wie ihr Vater es ſich immer gewünſcht hatte: königstreu, voll friſcher ſtrebender Kraft, geſchmückt mit Schlachtenruhm, und reich an kernhaften und geſchickten Kriegsleuten aus dem Volke, den berühmten Bogenſchützen. Mit Gelde war man allerdings in England damals noch wenig verſehen: die fremden Kaufleute, beſonders Die von der deutſchen Hanſe, beuteten gar zu eifrig das Land aus. Wohl aber beſaß England ein für jene Zeit ſchon ziemlich klares und einheitliches Staatsweſen, das auch einigermaßen feſt und dauerhaft erſchien. Eine tüchtige Regierung vertrug ſich mit einer gemäßigten Ständefreiheit, und ſeltener als anderswo widerſetzte ſich der Eigenwille des Adels und der Städte den gerechten Anforderungen des Fürſten. Franzöſiſche Geſchichtſchreiber, die nach England kamen, wunderten ſich, wie ritterlich und königstreu der Adel, wie kraftvoll und übermüthig das Volk ſei, wie es aber gleichwohl die Geſetze achte und ſeine Steuern regelmäßig zahle.

Und dann, mit wieviel trefflichen Menſchen lebte Jakobäa jetzt am engliſchen Hofe! Neben ihrem herrlichen Gloceſter ſtand ſein älterer Bruder, der ehrenhafte männliche grundgeſcheidte Herzog von Bedford. Der Zweitgeborne, der tapfere Herzog von Clarence, führte die Heere Englands in Frankreich. Der Erſte der vier Brüder aber war der König ſelbſt, Heinrich V., ein hochherziger ritterlicher Fürſt, der aus wilder trüber Jugend hervorgetreten war wie der lichte allerfreuende Tag, und gleich groß ſich zeigte als Staatslenker wie als Feldherr. Was konnte Jakobäas Herz ſtolzer ſchlagen machen, als daß ein ſolcher König

Digitized by Google

in ihr die ebenbürtige Heldennatur ehrte? An seiner Königin aber, der eben erst von der Seite des französischen Thrones nach England heimgeführten Katharina, fand sie eine Genossin, welche jung und schön war wie sie selbst, und entschieden ihren romantischen Geschmack theilte.

Leider zog sich die Erfüllung von Jakobäas heißesten Wünschen noch in weite Ferne. Die plötzliche Nachricht ihrer Entweichung nach England hatte an den Höfen von Brüssel Arras und dem Haag ein wahres Halloh erregt. Eiligst schickten sie Gesandte nach London. Der verlassene Gemahl forderte seine Frau, welche ihm von Gottes und Rechts wegen gehöre. Der Oheim in Holland donnerte von dem Aergerniß, das Jakobäa und Humfried der ganzen Christenheit gäben, und drohte mit den höchsten Kirchenstrafen. Am gescheidtesten handelte sofort Vetter Philipp von Burgund. Er erklärte dem englischen König rund heraus: diesen Schimpf nehme er nicht geduldig hin, koste es was es wolle.

Die Sache war allerdings der größte Aerger für ihn. Humfried hatte seine Schwester heirathen sollen, und es war schon viel darüber verhandelt: jetzt stand auf einmal Jakobäa an der Stelle der stolzen Burgunderin. Und war es nicht für das ganze burgundische Haus — Philipp aber war Haupt dieses Hauses — eine noch größere Schande, wenn seine Nichte es ungestraft vollendete, seinen Vetter als Gemahl eigenmächtig zu verstoßen und einen englischen Prinzen zu heirathen? Vollends unerträglich war ihm der Gedanke, daß Jakobäa all die schönen niederländischen Pläne, die er im Stillen hegte, plötzlich durchkreuzen sollte. Denn wo blieb die herrliche Anwartschaft auf ihre Lande, wenn der ritterliche Degen Humfried an der Hand der kühnen und volksbeliebten Jakobäa sich dort festsetzte?

Philipp war schon am zweiten Tag nach Jakobäas Flucht in Brüssel, erklärte ihrem verlassenen Gemahl seinen Beistand, und trieb ihn an, auf der Stelle Jakobäas bewegliches Gut im Hennegau mit Beschlag zu belegen, und selbst hinzureisen und

Digitized by Google

Alles vorzukehren, wie er sich des Landes versichere. An Jakobäas Mutter setzte Philipp neue Hebel an, damit sie der Tochter Herz bestürme: sie solle zurückkehren und sich seinem Schutz und Rath anvertrauen, denn er allein sei ihr nächster Verwandter und nicht der König von England. Zugleich gab er seinem Feldhauptmann Johann von Luxemburg Befehl, in den Hennegau einzurücken und Jakobäas und ihrer Mutter Besitzungen wegzunehmen. Die Entflohene weigerte entschieden die Rückkehr. „Sie habe," schrieb sie den Hennegauern, „bei ihrem Vetter Philipp nicht den geringsten Beistand gefunden." An ihn selbst richtete sie das Ersuchen, ihr vor allen Dingen erst Holland und Seeland wieder zu schaffen. Philipp trat darüber mit Johann von Bayern in eine Unterhandlung, welche sie natürlich nicht sehr beeilten.

In England aber störte Philipp Alles auf, was irgend Humfried und Jakobäa feindlich schien. Beide wären am liebsten gleich mit guten Truppen nach den Niederlanden gesegelt. Jedoch König Heinrich, als er auf so heftigen Widerspruch seines burgunder Alliirten stieß, konnte sich nicht verbergen, daß Jakobäas Lande, die man erst erkämpfen mußte, kein Ersatz für Frankreich; daß Burgund Englands halbes Heer sei; daß die französischen Eroberungen vielleicht rasch verloren gingen, wenn Herzog Philipp Englands Feind werde. Im Vertrag zu Troyes — 21. April 1420 — hatte der schwachsinnige König Karl den Engländer zu seinem Schwiegersohn, zum Regenten und Erben von Frankreich erklärt, seinen eigenen Sohn aber des Reiches enterbt. Beide Könige hatten sich mit dem Burgunder Herzog, der selbst ein französischer Prinz war, gegen den Dauphin verbündet. So maßlos, so ganz wider Ehre und Natur zerfleischte in Frankreich Parteiwuth die Familien. Entfesselt stürmten alle Kriegsfurien durch das unglückliche Land. Es wurde ein Krieg, in welchem sich die ausgehungerten Bauern in die Wälder warfen, und vom Raube lebten: denn wenn sie in ihren Häusern blieben, liefen sie Gefahr, daß man sie aufschnappte, um Lösegeld zu er-

preſſen, und ſie am Halſe zwiſchen die Bäume hing, wenn ſie nicht zahlen konnten. Die engliſch-burgundiſchen Fahnen rückten ſiegreich vor auf allen Wegen, des Dauphins Heer verlor Stadt auf Stadt, und mußte dem engliſchen Könige Paris und den beſten Theil Frankreichs überlaſſen.

Herzog Philipp von Burgund hatte ſich zu Troyes von des Dauphins Erbe nur wenige Gränzſtriche vorbehalten. Selbſt die Anhänger Frankreichs bewunderten ſeine Mäßigung, und beklagten, daß Ritterehre ihm vorſchreibe, des Vaters Blut zu rächen. Und doch lag auch hinter dieſer Mäßigung des jungen Fürſten — er war erſt 23 Jahre alt — Nichts, als ruhige Berechnung. Wurde Frankreich von den feindlichen Waffen in Stücke zerſchlagen, ſo kam früher oder ſpäter die Zeit, wo Philipp entweder ein anſehnlicher Theil zufiel, oder er ſelbſt als des Reiches Retter auftrat, um ſich deſſen Krone zu verdienen. Jedenfalls blühte ihm die Hoffnung, den Glanz des königlichen Hauſes von Frankreich zu erneuern, indem er ſein eigenes machtvolles Reich gründete. Auf franzöſiſchem wie auf deutſchem Gebiete ſchien damals Alles aufgelöſt in Zwietracht und Verwirrung. Der deutſche Kaiſer war in eine Welt von Sorgen und Geſchäften begraben, man heiſchte ſein Eingreifen an allen Enden des Reichs, hier auf der Kirchenverſammlung, dort gegen die Huſſiten und zugleich in Italien und Ungarn und Polen. Während die franzöſiſche Krone nur noch als ein dünner Goldreif zwiſchen Frankreich und England ſchwebte, hatte ſich die Kaiſerkrone aus ihren Höhen herabgeſenkt unter beutegierige Fürſten, welche die Juwelen ausriſſen. Hier wie dort hadernde oder ſchwächliche Regenten, in Parteihaß verblendete Völker und Städte, — ſollte es da nicht einem geſcheidten ausharrenden Fürſten gelingen, hier ſeine franzöſiſchen, dort ſeine deutſchen Lande abzulöſen und zu einem unabhängigen Reiche zuſammen zu ſchließen? Philipp fühlte ſich als den Mann, dies Unternehmen zu vollbringen. Holland vor Allem — darauf hafteten begierig ſeine Blicke. Dies reiche Schiffs- und Städteland gab ſeinem burgundiſchen Reiche erſt die Vollendung, denn

die Holländer hatten damals mehr Schiffe in See als Franzosen oder Engländer.

Philipps Räthe konnten ihre Bedenken nicht verschweigen. Sollte man Hollands wegen sich in einen Krieg mit England stürzen? Der gefürchtete König Heinrich hatte bereits öffentlich für Humfried und Jakobäa Partei genommen. Schon hatte Burgund sich zu tief in den Krieg mit dem Dauphin versenkt, zuviel erschienen zwei solche Feinde auf einmal. Der junge Herzog aber fragte: „Ob denn die Engländer ihn nicht nöthiger hätten, als er sie? ob denn seine Heere nicht vollgerüstet im Felde stünden? Das heiße ja an seines Hauses Recht und Ehre verzweifeln, sein Flandern den Engländern opfern, wenn er zugäbe, daß Jakobäa und ihre Länder in der Engländer Gewalt geriethen." Dies Alles schrieb er auch König Heinrich nach England, und beharrte scharf und entschlossen darauf: niemals dürfe Jakobäa sich mit Humfried vermählen.

Ihr Unglück wollte nun, daß in London die Schreckensnachricht erscholl: des Königs Bruder, der tapfere Herzog von Clarence, sei in Frankreich ein Opfer seiner Kühnheit geworden, mit ihm gefallen die Blüthe seiner Ritterschaft. Jetzt am wenigsten durfte König Heinrich mit Philipp brechen, Englands ganze Kraft war aufzubieten, um das französische Gebiet zu behaupten. Also antwortete er seinem burgundischen Alliirten: „Warum sie denn Jakobäas Sache entzweien solle? Diese werde nicht durch die Waffen, sondern durch das kanonische Recht entschieden." Humfried aber mußte sich öffentlich von Jakobäa trennen: ein königliches Gebot beorderte ihn drei Monate nach ihrer Ankunft über's Meer, um in Frankreich zu verweilen. Bald folgte ihm König Heinrich selbst mit großem Heer, und während Englands und Burgunds Waffen glücklich gegen den Feind vordrangen, beschwichtigte er den Alliirten durch die Vorstellung: „Er könne der schutzflehenden Blutsverwandten nicht die Zuflucht weigern, wenigstens nicht auf so lange, bis ihr Prozeß in Rom entschieden sei; das könne man erst abwarten, und dann weiter sehen, wie sich

Digitized by Google

dieſe Angelegenheit ordnen laſſe.“ Philipp war es zufrieden. Humfrieds Vermählung war für's Erſte hintertrieben, und die burgundiſchen Agenten in Rom, mit Gelde reichlich verſehen, ſorgten ſchon dafür, daß Jakobäas Prozeß überaus gründlich und langwierig unterſucht wurde. Auch verſöhnte er ſich jetzt mit ihrer Mutter, und holte ſie in glanzvollem Geleite zu ſeiner eigenen Mutter nach Arras, wo der ganze Hof ſie mit den ausgeſuchteſten Ehren und Feſtlichkeiten umringte.

So blieb nun Jakobäas Angelegenheit ein Jahr und darüber in der Schwebe, und rückte nicht vorwärts und nicht rückwärts, eine lange Zeit für ihr ungeduldiges Herz. Man ſuchte ſie mittlerweile am engliſchen Hofe durch große Auszeichnungen zu entſchädigen. Ein Hennegauer Ritter, Johann Bloundell, der im Tower gefangen ſaß, wurde ihr zugeſandt, über ihn nach Gefallen zu verfügen. Ihr Hofhalt war gleich Anfangs herrlich beſtellt, und durch förmliche Akte erhielt ſie monatlich einhundert Pfund Sterling aus des Königs Einkünften zugeſichert, damals eine bedeutende Summe, denn Pfalzgraf Ludwig, der doch für England vierhundert Reiter in's Feld ſtellte, bezog für das Jahr noch zweihundert Pfund weniger als Jakobäa. Sie wohnte auf den königlichen Schlöſſern, unter andern auch zu Hartford. Als die junge Königin eines Sohnes genas, und zu Weihnachten mit großem Prunk und Volksjubel das Tauffeſt begangen wurde, da war Jakobäa die geehrte Pathin, welche den Erben der engliſchen und franzöſiſchen Krone über das geweihte Waſſer hielt. Ihre Segenswünſche wurden vom Himmel nicht angenommen: indem ſie ihrem Pathkinde die Hände auf's Haupt legte, gab ſie ihr Unglück mit auf ſeinen Lebensweg.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Johann von Bayern Herr in Friesland.

Gegensatz der Friesländer zu den Nachbarländen. Frühere Zustände. Umgestaltung der altgermanischen Freiheit. Parteien und Häuptlinge. Kriegsbrauch. Landeszerrüttung. Vitalienbrüder. Kaiser Sigmunds Pläne. Reichsfreiheit der Friesen. Johann von Bayern von den Schieringern gehuldigt. Die kaiserlichen Abgesandten. Erster Kriegszug Johanns von Bayern. Eintracht der Friesen. Zweiter Feldzug. Neue Huldigung der Schieringer. Verhandlungen mit den Vettkoopern. Erwerbung des Landes bis zur Lauwers. Allianz bis zur Weser. Utrechter Krieg. Bischof Friedrich. Wageningen. Holländische Anstrengungen wider Utrecht. Die St. Elisabeths Nacht. Fortdauernde Wassernoth. Neuer Aufstand der Friesen. Bestand der friesischen Landesherrschaft Johanns. Unternehmungen der Hoeks. Haerlemer Aufruhr. Des Herzogs Vorkehrungen. Frieden mit Brabant und Utrecht.

Was Jakobäa aus den Niederlanden hörte, war nicht danach angethan, Freude und Hoffnungen zu erregen. Freilich, wenn sie blos Rache wollte, — kaum daß sie nach England geflüchtet, so brach schrecklich schon das Gericht über Alle ein, die ihr in Brabant Herzeleid zugefügt. Die ganze ihr feindliche Partei wurde zerschlagen: sie war geflüchtet oder hingerichtet oder im Kerker und Elend. Hatte aber Jakobäa Gewinn davon? Ihr mächtigster Feind, das eigentliche Haupt jener Partei, war ja nicht im Mindesten gefährdet. Die Brabanter suchten sich mit Johann von Bayern zu vertragen, und ließen ihn ruhig im Besitze von Holland und Seeland, dessen widerrechtlicher Verlust der vornehmste Anlaß der Brüsseler Umwälzung gewesen. Er hatte sich jetzt von den Brabanterhändeln ab- und der Ostgränze seines Gebietes zugewandt. Hier lag er mit den Utrechtern im scharfen Gränzkrieg, und um ihr Stiftsland noch besser zu umklammern, suchte er zuvor Herr zu werden über Friesland. Ohne gewaltige Kriegszüge in's Werk zu setzen, wie die holländ-

Digitized by Google

dischen Fürsten vor ihm, erreichte er dort bedeutendere Erfolge, als irgend Einer. Nichts bekundet mehr seine politische Meisterschaft, und nichts schaffte ihm bei allen Niederländern größere Achtung, als daß auch die Friesen sich endlich fügten, jenes eiserne Volk, von dessen Jahrhunderte langem Widerstand alle Chroniken voll waren, von dessen Grimm und Wildheit man erzählte bei jedem abendlichen Torffeuer.

Die friesischen Küstenlande waren in bürgerlicher wie in politischer Entwicklung gewöhnlich hundertfünfzig Jahre hinter den Nachbaren zurück. Nunmehr sollte die Bevölkerung rasch in ähnliche Zustände übergehen, wie sie anderswo durch die Fürstenherrschaft längst bestanden. An keinem Punkte Deutschlands gibt sich diese Stufenfolge einfacher und natürlicher zu erkennen.

Die Landschaften der Friesen bestanden ursprünglich aus Reihen von ganz kleinen Freistaaten, bewohnt von Bauern Händlern und Schiffern, welche ihre Angelegenheiten ordneten in öffentlichen Gerichts- und Landesversammlungen. Mit der Zeit blieb der Vorsitz auf diesen Gautagen, die Richterstelle, erblich an einem Hofe haften, dessen Geschlecht sich durch große Erbgüter Ruhm und Familienstolz auszeichnete. Das war der erste Ansatz zur Ausbildung der Macht eines Häuptlings. Den zweiten ergab die fortgesetzte Führerschaft in den Gränzkriegen. Als die Angriffe von außen sich mehrten, war es natürlich, daß sich das Ansehen des Mannes befestigte, welchem die meisten Verwandten und Nachbaren als Anführer folgten, und welcher Holz Steine und Leute hatte, um eine schützende Burg zu bauen, die man Stinse das ist Steinhaus nannte. Jedesmal dort, wo der Gränzkrieg hartnäckig, sehen wir auch am ersten Häuptlinge auftreten. Ihre Hausmacht aber wie ihr öffentliches Ansehen breiteten sich — und dies war das Dritte — unwiderstehlich aus, als der Parteikampf zwischen Vetkoopern und Schieringern das ganze Volk in eine Menge kleiner Gruppen zersetzte, deren jede, je eifriger sie trachtete, ihre Feinde zu bewältigen, um so fester sich an einen Machthaber anschloß, der für sein Geld, wie es in

der alten Beninga Chronik heißt, „konnte Büchsenmeister kommen lassen und Büchsen schmieden und gießen, und also das Mordinstrument, das des Teufels Kaplan erfunden, wider die Feinde ins Werk richten.“ Damals schlossen viele Bauerschaften mit ihrem Erbrichter förmlich Verträge. Sie wollten ihm Beistand leisten, wo immer er sie dazu auffordere zu ihrem eigenen Besten. Seine Burg aber wollten sie mit Graben und Bollwerk stark machen, damit sie zu ihrer Aller Schutze genüge, und zum Unterhalte der Burg wollten sie dem Richter jährlich freien Torf bringen, sein Heu machen, und einen halben Gulden bezahlen.

Die Gegensätze der friesischen Parteien waren dieselben, wie zwischen Hoeks und Kabeljaus, nur landschaftlicher gefärbt, auch mehr durchwebt mit einer zahllosen Menge kleiner Sonderfehden. Die Schieringer traten vorherrschend im westlichen Friesland, wo Stavern und Leeuwarden, die Vetkooper im östlichen auf, wo Groeningen und Emden die Hauptplätze bildeten. Gränzstreitigkeiten, Handelsneid, zufällige Beleidigungen säeten Zwiespalt zwischen Nachbargemeinden, und Blutrache und Erbfragen der Häuptlinge ließen die Fehde ausbrechen. Es war ein wildes Durcheinander von großen Parteikriegen und von Haß und Habsucht kleinerer Kreise.

War daher ein paar Jahre Ruhe gewesen, so konnte man sicher darauf rechnen, bald gebe es wieder Straßengefechte in den Städten, Erstürmung der festen Kirchhöfe, und Schlachten auf offener Wahlstätte, welche Wiesen und Moore mit Todten bedeckten, Hunderte von Gefangenen in den Kerker brachten. Bald erhielt die eine, bald die andere Partei Oberhand, und trieb ihre Feinde in die Verbannung. Dann ging es über deren Güter her. Man belegte sie mit Schatzungen, und schlug sie dem zu, der diese entrichten wollte. Solche Zahler der Kriegsbußen erholten sich dann an hörigen Bauern, die auf der Vertriebenen Grund und Boden saßen. Die Zinsbauern mußten Pfand und Bürgen stellen, daß sie die Renten regelmäßig ablieferten. Die Vertriebenen aber warteten schon, um mit Parteigenossen in der

Digitized by Google

Nähe wieder hereinzubrechen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Man hatte eine solche Wuth auf einander, daß wenn die Rache nicht anders gelingen wollte, die in's Elend Gejagten heimlich die Dämme durchstachen, bis die Meerfluthen über den Dächern ihrer Landsleute zusammenschlugen. Es war gar nicht möglich, härtere Qualen, teuflischere Arten von Meuchelmord auszusinnen, als diejenigen, in welchen Häuptlinge ihren Familienhaß sättigten. Edo Wyneken ließ seinen gefangenen Schwager erst im Hungerthurm faulen, und dann den halbtodten Mann mit härenen Stricken entzwei sägen. Selbst die Mönche griffen zu den Waffen, ein Kloster überfiel das andere mit Brand Raub und Todtschlag, und die im Gefechte gefangenen geistlichen Mitbrüder wurden auch wohl an die Bäume gehangen, bis sie todt waren. Ging eine große Fehde zu Ende, so liefen öfter noch Mönche aus zerstörten Klöstern zuchtlos umher, und nur mit Gewalt konnte man sie dazu bringen, ihre Ruinen wieder anzubauen.

Jedes Mittel war nun den Häuptlingen recht, wenn es nur half, die Gegner niederzuschlagen. Da gab es zunächst die Vitalienbrüder, recht- und friedlose Banden von Seeräubern. Sie hatten sich gebildet, als die Hansestädte gegen die Dänen Kaperbriefe austheilten, fanden aber das Handwerk so sehr nach ihrem Geschmack, daß sie es auch nach dem Kriege und zwar gegen Jedermann fortsetzten, und die Zeiten der Wikinger und Normannen erneuerten. Die friesischen Häuptlinge wurden der Hülfe der Vitalienbrüder und ihres Raubes froh, und gewährten ihnen Schlupfwinkel, wo man eine gute Einfahrt vom Meere her befestigen konnte und im Hintergrunde eine feste Burg oder Stinse hatte. Von Zeit zu Zeit kamen die Hansen mit ihren Kriegsschiffen gefahren, um wieder ein paar dieser Räubernester auszubrennen, und weil das nicht ohne Schaden und Unglimpf für den Häuptling, der sie hegte, abging, so waren immer gleich ein paar andere Häuptlinge im Sattel, den Hansen zu helfen und an Beute und Todtschlag sich mit zu freuen.

Ging es nun nicht mit Vitalienbrüdern, so wendete man

Digitized by Google

ſich an benachbarte Fürſten. So hatten einſt die Vettkooper den Herzog Albrecht zu Hülfe gerufen, und ſein Sohn, Jakobäas ritterlicher Vater, hatte die Frieſen mit gewaltigen Heeren, mit ſchweren Niederlagen heimgeſucht. Allein die Unterwerfung hatte immer nur gerade ſo lange gedauert, als er mit dem Kriegsheer auf frieſiſchem Boden ſtand. Abgezogen durch ſeine Händel mit den Kabeljaus und mit Frankreich war er genöthigt, die Frieſen in ihrer alten Freiheit gewähren zu laſſen. Er erneuerte mit ihnen ebenſo, wie ſein Bruder Johann von Bayern, der damals noch Lütticher Fürſtbiſchof war, von einem Jahre zum andern den Waffenſtillſtand, und mußte es ſelbſt hinnehmen, als im Jahre 1414 Stavern, ſeine letzte größere Stadt in Friesland, verloren ging.

Damals faßte König Sigmund in ſeinen hochfliegenden Ideen, wie er des Reiches alte Herrlichkeit herſtelle, den Plan, die Frieſen frei und frank bloß unter Kaiſer und Reich zu ſtellen. Er war mit Herzog Wilhelm, Jakobäas Vater, zerfallen, und ihm und den andern Fürſten, die ſich in den Niederlanden burgundiſchem Einfluſſe beugten, dachte er das ſtarke unbändige Frieſenvolk als des Königs Freie, als Hort und Felſen der Majeſtät des deutſchen Reichs gegenüber zu ſtellen. Er ſchrieb deshalb den Frieſen und ſchickte ſeinen Kanzler Bontslow und ſeinen Kaplan Meiſter Clant, einen Kölner Domherrn. Dieſe ſollten ihnen ſeine Willensmeinung ſagen und alles Nähere ordnen. Herzog Wilhelm gerieth darüber in großen Zorn. Auf's Strengſte verbot er den Frieſen, dem Könige Huldigung und Reichspfennig zu leiſten, und ſchrieb nach Friesland: „Es nehme ihn großes Wunder, was die kaiſerlichen Abgeſandten dort eigentlich wollten. Der Kaiſer müſſe wohl ſchlecht unterrichtet ſein. Nächſt Gott im Himmel kenne er, der Graf von Holland, in ſeinen frieſiſchen Landen keinen Herrn, als ſich ſelbſt, nur daß er und ſeine Vorfahren ſie von Kaiſer und Reich zu Lehen hätten, wie er das wohl beweiſen könne. Er warne deßhalb Jedermann, weil er zu ſeinem Rechte ſtehen wolle, und könne den Herren Abgeſandten

leicht etwas Unangenehmes widerfahren." Allein die Friesen ließen sich nicht irre machen. Der Häuptling der Rüstringer setzte sogar den Krieg gegen Holland auf seine eigene Hand fort. Herzog Wilhelm war fest gekettet in seinen französischen Händeln, und mußte selbst den Schiedsspruch in seiner Fehde mit dem Rüstringer den Hansestädten überlassen. Auch Jakobäa, die bald darauf seine Nachfolgerin wurde, konnte Nichts dagegen thun, als Sigmund zu Konstanz am 30. September 1417 die Friesen förmlich für Reichsfreie erklärte, die nur ihm und dem Reiche Huldigung und Steuer zu leisten hätten. In einer ausführlichen Urkunde bestätigte ihnen der Kaiser zugleich alle ihre Freiheiten und preislichen Landesgewohnheiten, vernichtete jede Art von Abhängigkeit und Verband, in welche sie zu andern fürstlichen Herren gekommen, uud gelobte: die Friesen niemals unter das Gebot eines Fürsten zu stellen, niemals ihren Dienst außer ihren Landesgränzen, und niemals eine andere Steuer zu fordern, als von jeder Haushaltung den Reichsgroschen jährlich. Der Kaiser versprach auch, wenn er über rebellische Friesen Strafe verfügen müsse, sie nicht an den unschuldigen Kindern zu vollziehen.

Doch es war viel zu spät, um durch kaiserliche Privilegien Frieslands Freiheit noch zu retten. Der Schaden saß bereits im Marke: es war die Parteiwuth. Der Bürgerkrieg brach wieder los. Die Schieringer griffen an, wurden zurückgeworfen, aus Emden und Groeningen vertrieben, und bei Nordhorn von Focko Ukena, dem herrlichen Helden der Ostfriesen, auf das Haupt geschlagen. Vergebens schickten sie um Hülfe an den Kaiser. Was kümmerten sich die Vettkooper viel um Reichsacht! Die kaiserlichen Boten und ihr Herr waren ja wieder in weiter Ferne. Da ersahen die unterdrückten Schieringer einen näheren und stärkeren Helfer, Johann von Bayern.

Zu Stavern und Schlooten waren im Jahre 1418 die Vertriebenen aus dem ganzen Lande mit den Schieringer Häuptlingen aus dem Oster- und Westergau versammelt. Dort erkannten sie den Herzog Johann von Bayern als ihren rechten

Landesherrn an. Sie gestanden ihm Belehnung der Richter zu, eine Haussteuer, Zoll und Münze, sowie Heeresfolge innerhalb ihrer Landesgränzen, wogegen der Herzog versprach, ihnen wider ihre Feinde zu helfen und die Vertriebenen wieder zu ihren frühern Ehren und Gütern zu bringen. Auch ließ er, was den holländischen Seefahrern besonders lieb sein mußte, die Friesen ausdrücklich auf das Strandrecht verzichten. Die Vettkooper erkannten die Größe der Gefahr, die sie bedrohete. Sie warteten nicht, bis die Schieringer, ohne Zweifel auf Johanns Anrathen, sich mit Hülfe der Vitalienbrüder eine starke Macht schufen. Die Seeräuber sammelten sich bereits in Dokkum, und baueten Blockhäuser und Verschanzungen am Esumer Siel. Beide Plätze wurden von den Vettkoopern erstürmt, Stadt Dokkum ging in Flammen auf, und längs des Strandes bei dem Siel starrten von den Pfählen die Köpfe der Enthaupteten. Die Vettkooper zu Groeningen aber stellten die Stadt unter den landesherrlichen Schutz des Utrechter Bischofs.

Jetzt kamen die kaiserlichen Gesandten zum zweitenmal, und gaben sich die größte Mühe, zwischen den Parteien Frieden zu machen. Johann von Bayern ließ sie gewähren, er rechnete nur zu sicher darauf, daß sie mit Muth und Mitteln bald am Ende wären. Es geschah so. Anfangs schien Alles gut zu gehen. Die kaiserlichen Gesandten verkündigten dreijährigen Waffenstillstand, hörten Klagen und Widerreden der Einen und Andern, und dachten bald den großen Richterspruch zu verkündigen. Allein die Vettkooper verschwuren sich hoch und theuer, niemals sollten die Vertriebenen wieder an ihrem Heerdfeuer sitzen. Verfolgt von dem Hasse der Wüthenden hielten sich des Kaisers Boten ihres Lebens nicht mehr sicher, und zogen sich zurück aus dem wilden Lande. Bald folgte eine zweite Schlacht, sie war bei Hindelopen den 12. Mai 1420, kostete den Schieringern ihre besten Leute, und warf sie an die Westküste zurück in die festen Plätze Stavern und Schlooten. Die Vettkooper folgten ihnen auf dem Fuße, und fingen an Schlooten zu bestürmen.

Um dieſe Zeit hatte Herzog Johann von Bayern die Hände wieder freier. Leyden war erobert, die Utrechter hatten den Krieg mit ihm nicht gewagt. Jetzt erklärte er ihnen, der Stadt Groeningen, und den frieſiſchen Häuptlingen der Vettkooper den Krieg. Sofort landete bei Stavern unter dem Befehle Heinrichs von Reneſſe ein holländiſches Heer, zog die Schieringer an ſich, und marſchirte auf Schlooten. Focko Ukena empfing ſie grimmig. Das Gefecht war lang und blutig, aber endlich konnten die Vettkooper nicht mehr. Ihr Rückzug wurde Flucht, in der Eile mußten ſie ihr Geſchütz verſenken. Das weſtliche Friesland war befreiet.

Weiter ging Johann für's Erſte nicht. Er war zu klug, um ſeines Bruders Wilhelm Beiſpiel zu folgen und Friesland mit Truppen zu überſchwemmen. Statt deſſen bemächtigte er ſich einiger feſten Plätze, verſtärkte ſein Kriegsvolk, und ſchob es allmählig tiefer in's Land hinein, indem er die friedlichſten Abſichten äußerte. Die Sache der einen Partei verſchmolz er mit ſeiner Herrſchaft, zugleich aber ſuchte er die andere Partei ſich durch Verträge und Unterhandlungen zu verbinden. Sein größtes Hinderniß war der argwöhniſche Unabhängigkeitsſinn in jedes Frieſen Bruſt. Jedesmal wenn er die Schieringer feſter faßte, näherten ſie gleich nachher ſich den Vettkoopern wieder, als ſchlüge ſie ihr Gewiſſen, daß ſie der Heimath alte Freiheit opferten. Herzog Johann ſchien ſich wenig darum zu kümmern: er wußte, wie leicht in Friesland die brüderlichſte Eintracht wieder in Feuer und Rauch aufgehe. Hatten ſich die Parteien wieder eine Weile gezankt, geſchimpft, blutig geſchlagen, und lahmten ihnen dann Muth und Kräfte, ſo warf er zeitig genug ſeine Haken aus, Vettkooper wie Schieringer näher an ſich heran zu ziehen, und wieder einen Schritt weiter zu thun zu dem Ziele, das ihm in der Landesherrſchaft über ganz Friesland winkte.

So hatten ſich die im Mai 1420 durch die holländiſche Hülfe geretteten Schieringer ſchon im Auguſt mit den Vettkoopern wieder vertragen, erſt zu einem zwanzigjährigen Waffenſtillſtande,

Digitized by Google

dann zu allgemeiner Amneſtie und zu einem feſten ewigen Landfrieden. Beide Theile ſahen ein, daß einem Fürſten, wie Johann von Bayern gegenüber, aufrichtige Einigkeit noth thue. Den Frieden meinten ſie jetzt ſo ernſtlich, daß die Parteihäupter gelobten, ihre mannbaren Kinder ſich gegenſeitig auszuliefern und ganze drei Jahre als Friedensgeiſeln in Verwahr zu halten. Als aber die Schieringer zögerten, die Kinder zu ſtellen, erhob ſich ſofort wieder die Kriegswoge, und wälzte ſich unaufhaltſam durch's Land, bis ſelbſt Stavern von den Vettkoopern erſtürmt war. Koppen Jarichs, der beſte General der Schieringer, lag todt auf der Wahlſtatt. Nun mußten ſie wohl wieder zu Herzog Johann kommen, und ihn um Rettung anflehen. Im November erfolgte ihre neue Huldigung. Er ernannte Herrn von Reneſſe zu ſeinem Generalkapitän in allen Friesländen von Stavern bis zur Weſer, und ſandte ihn mit einem ſtarken Heer verſuchter Leute hinüber. Jetzt war es Herzog Johann voller Ernſt, und nun zeigte ſich auch, was feſter Wille und überlegene Kriegskunſt gegen die ſtolze ſtarre Tapferkeit leicht verbundner Schaaren vermochten. Vergebens führten die vornehmſten Häuptlinge der Vettkooper, — Ocko ten Broek, Focko Ukena, Sybet von Rüſtringen, — ihre beſten Leute und die Hülfstruppen von Kampen Deventer und Zwolle in's Feld: ſie wurden aus einer Stellung in die andere geworfen. Dokkum und Eſumer Siel wurde von den Herzoglichen wieder erobert, und gaben hinter feſten Werken treffliche Haltplätze ab. Nach ſolchen Erfolgen huldigte bis zur Weſer Alles, was Schieringer Namen trug, dem mächtigen Herzog. Er berief die Vorſteher aus den Städten und Gemeinden und alle Häuptlinge und Aebte nach Medenblick in Holland. Dort ſchwuren ſie ihm einen feierlichen Eid als Unterthanen, und bekannten ſich als treuloſe und meineidige Leute, wenn ſie jemals ihm als ihren Landesherrn nicht zuſtehen ſollten. Ja, in all ihre feſten Schlöſſer und Plätze nahmen ſie fürſtliche Beſatzung ein.

Während man dies in Medenblick vereinbarte, hatte des

Herzogs Vertrauter, Florenz von Alkmade, schon mit den Häuptlingen der Vettkooper angeknüpft. Er stellte ihnen vor, wie sie der großen Macht Johanns von Bayern niemals widerstehen könnten, und wie gerade ihre Partei ehemals von ihm und seinen Vorfahren mehr gute Dienste und Freundschaft erfahren hätte, als die Schieringer. Mißvergnügt über das Mißlingen all ihrer Pläne, voll Furcht, jetzt würden die Gegner bei dem Herzoge gar zu große Macht bekommen, hielten die Vettkooper es für gerathen, sich ebenfalls mit ihm gut zu stellen. Also erklärten sie sich zu Unterhandlungen bereit, um wieder zu des Fürsten Gnade zu kommen. Eine große Tagfahrt wurde angesetzt im Juli 1421 zu Greetsiel im Emslande, zu welcher die Vornehmsten der Vettkooper jeder mit fünfzig, der Herzog aber mit tausend Mann kommen solle. Dort sollte auch zwischen den Fürsten von Holland Geldern und Jülich auf der einen, und dem Utrechter Bischof mit seinen Städten auf der andern Seite Frieden gemacht werden. Die Unterhandlungen waren im besten Gange, da fiel den Groeningern, Ocko ten Broek, Focko Ukena, und dem Rüstringer Sybet ein, jetzt könnten sie wohl Dokkum wegnehmen, kein Mensch versehe sich eines plötzlichen Ueberfalls. Heimlich und mit süßen Worten suchten sie Umwohnende für ihr Vorhaben zu gewinnen. Doch die Leeuwarder Richter entdeckten es, meldeten es sofort dem Herzoge Johann, „ihrem gnädigen Herrn und lieben guten Freunde," und erklärten, lieber wollten sie den Tod leiden, als ihm ihren Eid brechen. Beschämt mußten die Vettkooper ablassen von den treulosen Anschlägen, und waren nun in den Greetsieler Verhandlungen wie Aale geschmeidig. Sie sahen, welche Macht der Herzog entwickelte, um den Utrechtern an's Leben zu greifen. Eine holländische Flotte fuhr in die Mündung der Utrechter Eeme ein, ein Heer setzte sich gegen ihre Landesgränze in Bewegung, und der feindliche Herzog von Geldern machte nicht minder gewaltige Anstrengungen. Mitten in diesem Utrechter Kriege entbot Johann von Bayern die Abgesandten der Groeninger und die beiden mächtigsten Häuptlinge, Ocko und

Digitized by Google

Sybet, zu ſich auf ſein Schloß zu Briel. Das war den Holländern etwas Neues und erfüllte ſie mit inniger Freude, daß jetzt die ſtolzen frieſiſchen Häuptlinge auf ihres Fürſten Schloß kamen zum äußerſten Ende von Holland, um ſich zu vertragen.

In der That unterzeichneten ſie für ſich und in Vollmacht der übrigen Vettkooper Häuptlinge zu Briel am 1. September 1421 den Frieden. Friesland weſtwärts der Lauwers wurde förmlich an Herzog Johann und ſeine Nachkommen abgetreten, und alle Bewohner, welche ihm noch nicht gehuldigt, ſollten nur noch vier Wochen Zeit haben, die Huldigung nachzuholen, dann werde man ſie deßhalb angreifen. Herzog Johann ließ ſich ausdrücklich zuſichern, daß er in all dieſen neu gewonnenen Gebieten nach Gutbefinden Schlöſſer und Bollwerke anlegen könne, um das Land zu zwingen und in Ruhe und Unterthänigkeit zu halten. Zwar verzichtete er auf die Herrſchaft jenſeits des Lauwers, dagegen ſchloſſen alle dort wohnenden Frieſen bis zur Weſer hin mit ihm einen ewigen Frieden, ein Schutz- und Trutzbündniß, ſowie einen Handelsvertrag, der jedem Kaufmann und Schiffe freien Verkehr und Wandel ſicherte. Man verabredete kräftige Maßregeln, um gemeinſam in allen Landen bis zur Weſer hin den Landfrieden durchzuſetzen. Todtſchläge, welche auf der Gränze zwiſchen dem jetzt holländiſchen und dem noch freien Friesland begangen würden, ſollten für einen Geiſtlichen mit vierhundert, für einen gemeinen Hausmann mit zweihundert Schildthalern geſühnt ſein. Alles aber, was man einander in den holländiſchen und frieſiſchen Kriegen angethan, war vergeben und vergeſſen. Alle Verbannte und Geflüchtete durften auf ihre Beſitzungen zurückkehren, nur ſollten die aus Groeningen und aus Emden Vertriebenen oder Geflüchteten zwar ihre Güter wieder haben, jedoch beider Städte Gebieten nicht auf vier Meilen nahe kommen. Dem mächtigen Ocko ten Broek ſicherte der Herzog das Gebiet von Emden als erblichen Beſitz zu, und der größte Häuptling Frieslands ſah es nun als eine Ehre an, daß Johann ihn unter ſeine Kammer-

herrn und Hausgenossen aufnahm. Die Groeninger aber sandten dem Fürsten fünfzig fette Ochsen zum Geschenke.

Herzog Johann von Bayern mochte mit stolzer Genugthuung seinen großen Gewinn überblicken, und schon hatte er sich gute Aussichten eröffnet, seine Herrschaft nach und nach bis zur Weser auszudehnen. Denn die Stadt Groeningen, den mächtigen Häuptling Ocko von Emden, und Aurich, noch mehr den Rüstringer hatte er wie die übrigen Häuptlinge und Landschaften ostwärts der Lauwers auf's Engste in sein Interesse gezogen.

Es war aber der große Erfolg, welchen der Herzog in Friesland erreichte, um so mehr zu bewundern, als er zur selben Zeit tief in die Brabanter Händel und noch unvortheilhafter in den Utrechter Krieg verwickelt war.

Bischof Friedrich von Utrecht war ein ebenbürtiger Gegner. Obwohl hochbejahrt betrieb er den Krieg mit Jünglingseifer. Seine Schaaren streiften plündernd und brennend bis tief in Holland hinein, und hätten auf ein Haar einmal selbst Amsterdam erobert. Drittehalbhundert Bürger dieser Stadt fielen dicht vor den Thoren in Hinterhalt, und die nicht erschlagen wurden, führte man in den Kerker nach Utrecht. Weil in Leyden fünf Gefangene, welche Freunde der Utrechter, hingerichtet waren, führten Diese alsobald fünf ritterbürtige Holländer vor das Thor und legten ihnen das Haupt vor die Füße. Die Utrechter hatten allerlei wildes Kriegsvolk aus der Fremde in Sold, die man „die leichten Gesellen" nannte. Für sie wurde ein kleines rothes Wimpel gemacht mit langem Schweif und weißem Kreuz darin. Dies mußte überall das vorderste im Zuge sein, und die leichten Gesellen wurden scharf unter des Wimpelführers Befehl gestellt. Wer in einem Kloster plünderte, sollte auf der Stelle an den Galgen. Mehrere Landschaften in Holland, selbst bis nahe vor Dortrecht Leyden Haerlem, welche sich nicht anders helfen konnten, erkauften für regelmäßige Steuern von den Utrechtern Frieden. Ihre Namen wurden auf einer Liste vor dem Rathhaus ange-

Digitized by Google

ſchlagen, damit Jedermann ſie wiſſe. Denn wer ſich an Befriedeten vergriff, mußte es mit dem Schwerte büßen. Auch die Dortrechter Rheinſtraße hielten die Utrechter eine Zeit lang beſetzt, und trieben anſehnlichen Zoll ein.

Aerger noch wurde Geldern heimgeſucht. Der greiſe Biſchof, welcher Reiten nicht mehr vertrug, ſetzte ſich auf einen Wagen, und fuhr begleitet von ſechshundert Lanzknechten nnd fünfhundert Reiſigen weit in Geldern hinauf bis nach Arnheim, und wo er herkam, loderten Städte Schlöſſer Dörfer in Flammen, nachdem ſie ihre beſte Habe hergegeben. So erzählt der Utrechter Chroniſt folgendes Stückchen, welches die damalige Kriegsführung anſchaulich macht. Am Sankt Martins-Abend, wo man hätte denken ſollen, die Utrechter feierten das Feſt ihres Stiftspatrons, zogen ſie tauſend Mann ſtark in der Stille nach Renen, ihrem Gränzorte. Dort aßen ſie fröhlich zur Nacht, und ſchlichen dann zu Fuß bis vor das geldriſche Städtchen Wageningen. Darin wohnten reiche Leute, und der Platz war auch voll von Kriegsvolk und Solchen, die mit ihrer Habe hinein geflüchtet. Ungemeldet ſtanden die Utrechter plötzlich vor einem Thore, ſchlugen das Schloß auf, und fingen an mit einer Balkenmaſchine auf die verrammelte Pforte zu ſtoßen. Die Wächter hörten es und fragten: „wer da ſo klopfe?“ Man antwortete: „es ſeien Leute da, welche hinein wollten.“ Die Wächter riefen: „Lärmet doch nicht ſo, man holt ſchon die Schlüſſel.“ Aber die Utrechter ſtießen mit voller Macht zum drittenmal, da ſprang die Pforte auf, Alle ſtürmten hinein, und die Stadt war gewonnen. Ein Theil der Einwohner ſtürzte ſich über die Mauern und aus einem andern Thor, aber die Utrechter fingen doch an hundert Mann, darunter den Ritter Heinrich von Homoet, viele geſattelte Pferde und anderes reiches Gut. Und als ſie mit dem Plündern fertig waren, hielten ſie Raths, was ſie mit der Stadt thun wollten, und wurden einig, ſie abzubrennen. So geſchah es, und ſie zogen mit den Gefangenen und all der Beute, ſoviel ſie in der Eile wegſchleppen konnten, fröhlich wieder heim, und dankten Gott

Digitized by Google

und Unſerer lieben Frau und ihrem guten St. Martin, die ihnen dazu verholfen hätten.

Herzog Johann aber brauchte drei Mittel, ſagt unſer Chroniſt, Utrecht endlich doch zu zwingen: Krieg Hunger Zwietracht. Seine Barone und Städte, ebenſo wie der Herzog von Geldern, mußten ohne Ruhe und Raſt Einfälle in's Utrechter Stift machen, heute hierhin, morgen dorthin. Zu Zeiten ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze, um mit verheerender Macht des Feindes Land zu durchziehen. Am meiſten nützte es ihm, wenn er das ganze Stiftsland von allem Handel und Verkehr mit Flandern und mit Brabant, mit Geldern und Friesland, mit Seeland und Holland abſperrte. Der Hafen des Utrechter Landes in der Süderſee war die Mündung der Eeme, dorthin fuhren die Proviantſchiffe von dem Yſſel. Die Utrechter hatten ſich beeilt, auf die Seekante ein Blockhaus zu ſetzen, um die Einfahrt in die Eeme zu ſchützen. Johann aber ließ zwei große Schiffe machen, legte ſie hart vor das Blockhaus, und hielt die Leute darin im Zaume, was nicht ſchwer war. Dann ließ er eine Flotte von kleinen Schiffen her kommen, welche auf der Eeme und an der Küſte ab- und zufuhren, und bei günſtigem Winde den feindlichen Fahrzeugen und dem Lande jeglichen Schaden zufügten, bei ungünſtigem Winde aber ſich hinter die beiden großen Blockſchiffe flüchteten. Die Oberyſſeler verloren eine Menge Schiffe. Auf ſolche Art gedachte Johann von Bayern die Utrechter, indem er ihnen alle Zufuhr abſchnitt, langſam auszuhungern, denn der wilde Krieg ließ ſie gar nicht mehr dazu kommen, Getreide zu bauen und Vieh zu züchten. Durch all dieſes drängende Ungemach, ſo hoffte der Herzog, werde das niedere Volk in den Städten ſchwierig werden, daß es den Kabeljaus helfe, wieder empor zu kommen und die gegenwärtige Regierung zu ſtürzen.

Die Utrechter litten ſchwer, zuletzt viel ſchwerer, als die Holländer. Allein unter den Augen ihres wachſamen thatkräftigen Fürſten leiſteten ſie einen Widerſtand, der noch lange nicht gebrochen war, als die Holländer ein ſo ſchreckliches Unglück traf,

daß ſie alle Hände bedurften, um ſich nur ſelbſt zu retten. Es hatte den Sommer und Herbſt faſt immer geregnet, hoch waren die Flüſſe angeſchwollen, da trieb ein heftiger Nordweſtſturm die Meereswogen in die Mündungen der Flüſſe, das Waſſer ſtaute ſich, und ſeine Wucht drängte immer furchtbarer gegen die Dämme. Endlich brachen ſie. Es war in St. Eliſabeths Nacht, den 19. November 1421, als plötzlich ganz Dortrecht unter Waſſer ſtand, zwei Fuß hoch rauſchte es durch die Straßen. Doch was war das im Vergleich mit den Verwüſtungen draußen, die man am andern Morgen gewahrte! Wo ſonſt Dörfer ſtanden in Mitten von Wieſen und Gärten, da war jetzt viele. Stunden weit nichts zu ſehen, als Himmel und Waſſer, nichts zu hören, als das Heulen des Sturmes und der Wellen. Hier und da ragte noch ein Kirchthurm aus den wilden Wogen. Zwei und ſiebzig blühende Pfarrdörfer waren von den Fluthen begraben mit all den armen Menſchen darin. Die Wenigen, die ſich gerettet, hatten nichts mehr, als das naſſe Zeug, das ihnen vom Leibe hing, und viele der reichſten und adligſten Geſchlechter waren Bettler auf immer.

Und nun kamen Tag auf Tag neue Unglücksboten. Längs der ganzen holländiſchen Küſte, bis weit in Friesland hinein, waren an zahlreichen Stellen die Dämme geborſten. Und das dauerte noch viele Monate lang. Noch immer ſtürmte es, noch immer trieb der ſchwere dunkle Nordweſter die brüllenden Wogen in's Land hinein, auf welches endloſer Regen nieder fluthete. Im September des nächſten Jahres ſtand beinahe das ganze Nordholland unter Waſſer, kein Damm wollte mehr halten vor der Wuth der andauernden Stürme. Im Norderland brach der Deich bei Petten, die brauſenden Wogen ſtürzten ſchäumend in das Dorf, vierhundert Menſchen flüchteten ſich eben noch in die Kirche und harrten da in Todesangſt. Aber die Wellen brachen und ſchlugen an den Kirchenmauern, bis die Kirche zuſammenſtürzte, und Balken und Steine Alles erſchlugen, was nicht weggeſpült wurde.

Bei so namenlosem Unglück galt es aufzubieten, was Holland hatte an Muth und Männern. Der Landesfürst leuchtete Allen voran: hier spendete er Geld, dort wies er das Volk zu den schleunigsten Dammarbeiten an. Er versetzte selbst die Juwelen seiner Gemahlin, um Geldmittel zu bekommen. Auch diese Noth ging endlich vorüber, wie Alles auf der Welt; aber zum Andenken daran steht Dortrecht jetzt auf einer Insel, und noch heutzutage breitet sich Meer und Sumpf auf den meisten Stellen, wo das Stadtgebiet früher mit dem festen Lande zusammenhing. Gerade diese Gegend war prangend gewesen voll Dörfer und schöner Adelssitze, weil sie fruchtbar und blühend war vor vielen andern.

Doch keine fürchterliche Naturgewalt bändigte jemals die Menschen, daß sie abließen von ihrem feindlichen Thun gegen einander. Sobald die Schrecken der Natur aufhören, beginnen die Menschen wieder ihre Kräfte gegen einander zu regen: das ist ihnen so natürlich, als daß der Baum wächst und seine Aeste ausstreckt, so lange seine Säfte nicht vertrocknen. Als die Wasserfluthen in Holland sich wieder verliefen, standen auch die Parteien wieder da im alten Haß und Grimm.

Am raschesten hatten die Friesen zugegriffen, und die Landesnoth der Holländer benutzt. Herzog Johann hatte schon vorher gemerkt, wie die Vettkooper wieder die Köpfe zusammensteckten. Anfangs November verlangte er, sie sollten auf der Stelle seinem Generalkapitän Florenz von Alkmade dreihundert Söldner stellen, die Schlechten zu züchtigen und die Guten zu beschützen. Er hatte selbst den Rest der Vitalienbrüder an sich gezogen und sie in seine friesischen Festungen gelegt. Kaum aber hörten die Friesen von der entsetzlichen Wassernoth in Holland, als sie sich sogleich auf des Herzogs neue Festung an der Lemmer warfen. Der Generalkapitän Alkmade fiel bei der Erstürmung. Nun wurde gearbeitet und unterhandelt nach allen Seiten hin, um sämmtliche Friesen wieder zu einigen und zu einem festen Bunde zusammenzuschließen. Es glückte. Denn es hatte jetzt aller Orten die Erkenntniß Eingang gefunden, daß einem

Digitized by Google

Fürsten wie Herzog Johann gegenüber es bald um die alte Freiheit würde gethan sein. So kamen denn wirklich aus allen friesischen Städten und Bauerschaften von der Süderse bis zur Weser die Häuptlinge Aebte und Vorsteher zu Groeningen zusammen, und gelobten einander am 1. Februar 1422 ehrliche Eidgenossenschaft und festen Landfrieden. Alles sollte vergeben und vergessen sein; die Verbannten, nur wenige ausgenommen, durften zurückkehren; der Praxis, mit welcher sich die Parteien gegenseitig die Einkünfte ihrer Güter abjagten, wollte man für immer entsagen. Es wurde auch festgesetzt, Keiner dürfe von gestrandeten Schiffen mehr als ein Drittel der geborgenen Güter behalten, und damit man die Fehden um so gewisser durch den Rechtsweg abschneide, wurde bestimmt: wenn der Richter nicht binnen fünf Tagen ernstlich daran gehe, Recht zu schaffen, solle er Wohnung und Kost des Klägers zahlen. Ein Hauptpunkt des Vertrages war, die Vitalienbrüder und andere Kriegsknechte aus vier Festungen fortzuschaffen, die Festungen selbst zu schleifen. Die Friesen gingen auch sofort an die Ausführung. Esumer Siel wurde mit Hülfe von Hamburgern und Lübeckern erstürmt, die Dokkumer Besatzung zog freiwillig aus.

Es war dieses Bündniß und sein Erfolg allerdings ein guter Anfang, durch eine feste Eidgenossenschaft sich der Fremdherrschaft allmählig zu entledigen. Noch aber war man nicht so weit, und nahm ausdrücklich in den Bündnißbrief die Klausel auf: „Alles vorbehaltlich der landesherrlichen Rechte Herzog Johanns, dem man im Oster- und Westergau gehuldigt und geschworen habe.“ Er ließ die Friesen auch sofort wissen, sie sollten ihm erst den Landfrieden, gegen welchen er an sich nichts einzuwenden habe, vortragen und sich nicht einfallen lassen, ihn ohne sein Wissen und Wollen zu besiegeln. Es blieb fortwährend seine Herrschaft über Friesland bis zur Lauwers unangetastet, und der Landfrieden, so lange Johann von Bayern lebte, ziemlich ungestört.

Ohne Zweifel hätte dieser Fürst seine friesischen Pläne mit

Digitized by Google

größerem Nachdruck verfolgt, hätte ihm seine Nichte Jakobäa nicht den Streich gespielt, der all seine Pläne zerriß. Die Nachricht von ihrer Flucht nach England war in's Volk gefallen, wie ein Stein in's Wasser, der dessen Wellen in immer weitere Schwingungen versetzt. Aller Orten fingen die Hoeks wieder an, lebhafter zu werden, sich heimlich zu versammeln und zu rüsten. Aus den friesischen und Utrechter Landen, und wo sie sonst gegen Johann von Bayern gekämpft hatten, machten sie sich auf und zogen nach England. Selbst in Holland und Seeland verließ Mancher in der Stille den heimischen Heerd. Schon zeigten sich an den Seeküsten und Flußufern wieder Schwärme von leichten hoekischen Schiffen.

Im Frühling 1422 brach in Haerlem ein schwerer Aufstand aus, um den kabeljauischen Rath zu stürzen: nicht weniger als sechs und dreißig Rathsherren wurden vom wüthenden Volke erschlagen. Des Herzogs Rache war da wie der Blitz. Eine Reihe von Bürgern traf das Schwert des Henkers, ein drittel Hundert ging auf ewige Zeiten in's Elend, ein halbes Hundert mußte sich im Haag oder Briel in strenge Geiselschaft stellen. Diese Verurtheilten gehörten zu den reichsten und vornehmsten Bürgern. Die andern Theilnehmer am Aufruhr durften nicht Schwert nicht Harnisch mehr tragen, nur ein kleines Brodmesser wurde ihnen erlaubt. Selbst die Zünfte mußten ihre Handfesten sofort ausliefern, damit der Fürst bestimme, was davon noch übrig bleiben solle. Johann von Bayern räumte mit den Hoeks jetzt in Haerlem so gründlich auf, wie vor zwei Jahren in Leyden. Diese beiden Städte waren fortan leidenschaftlich kabeljauisch. Kein Wunder, denn siegten jemals die Vertriebenen, so mußten die Andern es ihnen büßen und den Gütern und Aemtern entsagen, deren sie jetzt allein froh waren.

Trotz der Strenge, mit welcher Johann die Hoeks in Haerlem zerschmetterte, mußte er im nächsten Frühjahr in der bedeutendsten Stadt Seelands, in Zierickſee, wieder einen hoekischen Aufruhr erleben. Gefährlicher aber noch als die Aufstände in

den Städten, die er niederschlagen konnte, waren die hoekischen Schaaren, die an den Gränzen lauerten, Schiffe und Waarenzüge anhielten, und wo kein Mensch sie vermuthete, plötzlich einfielen und brannten und plünderten. Zwischen den vielen Inseln und Flüssen lagen sie verborgen in Buchten und Verstecken. Heimliche Freunde und Zuträger gab es genug, besonders auch in den Klöstern, deren Bewohner nicht vom alten Recht und nicht von der Erbfürstin lassen konnten. Auf den befestigten Kirchhöfen der Klöster fanden die Hoeks ihre Bergeplätze, die Mönche versteckten sie sogar in ihren Zellen.

Es war das Glück der Kabeljaus, daß ein so wachsamer und kraftvoller Fürst wie Johann in Bayern Herr im Lande. Wo feindliche Gesinnung auftauchte, fegte er sie fort sammt ihren Trägern. Er wußte auch in Mönchszellen seine Hoeks zu finden. An verschiedenen Orten wurden bewaffnete Schiffe und Truppen aufgestellt, Handelszüge zu geleiten, und rasch zu bedrohten Dörfern und Burgen zu eilen. Des Herzogs vornehmste Sorge war, wie er die Seeküsten den feindlichen Geschwadern verschließe. Er kündigte seinen dortigen Unterthanen an: täglich erhalte er Nachrichten, wie die Verbannten danach trachteten, die Schlösser und Städte auf der Gränze zu überfallen, entweder um sie zu besetzen und das Land zu bekriegen, oder sie zu plündern und zu brennen. Die Einwohner mußten ihre Mauern Gräben und Wälle verstärken, und ihre Mannschaften Tag und Nacht in Bereitschaft halten, um einander beizuspringen und die Hoeks zu schlagen und zu fangen. In Brouwershaven wurde ein Fort angelegt, um auf dieser Haupteinfahrt vom Meere her die Feinde zu beobachten. Die noch weiter im Meer hinausliegenden Dörfer auf der Insel Voorne konnte der Herzog nicht stets beschützen. Im Vorsommer 1422 mußte er ihnen die Kriegslast erleichtern, weil sie so sehr verarmt und an Leuten vermindert seien.

Diese Sorgen waren der Grund, weshalb Johann von Bayern die Friesen in Ruhe ließ, und sich mit seinen Nachbaren auf Friedensfuß setzte. Er kannte seine Nichte und die große

Digitized by Google

Zahl und Kühnheit ihrer Ritter, und war auf seiner Hut. Schon im November 1420 schickte er seine Bevollmächtigten nach Gertrudenberg, um den Frieden mit Brabant abzuschließen. Im Sommer darauf wurden auch mit den Utrechtern Vertragsartikel aufgesetzt. Tapfer hatten sie ihre Bedränger zurückgeschlagen: eine gute Aernte im Vorjahr und die reiche Beute, die sie von ihren Kriegszügen mitbrachten, hielt noch eine Zeit lang den Hunger zurück. Endlich aber kam er doch und nahm Besitz vom verwüsteten Lande, und mit ihm zog die Seuche ein. Die besten Bürger und Kriegsleute starben weg, ehe man ihre Nachbaren begraben hatte, und es blieben keine Männer übrig, die Waffen der Todten wieder aufzunehmen. Das Stiftsland wurde immer enger von den Feinden umschlossen, immer weiter verheert. Von den Lüttichern schien ihm einmal Hülfe zu kommen, die Maßregeln Johanns aber löschten auch diese Hoffnung wieder aus. Dennoch zogen sich noch fast ein Jahr lang Streit und Verhandlungen hin und her, ehe man den Frieden öffentlich verkündigen konnte. Die Utrechter mußten sich dazu verstehen, beiden Herzogen beträchtliche Geldsummen zu zahlen. Das Land Hagestein gab Johann dem Stifte vorläufig zurück, um es im Rechtswege zu fordern, und bis der Prozeß entschieden, sollte es unbefestigt bleiben. Die Stiftsleute erhielten wieder freien Verkehr in Holland, und es wurde festgesetzt, daß jeder Schaden, den künftig Holländer oder Utrechter einander zufügten, von jenen in Utrecht, von diesen im Haag sollte geklagt und nach Urtel und Recht gesühnt werden. Die Verbannten durften zurückkehren, nur Jakob Lockhorst, Johann v. d. Spiegel, und ihre Nächstverbündeten nicht, weil sie die Achtbriefe, welche sie gegen Utrecht gewonnen, nicht herausgeben wollten. Die Stadt erklärte sie vielmehr für vogelfreie Feinde.

Jedermann wußte, es war dies ein fauler Frieden, und der Herzog von Holland würde sofort ihn brechen, als er vor Hoeks und Engländern sich sicher wisse. Zunächst schien er Willens, mit den Friesen in's Gericht zu gehen. Schon hatte er

Digitized by Google

Ocko ten Broek beſchieden, vor ihm in Amſterdam zu erſcheinen und ſich zu verantworten, wie er ſich unterſtanden, des Herzogs Feſtungen anzugreifen. Die neuen Nachrichten aber, welche aus London kamen, verboten Jakobäas Oheim ſofort jeden andern Gedanken.

Drittes Kapitel.

Humfried von England und Philipp von Burgund.

Gleiche und entgegengeſetzte Charakterzüge. Erſte Feindſchaft. Tod König Heinrich V. Sein Vermächtniß an Humfried. Deſſen Vermählung. Jakobäas Verſchulden. Humfrieds Rüſtungen. Erwartungen im Hennegau. Humfrieds Anſprüche als Regent von England. Wincheſter. Veränderte Lage der Dinge in Frankreich. Vermittlungsverſuche. Philipps Bündniſſe mit den Herzögen von Bedford der Bretagne Brabant Holland und Seeland. Thätigkeit Johanns von Bayern. Sein Teſtament. Päbſtliche Verbote gegen Humfried. Falſche Bullen. Annahme des Schiedsgerichts. Prozeß der Herzöge um die Frau. Des Papſtes Widerruf ſeines Widerrufs der Dispenſation. Verhandlungen. Schiedsſpruch. Humfrieds Erklärung. Landung in Calays. Letzter Rechtstag in Paris. Triumphirender Einzug in den Hennegau. Ständeverſammlung. Huldigung Humfrieds. Die Enghiens.

Niemals gab es zwei junge Fürſten, die einander ſo ähnlich, und innerlich doch ſo ganz verſchieden, als Humfried und Philipp. Beide waren glänzende Erſcheinungen, in Beider Herzen glühete Ruhmliebe, Beide trugen die Artikel der Ritterehre ſtets auf ihren Schwertſpitzen. Staunen ſollte die Welt vor ihrer fürſtlichen Herrlichkeit. Philipps Phantaſie erhob ſich nicht zu den erhabenen Schönheiten der Dichtkunſt und Philoſophie, andere Reize dieſer Welt verſchmähete er ſo wenig wie Glocester. Dieſer liebte es ebenfalls, auf Feſten und Turnieren umher zu

ſchwärmen: wenn es ihm aber gerade nicht bequem war, konnte er ſich Tage lang in ein geiſtvolles Buch oder Geſpräch vertiefen. Vielleicht hatte man ihn auch irgendwo als verirrten Schäfer bei einem hübſchen Landmädchen zu ſuchen. Philipp dagegen machte ein förmliches Studium daraus, jene prunkvollen Feſte und Aufzüge zu veranſtalten, für welche die damalige Ritterwelt ſo viele Schätze und Gedanken vergeudete. Immer erſchien er in gewählter Kleidung, ſein Mantel blitzte von Edelſteinen, auf ſeinem Hute wogte ein Strauß der allerkoſtbarſten Federn. Die erbliche Prachtliebe ſeines Hauſes trieb er auf's Höchſte. Zog er in die Städte ein, ließ er ſich ein bloßes Schwert vortragen, und ritt einher im ſtrahlenden Gefolge von Edlen und reichgeſchmückten Dienern.

Dem engliſchen Prinzen ſchlug das Herz des Volkes entgegen, weil es das eigene fröhliche Herz in ihm erkannte und wie er aus natürlichem Edelmuth Bedrängten beiſpringe. Allein auch Philipps ſanft eindringendem Weſen konnten Wenige widerſtehen. Er entzückte die Frauen durch feinſte Höflichkeit, und war herzlich und leutſelig, wo man ihm ſeine Pläne nicht kreuzen wollte. Gloceſter war, wie ſein Großvater Johann von Gent, welcher Wiclef beſchützte, ein wenig Freigeiſt, und machte ſich bei den Prälaten immer nur verhaßt, denn ſeinem Witze entſchlüpfte keine Blöße, die ſich die Geiſtlichkeit gab. Philipp ging bei keiner Kirche vorbei, ohne einzutreten und Almoſen darzubringen.

Als der jüngſte der engliſchen Prinzen war Humfried noch wenig in Staatshändeln aufgetreten. Daß er beauftragt wurde, dem Kaiſer Sigmund an der engliſchen Küſte in's Waſſer entgegen zu reiten, und ſpäter ihm auf der Rückkehr das Geleite zu geben, wollte nicht viel bedeuten. Philipp aber, obwohl mehrere Jahre jünger, war auf's Tiefſte in alle Schliche und Mittel der großen Politik eingeweiht und umringt von klugen vielbewährten Rathgebern. Mit heißer Begierde ſtrebte Humfried danach, gleich dem Burgunder an die Spitze eines mächtigen Reiches zu kommen. Unaufhörlich plante und wühlte er, und wo ſich ein Ziel zeigte,

Digitized by Google

ſtürzte er mit hochgeſchwungenem Degen darauf los, ſprang aber oft daran vorbei und in's Leere. Der Burgunder umgarnte ſein Opfer erſt, und dann faßte er es plötzlich mit leiſem Griff und ſtählernem Nachdruck. Man nannte ihn l'Aſſuré d. h. dreiſt und feſt, denn man fühlte, daß in dem jungen Fürſten ein Geiſt wohne, der vor Nichts zurückſchrecke und ruhig ausdauere in ſeinen Plänen.

Es war merkwürdig, wie ſchon bei dem erſten Begegnen ſich Beider Naturen abſtießen. Dies traf ſich vor ein paar Jahren, als Humfried ſich nach St. Omer begab, zur Bürgſchaft, daß Philipps Vater, der in Calays mit den Königen von Deutſchland und England unterhandelte, heil und geſund zurückkomme. Philipp, damals zwanzigjährig, empfing den engliſchen Prinzen mit großer Pracht und Höflichkeit, und beeilte ſich, ihm am andern Morgen Beſuch zu machen. Als er aber mit ſeinen Edelleuten zu Humfried in's Zimmer trat, drehte ſich dieſer kaum nach ihm um, rief ihm einen kühlen „Guten Morgen" zu, und that und ſprach, als wenn der Erbe von Burgund nicht zugegen wäre. Philipp wußte ſchon damals ſeinen Groll zu verbergen, vergeſſen aber hatte er den Schimpf niemals. Kein Anderer als Philipp konnte es hindern, als Humfried Jakobäas Hand ergreifen wollte, und Keiner hätte es ſchroffer und beleidigender thun können. Tödliche Feindſchaft war zwiſchen Beiden erwachſen. Philipp erfocht Siege an der Spitze ſeiner Heere, Humfried durfte ſich nicht regen. Anderthalb Jahre ſchon war Jakobäa in England. Da endlich fiel für Humfried die Feſſel, welche ihn zurückgehalten.

Nicht dreiviertel Jahr waren verfloſſen, ſeit zu Weihnachten das jubelvolle Tauffeſt des Erben von zwei Königskronen gefeiert war, da kam die Trauerbotſchaft aus Frankreich, des Kindes edler Vater ſei nicht mehr unter den Lebenden. Mitten von ſeiner hochgehenden Siegesbahn hatte ihn der Tod weggerafft. Auf dem Sterbelager beſchwur König Heinrich ſeinen Bruder Bedford und ſeine vertrauteſten Räthe: „Sie ſollten jedes Opfer bringen, damit die Freundſchaft und Einigkeit zwiſchen England

Digitized by Google

und Burgund nicht gestört werde; insbesondere sollten sie Humfried von jedem Streit mit Philipp zurückhalten; denn an dem Tage, wo der Zwiespalt zwischen beiden aufkomme, sei Englands Sache verloren auf französischem Boden." Indem der sterbende König Bedford zum Befehlshaber diesseits der Meerenge und Gloceſter zum Statthalter in England ernannte, gebot er dem Letzteren, nie und unter keiner Bedingung England zu verlassen.

Der ruhmvolle König hatte noch sterbend Alles gethan, um zu hemmen, was er befürchtete. Allein was vermögen Verstand und Politik gegen die Leidenschaft eines stolzen Herzens? Humfried wollte endlich das geliebte Weib vor aller Welt sein nennen, endlich auftreten als der Herr ihrer Fürstenländer. Von Rom kam keine Entscheidung. Der Pabst hatte auf Jakobäas Klage Richter ernannt, die Sache zu untersuchen, ein Beweis, daß sie noch untersuchenswerth. Aber der Prozeß schleppte sich hin, und es war kein Ende abzusehen. Humfried und Jakobäa wollten nur noch die Trauerwochen abwarten. Englische Rechtsgelehrte mußten öffentlich ein Gutachten ausstellen. Es ging dahin: Johann von Brabant sei niemals ehelicher Gemahl Jakobäas von Bayern gewesen. Nun stand auch der kirchlichen Trauung nichts mehr im Wege. Noch im Herbste führte Humfried seine Braut zum Altare. Die Hochzeit wurde mit königlicher Pracht gefeiert, wahrscheinlich am 30. Oktober 1422, denn an diesem Tage fertigte man die Staatsurkunde aus, welche Jakobäa englisches Bürgerrecht gab. Humfried nannte sich fortan Graf von Hennegau Holland Seeland und Herr von Friesland.

Jakobäa lud schwere Schuld auf ihr Gewissen. Wohl mochte ihr ein Verhältniß schrecklich sein, in welchem sie ohne gültige Zulassung, ja gegen die Gebote der Kirche lebte: durfte sie deshalb selbst diesen Ehebund zerreißen? Hatte sie doch Jahr und Tag darin gelebt, öffentlich und freiwillig: alle Welt hatte ein Recht zu glauben, daß ihre Ehe gültig sein müsse. Sie selbst hatte eine neue Dispensation in Rom beantragt, — bis der Pabst sich endgültig erklärte, mußte sie ausharren.

Höchſtens konnte ſie, wenn die Gewiſſenszweifel zu peinigend waren, ſich von Tiſch und Bett ihres Gemahles ſcheiden. Sie aber erklärte eigenmächtig die beſtehende Ehe für nichtig, eigenmächtig ging ſie einen neuen Ehebund ein: — das war ein Frevel wider Wahrheit und Treue, wider die Kirche, und wider die bürgerliche Geſellſchaft.

Humfried hatte ſofort nach ſeiner Vermählung vom Herzog von Brabant die Herausgabe der Erblande Jakobäas gefordert, und auch an Philipp von Burgund einen Brief gerichtet, worin er ihn um ſeine Vermittlung in dieſer Sache anging. Zu gleicher Zeit ſammelte er ein anſehnliches Heer, um mit Gewalt der Waffen ſeinen Forderungen Nachdruck zu geben. Im Hennegau hieß es, Jakobäa ſei bereits geſegneten Leibes, in Mons wolle ſie Wochenbett halten, und ſechstauſend engliſche Bogenſchützen ſtänden bereit, ſie hinzuführen. Vergebens ſuchte — von Philipp dazu angetrieben — der Herzog von Brabant Beſatzungen in die feſten Plätze zu bringen. Die Hennegauer wichen ihm mit aller Höflichkeit aus, und hüteten ſich, ihn mit mehr Leuten, als ſie im Nothfall raſch bewältigen konnten, in ihre Städte zu laſſen. Mons machte ſich fertig, einer langen Belagerung ſo gut wie einem plötzlichen Angriffe zu widerſtehen. Man verbat ſich den Ausländer, welchen der Herzog von Brabant als Großrichter ihnen aufdrängen wollte. Philipp war ſehr ungehalten, und hatte nichts dagegen, als die hungernden Schaaren des Dauphins und ſeine eigenen den Hennegauern in's Land fielen und große Verwüſtungen anrichteten. Humfried ermuthigte ſie, ſich der Eingedrungenen zu erwehren, und ſchickte ihnen den Herrn von Robertſart d'Escaillon als Anführer, weil, wie er ſchrieb, dieſer ihnen als Landeseingeborner am liebſten ſei. Er ſelbſt verſprach, ſo bald als möglich zu kommen.

Zu ſeinem Unglück wollte er zwei Dinge zugleich durchſetzen, ſeine Herrſchaft in England und die Eroberung in den Niederlanden. In London aber war ihm ein ganzer Mann entgegengetreten, der in kluger Politik ſo unerſchütterlich feſtſtand,

als in seinem Ansehen und seinen Reichthümern. Dies war Heinrich Beaufort, ein Sohn von Humfrieds Großvater und dessen Geliebten Katharina Swynfort. Es waren ihm später die Rechte der ehelichen Geburt zugesichert und, da er von der Thronfolge ausgeschlossen blieb, die kirchliche Laufbahn eröffnet. Als Bischof von Wincheſter trat er unter die vornehmsten Lords der Kirche, und genoß sehr reiche Einkünfte, wobei er auch von seinem Vater und König Heinrich V. ansehnlich erbte. Mit seinem Gelde machte er Geschäfte wie ein ächter Engländer, und sammelte ungeheure Schätze. Zu dem französischen Kriege hatte er der Krone mehr Geld vorgeschossen, als man ihm wieder zahlen konnte. Der verstorbene König hatte großes Vertrauen auf seine Dienste, und ihn auch unter die Vormünder seines Söhnleins gesetzt. Wiederholt war Wincheſter Kanzler von England gewesen, berühmt war er als Vermittler auf der Konstanzer Kirchenversammlung, wohlbekannt und von Gewicht in der römischen Kurie. Was vermochte Humfried mit all seiner ritterlichen Leidenschaft, mit seinem leichten Geist und Witz gegen einen solchen Mann! Er haßte Wincheſter, wie das Volk ihn haßte, als einen stolzen habsüchtigen trugvollen Prälaten. Aber auch Diesem war das glänzende fahrige und freigeistige Wesen seines Neffen zuwider. Mit innerer Lust, aber noch mehr in Erkenntniß dessen, was England wahrhaft frommte, suchte er ihm seine Sprünge gründlich zu verderben.

Humfried wollte nach seines Bruders Tod als Regent von England auftreten. Die Lords der Regierung erklärten ihm aber: eine Regentschaft sei gegen des Landes Recht und Herkommen. Gloceſter fragte: ob ihn denn nicht der sterbende König zum Statthalter eingesetzt? ob er denselben nicht öfter schon, wenn er abwesend gewesen, vertreten habe? ob denn Einer näher stehe dem unmündigen Thronerben, als er, da sein älterer Bruder Bedford außer Landes? Wincheſter erwiederte: über seinen Tod hinaus könne kein König einen Regenten über England setzen. Das Parlament stimmte bei. Man bestellte für die Landes-

Digitized by Google

regierung einen Geheimerath von sechszehn Mitgliedern und ernannte ein Ministerium, dessen Führer Winchester war. Um jedoch Gloceſter möglichſt gefällig zu sein, erklärte man ihn zum Protektor des Reichs und der Kirche von England und gab ihm den Vorsitz im Geheimerath, Beides jedoch nur für die Zeit, in welcher Bedford von England entfernt sei. Also regierte der Geheimerath, und der Protektor war an dessen Beschlüsse gebunden.

Das zerstörte Humfrieds Pläne. In seinem Aerger konnte er sich nicht entschließen, von England abzusegeln und Winchester freie Hand zu lassen. Ohnehin erklärte man ihm rund heraus: „Jeder Mann und jeder Livre, den England übrig habe, sei nöthig, damit sein Bruder Bedford in Frankreich die Eroberungen behaupte; die größte Vermessenheit wäre es, sich jetzt in einen Krieg mit dem einzigen Verbündeten, dem mächtigen Burgunder, zu stürzen.“ Von Staatshülfe abgeschnitten, sah Humfried sich bloß auf die Mittel angewiesen, welche ihm sein eigenes Vermögen und seine und Jakobäas Freunde und Anhänger gewährten. Wohl aber waren die Lords es zufrieden, daß die Herzogin von Holland ihre englischen Einkünfte und Ehren fort genieße.

Humfried mußte deshalb auf Diejenigen hören, welche ihm sagten, der Herzog von Burgund scheine geneigt, sich mit ihm auf guten Fuß zu setzen. Jakobäa erhielt von ihrer Mutter einen Brief, man dürfe nicht mit Waffengewalt auftreten, es werde sich Alles nach Wunsche fügen. In der That wäre Philipp jetzt ein Krieg mit Humfrieds Engländern sehr störend gewesen. Seine Gemahlin starb, und gleich nachher ihr Vater, der arme schwachsinnige König von Frankreich. Der Dauphin trat die Regierung an, und ein großer Theil der französischen Großen, die vorher ihres Königs Befehl und Beispiel gefolgt waren, fragten sich jetzt, ob sie noch länger dem Engländer wider den rechten Thronerben dienen sollten? Der Herzog Amadeus von Savoyen machte Friedensvorschläge. Die Lage der Dinge war mit König Heinrich V. Tode ganz verändert, — Philipp wollte

Digitized by Google

sie erst sich abklären lassen. Deßhalb gab er sich den Anschein, als könne er sich in Frieden und Freundschaft mit Humfried auseinandersetzen. Mit beiderseitigem Einverständniß wurden Vermittler ernannt, es waren Jakobäas Mutter, ihr Neffe der Graf St. Paul, und der Graf von Ligny. Sie konnten aber keinen andern Ausspruch finden, als daß sie allerseits das Unglück darstellten, welches ein Krieg zwischen Humfried und Philipp verursachen müsse; Bedford möge auf seinen Bruder, Philipp als Haupt des burgundischen Hauses auf seinen Vetter einwirken; Jakobäa solle einstweilen zu ihrer Mutter zurückkehren, und sich dem Urtheil ihrer nächsten Verwandten unterwerfen; sodann werde der Pabst entscheiden über die Gültigkeit ihrer Ehe.

Daß Humfried und Jakobäa diesen Spruch nicht annahmen, war vorauszusehen: er stempelte sie ja zu öffentlichen Ehebrechern. Allein unterdessen war für Humfried — und darin lag es, was Philipp zunächst wollte — die schönste Zeit unbenützt verstrichen, und seine Truppen zehrten an seinem Vermögen. Er sah sich zuletzt genöthigt, sie auseinander gehen zu lassen. Denn Philipp hatte ihm unterdessen einen Riegel nach dem andern vorgeschoben.

Bedford hatte sich entschlossen, die achtundzwanzigjährige Burgunderin, welche einst Humfried zugedacht war, selbst zu heirathen. Um sich seinen Schwager noch mehr zu verbinden, ließ er den Herzog von der Bretagne aus der Gefangenschaft, damit dieser die zweite Schwester Philipps heirathe. Die drei Schwäger kamen in Amiens zusammen und schlossen im Frühjahr 1423 einen fürstlichen Bund, „einander fortan nur wie eines Blutes Brüder zu behandeln. Keiner sollte des Andern Ehre heimlich oder öffentlich antasten lassen, ihn vielmehr sofort unterrichten, wenn er etwas erfahre, das ihm an Ehre oder Gut schädlich sein könne. Den Widersacher von Einem wollten auch die andern Beiden sofort wie treue Brüder bekämpfen.“ Das Alles war deutlich genug auf Humfried gemünzt. Auf weitere Erklärungen gegen seinen Bruder wollte Bedford, so oft auch Philipp darauf zurückkam, sich nicht einlassen. Jedoch mußte zuletzt Humfried in

Digitized by Google

den Vertrag von Amiens eintreten, und denselben Schwur leisten, wie die drei andern Herzöge.

Kaum war das Bündniß zu Amiens geschlossen, als Philipp es sich angelegen sein ließ, auch seinen Vetter von Brabant sich völlig gefügig zu stellen. Ihre beiderseitigen Räthe und Gesandten trafen sich in Hal, in Arras, in Brügge, und zuletzt kamen beide Herzoge im Juni zu Grammont zusammen. Hier vereinigten sie sich über folgende Artikel: „Johann von Brabant unterwirft seinen Streit mit Humfried von Gloceſter dem Schiedsspruche Bedfords und Philipps. Wenn Gloceſter dasselbe thut, bleibt Johann noch ein ganzes Jahr lang verpflichtet, keinen Schritt zu thun, keine Allianz einzugehen ohne Philipps Einwilligung. Dieser ist ihm dagegen Bürge, daß er bis zu ausgemachter Sache all die Länder Jakobäas ruhig besitze. Will Gloceſter sich dem Schiedsspruche nicht unterwerfen, so wird der Herzog von Burgund seinem Vetter Johann wider den Engländer helfen wie ein guter und treuer Freund und Blutsverwandter.“ Zugleich streckte Philipp seinem Vetter große Summen zu den Kriegskosten vor, für welche er sich später wohlweislich Pfandansprüche auf Holland und Seeland geben ließ. Noch wiederholt kamen Beide zusammen, ihre Maßregeln zu berathen, nnd ohne Zweifel geschah es auf Philipps Andringen, wenn der Herzog von Brabant es endlich über sich gewann, seine Residenz im November wieder in Brüssel zu nehmen.

Philipp aber ging noch weiter. Keiner war eifriger, all diese Bündnisse in's Werk zu setzen, als Johann von Bayern. Auf all den Fürstentagen in Amiens Troyes Brügge Mecheln u. s. w. war er gegenwärtig, und wußte zu rathen und zu schlichten und zu knüpfen, was ihm nöthig schien. Bei den Beziehungen zum Burgunder Neffen fand er die beste Hülfe an seiner Schwester Margaretha von Bayern, Philipps Mutter. Sie war eine Fürstin von höchst ausgezeichneten Eigenschaften, in der Politik ungemein thätig, und von großem Einflusse auf ihren Sohn, der ihr die Regierung zu übertragen pflegte, wenn er seine Län-

Digitized by Google

der auf längere Zeit verlaſſen mußte. Wenn aber Johann von Bayern ſich in Flandern oder auf Seeland mit den Herzogen von Burgund und Brabant eben beſprochen hatte, ſo eilte er ſchon wieder nach Holland, um jeden Aufſtand im Keime zu erſticken. Beſtändig gingen Streifzüge durch das Land, die Verdächtigen aufzufangen. Wer nur Miene machte, ſeine Steuern oder Strafen nicht zu zahlen, wurde in's Gefängniß geworfen. So erging es auch den Nachkommen ſeines natürlichen Bruders, des tapfern Adrian Baſtards von Holland, der im Blockhauſe vor Dortrecht gefallen war. Der vorſichtige Fürſt hatte ſchon im Februar 1423 Ritterſchaft und Städte von Holland und Seeland zu ſich nach dem Haag berufen: ſie hatten einander gelobben müſſen, ſich gegenſeitig zu Hülfe zu eilen, ſobald Gefahr drohe. Aber trotz alledem, wenn plötzlich fünftauſend engliſche Bogenſchützen landeten, ſo erſchien das für die gräfliche Macht von Holland und Seeland als eine höchſt bedenkliche Sache. Brabanter Hülfe war ungewiß, jedenfalls ſaumſelig. Die Utrechter blieben unſichere Nachbaren, die Frieſen treulos. Einzige Rettung lag dann im raſchen Heranrücken burgundiſcher Heere. Jakobäa hatte dem Oheim den ärgſten Streich geſpielt: er fand alle Urſache ſich vorzuſehen, daß ſie ihn nicht plötzlich überfiel und aus dem Lande trieb. Philipp wußte die Verlegenheit des Vielgefürchteten zu benutzen. Johann von Bayern, der noch immer keine Leibeserben hatte, mußte ihn zu Brügge am 6. April 1424 durch Schrift und Siegel als ſeinen wahren und nächſten Erben in all ſeinen Ländern und Gütern, ſeinem beweglichen und unbeweglichen Vermögen erklären, ausgenommen natürlich das Herzogthum in Bayern, ſowie die Grafſchaften Holland und Seeland, von denen er ſelbſt nur auf zwölf Jahre die Regierung hatte. Wahrſcheinlich wurde damals ein wechſelſeitiges Teſtament errichtet, denn auch Philipp hatte weder Brüder noch Kinder. Allein er war der Jüngere, und erhielt einſtweilen auf die bedeutenden Allodial-Herrſchaften ſeines Oheims, wie Voorne Arkel Goyland,

die nächsten Ansprüche, und damit jedenfalls für einen Theil von Holland und Seeland fürstliches Regierungsrecht.

Mittlerweile kamen auch von Rom Verbote gegen das eheliche Zusammenleben Jakobäas mit dem englischen Prinzen. Ihr verlassener Gemahl war darüber höchlich erfreuet. Er sandte geistliche Herren auf Reisen durch Brabant, nach dem Hennegau, nach Holland Utrecht Lüttich. Ueberall schlugen sie an den Dom- und Hauptkirchen die päbstlichen Verbote an die Pforten. Aber es kamen wieder andere geistliche Boten, die andere päbstliche Bullen an die Kirchenpforten hefteten, worin der Pabst die Brabanter Ehe Jakobäas ausdrücklich für ungültig erklärt und die neue Ehe mit Humfried ausdrücklich erlaubt hatte. Mit Staunen sah das Volk an den Kirchthüren so seltsame und sich widersprechende Erklärungen. Die Sache machte ungeheures Aufsehen, und man wußte nicht mehr, was Recht oder Unrecht. Die Wenigsten hatten Kenntniß davon, daß die Bullen, welche Jakobäas neue Ehe billigten, gefälscht seien. Hatte doch der Pabst seine erste Dispensation widerrufen, und nun sollte er auch seinen Widerruf widerrufen?

Immerhin aber blieb die laut und vielbesprochene Frage nach der Gültigkeit seiner Ehe für Humfried etwas höchst Peinliches. Der Streit der beiden Fürsten, die sich um die Frau an den Kirchthüren befehdeten, hatte wenig Ritterliches. Noch schlimmer, Humfried sah sich jetzt einer festgeschlossenen Kette von Fürsten gegenüber, die vom äußersten Westen Frankreichs bis zur Süderſee reichte. Die Herzöge von Bretagne Bedford Burgund Brabant Holland waren wider sein Unternehmen eng verbündet. In England selbst erklärten sich seine Mitregierenden auf das Entschiedenste dagegen. Philipp bedrängte seinen Bruder Bedford, die Sache entweder rasch abzuschließen, oder zu gewärtigen, daß er sein Bündniß mit den Engländern zerreiße. Im September 1423 kam er nach Paris, und Bedford wußte ihn nicht anders zu begütigen, als daß er auf der Stelle einen Eilboten nach England abfertigte: Humfried solle und müsse ein Schiedsgericht an-

Digitized by Google

nehmen, und das könne nur bestehen aus den beiden Nächsten der Streitenden, seinem Bruder und Philipp von Burgund. Humfried zögerte noch immer. Doch was wollte er anfangen? Jedesmal wenn er Miene machte, loszubrechen, näherte sich Philipp wieder seinem Onkel, dem Savoyer Herzog, der ihn bestürmte, die Engländer zu verlassen und mit dem Könige von Frankreich seinen Frieden zu machen.

Am 15. Februar 1424 stellte Humfried die Vollmacht aus für Bedford und Philipp, worin er sie als Schiedsrichter in seiner Streitsache mit dem Herzog von Brabant annahm. Jakobäa konnte sich erst einen Monat später entschließen, ihre Ehre und ihr Recht dem Schiedsspruche zu unterwerfen. Dieser sollte auf der Stelle erfolgen, das hatten Beide gefordert. Nun aber fanden die beiden Richter noch immer keine Zeit, zusammen zu treten, während Philipp unterdessen wieder in Brügge war und mit den niederländischen Fürsten verhandelte. Humfried schickte seine Gesandten nach Brügge, da fehlten dort wieder die Anwälte seines Brabanter Gegners. Endlich im Juni wurde zu Paris eine feierliche Versammlung von fürstlichen Räthen, von Prälaten und Rechtsgelehrten eröffnet. Bedford und Philipp waren gegenwärtig und bestellten Doktoren im geistlichen und im weltlichen Recht, die Sache zu untersuchen und ein Urtheil zu fällen. Von jeder Partei traten die Anwälte auf, stellten ihre Forderungen, und brachten ihre rechtlichen Ausführungen und Beweise vor. Mehrere Tage lang wurde hin und her verhandelt, dies geprüft und Jenes erwogen. Es war ein seltsamer Prozeß: zwei Fürsten, welche dieselbe Frau geheirathet, stritten mit Rechtsgründen darum, wem sie gehöre.

Die Brabanter brachten triumphirend eine Bulle vor, welche der Pabst in Rom jetzt erlassen hatte, sie war vom 27. Mai. Darin erklärte Martin V. Folgendes: „Die erste Dispensation, welche Johann von Brabant und Jakobäa von Bayern ertheilt sei, habe er widerrufen, weil man ihm vorgestellt, ihre Heirath würde Krieg und Unheil herbeiführen: es sei aber gerade das Gegen-

Digitized by Google

theil der Fall. Größeres Aergerniß drohe, wenn die Gültigkeit dieſer Ehe noch irgend zweifelhaft erſcheine. Deshalb erkläre er: Johann und Jakobäa hätten auf Grund ſeiner erſten Dispenſation gültig die Ehe eingehen, gültig darin beharren können, und es ſei gerade ſo, als wäre der Widerruf der erſten Dispenſation, den er für nicht vollzogen erkläre, niemals erſchienen, und Alles und Jedes, was zur Schändung der Ehe geſchehen, bleibe durchaus vergeblich und nichtig."

Humfrieds Anwälte ließen ſich nicht abſchrecken. Sie griffen die Sache bei der Wurzel an. „Schon das Biervlieter erſte Eheverlöbniß zwiſchen Jakobäa und dem Herzoge von Brabant ſei hinfällig geworden, weil die beiden Bedingungen, auf welche hin es abgeſchloſſen war, nicht erfüllt worden. Denn der Verlobte habe eine gültige Dispenſation zur beſtimmten Friſt nicht erbracht, er habe ferner gegen ſein Verſprechen Erbländer Jakobäas veräußert." Dann ſtellten ſie die erſte Dispenſation als ungültig dar, „weil der Pabſt ſie auf Grund falſcher Vorſpiegelungen ertheilt und ſpäter widerrufen habe. Als die Hochzeit eingegangen, ſei die erſte Dispenſation ſchon widerrufen, alſo keine mehr vorhanden, alſo die Ehe von Anfang an ungültig geweſen. Wie könne der Pabſt in die Vergangenheit hinein dispenſiren! Wenn Geſchwiſterkinder ſich aus Irrthum geheirathet und ein Theil die Verbindung gelöſt habe, könne man dieſe hinterher noch zur Ehe ſtempeln? Wie könne eine Beſtätigung ein neues Recht machen, das gar nicht beſtanden habe! Ohnehin verbreite ſich auch die neue Dispenſation nur über zwei, nicht über alle andern Ehehinderniſſe. Jakobäa ſei alſo Niemandes Eheweib geweſen, frei und ehrenvoll habe ſie Humfried ihre Hand gereicht. Alſo müſſe ihm der Herzog von Brabant ihre Erbländer mit all ihren Erträgniſſen herausgeben, und zwar, weil er im böſen Glauben geweſen, Schaden Intereſſe und Koſten vergüten."

Die Anwälte des beklagten Gemahls antworteten mit feinen und langen Rechtsausführungen. „Jakobäa ſei freiwillig in die Ehe eingetreten, freiwillig darin Jahr und Tag verblieben. Sie

Digitized by Google

ſelbſt habe die neue Dispenſation beantragt, müſſe ſie alſo annehmen. Statt deſſen ſei ſie ihrem Gemahl entflohen, der das Recht auf ihren Beſitz gehabt, er ſei der Beraubte, er müſſe vor allem wieder in ſeinen früheren Beſitzſtand geſetzt werden. Um ſo mehr könne er einen Theil des Beſitzſtandes, nämlich ſeiner Gemahlin Länder, zurückbehalten."

Auf dieſe Länder kam es den beiden Vettern Johann und Philipp an, Jakobäa ſelbſt hätten ſie gern für immer in England gewußt. Der Brabanter erklärte zuletzt: „Er wolle auf den Beſitz Jakobäas verzichten. Allein, ſo lange er lebe, müſſe er den Hennegau behalten, auf Anderes laſſe er ſich durchaus nicht ein. Nach ſeinem Tode könne Humfried das Fürſtenthum bekommen; er müſſe aber alle Schulden Jakobäas und die Prozeßkoſten in Rom übernehmen; ferner auf die Städte Hal Heusden und Gertrudenberg zu Gunſten Brabants verzichten; endlich erklären, daß weder Jakobäa noch ihre einſtigen Kinder irgend Etwas an Brabant zu fordern hätten." Alſo Jakobäa mit Holland und Seeland und mit ihren Schulden wollte man Humfried laſſen: wie er aber Johann von Bayern vertreibe, das blieb ihm ſelbſt überlaſſen.

Die beiden Schiedsrichter thaten endlich folgenden Ausſpruch: „Die Parteien wären nicht zu einigen, man müſſe zu einem vorläufigen Mittel greifen. Die beiden Herzöge von Bedford und Burgund möchten den Pabſt erſuchen, den Handel ſchleunigſt, und zwar zu gleicher Zeit in Bezug auf den Beſitz und in Bezug auf das Recht, zu entſcheiden. Während der Prozeß ſchwebe, ſei jedes thatſächliche Vorgehen unterſagt, und ſolle Jakobäa anſtändigen Unterhalt aus den Einkünften von Vermandois Ponthieu und Oſtervant beziehen."

Eines hatte Humfried durchgeſetzt, — man taſtete die Gültigkeit ſeiner Ehe nicht an, — das war Alles. Der Spruch bedeutete für ſeinen Bruder und Philipp eigentlich nur Zeit gewinnen. Denn ihre vereinigten Waffen erfochten in Frankreich Sieg auf Sieg. Bis an die Loire gehörte ihnen das Land und

Digitized by Google

ſein König, deſſen Heer Bedford im Auguſt an dem blutigen Tage von Verneuil niedermähte, war bald ſo arm geworden, daß er den Tiſch nicht mehr zahlen konnte. Die engliſchen Balladenſänger nannten ihn den großen Grafen von Ponthieu, oder den armen König von Bourges. Gewiß, er und ganz Frankreich waren verloren, wenn Bedford, der kluge und tapfere Feldherr, den burgundiſchen Alliirten bei gutem Muthe erhielt, und wenn er von England zur rechten Zeit immer etwas Nachſchub an Truppen und Geld bekam. Beides ſollte nun auf einmal aufhören.

Humfried hatte mit tiefer Erbitterung den Schiedsſpruch vernommen. Alſo darum hatte er ſich Monat für Monat, und Jahr für Jahr hinhalten, ſeine Truppen feiern, ſeine Gelder ſchwinden laſſen, um nun endlich wiederum nichts zu hören, als Warten und wieder Warten. „Das ſei kein Schiedsſpruch, nur Hinhalten!“ rief er. „Er und Jakobäa könnten ja alt und grau darüber werden, bis das römiſche Urtheil erſcheine! Und würde denn der Pabſt zum drittenmal ſeine Bulle kaſſiren?“ Hatte Philipp ihm ſo viele Ränke und Riegel vorgeſchoben, jetzt endlich wollte er ſie mit einemmal durchbrechen. Eiligſt ſammelte er von Neuem Gelder Mannſchaft und Schiffe. Das Londoner Volk jauchzte ihm zu, und ein anſehnlicher Theil des Adels ſtellte ſeine Fähnlein. Auch die hoekiſchen Edelleute ſtrömten herbei. Täglich kamen neue Nachrichten nach den Niederlanden, wie ſtark und ſtreitbar Humfrieds Heer werde, und groß war in Holland und Seeland die Furcht vor plötzlicher Landung der Engländer. Vier Wochen nach der Verneuiller Schlacht hatte Gloceſter fünftauſend Mann und mehr wohlgeübte Truppen beiſammen, für den damaligen Krieg eine anſehnliche Macht. Es waren faſt drittehalbtauſend Reiſige, unter ihnen an dreihundert Ritterbürtige, denn gerade vom vornehmen Adel war ein großer Theil für Jakobäas Sache begeiſtert. Auch mit großem und kleinem Geſchütz ſchien das Heer reichlich verſehen. Oberſter General wurde Lord Mariſchal. Eine große glänzende Geſandtſchaft, beſtehend aus einem

Grafen zwei Baronen einem Abte zwei Schöffen zwei Rathsherren und Andern, welche die Hennegauer Stände ihnen entgegensandten, fand Humfried und Jakobäa in den letzten Septembertagen mit ihrem Heere bei Dover und Sandwich gelagert, wartend auf den ersten günstigen Wind, um unter Segel zu gehen. Die Gesandten konnten bei der Rückkehr nicht genug erzählen, wie fröhlich das fürstliche Paar sei, und wie schön und und artig sie von ihm aufgenommen seien. Anders erging es dem Herold, welchen der Herzog von Brabant nach England sandte, sich zu erkundigen, wie dort die Sachen ständen. Humfried ließ ihn ergreifen und als einen Spion auspeitschen, dann wurde er in's Gefängniß geworfen. Zum Glücke für ihn war er einst mit dem Bischof von Wincheſter im heiligen Lande gewesen, und kam auf dessen Verlangen wieder los.

In den ersten Tagen des Oktobers schifften sich Humfried und Jakobäa ein, und stiegen nach glücklicher Fahrt in Calays an's Land. Sie hatten klüglicher Weise auf eine Landung im Gebiete des Oheims verzichtet, und wollten lieber, als mit Johann von Bayern, erst mit seinem Namensvetter in Brabant anbinden. Der ganze Hennegau wartete ja nur auf ihr Erscheinen. Ihre Landung in Calays war die letzte Anfrage an Philipp, ob Humfried feindlich dorthin marschiren, oder ob er sein Heer freundlich Bedford zuführen solle? Auch die Zeit erschien günstig, denn Philipp war gerade mit den Vorbereitungen zu seiner zweiten Hochzeit beschäftigt.

Auf die Nachricht aus Calays gerieth Alles in Bewegung. Die Hoeks kamen in hellen Haufen gezogen, zu ihrer Fürstin Heer zu stoßen. Johann von Bayern rüstete mit Macht. In Brabant wurden eiligst die Stände berufen: sie bewilligten, daß ein allgemeines Aufgebot des Landes ausgerufen werde, und alsbald rückte ein starkes Brabanter Heer an die Gränze nach Nyvels. Vergebens forderte es Einlaß in Mons: die Bürger rüsteten sofort ihre Stadt für eine Belagerung. Bedford aber und Philipp eilten mit ihren Räthen nach Paris, um die letzte Vermittlung

Digitized by Google

zu verſuchen. Bedford war gegen ſeinen Alliirten die Liebenswürdigkeit ſelbſt, er gab ihm die glänzendſten Feſte, gab ihm franzöſiſche Grafſchaften zu Eigen: umſonſt, Philipp blieb feſt darin, den Engländern nicht einen Schritt weiter zum Hennegau zu geſtatten. Schon hatte er, ſobald Humfrieds Rüſtungen ruchbar wurden, mit dem Könige von Frankreich Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Wiederum wurde Tage lang zu Paris verhandelt. Beredſam ließen ſich hören die geſcheidteſten Juriſten und die gelehrteſten Biſchöfe. Humfried ging auf Alles ein, nur auf dem Einen beſtand er unerſchütterlich. „So lange Jakobäa lebe, gebühre ihm die Regierung ihrer Länder.“ Philipp gab nicht nach, Bedford durfte des Bruders Ehre nicht preisgeben. Wiederum kam es zum feierlichen Ausſpruch, aber der Schluß konnte nicht anders lauten, als wie vor einem Vierteljahr. Mit dieſem Entſcheide fertigten Philipp und Bedford ihre Geſandten ab, der Eine zu ſeinem Bruder nach Calays, der Andere zum Vetter in Brüſſel. Der Brabanter nahm den Spruch an, zog ſeine Truppen nach Löwen zurück, und beſtellte den Herzog von Havrech zu ſeinem Statthalter im Hennegau, dort ſeine Rechte beſtens wahrzunehmen. Als aber Bedfords Boten vor Humfried und Jakobäa kamen, erklärten dieſe rundweg: „Sie kehrten ſich nicht an die Pariſer Beſchlüſſe, und würden ihr Land nehmen mit ihren guten Waffen.“ Sie hatten bereits ihren Herold nach dem Hennegau geſandt, daß ſie mit ihrem Heere kommen würden und der Treue ihrer Unterthanen gewärtig ſeien. Jetzt eilten ſie aufzubrechen, denn es war bereits Mitte Novembers geworden. So lange hatte ſich Humfried noch einmal durch Philipps Künſte hinhalten laſſen. Die abgewieſenen Boten langten in Paris wieder an, und der beſtürzte Bedford mußte es anhören, wie Philipp außer ſich vor Zorn ausrief: „Jetzt weiß ich genug! Euer Bruder nimmt keine Vernunft an! Ich aber will meinem Brabanter Vetter helfen mit all meiner Macht, daß er ſeine Ehre und ſein Land wahre.“

Während die burgundiſche Geſandtſchaft — nämlich der Biſchof von Tournay Johann von Luxemburg, die Herren Roland von Uutkercken und Gilbert von Lannoy, ſämmtlich Ritter, und Meiſter Simon von Formelles, beider Rechte Doktor — noch in Löwen mit dem Herzog von Brabant unterhandelten, rückten Humfried und Jakobäa ſchon in Eilmärſchen nach dem Hennegau. Ihr Zug ging durch das Artois über Guines, Therouanne, Bethune, Crespin. Eine Vorhut von fünfzehnhundert Reiſigen zog voran, dann folgte das fürſtliche Paar mit achthundert Pferden und dreihundert Ritterbürtigen, der Reſt bildete den Nachtrab. Keiner ihrer Leute durfte im Burgundiſchen etwas von den Einwohnern nehmen, als was freundlich geboten ward. Sie wollten nicht des Landesherrn Feinde ſein.

Als ſie die Hennegauer Gränze berührten, war bereits das ganze Land in freudigem Aufruhr. Nur die Bürger von Valenciennes zögerten noch, ihre Thore aufzuthun, man zog daher geraden Wegs nach Mons. Die Herzogin-Mutter kam ihnen entgegen, Tochter und Schwiegerſohn feierlich zu begrüßen, und hatte ein ſehr großes Gefolge hinter ſich. Denn ihr Hof war ein Sammelplatz flüchtiger Hoeks aus Holland und Seeland geweſen; ſie hatte aber auch an alle Herren und Städte im Hennegau geſchrieben, ſie ſollten zu ihr ſtoßen, Jakobäa und Humfried entgegen zu ziehen. Faſt die geſammte Ritterſchaft des Landes empfing hier jubelnd die heimkehrende Fürſtin. Havrech, den Johann von Brabant zu ſeinem Statthalter beſtellt hatte, war der Erſte, der zu Jakobäa überging und ihr allen Vorſchub leiſtete. Mit flatternden Fahnen zog Jakobäa im Triumph durch ihr Erbland, und zeigte dem geliebten Gemahl die theuern Plätze ihrer Jugend, das ſchöne Schlöſſerland des Hennegaues, das ein rechtes niederländiſches Kaſtilien war. Bouchain, von wo ſie vor drittehalb Jahren heimlich entflohen, war die erſte Stadt, welche ſie bei ihrem Heimzuge wieder betrat. In der altberühmten Abtei St. Ghislain, deren Bewohner ihr beſonders treu ergeben, machte ſie längere Raſt. Dann am Sonntag, den

Digitized by Google

27. November und am zehnten Tage nach dem Aufbruch aus Calays, hielt Jakobäa mit Gemahl Mutter und Ritterschaft die Auffahrt in der Hauptstadt Mons. Am andern Morgen kamen Bürger und Edelleute, sie zu begrüßen, und die Stadt brachte zum Frühtrunke zwei Ohm Wein. Am zweiten Nachmittage erschienen Humfried und Jakobäa im Schützengarten, wo die wehrhafte junge Bürgerschaft ein Fest gab. Aber am selbigen Tage thaten sie auch dazu, daß die Stadt noch besser befestigt wurde, und riefen die Stände des Landes zusammen.

Als nun die Prälaten, die Ritterschaft, und die Städte in dem Naalster Hofe, dem fürstlichen Schlosse, am Freitag den 1. Dezember versammelt waren, erhob sich der Subprior Jean l'Orfevre, und hielt in Gegenwart und im Auftrag Humfrieds und Jakobäas die Rede. „Gottesfurcht und Landeswohl müßten allezeit die Leiter des Denkens und Thuns von Fürsten sein. Wider Gott und die heilige Kirche sei die Fürstin in Verbindung mit dem Herzog von Brabant getreten, und deßhalb sei das keine Ehe gewesen, und zwar aus vier Punkten. Zuerst: Beide seien im zweiten Grade Blutsverwandte. Zweitens: Jakobäas erster Gemahl, der Dauphin, sei im dritten Grade mit dem Herzog von Brabant verwandt gewesen. Drittens: ihre Mutter habe diesen Fürsten aus der Taufe gehoben, Jakobäa sei also seine geistliche Schwester. Viertens: ihre Ehe sei noch vor der Vollziehung durch Beilager vom Papste widerrufen, und der Widerruf in vier Bischofskirchen bekannt gemacht. Mit Bewilligung der Fürstin sei zwar Dispensation in zwei Punkten eingeholt; wolle man nun auch in den andern Punkten noch Dispensation nachsuchen, so sei das null und nichtig, weil sie selbst nicht dazu einwillige. Sie habe vielmehr durch ihre erste Ehe ihr Gewissen befleckt. Deßhalb habe sie gebeichtet und Absolution erhalten unter der Bedingung, daß sie zwölfhundert französische Kronen gebe zum Almosen und zur Strafe ihres Leibes. Diese Buße sei von ihr erfüllt, und dann habe sie sich durch das Wort der heiligen Kirche und nach dem Rathe mehrerer großen und ange-

Digitized by Google

ſehenen Kirchenleute Italiens und anderer Länder ehelich verbunden mit dem Herzog von Gloceſter, und in dieſer Ehe habe ſie zwei Jahre und länger beſtanden, ohne daß irgend Jemand gehindert oder widerſprochen. Sie verlange deßhalb, daß ihr Gemahl, der Herzog von Gloceſter, als Regent und Vogt vom Hennegau anerkannt werde."

Als die Stände dieſen Vortrag gehört, begaben ſie ſich am Nachmittag in die Rathskammer, und Jaques Hennekart erörterte ihnen Punkt für Punkt das Recht der Fürſtin. Die Gründe, welche gegen Jakobäas erſte Ehe ſprachen, leuchteten ein. Man ſagte, ſie habe ſelbſt erzählt, wie ſie immer gleich Espenlaub gezittert, wenn der Herzog von Brabant in ihre Kammer getreten, aus Furcht vor ſo großer Sünde. Man beſchloß, die noch fehlenden Barone und Aebte zu beſchicken, und als dieſe bald darauf von ſelbſt kamen, faßten die Hennegauer Stände nach drei Tagen und vielen feierlichen Reden den Beſchluß: „das Verlangen der Fürſtin ſei in der Ordnung." Nun ſiegelten ſie einen Brief an den Herzog von Brabant, worin ſie ihm Lehnspflicht und Huldigung aufſagten, und ihn der Gelübde entließen, die er dem Lande als Fürſt gethan hatte. Tags darauf wurde Gloceſter als Graf von Hennegau und als deſſen Regent und Vogt im Namen der Erbherrin gehuldigt in Ehren und Freuden. Vier Stückfaß Wein, zwei roth und zwei weiß, wurden ihm dargebracht; der Fiſch, der nach altem Brauche hätte dabei ſein müſſen, fehlte; allein man konnte keinen ſo großen Fiſch ausfindig machen, daß man davon Ehre gehabt hätte.

Von Mons reiſeten Humfried und Jakobäa nach Soignies, Maubeuge Quenoit Valençiennes, und dort wie in allen Städten empfing Humfried die Huldigung. Die einzige Stadt Hal und die beiden Herren von Enghien und noch ein adliger Herr blieben auf Johanns von Brabant Seite. Nach Hal hatten die Brüſſeler eilig ihren Amtmann Pipenpoy mit einer ſtarken Truppenmacht geſchickt. Die Enghien aber waren noch von Jakobäas Großvater her Blutsfeinde des Wittelsbacher Stammes, mit ihnen

Digitized by Google

hingen auf's Engſte zuſammen Johann von Luxemburg, Philipps großer Feldhauptmann, und ſeine mächtigen Verwandten. Eine ſolche Familienfeindſchaft war nicht unwichtig in jener Zeit, wo die altfreien Barone an Recht und Rang den fürſtlichen Häuſern noch weit näher ſtanden, als heutzutage. Alle anderen Hennegauer Städte und Ritter arbeiteten eifrig, ſich für Jakobäa zu rüſten und ihre Mauern und Schlöſſer in guten Stand zu ſetzen. Auch bewilligten ſie Humfried eine Kriegshülfe von vierzigtauſend Livres.

Humfrieds Engländer aber und die Hennegauer drangen über die Gränze vor, und warfen ſiegreich jede feindliche Schaar zurück. In größter Beſtürzung, denn eines ſo raſchen Vorgehens hatte er ſich von Humfried und Jakobäa nicht verſehen, rief Johann von Brabant alle Städte ſeines Landes zum Widerſtande, und ſchrieb dringende Briefe an den Oheim in Holland und den Vetter Philipp, ihm zur Hilfe zu eilen.

Das waren Jakobäas glücklichſte Tage. Nach ſo viel Qual und Schande, nach ſo langem Harren ſah ſie endlich ſich an der Spitze eines mächtigen Heeres, welches den Sieg in ſeinen Fahnen trug, endlich an der Seite eines leidenſchaftlich geliebten Gemahls, bei deſſen ritterlichem Auftreten ihre theuern Erblande ihm als ihrem Fürſten zujauchzten. Und als wollte das Glück gleich zu Anfang ihrer neuen Laufbahn ſie überhäufen, ſo mußte jetzt ein entſetzliches Schickſal den Mann treffen, der als furchtbarſter Gegner gegen ſie im Felde ſtand, den Oheim von Holland.

Viertes Kapitel.

Tod Johanns von Bayern.

Seine heilsame und kräftige Regierung. Seine Leutseligkeit. Ritter Nothafts große Vollmachten. Maßregeln gegen die Hoeks und Engländer. Ritter Johann von Vliet. Die Verbannten und der englische Kaufmann. Mordbürgschaft. Gift am Gebetbuch. Hinrichtung Vliets. Letzte Urkunde des Herzogs. Sein Tod. Elisabeth von Görlitz. Vorsichtsmaßregeln der Kabeljaus. Huldigungsreise Johanns von Brabant. Schutz- und Trutzbündniß des Fürsten mit einer Partei. Philipp von Burgund Anstifter. Dortrechter und Zierickseer. Wiedereindringen von Hoeks. Ihre Sammelplätze. Wichtigkeit Schoonhovens. Ueberrumpelung der Stadt.

Ohne die ewigen Kriegshändel hätten Holland und Seeland unter Herzog Johanns Regierung gute Tage gehabt. Gleichwie er an seinem Hofe das alte Recht der fürstlichen Pfalzen, daß Keiner darin den Degen ziehen dürfe, wieder herstellte, so wußte er auch in seinem Lande den Frieden zu handhaben. Wehe dem Friedbrecher! Noch ehe sein Fuß den Bord eines rettenden Schiffs betrat, hatte ihn der strafende Arm des Fürsten ereilt. Nichts half seinen Anhängern ihr Verdienst um ihn, wollten sie sich nicht zur Ruhe geben. Den mächtigen Baron Heemskerck, der den Utrechter Frieden nicht besiegeln wollte, siegelte der Fürst sofort aus dem Lande hinaus. Vorzügliche Sorgfalt widmete Johann den Deichen, Hollands Schirm, und Handel und Fischereien, Hollands Lebensadern. Der Kaufmann zog überall unter sicherm Geleite, und wenn sein Schiff strandete, hatte kein Mann, der zur deutschen Hansa gehörte, mehr Grundruhrrecht zu fürchten: der Herzog hatte es abgeschafft. Im Uebrigen war dieser Fürst so leutselig, daß er keinem Unterthan sich weigerte, der ihm persönlich ein Anliegen vortragen wollte, und hatte dabei, trotz der wilden Zeiten, wenig Acht auf seine persönliche Sicherheit. Für einen schönen Hengst aber, der ihm gefiel, war er im Stande, die Einkünfte einer ganzen Amtei zu versetzen.

Digitized by Google

Die vertrauten Räthe und Miniſter waren Gaesbeek Egmon Kralingen Ritter Johann von Vliet und die vier Borſſelen, unter letzteren beſonders Ritter Franz und ſein Vetter Philipp von Cortgene. Des Fürſten rechte Hand aber blieb Ritter Heinrich Rothaft von Werdenberg. Dieſer führte als Vizthum auch die Verwaltung von Niederbayern, ſoweit es ſeinem Herrn von deſſen Vater Albrecht her zugefallen war, ließ ihm Pferde aus Ungarn kommen, wußte immer Geld zu ſchaffen, und nahm dafür Verſatzbriefe auf Schlöſſer Gerichte und Renten in Niederbayern. Hier war man übrigens auf den Vizthum ſchlimm zu ſprechen: man beſchuldigte ihn, er habe während der fünfzehn Jahre ſeines Amts mehr Steuern eingetrieben, als in ſeinen Rechnungen ſtänden. Als Rothaft im Sommer 1424 nach Straubing heraufkam, erhuben die Landſtände die bitterſten Klagen, und der Fürſt mußte aus den Niederlanden ſeine Räthe ſchicken, um in dieſer Sache zu richten. Er ließ den Ritter aber deshalb nicht fallen, denn er wußte, daß er ſich auf ihn verlaſſen könne, wo Noth an Mann gehe. Der Herzog hatte nicht einmal Anſtand genommen, Rothaft das Jahr zuvor, als er ihn zum Schatzmeiſter für alle ſeine Lande beſtellte, urkundlich unerhörte Vollmachten zu ertheilen. Der Schatzmeiſter allein beſetzte die Kanzlei, er hatte die ganze Hofhaltung zu führen, ihm mußten gehorchen und auf ſeinen Vorſchlag wurden angeſtellt die Hofmeiſter Küchenmeiſter Schreiber und andern Amtleute und Diener in des Fürſten und ſeiner „lieben Geſellin Herberge.“ Der Schatzmeiſter hatte in ſeinem Verwahr das große Staatsſiegel nicht bloß, ſondern auch das Kleinſiegel (Sekret) des Fürſten, jedoch trug Dieſer beſtändig noch ein Geheimſiegel bei ſich. Alle Tage kam Rothaft mit drei oder vier Räthen, die der Herzog auf ſeinen Vorſchlag dazu beſtellte, in die Rathskammer, um jede Art von Regierungsſachen zu handhaben. Die Amtleute in Holland Seeland und Friesland, und ſelbſt die Bürgermeiſter und Schöffen in den Städten konnte der Ritter ab- und einſetzen, natürlicher Weiſe mit des Herzogs Wiſſen und Willen. Was in

der Rathskammer einmal beschlossen und vom Fürsten genehmigt war, das durfte der Letztere nicht wieder umstoßen. Alle Einnahme und Ausgabe ging durch Nothafts Hand, der Herzog verpflichtete sich sogar, niemals für sich allein einen Strafrechtsfall abzumachen. Jedes halbe Jahr konnte der Fürst Rechnungslegung fordern, oder der Ritter sie beantragen. Weil Nothaft aber viele und mächtige Feinde hatte, wie Egmond Leyenburg und andere Barone, so mußten der Herr von Gaesbeek und die Hauptstädte in Holland und Seeland geloben, dem Ritter Beistand zu leisten, falls er unrecht überfallen würde. Der Herzog durfte ihn seines Amtes nicht entlassen, ohne Alles, was er ihm schuldete, den letzten mit dem ersten Pfennig bezahlt zu haben, widrigenfalls hafteten dafür alle Märkte und Schlösser in Niederbayern. Nothaft aber sollte zu jeder Zeit, sogar ohne Urlaub, ziehen dürfen aus dem Lande.

Nur einem Diener und ächten Freunde, der auf Tod und Leben ergeben war, konnte ein Fürst so große Gewalt überantworten. Johann von Bayern aber bedurfte solcher Männer, denen er unbedingt trauen konnte. Denn hoetisch Gesinnte schlichen von allen Seiten, und nur durch äußerste Härte und Wachsamkeit ließ sich verhindern, daß plötzlich an mehreren Orten die Flamme des Bürgerkriegs aufloderte. Nur ein kleines Beispiel finde hier aus einem Amtsbuche Platz. Im Juli 1424 saßen des Abends Dortrechter Bürger im Wirthshaus, und unterhielten sich von allerlei. Boudyn sagte: „Der Kaiser wäre den Dortrechtern ein guter Kaiser gewesen, weil sie auf seine Briefe hin dem gnädigen Herrn von Bayern gehuldigt hätten.“ Da rief Adrian Nachtegael: „Ein Bube und ein Geck sei der Kaiser und ein Bettler mit der Kasse! Das fallende Vieh gebühre dem Herrn und der Stadt mit ihrem Beyeren, das sie gebeyert hätten, und allen denen, welche den Kaiser lieb hätten und geholfen, daß die Fürstin so habe aus dem Lande müssen. Welche Hand oder Ansprüche denn der Herzog zu dem Lande habe?“ Diese und andere schändliche Worte ärgerten die Bürger sehr, besonders was er

Digitized by Google

von dem Beyeren ſagte, denn Beyeren hieß auch ſoviel als Almoſen zuſammenklingeln. Boudyn ſtand gegen Nachtegael auf und wollte mit dem Schwerte über ihn her. Die Sache wurde ruchbar, Nachtegael ließ ſich nicht ſehen, und vier ſeiner Freunde mußten dem Schatzmeiſter in die Hand geloben, er werde ſich auf Erfordern vor dem Rathe verantworten und genugthun. Er aber ließ ſeinen Anklägern ſagen: „Würde er in dieſer Sache nur um ein Haar gebüßt oder geſchoren, ſo wolle er ſeine Freunde aufbieten, ſie ſollten es Jenen und ihren Freunden am Leibe abholen.“ Schon im Juni waren die Landſtände bei dem Herzog verſammelt, um zu berathen, wie man ſich gegen die Engländer ſchütze. Am 4. Juli, alſo gleich nachher, als Humfried den Pariſer Schiedsſpruch verworfen, erging an alle Amtleute Schöffen Räthe und Gemeinden ein Edikt Herzog Johanns: „Er habe ſichere Kunde, daß der Herzog von Gloceſter mit ſeinem Heer in Holland oder Seeland landen wolle. Jedermann müſſe ſeine Waffen und alles Kriegszeug in Stand ſetzen, und auf den erſten Glockenſchlag dorthin eilen, wo der Feind den Fuß an's Land ſetze. Der Herzog werde ſofort da ſein mit all ſeiner Macht. Wer ſich weigere oder hindere, den ſolle man auf der Stelle gefangen nehmen, oder wenn er ſich widerſetze, gleich niederſchlagen.“

Aber ſeltſam, vom Sommer des genannten Jahres an hören die Befehle gegen die Hoeks auf. Als die Nachricht kommt, Humfried ſei in Calays, läßt Johann von Bayern jede Stadt einzeln ſich erklären, wie ſie ſich gegen die Engländer verhalten wolle. Gegen ſeine Gewohnheit rührt er ſich wenig, als die Engländer und Hoeks den Hennegau einnehmen. Er geht im November nach Seeland, um am Platze zu ſein, falls Feinde dort landen ſollten. Im Dezember, als ihn ſein Brabanter Vetter um Hülfe gegen Humfried anruft, iſt wiederholt die Rede davon, daß er mit Heeresmacht nach dem Hennegau ziehen wolle. Es wird aber gleichwohl dem Brabanter keine Hülfe geſchickt. Dagegen warnt ihn Johann von Bayern, mit dem Burgunder ſich

in Etwas einzulaſſen, wozu er ihm nicht vorher gerathen: ſie Beide wollten immer im Einverſtändniß handeln. Auch gelobte er Jakobäas Mutter, ihre Leibzuchtsſtadt, die wichtige Feſtung Schoonhoven, ſolle außer Fehde bleiben, nur müßten die Bürger ſich der Flüchtlinge entſchlagen, die er gebannt habe. War Johann von Bayern jetzt etwa milder gegen Jakobäa geſinnt? Vielleicht gönnte er ſeiner Nichte von ihrem väterlichen Erbe wenigſtens den Hennegau. Denn eine fürchterliche Sterbensmahnung war ihm geworden, wohl geeignet, Nachdenken zu erwecken.

Die Hoeks haßten ihn tödlich, und nachdem er fünf Jahre hindurch all ihre Angriffe niedergeſchlagen, machten ſie Mordanſchläge auf ſein Leben. Einer der vertrauteſten Räthe war ihm der Ritter Johann von Vliet, der ſchon bei Herzog Wilhelms Zeiten Hofmarſchall geweſen, und von ihm die Hand ſeiner natürlichen Tochter Beatrix erhalten hatte. Von Jakobäa war er mit der Herrſchaft über die Inſel Marken belehnt worden. Es war derſelbe, der das Wageſtück ausführte, vor den Thoren Brüſſels den Herrn von Bergen-Grimbergen niederzuwerfen, von welchem oben erzählt wurde. Vliets Gemahlin aber blieb ihrer fürſtlichen Schweſter im Herzen ergeben, ſie ärgerte ſich über Glück und Hochmuth der Kabeljaus, und ſtachelte ihren Gemahl wider deren Gönner, den Herzog, auf. So kam es, als Jakobäa nach England geflüchtet war, das Jahr darauf zwiſchen dem Fürſten und ſeinem Hofmarſchall zu Mißhelligkeiten, und der Ritter wurde all ſeiner Dienſte entlaſſen. Nun ſpie er Gift und Galle auf den Herzog, knüpfte mit den Hoeks an, und wie ſich denken läßt, gab er ſeinem Grimm laute Zunge.

In Schoonhoven hatten die Hoeks ihre rechte Herberge. Dort kam Herr Johann von Vliet auf Himmelfahrtstag an, und an dem Abend ging er ſpeiſen bei Johann dem Baſtard von Langeraek. Da wurde er bekannt mit einem Herrn, der ſich als einen engliſchen Kaufmann vorſtellte, mit Namen Jan Henrichſon. Ferner waren da zwei des Landes Verbannte, Florenz von Toll und Peter Butenweech, die ſich heimlich dort aufhiel-

Digitized by Google

ten, und noch fünf oder sechs andere Herren aus der Stadt. Nach Tische gingen sie zusammen auf dem Damme am Strome spazieren, und der Ritter kam mit dem Engländer in's Gespräch. Dieser fragte ihn, ob er Wälsch könne? „Nein." Ob er Latein könne? „Nein." „Dann seid Ihr blos ein halber Mann", sagte der Kaufmann, sprach noch dies und jenes, und zuletzt kam er auf den Herzog zu sprechen und fragte, „ob er viel ausreite, oder zum Schießen gehe, oder wie er seine Zeit täglich zubringe?" — „Reiten thut er nicht viel," erwiederte Herr Johann, „aber täglich pflegt er zu schießen." — „Da nimmt er dabei auch wohl Briefe oder Zettel an?" — „Gewiß, es ist ein Herr von gutem Herzen, Niemand weigert er Gehör oder Zettel anzunehmen." — Da sagte der Kaufmann: „Ja, ich habe sagen hören, man nehme ihn wenig vor Vergiften in Acht. Sollte man ihn wirklich so leicht vergiften können?" — „Warum sollte das so unmöglich sein?" sagte Vliet und brach das Gespräch ab. Er überdachte die Sache und bestellte den Kaufmann auf den andern Abend zwischen zehn und eilf Uhr in seine Kammer in der Herberge, und da wurden sie einig, der Engländer sollte ihm um Margarethentag, drei Tage früher oder später, das Gift liefern, den Herzog damit zu vergeben, dazu viertausend Kronen für den Anfang, und wenn das Werk vollbracht sei, noch vierzigtausend Kronen. Das Gift sollte ankommen mit einem Briefe, mit dem Siegelring versiegelt, den Henrichson an der Hand hatte. „Ob er's nun in England könne wissen lassen, daß er den rechten Mann gefunden?" fragte der Letztere. Der Ritter antwortete: „Das könne er wohl thun, nur nennen sollte er ihn nicht."

Das war also am Freitag nach Himmelfahrtstag. Am Montag darauf kamen Florenz von Toll und Peter Butenweech mit Vliet auf dieselben Sache zu sprechen, und sie verabredeten eine Zusammenkunft in der Dorfkirche zu Willigen. Dort wurde festgesetzt: sie wollten ihm das Gift bringen, und wenn er's gestrichen hätte, würden sie ihm auf sein Wort zweitausend Kro-

Digitized by Google

nen baar geben, und fünfzig Tausend in Pfand oder Gelde bei heimlichen Freunden, die ihm sicher wären, hinterlegen, daß er's haben solle, wenn das Werk gefruchtet hätte. Und das müßte geschehen sein vier Tage vor Margarethentag, der noch vor Mitte Juli fällt. Sie fragten Herrn Johann: „was für Gelöbniß oder Bürgschaft er darum wolle?" — „Ihr seid Vertriebne und Verbannte", erwiderte er, „an Euch wäre ich nicht sicher!" — „Aber wißt Ihr Keinen in Utrecht, der's Euch verbürgte?" Und Herr Johann nannte Gerhard den Keyser und Johann Knyff. „Wohl!" sagten sie, und machten einen sichern Tag aus, wo sie in Loepick in der Kirche wieder zusammen kämen. Jene Beiden reiseten nun nach Utrecht, um mit Dietrich dem Braunen sich wegen der Bürgschaft zu benehmen. Am bestimmten Tage kamen sie mit diesem Dietrich, und ferner mit Gerhard dem Keyser und Johann Knyff nach der Loepicker Kirche, wo sie den Ritter trafen. Die Beiden aus Schoonhoven sprachen mit den drei Utrechtern, und gingen dann wieder zu Herrn Johann, und Dieser sagte zu Jenen: „Ich habe mit diesen Beiden einen Bürgschaftsvertrag geschlossen um eine Sache, für welche sie mir Geld zahlen sollen: wollt Ihr dafür bürgen als Kaufleute?" Da sagten Gerhard und Johann Knyff: „Ja, wir bürgen Euch dafür." So wurde man nun einig, und sie gaben dem Ritter das Giftbüchschen in einem hirschledernen Beutelchen. Sie meinten aber, es werde wohl nicht stark genug sein; wenn es nicht fruchten sollte, würden sie ihm anderes Gift von England kommen lassen. Schließlich wurde noch verabredet, sobald Florenz und Peter oder Dietrich der Braune es die beiden Utrechter wissen ließen, sollten diese Herren Johann das Geld geben.

Nun reisete er nach dem Haag, und strich an des Fürsten Gebetbuch das Gift, es war etwa so viel wie eine Nuß. Was noch in dem Büchschen war, das schüttete er an einen Abort, trat das Büchschen mit seinen Füßen auseinander, und warf es hinterdrein. Und den Handschuh, womit er das Gift gestrichen, hieb er entzwei, und verbrannte die Stücke im Feuer. Seine

Digitized by Google

Finger aber rieb er an der Mauer ab, ehe er etwas aß. Der Herzog wurde krank, ſtarb aber nicht. Als nun Vliet nach Schoonhoven kam und die zweitauſend Kronen haben wollte, da machte man Einreden und meinte, das Gift habe nicht geholfen und dergleichen, ſo daß nun der Ritter an Dietrich den Braunen ſchrieb und ihm den Brief durch ein Weiblein ſandte. Aber auch von Utrecht erhielt er kein Geld. Auch wußte er nicht, ob die beiden Utrechter Bürgen von der Sache wußten oder nicht.

Mit ſolchen Worten legte Johann von Vliet ein Geſtändniß ab, und auf dieſes Geſtändniß iſt der Ritter geſtorben. Sein Verbrechen war bald nach der That ruchbar geworden, man weiß nicht mehr auf welche Weiſe. Unſere Urkunden weiſen nach, daß er ſchon am 21. Juli in Purmerende gefangen lag, und daß die Geheimräthe des Fürſten mit Abgeordneten der vier vornehmſten Städte hinreiſeten zu ſeinem Verhör. Am Tage ſeiner Enthauptung, am 3. Auguſt, wiederholte er ſein Geſtändniß vor dem ganzen Rath von Holland, worin außer dem Schatzmeiſter ſaßen die Barone Franz Florenz und Philipp von Borſſelen, Wilhelm von Egmond und andere Räthe, auch Einige aus dem Luxemburger Lande, dazu die Abgeordneten der zehn bedeutendſten Städte in Holland. In Gegenwart der Abgeordneten der Stände, und unter ungeheurem Zulauf aus dem ganzen Lande, wurde er geköpft und geviertheilt. Sein Haupt wurde auf einem Thurm der Hofpforte im Haag ausgeſteckt, und die Stücke ſeines Leibes fuhr der Henker nach den vier Hauptſtädten Hollands, wo er ſie am Thore aufhing. Das war die Strafe des Fürſtenmordes. In Leyden hing das Stück ſeines Gebeins noch im nächſten Jahr, bis es ein Windſtoß niederwarf, und der Stadtrath es durch den Todtengräber ſammeln und auf dem Kirchhof einſcharren ließ.

Nun ſiechte der Herzog noch lange Monate hin. Er wußte, daß ſein Lebensfaden ſchon halb zerſchnitten war. Im September beſchenkte er die Geiſtlichkeit ſeiner Hofkapelle im Haag mit Gütern und Freiheiten, „damit ſie ſeines Alters und ſeiner Seele im Gottesdienſte gedenken ſollten.“ Und er war doch erſt ein

Fünfziger. Auf des Brabanters Drängen fing er endlich an, mit Macht zu rüsten, und versprach, wenn er gesund wäre, mit seinem Heere am dreizehnten Tage zur Stelle zu sein. Damals aber, zu Ende des Dezembers, war er bereits sehr krank, und Wilhelm von Egmond, den er einstweilen zum Ruhwart bestellt hatte, und der Schatzmeister Gaesbeek beriefen die vornehmsten Kabeljaus nach dem Haag, um Maßregeln auf den Todesfall des Fürsten zu berathen. Am bezeichneten dreizehnten Tage sank er plötzlich todt zu Boden, es war am Dreikönigsmorgen des Jahres 1425. Tags vorher hatte er noch seinen getreuen Rothaft eine Zahlungsanweisung von 300 fl. gemacht, wofür der Ritter die Kleinodien gekauft, mit welchen der Herzog zu Neujahr seine Gemahlin nnd deren Hofdamen und Gesinde beschenkt hatte. Johann von Bayern wurde im Haag begraben, und ein paar Hand voll Erde bedeckten nun den Weitgefürchteten und all seine großen Pläne.

So hatte endlich Bliets Gift doch gewirkt. Wessen Hand es mischte, ist niemals offenbart worden. Es trafen dabei zusammen der persönliche Haß des entlassenen Hofmarschalls, der Parteihaß der Hoeks, und offenbar ein Anstoß aus England, wo sich die Flüchtigen an Jakobäas Hofe sammelten. Ihren Oheim, diesen Furchtbaren, mußten die Hoeks erst aus dem Wege haben, erst dann konnten sie auf Sieg sich Rechnung machen. In England wurde auch ein Abgesandter Johanns von Bayern erschlagen, den er wahrscheinlich auf heimliche Kundschaft dorthin geschickt hatte: für diesen verordnete Jakobäa noch in ihrem Testamente vierhundert Seelmessen nebst Genugthuung an seine Verwandten.

Zum zweitenmal nach kurzer Ehe mußte sich Elisabeth von Görlitz in den Wittwenschleier hüllen. Alle ihre Aussichten, durch welche sie hoch sich über Jakobäa gehoben, waren dahin. Um so enger schloß sie sich an Philipp an, und trug so wenig als irgend ein Kabeljau Scheu, sich durch Güter der vertriebenen Hoeks zu bereichern.

Digitized by Google

Auf die Schreckensnachricht, ihr gewaltiger Hort und Herzog sei plötzlich Todes verblichen, eilten alle Vornehmen der Kabeljaus nach dem Haag. Noch bildeten hauptsächlich sie die Stände des Landes, noch hatten sie allein die Aemter im Besitz, und damit sie dabei blieben, ließen sie kaum einen Tag nach des Herzogs Hintritt vergehen, als sie schon in feierlicher Ständeversammlung zusammentraten, und Johann von Brabant, weil er der Landesherrin rechter Gemahl und Vogt sei, zu ihrem Herrn und Fürsten erklärten. Sie stellten die Herren von Gaesbeek und Egmond als seine Statthalter und Ruhwarte des Landes auf, und erließen schleunige Gebote an die Städte und Amtleute, im Namen des Herzogs von Brabant das Recht zu verwalten und die Steuern zu erheben, gegen jeden Angriff werde man ihnen beistehen. Dann reiseten die Ruhwarte zu den Hauptstädten, um sie zu stärken und zu ermuthigen, und eröffneten eine neue und grimmige Hetze gegen Jakobäas Anhänger. Auch die letzten Hoeks sollten flüchten, damit das Land von Unrath rein und klar sei, wie das Verdeck eines Kriegsschiffes.

Zugleich sandten die Kabeljaus ihre Boten nach Brüssel, der Herzog müsse auf der Stelle zu ihnen kommen. Johann von Brabant berief sofort seine Stände nach der Hauptstadt, zu rathen, was zu thun. Man war einig, der Herzog müsse unverzüglich nach Holland, um wenigstens dies Land zu schützen, damit es ihm nicht ebenso wie der Hennegau verloren gehe. Also bestellte er seinen Bruder St. Paul zum Oberfeldherrn, vertrauete die Landesregierung einem Zwölferrath aus den Ständen, und begab sich am 18. Januar mit seinem Hofe und mehreren Räthen nach dem Haag. Er war sehr krank und konnte nicht zu Pferde sitzen. Doch die Kabeljaus ließen ihm keine Ruhe, sie fuhren und trugen ihn in Holland und Seeland umher, damit er nur erst die Huldigung empfinge. Am 8. Februar gelobte Johann: sämmtliche Freiheiten und Privilegien unverbrüchlich zu halten, von den Gütern des Landes auf keine Weise etwas zu entfremden, nur Landeseingeborne anzustellen, und seines Vorgängers

Digitized by Google

Schulden zu bezahlen. Auch verſprach er feierlich, Keinen von den Verbannten oder Flüchtlingen wieder in's Land zu laſſen ohne freiwillige Zuſtimmung der Stände. Alles hieß er gut, was die Kabeljaus bisher gethan hatten, und ernannte Gaesbeek zum erſten Ruhwart, Egmond zum Schatzmeiſter des Landes, und Franz von Borſſelen zum zweiten Ruhwart. Dabei überſchüttete er ſeine Anhänger mit Privilegien und Gnaden, und machte ſich verbindlich, Keinen ſeiner Stelle zu entſetzen, es ſei denn, er bezahle ihm zuvor Alles, was derſelbe von ihm fordern könne für Auslagen Rückſtände und dergleichen. Es war ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß des Fürſten mit einer Partei. Mit den Frieſen dagegen vertrug ſich Johann von Brabant, ohne ſein Fürſtenrecht zu ſehr zu betonen, damit er nur Frieden vor ihnen habe.

Wer aber hinter all dieſen Vorgängen ſtand als Anſtifter, war Herzog Philipp. Alsbald nach Johanns von Bayern Tode erſchienen die burgundiſchen Räthe und mit ihnen die Abgeordneten der flandriſchen Städte im Haag, die Pläne ihres Herrn in's Werk zu ſetzen. Die Kabeljaus begriffen recht wohl, daß unter dem Brabanter Schwächling ſie allein die Herren im Lande ſeien, und ſie durften ſich verlaſſen auf die Zuſage des Herzogs von Burgund, er werde ſeinen Vetter bei ihnen vertreten, und ihnen helfen mit ſeiner Stärke, wo es Noth thue.

Ohne Philipps Einmiſchung wäre Holland und Seeland ſicher Jakobäa nicht verſchloſſen geblieben. Denn das Volk glaubte, der Pabſt ſelbſt habe ihre frühere Ehe vernichtigt, und Humfried ſei jetzt des Landes rechter Vogt.

Die Bürgerſchaft von Gouda war nicht dazu zu bringen, daß ſie dem Brabanter huldigte. Selbſt die beiden vornehmſten Städte, Dortrecht in Holland und Zierickſee in Seeland, erklärten ſich neutral. Sie meinten erſt abzuwarten, wer ſich als rechter Landesherr ausweiſe. Die Zierickſeer ſchickten Boten nach Mons: man möge ihnen Abſchrift der Bulle ſenden, in welcher der Pabſt Jakobäas Ehe mit Humfried für recht und gültig erkläre. Zugleich ſchloſſen die Bürger dieſer Stadt einen feſten Bund mit

Digitized by Google

einander: sie wollten fest zusammenstehen in der schweren Zeit, jeden Schaden gemeinschaftlich tragen, und nur Dem als Fürsten huldigen, den einmüthig all die Bürgerbeamten und Räthe anerkennen würden.

Die Verbannten aber kehrten auf heimlichen Wegen in's Land zurück, und regten ihre Freunde auf. Die leichten Fahrzeuge der Hoeks ließen immer zahlreicher sich auf den Flüssen und Küstengewässern blicken. Sie hatten zwei Hauptplätze, wo sie sich sammelten, den einen im Süden auf den Wards, wo Yssel Leck und Maas zusammenströmten und man leicht die befreundeten Städte Gouda und Schoonhoven erreichte, den andern im Norden an der Mündung der Eeme, wo die Hoeks sich auf Amersfort stützten und Medemblick bedroheten, das bereits im Aufstande war. Humfried und Jakobäa hatten ihre offenen Briefe in Holland und Seeland umhergeschickt, und forderten die Unterthanen auf, zu ihnen zu stehen als den rechten Fürsten, und sie fanden genug Anhänger, welche diese Briefe heimlich verbreiteten. Auch die Hennegauer Stände sandten die Mahnung, daß Holland-Seeland-Hennegau bei einander und ungetheilt bleiben müßten. Johann von Brabant erklärte dagegen Jeden für einen Landesverräther, der solche Briefe nicht sofort abliefere, oder der einem Hoek Herberge oder Förderung gebe. Ja, er setzte sogar zwanzig Kronen darauf, wer einen Hoek fange und liefere, und zehn, wer einen todtschlage.

Mitten in diese Gährung und Unruhe erscholl auf einmal die Nachricht, die Hoeks hätten sich Schoonhovens bemeistert. Diese wichtige Stadt am Leck gehörte zu den Leibzuchtsgütern von Jakobäas Mutter, und sie hatte dort Dietrich von Maerssen als ihren Statthalter eingesetzt. Auf dem festen Schlosse in der Stadt war Wilhelm v. d. Coulster als erblicher Inhaber von Johann von Bayern bestätigt worden, den Kriegsbefehl aber auf der Burg führte Arnold Beylink, der Schultheiß in Gouda gewesen. Nun hatten sich gerade in Schoonhoven und Umgegend viele Flüchtlinge versammelt, die ihren Genossen im Hennegau

Digitized by Google

Nachricht gaben, daß ſich hier ein guter Schlag führen laſſe. Jakobäa hielt Rath mit Humfried, ihrer Mutter, und mit ihren Getreueſten. Man konnte durch die feindlichen Heeresmaſſen, welche ſich von Brabant heranwälzten, nicht durchdringen. Aber es mußte etwas geſchehen, um dem holländiſchen Volke zu zeigen, daß die Fürſtin nahe ſei. Alſo erhielt Florenz von Kyſhoek Befehl, in aller Stille mit verſuchten Leuten nach Schoonhoven aufzubrechen, und die Freunde dort wurden benachrichtigt, ſich bereit zu halten. Es war um die Mitte des Märzmonats. In kleinen Haufen, denn größere hätten Aufſehen erregt, kam Kyſhoek bis in die Nähe der Stadt, und es gelang dem Schlauen, durch Liſt ſeine Leute hinein zu bringen. Sofort ſtellten ſich die Bürger auf ihre Seite, die Kabeljaus flüchteten in Eile auf ihre Burg, und raſch wurde auch dieſe rings umzingelt und beſtürmt. Schon in der nächſten Nacht fielen die Vorderburg und andere Bollwerke in die Hände der Hoeks. Jetzt ſtrömten von allen Seiten ihre Parteigenoſſen nach Schoonhoven. Ihre beſten und erfahrenſten Kriegsführer fanden ſich ein, es waren Fünf darunter, die bereits den Ritterſchlag ſich verdient hatten, und zwanzig andere Edle. Schoonhoven wurde der Hauptwaffenplatz der Hoeks, von welchem aus ſie gedachten, tiefer in Holland einzudringen.

Fünftes Kapitel.

Fürſtliche Zweikampfsbriefe.

Zorn Philipps. Annäherung an Frankreich. Aufgebot zum Kreuzzug gegen Humfried. Parteiung in der Ritterſchaft. Frankreichs Vortheil. Die Burgunder und Brabanter Kriegsvölker. Irrthum Humfrieds und Jakobäas. Humfrieds erſter Brief an Philipp. Falſchheitsvorwürfe. Anfängliches Stillſchweigen Philipps. Gräßliche Verheerung des Hennegaues. Erſtürmung und Einäſcherung von Brain. Humfried bei Soignies.

Digitized by Google

Ausforderung zur Feldſchlacht. Flucht des Städtevolks. Scharmützel unter den Ritterſchaften. Ankündigung des Waffenſtillſtandes. Humfried von Philipp gefordert. Annahme des Duells und des Kampfrichters. Tagbeſtimmung. Philipps zweiter Brief.

Der Tod des Oheims und die Einnahme von Schoonhoven ſtellten Humfried und Jakobäa auch den Beſitz von Holland und Seeland in fröhliche Ausſicht. Doch inzwiſchen war ein arger Feind raſch und klirrend auf die Bühne getreten.

Humfried hatte all die klugen Berechnungen Philipps zerbrochen, plötzlich die ſo weit und geſchickt angelegten Netze zerriſſen. Er war ſogar mit ſeinem Heere durch burgundiſches Gebiet gezogen, ohne den Landesherrn nur einmal um Erlaubniß zu fragen. Nichts konnte für den Stolz und die Politik des Burgunder Herzogs peinlicher ſein. Daher als die Nachricht erſcholl, Humfried marſchire wirklich nach dem Hennegau, gab es bei Allen, die es mit Frankreich gut meinten, freudige Geſichter. Jetzt hatte der friedenſtiftende Savoyer Oheim ſein Spiel gewonnen, und der franzöſiſche König erhielt Zeit, ſich von ſeinem tiefſten Falle zu erholen. Philipp war gleich von Paris nach Maçon gereiſt, und hatte dort mit Amadäus, mit franzöſiſchen Großen, mit den Geſandten Karl VII. unterhandelt. Hätte die ritterliche Pflicht der Blutrache vom Burgunder Fürſten nicht gefordert, daß die Mörder ſeines Vaters beſtraft wurden, oder hätte ſie der König, welchen ſie als Rathgeber umringten, opfern wollen, ſo wäre ſchon jetzt Frieden geſchloſſen und die engliſch-burgundiſche Allianz aufgelöst. Einſtweilen feierte Philipp ſeine Hochzeit, und verlobte ſeine Schweſter Agnes mit Karl von Bourbon. Zu Weihnacht ging er mit dem ganzen Hofe nach Chartreux, und ſeine fromme Herzogin bediente die Mönche im Refektorium, während ſie ſpeiſeten.

Voll Grimm und Beſchämung ſann Philipp, wie er Humfried überbieten könne. Vor aller Welt ſollte er beſchimpft werden. Nun war es damals die ſchreckliche Zeit der Huſſitenkriege. Man zog wider die böhmiſchen Ketzer und Wüthriche in's Feld, gleich

wie gegen Ungläubige und Chriſtenfeinde. Auch in den Niederlanden war der Aufruf zum Kreuzzug von allen Kanzeln verkündigt, und viele Ritter und Bürger waren zu König Sigmunds Fahnen geeilt. Sollte ſich Humfried nicht zu einem ſolchen ketzeriſchen Unhold ſtempeln laſſen? Er hatte ja die Kirche geſchändet, die Grundfeſten der chriſtlichen Geſellſchaft erſchüttert, als er öffentlich eines Andern Eheweib zur Frau nahm. Eine Art Kreuzzug alſo ließ Philipp gegen Humfried aufbieten, in größter Haſt und öffentlich in all ſeinen Landen. Von den Kanzeln in der Kirche, vor den Rathhäuſern, auf den Dörfern mit klingender Schelle, überall wurde verkündigt: „Ritter und Lehnsleute, Adel und Bauern, und Alles was nur Waffen tragen könne, ſolle ſich in Eile aufmachen und verſammeln unter den Befehlen der Herren von Luxemburg, L'Isle Adam, Croy, und anderer Lieutenants und Feldhauptleute des Herzogs, um zu dem Brabanter Heer zu ſtoßen und gegen Humfried von England zu ſtreiten, ſo tapfer und eifrig ſie es vermöchten." Chatillon war als Sammelplatz beſtimmt.

Eine ſo ungewöhnliche Weiſe, gegen einen Vetter und Alliirten aufzutreten, regte alle Welt auf. Große Mengen Volks ſetzten ſich nach dem Hennegau und Brabant in Bewegung. Nun ſpaltete ſich feindlich alle Ritterſchaft in den Niederlanden, in Frankreich, in England. Man ergriff die Sache als einen höchſt wichtigen Rechts- und Ehrenhandel, bei deſſen Entſcheidung jeder Mann betheiligt ſei. Es fragte ſich: kann eine Frau, die ihre Ehe für nichtig hält, ohne Weiteres ihren Mann verlaſſen und einen andern nehmen? Bei all der adligen Gewöhnung, den Frauen zu huldigen und zu dienen, als wären ſie Engel vom Himmel, verſtanden jene Ritter doch keinen Spaß, wo es ihre eheherrlichen Rechte anging. Die Flucht der Frau war die größte Schande für den Mann, und es handelte ſich dabei auch um die Landgebiete Schlöſſer und Einkünfte, welche die Vermählung eingebracht. Dagegen gab es wieder Männer genug, welche gerührt von der jungen Fürſtin Reiz und Unglück erklärten: „Hei-

Digitized by Google

lige Ritterpflicht ſei es, gegen Diejenigen aufzutreten, welche ſie erſt in eine ſchmähliche Ehe hinein getrieben, und dann ſchamlos beraubten und verfolgten. Und worüber man ſich denn empöre? Jakobäa habe ja gerade ſo gehandelt, wie Pabſt und Kirche es wollten. Niemals hätte man in Rom die Ehe zwiſchen ſo nahen Verwandten zugeben dürfen, darum ſei ja auch die erſte Dispenſation ſchon nach vierzehn Tagen widerrufen, und nur auf päpſtlichen Befehl ſei Jakobäa von der unſeligen Verbindung zurückgetreten. Der heilige Vater ſelbſt habe ihre Ehe mit dem Herzog von Gloceſter geſegnet und beſtätigt." Erwiederten Jene nun, „das Alles ſei nicht wahr, der Pabſt habe ja zum zweitenmal Dispenſation geſchickt," ſo beriefen ſich die Andern auf die Bullen, die aller Orten öffentlich verleſen und an den Kirchthüren angeſchlagen ſeien. Sie ſagten: „Von einem Widerſpruch des Pabſtes zu Rom höre man nicht das Geringſte mehr. Dieſe Bullen verdienten alſo wohl mehr Glauben, als jene andern, mit welchen des Brabanter Herzogs Leute umherzögen. Wie könne man auch nur denken, daß dieſe ächt ſeien! Werde denn der Pabſt widerrufen den Widerruf ſeiner Dispenſation? Der arme Brabanter glaube ja ſelbſt nicht an ſein Recht, er habe zu Paris erklärt: daß er Jakobäa Humfried laſſen wolle. Nun, dann müſſe er auch ihre Fürſtenthümer herausgeben."

So ſtritt man hin und her. Man griff zu den Waffen des kanoniſchen und des römiſchen Rechts, die Köpfe erhitzten ſich, und zuletzt ſchlug jede Partei an's Schwert, als an die einzige Entſcheidung. Wenn die Ritterſchaft in England und im Hennegau ſich freudig um Humfried ſchaarte, ſo zogen dagegen ſelbſt aus dem engliſchen Frankreich Fähnlein heran, welche ihn bekämpfen wollten. Gegenüber von Humfrieds und Jakobäas Tafelrunde hatte ſich eine ritterliche Genoſſenſchaft gebildet, welche es ſich zum Ziele ſetzte, die beleidigte Sitte und Ritterehre zu rächen. Dieſe Herren hefteten auf ihren rechten Arm kleine runde Schilde von Silber, auf welchen ein Stück Sonne gemalt war, zum Zeichen, daß ſo hell ſtrahlend das Recht des Gemahls ſei, welchen

Digitized by Google

Jakobäa freventlich verlaſſen. Als Bedford zum Beſuche kam an Philipps Hofe, ſah er zwei berühmte Ritter, den Baſtard von St. Paul und Adrian von Humieres, mit dieſen Armſchilden einherſtolzieren. In ſeiner Gegenwart ließen ſie ſich vernehmen: „Kein Engländer dürfe ſagen, Gloceſter habe beſſeres Recht, als der Brabanter, oder er müſſe ihnen erſt den Armſchild abreißen und ſein Leben gegen ſie im Kampf einſetzen.“ Schon hatte Bedford ſeinen Leuten befohlen, den Uebermüthigen die Armſchildchen abzureißen, denn er hatte gehört, als ſagten ſie: kein Engländer werde ſie antaſten, oder er müſſe mit ihnen kämpfen. Als er jedoch erfuhr, es handele ſich bloß um Gloceſters Eheſache, ließ er es hingehen.

Aus Tournay kamen außer den Mannſchaften, welche die Stadt ſchickte, um gegen die Engländer zu kämpfen, noch dreihundert Geſellen, die ſich „Leute vom guten Willen“ nannten, weil ſie auf ihre eigenen Koſten lebten. Jakobäa aber erhielt in jener Zeit den Beinamen „Dame Jacque la deſirée.“

Voll Sorgen nahm Bedford wahr, wie tagtäglich die Truppen ſeines Alliirten ſich in Frankreich verdünnten, und wie Eifer und Intereſſe des Krieges nach den Niederlanden verlegt wurde. Die Lorbeeren ſeiner Schlacht von Verneuil, noch eben in friſcher Blüthe, ſollten raſch abwelken. Jetzt ſollte für Frankreich ſich wieder ein nationaler Wille ſtählen, vor allen Dingen erſt den Fremden vom franzöſiſchen Boden zu vertreiben. Denn die Franzoſen, die im eigenen Lande für oder wider ihren angeſtammten König zu Felde zogen, kämpften nun in den Niederlanden für eine gemeinſchaftliche Sache. Philipp aber ſammelte in Dijon Gelder, wie zu einem großen Kriege, und ließ den Grafen von Luxemburg in den Hennegau einrücken mit einem ſtarken Heere, welches ſofort ungeheures Verderben verbreitete.

Die Brabanter hatten ſich unter dem Befehle des Grafen von St. Paul verſammelt. Auch ihrer hatte ſich eine ſonderbare Aufregung bemächtigt. Sie waren außer ſich vor Aerger, daß ihre einſt ſo geliebte Herzogin jetzt mit fremdem Heer und

Digitized by Google

Gemahl an ihrer Gränze ſtehe. Nicht einmal die Fehde, wie es doch unter allen Fürſten und Edlen des römiſchen Reichs Sitte war, hatte Humfried ihnen angeſagt, als ſeine Engländer bereits auf Brabanter Gebiet ſtreiften, und mit Brand und Todtſchlag nicht einmal die geweiheten Hallen der Mönche und Nonnen verſchonten. Wer in Brabant jemals Armbruſt oder Bogen geſpannt hatte, nahm ſie jetzt auf die Schulter. Die Bogenſchützen Englands hatten ſich in den franzöſiſchen Schlachten einen ſo furchtbaren Namen gemacht, daß Leute von Ritterart es ſich zur Ehre rechneten, in ihren Reihen zu kämpfen. Nun wollten die Brabanter Bogenſchützen es den engliſchen zeigen, daß ſie ihren Ruhm nicht fürchteten. Philipp aber trieb aus den burgundiſchen Ländern immer neue Maſſen herbei. Es gab, Brabanter und Burgunder zuſammengerechnet, ein Heer von mehr als ſechszigtauſend Mann, für jene Zeit etwas Unerhörtes. Man erzählte ſpäter, es ſeien bei dem erſten Aufruf an 180,000 Mann zuſammen geſtrömt: Philipp aber habe die Meiſten nach Hauſe geſchickt, weil ſie ja keiner habe ernähren können. Philipp ſandte ſeine beſten Feldherren: außer Johann von Luxemburg deſſen Bruder Peter Graf von Converſant, dann die berühmten Kriegsmänner, den tapfern und klugen Herrn von Croy, den Herrn von Villers, der unter dem Namen L'Isle Adam weithin gefürchtet war, den Herrn Andreas von Valins, den Baſtard von St. Paul, die Herren von Humieres, von St. Traille, und mehrere Andere.

Das hatten ſich Humfried und Jakobäa nicht träumen laſſen. Die Letztere beklagte ſich bitter, daß ihr Vetter Philipp ſie ſo grauſam verfolge, und erklärte: „wider Jederman werde ſie ihr Recht vertheidigen.“ Humfried aber ſchäumte wie ein Gießbach, als er erfuhr, Philipp laſſe gegen ihn ein allgemeines Aufgebot ergehen, wie gegen einen Türken und Heiden. Nach ihrer Meinung hatten ſie alles Mögliche gethan, um den Herzog von Burgund zufrieden zu ſtellen. Jahre lang hatten ſie ihre Kriegsluſt gezügelt, Jahre lang auf den Beſitz ihrer Fürſtenthümer verzichtet, und waren von einem Unterhandlungstage zum

Digitized by Google

andern gekommen. Schließlich hatten ſie nichts begehrt, als daß Humfried Fürſt ſei in Jakobäas Erbe, ſo lange ſie lebe. Das konnte ja Philipp einerlei ſein, ob Humfried oder Johann von Brabant ihr Land regierte. Starb Jakobäa kinderlos, ſo kam ja doch in einem wie im andern Falle Philipp die Anwartſchaft zu. Und nun war er im benachbarten Artois und regte noch immer unabſehliches Kriegsvolk wider ſie auf, und erfrechte ſich ſogar, in ſeinem Aufruf zu ſagen: ſie wollten keine Vermittelung annehmen. Jakobäa wies ihren Gemahl an, dem Burgunder öffentlich ſeine Falſchheit vorzuwerfen, und ſo ſchrieben ſie ihm folgenden Brief:

„Hoher und mächtiger Fürſt! Vieltheurer und vielliebe Vetter!

Man hat mir berichtet, daß in Euern Landen und Herrſchaften jüngſt von Euretwegen verkündet und ausgerufen iſt, alles waffenfähige Volk und überhaupt alle Adligen und Unadligen, die Euch lehns- oder dienſtpflichtig, ſollten auf den Tag bereit ſein, mit Herrn Johann von Luxemburg und Andern zum Dienſt meines Vetters von Brabant zu gehen wider mich, meine Freunde Helfer und Unterthanen. Und dabei hat man mehrere unwahre Dinge zu hören gegeben. Soviel oder mehr habe ich entnommen aus der Kopie gewiſſer Briefe, welche von Euch geſchrieben lauten in Eurer Stadt Dijon den zwanzigſten November. Dieſe Erlaſſe und Briefe erſchienen, glaube ich, mit Euerm Wiſſen und Befehl, obgleich Ihr gut genug wißt, was ich in der letzten Zeit auf Eure Bitten Vorſtellungen und Geſuche gethan, — wie oft ich mich meinem guten Bruder dem Regenten und Euch unterſtellt habe, um den Streit und Zwieſpalt beizulegen, deſſen in jenen Briefen gedacht iſt, und der beſteht zwiſchen meinem genannten Vetter von Brabant und mir, — wie viel Rechtstage ich deßhalb angenommen, und welche Angebote zu meinen Ungunſten ich thun ließ, auf die, wir Ihr beſſer wißt, als ein Anderer, man von Seiten des Herzogs von Brabant niemals eingehn, noch irgend einen Vertrag annehmen wollte, — voraus-

Digitized by Google

geſetzt, daß das Alles in jenen Briefen in's Gegentheil gefärbt iſt, wie Ihr Euch durch beiliegende Abſchrift, wenn Ihr ſie einſehen wollt, überzeugen könnt. Und ich weiß auch, daß, was ich hierin gethan, Eurem guten Gedächtniſſe noch nicht entſchwunden iſt.

Und Ihr wißt auch, wenn Euch Blutsfreundſchaft bewegen ſollte, etwas zu thun, ſo müßtet Ihr eher meiner Partei, als der andern zu helfen geneigt ſein, da meine Genoſſin und Gemahlin zwiefach Eure rechte Baſe iſt, und mein Vetter von Brabant Euch ſo viel und ſo nahe nicht angeht. Und außerdem ſeid Ihr dazu verpflichtet durch den Friedensvertrag, den Ihr und ich feierlich beſchworen haben. Das wird der Herzog von Brabant niemals ſchwören, ſondern er hat, wie Ihr wißt, eine gegentheilige Allianz gemacht, die Euch gegen ihn aufbringen müßte. Dieſer Vertrag iſt nicht durch mich gebrochen, noch wird er es jemals. Ja, ſchon der Gedanke würde mich ſchwer bekümmern, und ich ſollte meinen, wenn ich das gethan hätte, könnte mir nie mehr Gutes widerfahren, wie es auch nicht thun würde. Eben ſo halte ich wahrlich Euer Gemüth für ſo edel, daß Ihr in Euerm Leben nicht anders handelt, um keiner Sache willen.

Andrerſeits aber habt Ihr noch nicht wahrnehmen können, daß ich weder vordem, noch ſeit ich hier bin, nicht ſtets in dem Wunſche gelebt hätte, Euch und den Eurigen gefällig zu ſein, oder daß ich jemals gethan bewirkte oder ertrug oder duldete, daß Euch und Euern Unterthanen irgend Kümmerniß oder Schaden geſchah. Ich habe vielmehr Eure Unterthanen behandelt und gehalten und mir empfohlen ſein laſſen, als wären es meine eigenen, wie ſie davon Euch ſelbſt Kunde geben können.

Und hiermit wißt Ihr, wie ich Euch bisher geſchrieben was wahr iſt, daß ich nicht hierher gekommen bin, irgend etwas von einem Andern zu ſuchen, vielmehr zu fordern oder anzuſprechen, zufrieden bin mit dem, was mir gebührt und gehört von wegen meiner Gemahlin, Eurer Baſe, und was ich mit Gottes Hülfe bewahren will, ſo lange ſie lebt, und das iſt mir völlig genügend. Wenn ich aber etwas thun mußte und muß gegen meinen beſagten Vetter, ſo trage nicht ich, wie Ihr wißt, die Schuld,

ſondern durch ſeine Unternehmungen gezwungen, meine Ehre zu wahren und mein Land zu vertheidigen, konnte ich nicht anders, wie Ihr wohl wiſſen könnt der Wahrheit gemäß, — dies, glaube ich, wißt Ihr ſchon, es ſind ſattſam bekannte Dinge. Deßhalb kann ich nicht glauben, daß jemals jene Erlaſſe und Briefe mit Euerm Wiſſen oder ſicherer Kenntniß gemacht ſind.

Deßhalb, hoher und mächtiger Fürſt, mein vieltheurer und vielgeliebter Vetter, bitte ich Euch in Wahrheit ſehr, daß Ihr, was hier geſagt iſt, wohl erwägen wollt, nämlich: was ich in Betracht Eurer und Eures Vorſtellens und Erſuchens gethan, die Verwerfung von Seiten der andern Partei, — die Nähe — der Blutsfreundſchaft, — den Freundſchaftsvertrag, — daß ich in keiner Sache Euch zuwidergehandelt habe, — und die beſagten Unternehmungen meiner Gegner. Und ich glaube, daß ſelbſt, wenn das ſich ſo verhielte, was man mich hat wiſſen laſſen und was ich noch nicht glauben kann, — wenn Ihr es recht bedenket, ſo werdet Ihr andern Rath faſſen und anderer Meinung ſein.

Wollt Ihr aber anders handeln, ſo wird Gott, dem man Nichts verheimlichen kann, mein gutes Recht ſchützen, und auf den Eid, den Ihr geleiſtet, darauf berufe ich mich.

Hoher und mächtiger Fürſt, vieltheurer und vielgeliebter Vetter, durch den Ueberbringer Dieſes laßt mich Eure Meinung wiſſen, und giebt es eine Sache, die ich für Euch thun könnte, ſo werde ich es von ganzem Herzen thun, Unſer Herr weiß es, der Euch beſchützen möge.

Geſchrieben in meiner Stadt Mons unter meinem Siegel, den zwölften Januar. Hoher und mächtiger Fürſt, mein vieltheurer und vielgeliebter Vetter, ich ſchicke Euch hierin eingeſchloſſen die getreue Kopie jener Briefe, ſo gezeichnet: de Croy. Euer Vetter, Herzog von Gloceſter, Graf von Hennegau Holland Seeland Pembrocq und Herr von Friesland."

Philipp nahm dieſen Brief vom Herold, der ihn feierlich überbrachte, in Empfang und ſteckte ihn in die Taſche,

Digitized by Google

ſo ſcharf er auf ſeine Wahrhaftigkeit und ritterliche Bundestreue auch abzielte. Die rechte Zeit zur Antwort ſchien ihm noch nicht da. Nochmal kamen ſeine und Bedfords Kanzler und Geheimräthe nach dem Hennegau und nach Brabant, und nochmal zogen ſie hin und wieder, um gütlichen Vertrag zu Stande zu bringen. Das dauerte ſo zwei Monate. Unterdeſſen aber raſete ein entſetzliches Kriegstoben, welches Philipp mit ſtiller Luſt anfeuerte. Die Menſchen wußten ſich vor innerer Wuth und Aufregung nicht zu laſſen: es war, als wenn Jedermann im Gegner zugleich ſeinen Todfeind wüßte. Nationalhaß, die Rohheit jener Zeiten, und die ſchweren Fragen, welche Jakobäas unſelige Eheſache heraufbeſchworen, Alles wirkte zuſammen. Das Elend der Hennegauer war nicht zu beſchreiben. Was die Wildheit und Habgier ihrer engliſchen Gäſte übrig ließ, das holten ſicher die Brabanter und Burgunder. St. Paul hatte ſein großes Heer längs der Gränze vertheilt, ſeine beiden Hauptplätze waren Hal und Nyvels. Es hieß, Philipp ſelbſt wolle Valenciennes belagern, Croy und Johann von Luxemburg ſollten Mons angreifen. St. Paul unterdeſſen ruhete nicht, von der Brabanter Seite her die feindlichen Streifzüge mit Mord Raub Brand zu vergelten, und wenn man Engländer fing, ſchickte man ſie auf Wagen gebunden nach Brüſſel. Er hatte in ſeinem Lager auch 1200 Burgunder, und da er ſelbſt noch ſo jung war, hatte ihm Philipp den Grafen von Converſant, den Bruder Johanns von Luxemburg, beigegeben, der ihn leitete. Einmal legten ſich die Brabanter in die Büſche und Schlupfwinkel bei Brain, ein kleiner Haufe mußte die Engländer herausfordern, und als dieſe ordnungslos hinter ihnen herſtürmten, geriethen ſie in Hinterhalte, und wurden mit Verluſt bis vor die Mauern von Brain zurückgeworfen. Da kamen die Jagdhunde, welche des Fürſten Jägermeiſter von Alters her in großer Zahl in Brain zu halten pflegte, aus dem Thore, und zerfleiſchten die halbtodten Engländer, und Keiner wagte vor der Wuth der ausgehungerten Thiere, ſich den jammervollen Menſchen zu nahen.

Endlich legte sich die ganze Brabanter und Burgunder Macht vor Brain, welches mit tiefen Gräben, mit hohen Mauern und Thürmen, mit starken Vorwerken auf das Trefflichste bewehrt war. Die reichen Brabanter Städter hatten in großer Menge grobe Geschütze und Wurfmaschinen mitgebracht: diese pflanzten sie ringsum auf, und überschütteten die Stadt mit einem unaufhörlichen Hagel von Kugeln. Die schweren Steingeschosse zerrissen die Mauern, glühende Pfeile steckten die Thorbedachung in Brand. Die Engländer aber, obgleich ihrer nur ein paar Hundert waren, und die tapfern Bürger von Brain wankten nicht.

Humfried und Jakobäa waren auf die Nachricht, daß man Brain angreife, von Mons aufgebrochen und standen zu Soignies, eine Stunde vom feindlichen Lager. Weil sie mit Angriff drohten, stellten sich zwei Mal die Brabanter und Burgunder auf dem Felde in Schlachtordnung, während im Lager auf den Streithengsten die Fähndriche harrten mit eingerollten Bannern, bis das Treffen beginne. Humfried rührte sich nicht. Es schien, als fürchte er sich eben so sehr, das übermächtige Heer der Brabanter anzugreifen, als diese sich fern hielten von den Engländern. Und doch wollten die Brabanter wissen, er habe bereits den Tag der Schlacht bestimmt gehabt.

Man beschloß nun im Brabanter Lager, einen allgemeinen Sturm gegen die Stadt zu wagen. Die Herren schmückten sich mit ihren besten Waffen und schönsten Feldzeichen. Wagen voll Heu und Stroh wurden herbeigeschleppt, die Gräben zu füllen, und darüber warf man Baumzweige und allerlei Holzwerk. Ueber diese Brücken stürmten die Belagerer und legten die Leitern an, vorn an die Herren mit fliegenden Bannern. Doch die Festungsmauern waren hoch, und die Belagerten brauchten so fleißig Büchsen und Bogen und stürzten so eifrig Steinblöcke hinunter, daß sie die Stürmenden in die Gräben warfen, mancher Herr verloren ging, und der Angriff abgeschlagen wurde.

Leider noch einen solchen Sturm auszuhalten, sahen sich Bürger und Besatzung zu schwach. Sie kapitulirten am 11. März,

Digitized by Google

dem achten Tage nach dem Beginne der Belagerung. Alle Engländer ſollten frei abziehen den Stock in der Hand, und die Bürger wurden in die Gnade des Herzogs von Brabant geſtellt. Man hatte ſie wiſſen laſſen, daß ſie mit einer Summe Geldes davon kämen. Solche Bedingungen hatte ſich der Belagerten Tapferkeit erzwungen. Es war vergebens, alle Wuth entladete ſich über der unglücklichen Stadt. Als die Thore ſich öffneten und die Engländer abzogen, war all das Städtervolk aus Brabant und Lüttich, aus Flandern Artois und der Boulogne nicht zu halten. Die Maſſen drangen in die Stadt, ſchlugen alles todt, was ihnen vor die Augen kam, Bürger und Engländer, plünderten, brannten, und es dauerte nicht lange, ſo war der ganze Platz ein Meer von Feuer und Rauch, aus welchem das Fluchen der Plünderer und der Todesſchrei ihrer Opfer hervortönte. Nur ein Theil der Engländer und Bürger wurde von den Rittern in das Zelt des Feldherrn gerettet. Jetzt warf man auch die Thore und Mauern in den Stadtgraben, und wo früher Brain geſtanden, ſah man nur eine Stätte voll Aſche Trümmer und Leichen. Alle Ritter im Heere waren empört über eine ſolche Niederträchtigkeit und ſagten: „Da ſehe man es, dies Städtervolk lerne niemals, was Recht und Brauch im Kriege ſei.“

Man fragte die Engländer im Zelte des Oberbefehlshabers, warum ſie die Stadt, welche doch ſo feſt und mit Lebensmitteln noch verſehen geweſen, übergeben hätten? Sie antworteten: als ſie von den Mauern geſehen, wie die Herren mit ihren Feldzeichen und Bannern zum Sturm heranrückten, ſei auch der Ritter St. Georg, ihr heiliger Landespatron, darunter geweſen. Auf weißem Streitroß habe er geſeſſen, ganz in ſeinem gewöhnlichen Schmuck und Wappen, in leibhafter Geſtalt ſei er vom Pferde geſtiegen, habe den Graben durchwatet und habe begonnen, die Mauer zu erklimmen. Als ſie das geſehen, ſeien ſie vor Schrecken und Grauen halbtodt geweſen, und alle Kraft ſei ihnen gewichen, und Jeder habe im Stillen gedacht: das ſei ein Zeichen

der Rache Gottes gegen ihren Herrn den Herzog und ſeine ſchlechte und ungerechte Sache. Es war aber unter den Herren, die zum Sturm heranritten und ſich ihre Banner vortragen ließen, auch ein Herr Daniel von Vouchout geweſen, der auf einem Schimmel ſaß, und ſein Wappen war gerade ſo wie des St. Georgs, welchen die Engländer in ihrer Aufregung, in ihrem böſen Gewiſſen zu erblicken glaubten.

Als Brain eingeäſchert wurde, ging im Heere der Brabanter und Burgunder die Rede: jetzt werde man nach Soignies aufbrechen und die Engländer angreifen. Da erſchienen Humfrieds Herolde bei St. Paul und forderten ihn heraus zur Feldſchlacht. Wiederum ſtellte ſich das große Heer in Schlachtordnung. Aber es ſtand einen ganzen Tag, es wartete den folgenden und noch zwei Tage, während es ſchneiete und regnete, der Feind kam nicht, und das Wetter wurde immer wüſter. Endlich brach St. Paul auf: die Brabanter aus den Städten fühlten keine Kriegsluſt mehr, das ſchlechte Wetter hatte ſie mürbe gemacht, und die Unthaten in Brain lagen ihnen im Gewiſſen. Sie hatten noch immer große Furcht vor den Engländern. Alſo wurde beſchloſſen, wieder nach Hauſe zu ziehen. Weil St. Paul aber fortwährend fürchtete, daß Humfried ihn anfalle, ſo ließ er alle die Ritter und Herren gedrängt und in Waffen reiten, als ginge es zur Schlacht, und auch das Städtervolk mußte gute Ordnung halten. So marſchirten ſie langſam vorwärts, und richtig, als ſie eine Strecke Weges hinter ſich hatten, hieß es: die Engländer wären da. Sogleich ſtürzten ſich all die Bürger und Herren aus den Städten, es mochten ihrer noch bei Vierzigtauſend ſein, in die wildeſte Flucht, warfen die Rüſtung weg, und ließen ihre Wagen im Stich. Die Felder ſah man weit und breit mit Waffen und Kriegszeug beſäet. Es waren aber nur achthundert Engländer da, denen Humfried erlaubt hatte, dem Abzuge der Brabanter zuzuſehen. St. Paul mit ſeinen Rittern faßte Stellung auf einer Anhöhe, die Engländer ſtanden ihm gegenüber, dazwiſchen war eine Vertiefung mit einem kleinen Bache. Man ſchoß und plänkelte hin und her,

Digitized by Google

und es gab einige Todte und Verwundete. Das dauerte ſo den ganzen Tag, weil jeder Theil hoffte, der Gegner ſolle zuerſt abziehen. Als es anfing, dunkel zu werden, kamen eilends Herolde von Humfried und von Philipp: es ſei Waffenſtillſtand, denn dieſe Beiden wollten Jakobäas Sache entſcheiden im Zweikampf. So trennten ſich die Heere, die wahrlich keine große Streitluſt gezeigt hatten. St. Paul folgte mit den Edlen und Reiſigen den Fortgelaufenen nach Brüſſel, und die Burgunder Kriegsleute bezogen Garniſonen an der Gränze von Hennegau. Humfried zog nach Mons zurück.

Sein Säumen war nun erklärt. Es war nicht allein die furchtbare Größe des Brabanter Heers, was ihm bedenklich erſchienen. Philipp hatte ihm auch Geiſt und Sinne in eine andere Richtung gelenkt. Gerade als Humfried in Soignies angekommen, hatte er von Philipp einen Brief erhalten. Als die Hennegauer bereits in heller Verzweiflung waren über die fürchterliche Verheerung, die ſolche erdrückende Maſſen fremden Kriegsvolks über ihr kleines Land verbreiteten, ſchrieb der Burgunder am ſelben Tage, als ſein und der Brabanter Heer ſich vor Brain legte, die Antwort an Humfried. Seinen Brief hatte er, um der Sache die größte Oeffentlichkeit zu geben, im vollen Rathe erörtern laſſen. Die Antwort lautete:

„Hoher und mächtiger Fürſt Humfried,
Herzog von Gloceſter!

Ich Philipp, Herzog von Burgund, Graf von Flandern und Artois, habe Euren Brief, den Ihr mir aus Mons im Hennegau unter Eurem Siegel am letzten 12. Januar geſchrieben, empfangen. Er enthält mehrere Dinge, unter andern: Ihr hättet erfahren, wie man in meinen dortigen Landen und Herrſchaften von meinetwegen hat veröffentlicht und ausrufen laſſen, daß alle Waffenfähigen bereit ſein müßten, zu ziehen mit meinem vieltheuren und viellieben Vetter Johann von Luxemburg und Andern in den Dienſt meines vieltheuren vielgeliebten Vetters, des Herzogs von Brabant, wider Euch und Eure Freunde und Un-

Digitized by Google

terthanen, und daß man dabei Mehreres wider die Wahrheit zu hören gegeben, wie das Eure Briefe enthalten. Soviel und noch mehr hättet Ihr aus gewiſſen Briefen erſehen, von denen Ihr mir eine Abſchrift zugeſchickt habt, und die von meinetwegen zu Dijon den 20. November verfaßt ſind. Ich übergehe nun, hoher und mächtiger Fürſt, den größten Theil Eures Briefes mit Stillſchweigen, denn es liegt mir wenig oder nichts daran, ausgenommen was meine Ehre berührt, welche ich nicht will und darf ſchmähen oder beleidigen laſſen wider Recht und Billigkeit. Deßhalb ſchreibe und erkläre ich Euch, daß die Briefe und Aufrufe im Weſentlichen ganz wie die Abſchrift ſind, die Ihr mir geſchickt habt, und daß ſie mit meinem Wiſſen und auf meine Anordnung Vollmacht und Anweiſung geſchrieben ſind.

Dazu bin ich bewogen, weil Ihr Euch weigertet, den Artikeln und Punkten zu gehorchen, welche jüngſt durch Euren lieben Bruder, den Regenten, und mich im großen Rathe zu Paris aufgeſetzt und darnach Euch vorgelegt ſind, um den Streit und Zwieſpalt beizulegen zwiſchen meinem vieltheuren und vielgeliebten Vetter, dem Herzoge von Brabant, auf der einen und Euch auf der andern Seite. Dieſe Artikel hat dieſer mein Vetter, der Herzog von Brabant, — um Gott auf ſeine Seite zu ziehen und Eurem lieben Bruder und mir zu Gefallen zu ſein, — bewilligt und eingeräumt; aber nichtsdeſtoweniger ſeid Ihr — nach Eurer Weigerung, und ohne das Ende des Prozeſſes, der am römiſchen Hofe über jenen Streit ſchwebt, abwarten zu wollen, — eingefallen mit Waffen und Kriegsgewalt in das Hennegauer Land, und bemüht Euch, meinen Brabanter Vetter daraus zu vertreiben und ihm ſeine Beſitzungen zu rauben. Das ſind die Urſachen meiner Briefe, und dieſe ſind zuverläſſig und wahrhaft, ſo wie Ihr wohl wiſſen könnt, und nicht übergehen noch verleugnen könnt.

Ich habe alſo darin nichts hören laſſen wider die Wahrheit, wie Ihr lügenhafter Weiſe und mit Unrecht mich zeihen und beſchuldigen wollt, wie mir ſcheint, in Eurem Briefe. Ich bewahre ihn bei mir, als Beweisſtück, wenn es Zeit ſein wird. Genug

Digitized by Google

und zuviel gereicht es mir zur Schande, was meinem Vetter, dem Herzog von Brabant, Ihr gethan und Euch zu thun bemüht, ohne mir Ehre und Ruf antaſten zu wollen, was ich nicht leiden würde und will, nicht von Euch und keinem Andern.

Auch glaube ich, daß die, welchen ich anhänge und welche mir anhängen aus Blutsfreundſchaft Herkunft und Schwägerſchaft, ſowie meine getreuen feſten Vaſallen und Unterthanen, welche ſo herrlich und treu meinen Vorfahren und mir gedient haben, dergleichen nicht würden hingehen laſſen noch dulden. Und deßhalb fordere und erſuche ich Euch durch dieſen Brief: daß Ihr widerruft und widerſagt, was Ihr geſchrieben habt, daß ich nämlich etwas wider die Wahrheit hätte hören laſſen wie geſagt iſt und dem gemäß, was Euer Brief und offenes Schreiben enthält.

Und wollt Ihr es nicht thun und wollt Ihr aufrecht halten jene Rede, die mir Ehre und Ruf antaſten kann, ſo bin und werde ich bereit ſein, mich deſſen zu erwehren meinen Leib gegen den Euren, und Euch zu bekämpfen mit der Hülfe Gottes und Unſerer lieben Frau, indem ich einen angemeſſenen und paſſenden Tag annehme vor dem höchſten durchlauchtigſten und mächtigſten Fürſten, dem Kaiſer, meinem vieltheuren Herrn und Vetter. Und auf daß Ihr und alle Welt ſehet, daß ich dieſe Sache kurz machen will und ſtreng meine Ehre wahren, ſo bin ich, gefällt es Euch beſſer, es auch zufrieden, daß wir zum Kampfrichter nehmen meinen vieltheuren geliebten Vetter, der auch Euer Bruder iſt, den Regenten, Herzog von Bedford, den Ihr mit Recht nicht ablehnen dürft; denn er iſt ein ſolcher Fürſt, daß ich weiß, er würde Euch und mir und allen Andern ein rechtſchaffener Richter ſein. Und um der Ehre und Furcht Gottes willen, und um das Vergießen von Chriſtenblut und um die Verheerung des Volkes, mit dem ich herzlich Mitleid habe, zu vermeiden, muß es für Euch und mich, die wir junge Ritter ſind, paſſender ſein, — im Fall Ihr die obigen Worte aufrecht halten wollt, — durch meinen Leib ohne Weiteres die Frage zu Ende bringen, ohne

Digitized by Google

dahin auf dem Kriegswege zu gelangen, wodurch viele Edelleute und Andere ſo gut von Eurer als von meiner Seite erbärmlich umkommen müßten. Käme es ſo, das würde und müßte uns mißfallen, und müßte es ebenſo Euch, weil der Krieg unter Chriſten allen katholiſchen Fürſten mißfallen muß. Mir wenigſtens hat der Krieg mißfallen, und mißfällt mir, wenn es ſich anders machen ließ.

Hoher und mächtiger Fürſt! Ueber den Inhalt Dieſes wollt Ihr mir antworten durch Euer offenes Schreiben und durch Ueberbringer Dieſes oder durch Andere, ſo bald es ſich thun läßt, ohne dieſe Sache zu verzögern durch Schreibereien oder ſonſtwie; denn ich verlange in dieſer Sache kurzen Beſcheid um meiner Ehre willen, und ich darf und werde die Sache nicht auf dieſem Punkte laſſen. Und über dieſe Angelegenheit hätte ich nach Empfang Eures Briefes Euch früher geantwortet und geſchrieben, hätten mich nicht mehrere wichtige Nachrichten überkommen und mich aufgehalten. Und damit Ihr wiſſet, daß Dieſes kommt von meinem Willen und aus eigner Bewegung, habe ich meinen Namen unter dieſen Brief geſchrieben und mein Handſiegel darunter ſetzen laſſen. Gegeben den 3. März 1424."

Philipp kannte ſeinen Mann. Er wußte, daß dieſer Brief Humfried in ein Meer von Aerger und Geſchäftigkeit ſtürzen werde. Denn die Antwort, eine wahre Staatsſchrift für Ritter jener Zeit, wollte wohl überlegt ſein im fürſtlichen Rathe. Mit feiner Kunſt hatte Philipp ſeine Worte ſo gewählt, daß ſie Humfried tief verwundeten, und zugleich Alles wach riefen, was von edelmüthiger Leidenſchaft in ihm ſteckte. Während nun Brain beſtürmt wurde, und Philipp in Flandern und Brabant war, um über ſeine holländiſche Erbſchaft mit ſeinem Vetter Johann und den holländiſchen Landſtänden zu verhandeln, ſann Humfried über ſeiner Antwort. Während das feindliche Heer in Schlachtordnung ſeinen Angriff erwartete, zögerte er noch immer, weil Philipp ihn ja perſönlich gefordert, und weil er unſchlüſſig geworden, ob ihm, bis ſeine Sache mit Philipp rein und klar

ſtehe, Ritterpflicht nicht verbiete, gegen deſſen Leute einen Schlag zu thun. Vielleicht war es ihm auch nicht unlieb, daß etwas ſeine Gedanken feſſelte, was wie eine Rechtfertigung ausſah, wenn er die Entſcheidungsſchlacht mit dem großen Feindesheer immer noch aufſchob. Seine Antwort lautete:

„Hoher und mächtiger Fürſt Philipp, Herzog von Burgund, Graf von Flandern, Graf von Artois und Burgund!

Ich Humfried, Sohn Bruder und Onkel der Könige von England, Herzog von Gloceſter, Graf von Hennegau, von Holland und Seeland und von Pembrough, Herr von Friesland, und Großkämmerer des Königs von England, — habe Euern offenen Brief vom 3. dieſes Monats empfangen, den Ihr, damit ich verſichert ſei, ſein Inhalt komme von Eurem Wiſſen und eigner Bewegung, mit Eurem Namen gezeichnet und unterſchrieben und darauf Euer Siegel habt ſetzen laſſen. Den größten Theil ſeines Inhalts hier zu wiederholen, gilt mir eben ſo wenig oder noch weniger, als Euch von meinem Briefe, den ich Euch geſchrieben aus meiner guten Stadt Mons in meiner Grafſchaft Hennegau unter meinem Siegel am 12. Januar. Nur dies: wenn Euer Brief erwähnt, ich hätte, wie Ihr ſagt, mich geweigert, meinen Streit mit meinem Vetter dem Herzoge von Brabant gütlich beizulegen, ſo iſt das weniger als Wahrheit. Denn mein vieltheurer und vielgeliebter Bruder, der Regent, und der ganze franzöſiſche Rath wiſſen, was ich darin gethan, und auch Ihr wißt es. Wenn Ihr das verkennen wollt, könnt Ihr es nicht.

Und daß Ihr ſagt, ich hätte Euch lügenhafter Weiſe und mit Unrecht etwas in meinem Briefe vorgeworfen, und daß es Euch ſchon zuviel zur Unehre und Beleidigung zu gereichen ſcheine, was Ihr mir aufbürdet, gegen meinen Vetter von Brabant gethan zu haben, ohne Euch Ehre und guten Ruf kränken zu wollen, — und wenn Ihr deßhalb von mir verlangt und erſucht in Eurem Briefe, ich ſollte zurücknehmen und widerrufen,

Digitized

was ich in meinem Euch geſchrieben, — oder, wenn nicht, Ihr bereit wäret, Euch zu vertheidigen Leib gegen Leib und mich zu bekämpfen: — ſo laſſe ich Euch wiſſen, daß was in meinem Briefe ſteht, ich ſage und als wahr aufrecht halte und daß ich dabei bleiben will; und das iſt ſchon beſtätigt durch das, was Eure Leute und auf Euren Befehl gethan und begangen haben in meiner Grafſchaft. Nicht um Euch, nicht um einen Andern werde ich mich davon losſagen. Alſo werde ich mit der Hülfe Gottes und Unſerer lieben Frau und meines Herrn St. Georg Euch den Inhalt meines Briefes — meinen Leib gegen den Eurigen — bekennen und geſtehen machen, daß er Wahrheit ſei, vor einem der Kampfrichter, welche Ihr gewählt habt; denn Beide ſind wir gleich.

Und da Ihr verlangt, daß unſere Sache kurz ſei, wie es auch mein Verlangen iſt, mein lieber Bruder aber näher iſt, ſo bin ich es zufrieden, die Sache vor ihm auszurichten, und nehme ihn zum Kampfrichter an. Und was den Tag betrifft, den Ihr in meine Wahl ſtellt, ſo beſtimme ich Euch den Tag meines Herrn St. Georg, der zunächſt kommt, oder einen andern nach Gefallen meines Bruders. An dieſem Tage werde ich, ſo Gott will, bereit ſein und nicht fehlen. Will aber mein Bruder ſich der Sache nicht unterziehen, ſo bin ich es zufrieden, daß ſie vor ſich gehe vor dem ſehr hohen und mächtigen Fürſten, dem Kaiſer, und desgleichen, wenn der Kaiſer nicht will, vor meinem Schwager Adalbert oder einem anderen unparteiiſchen Richter.

Weil ich aber nicht weiß, ob Ihr bei Eurem Handſiegel verharren wollt, ſo verlange und erſuche ich Euch, daß Ihr durch den Ueberbringer Dieſes mir einen anderen Brief ſendet, geſiegelt mit Eurem Staatsſiegel, gleichwie dieſer Brief mit dem meinigen.

Und was den Brabanter betrifft, wollt oder wagt Ihr zu ſagen, daß er beſſer Recht hat, als ich in dieſer Frage, ſo bin ich bereit, es Euch — meinen Leib gegen den Eurigen — am Tage und vor den Richtern wie vorbeſagt bekennen zu machen,

Digitized by Google

daß ich besser Recht habe und haben werde, mit der Gnade Gottes, Unserer lieben Frau, und St. Georgs.

Und Euch zum Zeichen, daß ich alles hier Gesagte aufrecht halten, durchführen und vollenden will, habe ich meinen Namen darunter geschrieben und mein Staatssiegel setzen lassen. Geschrieben in meiner Stadt Soignies den 16. März 1425."

Am selben Tage als Humfried diesen Brief absandte, — es war der Tag des Gefechts bei Soignies, — kam schon von Philipps Seite her die Nachricht an St. Paul, daß Waffenstillstand sei. Philipp hatte jetzt auf Humfrieds zweiten Brief förmlich und unter seinem Staatssiegel geantwortet. Er nahm, wie es Brauch war, den wesentlichen Inhalt der vorigen Briefe in den seinigen wieder auf, nahm den St. Georgstag an, und erklärte, Bedford durch seine vornehmsten Gesandten zu beschicken, damit er das Kampfrichteramt annehme. Auf Humfrieds Behauptung, es sei eine Falschheit, ihm vorzuwerfen, daß er sich geweigert habe, seinen Streit mit dem Brabanter gütlich auszugleichen, antwortete Philipp, indem er Humfrieds Worte brauchte: „Mein Schwager, der Regent, und der ganze Rath von Frankreich wissen wohl, was Ihr gethan habt, und auch ich weiß es. Ich will das nicht verkennen, und wenn ich es wollte, könnte ich es nicht, wie das Eure Briefe besagen. Darüber lasse ich Euch wissen, daß man mich darin wahrhaft finden wird, und Euch nicht, wie sich darthun läßt durch den Bericht der Euch geschickten Gesandten, ganz nach den Einigungsartikeln, die Euer Bruder, ich, und der Rath anriethen, die Ihr ablehntet, und gegen deren Vorschrift in den Hennegau eindranget, obwohl mein Vetter von Brabant sie vollständig angenommen hatte." „Wenn seine Leute," schrieb er ferner „im Hennegau etwas zu Nutz und Ehre seines lieben Vetters, des Herzogs von Brabant, gethan, so sei er darüber erfreut und ihnen sehr verbunden." Jedoch hätte Philipp nicht der kluge Fürst sein müssen, der er war, wenn er Humfrieds Herausforderung, im Zweikampf auch das Besserrecht zu entscheiden, annehmen sollte. Er wich durch die

Digitized by Google

Erklärung aus: „daß allein dem Papste die Entscheidung gebühre, wer das Besserrecht habe, Humfried oder Johann von Brabant, und daß er des Papstes Macht und Ansehen nicht vorgreifen oder ungehorsam sein wolle.“ Philipp endigte, indem er schließlich Humfried die Schuld des Zweikampfes zuschob, seinen Brief mit den Worten: „Und so hoffe ich zu unserm Herrn Jesus Christus und seiner glorreichen Jungfrau-Mutter, daß wir aus dem Kampfe, den Ihr unternommen, nicht scheiden, ohne daß ich meine gute Sache der Art vertheidigt habe, daß Ihr nicht weiter zu sorgen braucht, noch andere Sonderbarkeiten in die Welt zu schicken. Und da Ihr mich ersucht, daß ich Euch unter meinem Staatssiegel die Kopie meines Briefes schicke, den ich Euch unter meinem Handsiegel schickte, so schicke ich sie Euch nach Verlangen.

Und das, was ich geschrieben, will ich frei und redlich halten und vollführen auf Fürstenwort, welches ohne Makel, vielmehr wahrhaft und evangelisch sein soll.“

Sechstes Kapitel.

Humfrieds Abzug.

Der St. Georgstag. Aufregung in der Ritterschaft. Philipps Kampfübungen. Muster von Waffen und Wappen. Bedfords Vermittlung zurückgewiesen. Die öffentliche Meinung gegen Humfried. Der Pabst wider die falschen Bullen. Raubsucht der Engländer. Plünderungszug der Brabanter. Eifersucht zwischen Valençiennes und Mons. Abfall der Hennegauer Städte. Humfrieds Entschluß zur Abreise. Eidgenossenschaft zu Jakobäas Schutze. Ihr Abschied. Eleonore von Cobham. Humfrieds Aerger in England. Aufschub des Zweikampfs. Philipps Gewinnste. Heeresaufgebot in Holland. Schoonhoven belagert. Fall der Burg in der Stadt. Arnold Beylink. Sprungreisen. Die Bauern der Umgegend. Das Rotterdamer Abenteuer. Schwierige Stellung des Belagerungsheers.

Den Festtag des hohen und heiligen Ritters Georg, des Landespatrons der Engländer, den 24. April hatte Hum-

Digitized by Google

fried erkoren, um Mann gegen Mann das Glück seines Degens zu versuchen. In St. Omer sollte das Stelldichein sein. Mit pochender Begierde harrten die Ritterschaften dem Tage entgegen. Nicht oft konnte ihnen ein so köstlicher Anblick werden. Schon jeder gerichtliche Zweikampf zog alle ächten Ritter der Umgegend herbei, um mit eignen Augen und unerschütterlichem Ernste die Wucht und Redlichkeit der Schläge zu messen, mit denen sich die Kämpfer bedachten, — welch goldner Tag in des Ritterthums Annalen mußte es werden, wenn zwei solche Fürsten das Gottesgericht auf ihre Klingen nahmen, der eine ein strahlender Paladin auf der nächsten Stufe am englischen Throne, der andere ein junger kühner Degen und Erbe eines glänzenden Reiches! An diesem Tage mußten die uralten Artikel vom ritterlichen Zweikampf auf's Neue geprüft und geprägt werden, daß sie galten als Gesetz für alle Ewigkeit.

In diesem Sinne faßte auch Philipp die Sache auf. Er that es aus Berechnung, aus angeborner Prunkliebe, jedoch auch aus Fürsorge für den Fall, daß er sich trotz seiner heimlichen Gedanken seinem Gegner stellen müsse. Er zog nach seiner Stadt Hesdin an der flandrisch-französischen Gränze, und errichtete dort ein förmliches Rüstlager. Von weit und breit wurden die berühmtesten Waffenschmiede und Fahnensticker, die angesehensten Fechtmeister und Wappenherolde verschrieben. An das Schloß stieß ein schöner Wald, in seinem dichten Schatten wurde eine Rennbahn bereitet, und dort übte sich der Herzog jeden Morgen mit seinen Edlen in den Waffen. Er hatte aber noch mehrere geheime Plätze, wo alterfahrene Ritter ihn unterrichteten, wie er sich decke wie er dem Gegner zwischen die Rüstung haue, in welchem Augenblick er springen und Athem schöpfen könne, wie er seinen Widerpart in Staub und Sonnenstich bringe, oder sollte ihn selbst dieser Nachtheil treffen, Beides, Durst und Schweiß, ertragen lerne, und einen langen Athem bekomme. Mehrere seiner Edlen übten sich täglich mit ihm ein auf Alles, was in den Schranken Einem begegnen konnte. Denn sie glühten vor Verlangen, daß

Digitized by Google

der Herzog von Gloceſter ein paar Rittern befehle, ihm im Streite zur Seite zu ſtehen: dieſen wollten ſie dann gegenüber treten.

Kamen die Herren vom Fechten zurück, ſo beſchaueten ſie, was die Waffenſchmiede und die Stickerinnen fertig gebracht, blitzende Harniſche und Ringketten, Lanzen und Handäxte, Alles leicht und zierlich, aber ſtahlhart, dabei das Herrlichſte in Wappenſtickerei. Jedes Stück wurde geprüft und geübt und verbeſſert, bis Alles wohl zu Leibe ſaß. Den Pferden wurden vorn die ſchimmernden Stahlplatten, hinten die goldgeſtickten Decken angepaßt, je nach dem Maße der Herren. Ein großer Saal aber war behängt mit ſchimmernden Feldzeichen Bannern Fähnlein Roßdecken, buntfarbig und funkelnd in Pracht und Schönheit. Kein Fürſt in der Welt konnte köſtlichere Rüſtung haben, man kam weither, ſie anzuſchauen, und noch zwanzig Jahre ſpäter zeigte man in Lille, was damals in Hesdin an Waffen geſchmiedet wurde, als ein Meiſterwerk von Reichthum Kunſt und Geſchmack.

Auch von Bedford langten Geſandte in Hesdin an, ſeinen Dank darzubringen, daß Philipp ihn zum Kampfrichter wählte. Jedoch hatten ſie auch Befehl, die inſtändigſten und ehrenvollſten Vorſtellungen nicht zu ſparen, damit der Herzog ſich bewegen laſſe, vom Zweikampfe abzuſtehen. Allein Philipp erklärte: „Nichts in der Welt werde ihn davon abbringen, ſo ſehr dürſte ihn darnach, ſich mit ſeinem Beleidiger zu meſſen im Schwertertanze.“ Sollte er dabei nicht erwogen haben, daß Bedford und die Lords eher alles Andere geſchehen ließen, ehe ſie Humfried geſtatteten, mit dem Herzog von Burgund in die Schranken zu treten? Denn was ſollte der Ausgang ſein? Blieb Philipp auf dem Platze, ſo war die burgundiſche Allianz unrettbar verloren. Fiel aber Humfried, ſo war Alles vom Haſſe der Engländer zu fürchten, ſelbſt wenn Bedford ſeines Bruders Blut nicht rührte.

Natürlich wurde Humfried mit Vorwürfen nicht verſchont. Sie kamen von Bedford, von Wincheſter, von Allen, denen an Frankreichs Eroberung noch etwas gelegen war. Als er aus

Digitized by Google

ſeinem ruhmloſen Feldzug wieder nach Mons gekommen, hörte man ihn oft und laut zu Jakobäa ſprechen, was er jetzt Alles thun wolle, und wie heiß ihn verlange, den verhaßten Burgunder mit Schwert und Kolben niederzuſchlagen. Bald aber ſchien es ihm unausweichlich, daß er jetzt nach England müſſe, ſich dort rechtfertigen, ſein Haus beſtellen und ſich rüſten, damit er nicht weniger reich und ſtattlich an Waffen und Gefolge in St. Omer erſcheine, als der Burgunder.

Entſchieden war die öffentliche Meinung zu Philipps Gunſten umgeſchlagen. Humfried hatte vom Hennegau keine Verwüſtung, von der armen Stadt Brain nicht die Vertilgung abgewehrt. Gleichſam vor ſeinen Augen war ſie erſtürmt und eingeäſchert, und ihre Bürgerſchaft ſchändlich und jammervoll erſchlagen. Er hatte nirgends Hülfe gebracht, und kein Verſprechen gehalten. Denn Philipps Wille und unabſehlichen Kriegsvölker hatten ſich wie eine undurchdringliche Mauer gegen ihn erhoben. Und dieſen Großmächtigen hatte der Engländer vorſchnell einen Lügner geſcholten. Laut und überall betheuerten die burgundiſchen Ritter, ihr Fürſt ſei keiner Lüge fähig. Das Gerücht übertrieb die Sache, und es hieß: Gloceſter habe an den Herzog von Burgund geſchrieben, er ſei ein falſcher und meineidiger Verräther gegen den König von England. Dergleichen Reden machten die Leute vollends gegen den Engländer erbost, der ſo viel an Uebermuth und ſo wenig an Thaten zeige.

Gerade jetzt kamen auch von Rom Bullen, welche Humfried in des Volkes Meinung herabſetzten. Der Pabſt hatte am 13. Februar an den Herzog von Brabant und die niederländiſchen Biſchöfe geſchrieben: „Es ſeien Urkunden im Hennegau und in den Diözeſen Utrecht Lüttich Cambray verbreitet und öffentlich verleſen und dem Volke ſein Name und Siegel dabei gezeigt, als hätte er Jakobäas Ehe mit Humfried beſtätigt und ihre Verbindung mit Johann von Brabant nach deſſen Willen für ungültig erklärt. Niemals habe er ſolche Bullen ausgehen laſſen, ſondern ſie kämen von Leuten, die Gott nicht vor Augen

Digitized by Google

hätten und immer Neuerungen Zwieſpalt und Aergerniß ſuchten. Der Herzog von Brabant möge ihm deshalb nicht zürnen, die Eheſache werde ganz nach gemeinem Recht und Prozeß entſchieden. Die Biſchöfe ſollten dies öffentlich in ihren Kirchen und Predigten bekannt machen, und alle Mittel anwenden, um Jeden, der ſolche falſche Bullen erdichte oder veröffentliche oder vorleſe, zu ergreifen und in feſtem Gewahrſam zu halten, bis der Pabſt ſeine Strafe beſtimme.“ In Brüſſel machte man von dieſer Bulle ſogleich zahlreiche Abſchriften, ließ ſie von ein paar Aebten, einem Domkapitel, einem kaiſerlichen Notar bewahrheiten und beſiegeln, und noch von den ſechs vornehmſten Adligen Brabants bezeugen. Nun konnte kein Menſch mehr an der Aechtheit zweifeln. Eifrig ließ der Herzog dieſe Kopien im ganzen Hennegau Holland Seeland verbreiten, namentlich auch in Mons und Valençiennes.

Die Hennegauer Städte waren ohnehin auf Humfried und ſeine Engländer äußerſt erbittert. Schwere Summen hatten ſie zu Kriegszwecken zahlen müſſen. Beuteluſtig aber waren die engliſchen Ritter und Bogenſchützen aus ihrem armen Lande herübergekommen. Sie ſtahlen die Glocken von den Kirchthürmen, und aus der Erde die Bleiröhren, welche zwei Stunden weit das Trinkwaſſer nach Mons führten. Wen ihre Plünderung verſchonte, den empörte ihr roher Stolz und Uebermuth. Mons hatte ſich jede engliſche Beſatzung verbeten. Keine engliſchen Soldaten, nur Edelleute, die bei dem herzoglichen Paar etwas zu melden kamen, wurden in die Stadt gelaſſen, ſelbſt Lord Mariſhal durfte nur vier Begleiter in's Thor bringen.

Die Engländer lagen in ihren Beſatzungen, während der Feind im Lande wüthete. Jedermann merkte, im Hauptquartier mangele es an feſtem Entſchluß. Als St. Pauls Heeresmacht ſich auflöſete, hatten ſich die Herren von Enghien Weſemael Schoenvorſt und andere Brabanter Adligen zu Nyvels noch einmal verſammelt, und waren fünfzehnhundert Pferde ſtark in den Hennegau eingefallen. Sieben Tage lang durchzogen ſie die Grafſchaft ſen-

Digitized by Google

gend und brennend, eroberten mehrere Burgen und Städtchen, und gingen unbeläſtigt wieder über die Gränze. Nun blieb der der Hennegau ringsum eingekeilt von feindlichen Truppen: auf der einen Seite lagen die Burgundiſchen, auf der andern Seite die Brabanter. Das ausgeſogene Land hungerte, und nirgends konnte Zufuhr herein.

Da redeten die angeſehenen Männer einer zum andern: „Ach Jakobäa hat es für ihr Land doch ſchlimm gemacht, daß ſie nach England ging, und noch ſchlimmer Humfried, daß er Krieg begann mit dem großen Burgunder.“ Und jetzt hörte man auf die, welche ſagten: „Da ſähe man, was davonkomme, wenn man leichtſinnig die Eide bräche, welche bei Eingehung einer Ehe geſchworen ſeien: das räche Gott.“ Auch Jakobäa bekam genug Vorwürfe zu hören. Tonangeberin im Haß und Hetzen gegen die Engländer war Valençiennes. Es erſchien dort eine Flugſchrift, worin man Humfried vorhielt, wie er gegen Gott und Kirche und Landesfreiheit frevele. Dame Raiſon trat auf und ſprach zu ihm: „Dein Vater war ein Königsmörder und erhielt ſeine Strafe. Dein älterer Bruder wollte Frankreich erobern und endete ſeine Tage unter Schmerzen. Du aber biſt noch ſchlimmer als ſie, du ſchändeſt das Weib eines Andern, und haſt noch Laſter und Sünden mehr als Vater und Bruder.“ Die Eiferſucht zwiſchen Valençiennes und Mons iſt Jakobäa öfter verderblich geworden. Beide Städte ſtanden zu einander wie Brüſſel und Löwen, nur war der Haß noch viel größer. Valençiennes wollte ſo gut eine Hauptſtadt ſein mit eigenem Freigebiet, wie Mons, die Grafenſtadt. Es ſchien genug, daß hier die Bürgerſchaft ſich für Jakobäa begeiſterte, damit Valençiennes kühl blieb, und wenn man in der Hauptſtadt anfing, die Dinge ſorglicher zu erwägen, lachten die Leute in Valençiennes bereits über die bedenklichen und langweiligen Herren von Mons.

Philipp aber, der die Stimmung der Hennegauer Städte wohl in Rechnung zog, ſandte ihnen insgeheim Briefe, worin er drohete, ſie ſchonungslos zu bekriegen, wenn ſie noch länger

Digitized by Google

zu den Engländern hielten. Die Städte waren ohnehin in Schrecken: Philipps gewaltige Macht wider sich im Felde zu sehen, hatten sie nimmer erwartet, und das Jammerschicksal von Brain belehrte sie, was ihnen bevorstand. So dachte eine nach der andern daran, sich von Humfried loszusagen. Die Valençienner erklärten es öffentlich, sie gaben Philipps Feldhauptmann Johann von Luxemburg eine Kriegssteuer; die Bürger zu Ath, Bouchain, Soignies folgten, oder warfen sich gar auf die Engländer und vertrieben sie von ihrem Weichbilde. Jakobäas Mutter, die über ihren Neffen Philipp Manches vermochte, war bald nach der Erstürmung Brains zweimal bei ihm gewesen, in Isle und Oudenaerde, ihn zu begütigen. Allein sie hatte Nichts ausgerichtet, er verlangte: vor allen Dingen müsse erst das fremde Volk aus dem Lande. Diese Forderung erschallte jetzt einhellig aus allen Städten des Hennegau. Die Engländer mußten geradezu als Feinde auftreten, wenn sie noch länger sich im Lande ernähren wollten.

Humfried war rathlos. Erst wollte er auf Andringen der Hoeks sich nach Holland werfen, um dort sich huldigen zu lassen. Allein er konnte den Muth nicht fassen, daß er bis dorthin mit seinem Heere durchdringe, weil ihm die Burgunder und Brabanter Macht überall den Weg verlegte. Er wußte zuletzt nichts Besseres zu thun, als mit all seinen Landsleuten abzuziehen, — dies, so durfte er denken, werde ihm bei Bedford, bei Philipp, und in England hoch angerechnet. War doch Jakobäa einstweilen wieder im Besitz des Hennegau, und sollten denn seine Gegner, da er gegen sie so ehrlich war, nicht bis zum St. Georgstage redlich Waffenstillstand halten? Von dem trägen Brabanter war nichts zu fürchten, wenn nur Philipp ihn in Ruhe ließ. Philipp lächelte. Gern gewährte er dem Abreisenden freies Geleit, und ließ sofort in seinen Landen verkünden, Niemand dürfe den durchziehenden Engländern etwas zu Leide thun. Es war ihm ungemein lieb, daß der Krieg so still und rasch ein Ende nahm. Das große Brabanter Heer hatte wenig gethan

Digitized by Google

und bald ſich zerſtreuet. Durch das Regenwetter waren die Flüſſe hoch angeſchwollen, die Wege unwegſam. Das Land war für fremde Truppen ausgezehrt. Immerhin hätte Humfried ſich in Mons halten können: rings um die Stadt war Alles voll Waſſer, und kein Heer konnte bis vor ihre Mauern kommen.

Jakobäa wollte mit Humfried ziehen, denn ihre Seele hing an ſeinen Augen. Da traten aber im Augenblicke der Abreiſe die Hennegauer Städte und Vornehmen dazwiſchen. Sie bewogen auch Jakobäas Mutter, Humfried zu beſtürmen, ihre Fürſtin bei ihnen zu laſſen, weil ſie hofften, daß es dann eher zu einem ehrenvollen Austrage mit den Herzögen von Brabant und Burgund komme. Die Frage wurde im großen Rath erwogen, und Humfried fügte ſich der Meinung der Uebrigen. Er dachte leicht genug, ſein Weib in Mitten drohender Gefahren zu verlaſſen. Wie alle Menſchen, die raſch ihre Entſchlüſſe wechſeln, meinte er, die Sache werde ſich ſchon machen, und ſcheute ſich, ihr ſcharf auf den Grund zu ſchauen. Was war denn zwiſchen Philipp und ihm ausgemacht? Doch nur ein perſönlicher Waffenſtillſtand, nur ein Zweikampf, um die Frage zu entſcheiden, ob Philipp ein Lügner? Mehr war nicht vereinbart. Humfried griff zu einem Schutzmittel, das leicht zu haben war. Die Bürger von Mons mußten ihm vor dem Altarsſakrament und die Hand auf's Evangelium ſchwören, daß ſie ihre Fürſtin als ihr theuerſtes Kleinod beſchützen wollten. Auch ließ er ihnen eine Anzahl Geſchütze zurück, welche ſie ſehr nöthig hatten.

Er hatte ſeine Engländer, die noch immer an fünftauſend Mann betrugen, bei St. Ghislain, zwei Stunden von Mons, zuſammen gezogen. Die beiden Fürſtinnen und mehrere vornehme Herren aus der Stadt gaben Humfried in den letzten Märztagen das Geleite. In St. Ghislain ſollte geſchieden werden. Jakobäa konnte ſich aber von dem heißgeliebten Gemahl noch nicht trennen, man ging noch weiter mit bis nach Crespin, wo ſie unter heißen Thränen Abſchied nahm. Die Angſt ihres Herzens ſagte ihr, welch dunkeln Stürmen ſie, die Verlaſſene, ent-

gegen gehe. Wohl festigte sie innerlich ihren stolzen Sinn, um muthig zu bestehen, was auch da komme. Es war aber eine andere Dame, welche Humfried begleitete, und er schien es nicht ungern zu sehen. Diese war die Tochter des Lords Cobham, die schöne und unternehmende Eleonore. Sie war als Hofdame Jakobäas mit herübergekommen, und da die Dinge in den Niederlanden ihr wenig Aussicht boten, sehnte sie sich zurück nach dem lustigen Altengland.

Humfrieds Weg ging durch das Artois wieder nach Calays. Seine Soldaten hielten sich unterwegs ganz ruhig, und bezahlten Alles, was sie brauchten. In Calays machte er Anstalten und Uebungen zu seinem Stelldichein mit Philipp. In England hatten sich unterdessen die Dinge für ihn verschlechtert. Sein ärgster Gegner Wincheſter war Kanzler des Reichs geworden, und hatte schlau und rastlos alle Gewalt in seine Hände gebracht. Von Humfrieds Recht und Regierung in England war gar nicht mehr die Rede. Am 12. April fuhr er nach England hinüber. In London angekommen trat er in die feierliche Sitzung des Regentschaftsrathes: auf dem Throne saß sein Neffe, ein Knäbchen von drei Jahren. Die Engländer, etwas unbeholfen von Natur, konnten sich noch nicht zu der Idee erheben, daß die Majestät des Thrones vorhanden sei, wenn nicht der Inhaber, unmündig oder nicht, leibhaft darauf sitze. Alles mußte so gerichtet werden, als rede und schreibe, belohne und gebiete die Majestät persönlich. Aber was mußte Humfried jetzt Alles anhören! Wie in einem Platzregen stand er von Vorwürfen und ärgerlichen Dingen. „Seinen Gelüsten," hieß es, „seiner Leidenschaft opfere er die ersten und heiligsten Interessen seines Neffen, seines Bruders, seines Landes. Frankreich, das sein großer Bruder erobert, dies Königreich wolle er im Zweikampf mit Burgund an seines Degens Spitze heften. Nie werde ihm das Recht und die Erlaubniß gegeben zu einem so thörichten, so unheilvollem Gange. Nie werde er wieder Geld und Truppen erhalten zum Kriege gegen Philipp." Humfried konnte sich nicht helfen, er war

Digitized by Google

nicht der Mann, der durch allgemeinen Widerstand grade durch seinen Weg ging. Gerade das, worauf Philipp gerechnet hatte, erfolgte: Gloceſter verbiß ſich, raſend vor Zorn, in den Streit und Aerger mit ſeinen Feinden in England. Alle Minen ließ er ſpringen, um Wincheſter wieder aus dem Sattel zu werfen, und das koſtete all ſeine Gedanken, koſtete Zeit und Geld. Er mußte zuletzt eine Verlängerung des Termins zum Zweikampfe nachſuchen, und ſo geſchah es, daß er am St. Georgstage nicht erſchien, als alle Welt in den Niederlanden auf ihn wartete.

So weit hatte es Philipp durch ſein berechnetes Verfahren gebracht. Erſt hatte er dem Engländer ein übermächtiges Heer in den Weg geworfen; dann war durch ſeine Ausforderung deſſen Unternehmungsgeiſt gelähmt, gerade im entſcheidenden Augenblicke; darauf wurden Gloceſter und ſeine Truppen aus dem Hennegau weggeſchreckt; ſchließlich ſprengte Philipp noch auf Humfrieds blanken Schild einen häßlichen Flecken, der ſeinem Anſehen in den Niederlanden, wo man die Gründe des Nicht-erſcheinens in St. Omer weder kannte noch würdigte, nicht wenig ſchaden mußte. Wie es ſo häufig dem geht, der ſich mißliebig macht, all ſein Unglück wird ihm ſelbſt zugeſchoben. Jetzt hieß es, nicht Philipp, ſondern Humfried habe zuerſt den Zweikampfs-handſchuh hingeworfen, und das ſei blos deshalb geſchehen, da-mit er mit guter Manier aus dem Hennegau wieder fortkomme; denn groß ſei ſeine Angſt geweſen vor den gewaltigen Heeren ſeiner Feinde.

Humfried hätte ſicher mehr Glück gehabt, wenn er dem Rathe der Hoeks gefolgt und ſich nach Holland geworfen hätte. Seine fünftauſend Engländer, verſtärkt durch zahlreichen Zuzug von Hoeks und Hennegauern, hätten ſich den Durchzug durch Brabant erzwungen, ehe St. Paul mit einem Heer ſich zur Feld-ſchlacht gegenüber ſtellte. Schlimmſten Falls konnte Humfried doch ebenſo gut nach Holland kommen, wie Kyſhoek mit den Seinigen. Offenbar fürchtete man dergleichen in Brüſſel. Der Herzog ging nach dem Haag und bot das ganze Land auf, da-

Digitized by Google

mit man eilig Schoonhoven wieder erobere. Die Kabeljaus brachten in der That ein höchſt anſehnliches Heer zuſammen. Mehr als fünfzehntauſend Mann ſtanden ſchon am 24. März vor der Feſtung, und ſchloſſen ſie auf allen Seiten ein. Bloß Gouda Oudewater Briel und Zierickſee hatten keine Truppen geſchickt. Der Brabanter Herzog ſelbſt hatte den Oberbefehl im Lager, unter ihm befehligten die beiden Statthalter, Gaesbeek und Franz Borſſelen.

Nun gab es ein kühnes Stürmen und Streiten in der Stadt und vor der Stadt, denn Jeder wußte, daß es einen hohen Preis gelte. Die Stadt gehörte den Hoeks, dieſe aber waren der Burg nicht Meiſter geworden. Ihre Beſatzung hielt ſich männlich, es waren fünfzig ritterbürtige Männer darunter, und verſehen mit gutem Geſchütz und anderem Feuergewehr. Gerade dies aber fehlte den Hoeks. Wo hätten ſie Gelder genug aufgetrieben, um die Donnerbüchſen gießen zu laſſen und Geſchützmeiſter einzuüben! Auch lebten Jakobäas Getreue ſchon ſo lange Zeit auf der Flucht und von raſchen Ueberfällen, da konnten ſie kein ſchweres Feuergewehr mitſchleppen. Sie mußten alſo bald bei Tage, bald bei Nacht es verſuchen, die Burg auf Leitern zu erklimmen, während die Kabeljaus täglich Anläufe machten, die Stadtmauern einzubrechen. Fleißig krachten draußen die Geſchütze, und den Kugeln und dem Feuer, die ſie in die Stadt warfen, begegneten die Geſchoſſe von der Burg. Allein die Hoeks und die Schoonhovener Bürger ließen ſich nicht irre machen. Sie keilten die Burg immer enger ein, und wußten, obgleich ein Theil ihrer Werke außer der Stadt lag, dennoch jeden Verſuch, wie man Proviant hineinwerfen könne, zu vereiteln. Die Beſatzung war dem Hungertode nahe. Sechs Wochen hatte ſie heldenmüthig widerſtanden, endlich ergab ſie ſich. Den tapfern Männern wurde ihr Leben gewährt. Arnold Beylink, der Schultheiß von Gouda, wurde allein ausgenommen, und unter den Ausſpruch Jakobäas geſtellt; denn er hatte mehr zu ſühnen. Ueber ihn erging ein ſchweres Gericht, und es hieß ſpäter, lebendig habe

man ihn begraben, Nachts auf einen Mühlenwerf bei Schoonhoven. Ohne Zweifel hatte er ein ſchweres Verbrechen begangen, wegen deſſen er aus Gouda geflüchtet war: und auf einem niederträchtigen Verbrechen, wie Nothzucht oder feiger Mord, ſtand die Strafe des Lebendigbegrabenwerdens.

Als die Hoeks ihre Feinde im Innern der Stadt zum Schweigen gebracht und deren Waffen in Händen hatten, gingen ſie fröhlich zum Angriffe über auf Die da draußen. In kühnen Ausfällen — Sprungreiſen nannte man es — trugen ſie Tag für Tag Schrecken und Verheerung unter die Hütten und Zelte der Belagerer. Ihr Uebermuth wie ihre Kühnheit kannten keine Grenzen. Heute ſchleppten ſie dieſen, morgen jenen Raub in die Stadt. Sie waren, wie immer, trefflich von Zuträgern und Kundſchaftern bedient, denn in den Dörfern der Umgegend war Alles der Landesfürſtin freundlich geſinnt. Um dieſe Bauern auf der Krimpener und Lopicker Weerd zu gewinnen, bot ihnen Herzog Johann gut Geleit und freien Verkehr, ihre Deiche wieder in Stand zu ſetzen; nur ſollten ſie geloben, den Belagerten keine Lebensmittel mehr zu bringen. Sie verſprachen es, allein was thaten ſie? Die Hoeks hatten die Dämme durchſtochen und ließen ihren Feinden das tiefe Waſſer auf den Leib ſchießen. Die Kabeljaus hatten ſchwer zu arbeiten, um Abzugsgräben zu machen. Dann kamen aber die Bauern heimlich und verſtopften jene Gräben, ſo daß die Feldhütten der Belagerer wieder unter Waſſer ſtanden, und ſie kein trockenes Plätzchen fanden, Nachts zu ſchlafen. Aus einigen Gegenden kamen ſogar Mannſchaften, welche Jakobäa für ihre rechte Landesfrau hielten, und thaten ihr in Schoonhoven den ſchuldigen Landesdienſt von ſechs Wochen gegen ihre Feinde, dann zogen ſie wieder ab, und es rückten andere an ihre Stelle. Der Brabanter Herzog mußte zuletzt mehreren Dörfern und kleinen Städten in der Nähe von Schoonhoven ſogar förmlich erlauben, ihren Frieden mit den Hoeks zu machen, weil dieſe ihnen mit Brand und Todtſchlag gar ſo arg zuſetzten und keine Hülfe möglich war.

Auf den Strömen aber lagen Hoeks im Hinterhalte, und kein Schiff war mehr vor ihnen sicher. Sie erstreckten ihre Sprungreisen immer tiefer in's Land hinein. Maitag wurde für Leyden ein traurig Angedenken. Ein Theil der Bürgerschaft war am Abend dieses Tages ausgezogen, und nahm Feldgeschütz und neunzehn Fässer Bier mit, um in's Lager vor Schoonhoven zu stoßen. Plötzlich fielen die hoekischen Schaaren mörderisch zwischen die Leydener, Feldgeschütz und Bier gingen verloren, und die Stadt sendete viele Frauen aus, die Todten zu holen und auf den Kirchhof zu bringen. Ein andermal, es war im Juni, verließen auserlesene Männer Schoonhoven in tiefer Nacht, und fuhren ganz in der Stille den Leck hinunter. Plötzlich am Morgen erschienen sie im Hafen von Rotterdam, kaperten die Schiffe, welche mit Gütern befrachtet lagen, und nahmen sie rasch in's Schlepptau. Die Antwerpener schrieen Zeter über solchen Schimpf und Schaden, alle Thorwächter bliesen, alle Glocken stürmten, und eilig bewaffnet stürzte die beste Bürgerschaft aus den Thoren, voran ihr Schultheiß mit dem Stadtbanner, nachzusetzen den frechen Räubern. Diese schifften mit ihrer Beute schon den Strom hinauf. Die Rotterdamer waren ihnen auf den Fersen, und schrieen und trompeteten mit Macht, daß Alles an die Ufer lief. So dauerte die wilde Jagd fast den ganzen Tag, und die Verfolger dachten die Hoeks gerade noch zu fassen, als man schon die Thürme von Schoonhoven erblickte. Nun aber wendete sich das Blatt. Die Fliehenden ließen die Ruder sinken und griffen an, ihre Freunde fielen aus den Stadtthoren heraus. Es wurde ein hitziges Gefecht, auch die Kabeljaus eilten herbei, Theil zu nehmen. Rasch füllten sich die Rotterdamer Schiffe mit Todten und Verwundeten, und das Ende war, daß Die, welche noch Ruderer genug hatten, das Weite suchten. Von den Leuten aus Rotterdam und dem Lager sah eine Menge sich umringt und gefangen. Selbst ihr verehrtes Stadtbanner mit dem Schultheißen ließen die Rotterdamer in den Händen der Hoeks. Da hatten sie zum ersten noch einen zweiten Schimpf und Schaden,

Digitized by Google

ſo arg, daß ihnen das Herz brechen wollte. Bekümmert ſchickten die Leydener Botſchaft nach Rotterdam, um zu tröſten und zu hören, wie der Hergang war. Die Hoeks aber zogen mit ihren Gefangenen in Schoonhoven ein unter Glockenklang und Freudengeſchrei, daß es weit hinausſchallte in's feindliche Lager.

Bei ſolchem Gang der Dinge erſahen die Kabeljaus wenig Freude und Fortſchritt. Sie mußten hart graben und ſchanzen, und waren ſelten ſicher, ob ihre Bollwerke nicht am andern Morgen im Naſſen lägen. Das Landvolk im Heere meinte in dieſer Sache es anders, als die Herren aus den Städten. Schon im April wurden die Seeländer ſchwierig. Nach und nach äußerte ſich Unluſt und Ermüdung auch bei anderen Heerestheilen, auch ſie wollten nach Hauſe. Nur durch inſtändige Vorſtellungen, nur wenn ihnen die Koſten gezahlt wurden oder der Herzog auch für künftig die Kriegspflicht verringerte, ließen ſich die Bauern bewegen, bei der Belagerung auszuharren. Das frieſiſche Landvolk aus Nordholland zog endlich dennoch ab, und vergebens ſuchte man jetzt von ihm die Zehrungskoſten zu erzwingen, welche ſie von den Kabeljaus ſich hatten vorſtrecken laſſen. Die Belagerung dehnte ſich in den Sommer hinein. Längſt war auch der Herzog wieder in Brabant. Nur die Ruhwarte Gaesbeek und Vorſſelen und die Kabeljauer Städte hielten aus. Sie durften Schoonhoven nicht verlaſſen, wollten ſie den Hoeks nicht alle Straßen nach Holland hinein offen legen. Bereits fand ſich Gouda im vollen Aufſtande, und in anderen Städten und Landſchaften ſtand das Volk auf dem Sprunge, ſich für Jakobäa zu erklären.

Siebentes Kapitel.

Belagerung von Mons.

Philipps Beschlüsse. Herrichtung einer Stadt zur Belagerung. Die Burg in Mons. Eine Fürstenwohnung. Das Kapitel von St. Waltrud. Land- und Stadtadel. Die gemeine Bürgerschaft. Zwiespalt in der Stadt. Jakobäas Gegner. Erste Gesandtschaft an Philipp. Seine Forderungen. Jakobäas Widerstand. Umzingelung der Stadt. Jakobäas persönliche Macht. Heereszug der Brabanter. Zerstörung der Wasserleitung. Angriffe und Ausfälle. Noth der Bürger. Neue Gesandtschaft an Philipp. Jakobäas Bedingungen. Erstes, zweites, drittes Anerbieten der Stadt. Berufung des Herzogs von Brabant. Der Vertrag von Douay. Der Hennegau unter Philipps Herrschaft. Verabredung über Holland und Seeland.

Philipp hatte jetzt zur Genüge erkannt, wie ausgiebig der Widerstand der Hoeks, wie gefährlich die Kühnheit seiner Base sei, zugleich aber auch, wessen er sich von der Rücksichtslosigkeit seiner englischen Alliirten zu versehen habe. Sollten nun seine niederländischen Pläne, für deren Gelingen er schon drei Jahre lang in schweren Sorgen gelebt, ihm für immer verdunkelt werden? Nein, so beschloß er, lieber wolle er schon jetzt die Fürstenthümer Jakobäas an sich reißen, die Gefährliche aber in festem Gewahrsam nehmen, daß sie weder nach England noch nach Holland könne. Der tödtlich gehaßte Engländer sollte sich einer vollendeten Thatsache gegenüber, seine Schande aber noch erheblich vergrößert sehen. Schien doch die ritterliche Treue einleuchtend gewahrt! Philipp hatte ja blos mit Humfried, nicht mit Jakobäa Waffenstillstand geschlossen, und wer konnte es ihm verdenken, wenn er seine Interessen nicht so lange hintansetzen wolle, als es seinem Gegner gefiel, den Tag ihres Zweikampfes noch weiter hinauszuschieben?

Also erhielten seine Pikarden, die an der Hennegauer Gränze in Besatzung lagen, Befehl, ihre Plünderungszüge tiefer und gründlicher zu machen. Seinem Brabanter Vetter aber, dessen

Digitized by Google

Ritterschaft ebenfalls von Zeit zu Zeit sengend und brennend in den Hennegau streifte, schrieb Philipp in's Lager vor Schoonhoven: er thue klug, wenn er Jakobäa in ihrer Hennegauer Hauptstadt angreife.

Der Herzog von Brabant war der heillosen Händel in Holland müde und überdrüssig. Daß er selbst ihrer niemals Herr werde, soviel wußte er längst. Da er immerdar einer Stütze und eines Lenkers bedurfte, so war es natürlich, daß sein kluger und thatkräftiger Vetter ihm nach dem Tode des Oheims von Bayern mehr und mehr das wurde, was Dieser ihm gewesen. Seiner entflohenen Gemahlin den Hennegau wieder zu entreißen, dies Verlangen wenigstens fühlte er lebhaft: an Holland und Seeland war ihm weniger gelegen, er hatte sie ja schon früher an Johann von Bayern überlassen. Also hörte er gern auf Philipp, der ihm die Wiedereroberung des Hennegau versprach, für sich selbst aber die Regentschaft über Holland und Seeland verlangte. Es kam hierüber zu Abmachungen zwischen beiden Fürsten, die jedoch noch geheim blieben.

Die Bürger von Mons hatten gleich nach dem Falle von Brain begonnen, sich auf eine schwere Belagerung vorzubereiten. Sie trugen die Brücken in der Umgegend ab, ließen die Stadtgräben voll Wasser laufen, bedeckten die Thordächer gegen Brandgeschosse mit Erde, und prüften, ob die Ketten an den Zugbrücken nicht vom Rost gelitten. An einigen Stellen verwehrten Sümpfe den Zugang, auf andern riß man vor der Stadt die Höfe und Baumgruppen nieder, von welchen gedeckt sich Feinde heranschleichen konnten. Die Zünfte zogen auf zur Musterung, ob ihre Waffen blank und schneidig. Die Patrizier riefen von ihren Höfen draußen Rosse und Reisige herein, und stellten ebenso, wie die Schützengesellschaften, auserlesene Truppen auf, die noch besser ausgerüstet waren, als die Zunftgenossen. Auch wurden zweihundert Reiter von der Stadt in Sold genommen, Jagd zu machen anf die Mißgünstigen draußen. Die obersten Hauptleute ernannte die Fürstin gemeinschaftlich mit der Stadt. Dann

wurde von den Beamten fleißig nachgesehen, ob jeder Bürger mit Korn Wein Salzfleisch und Viehfutter versehen sei. Wer nicht hinlänglich Vorrath sich verschaffen konnte, mußte unweigerlich die Stadt räumen. Oefter schlichen sich die armen Leute von draußen, um vor der näher rückenden feindlichen Verheerung Schutz zu suchen, in die Stadt. Dann hielt man Haussuchung durch Bewaffnete, und trieb die Armen aus ihren Verstecken auf die Straße und zum Thore wieder hinaus. Denn unnütze Esser konnte Mons nicht brauchen, so wenig wie die unnützen Hunde, die man zu Hunderten todtschlug. Dagegen flüchteten die Landleute, die bis zwei Meilen in der Runde wohnten, ihr Korn und Vieh und bestes Gut hinter die Stadtmauern, damit es dem Feinde nicht zum Raube werde; die Eigenthümer durften jedesmal für eine Woche sich Vorrath holen. Auch Windmühlen wurden von draußen herein geholt, die man bestmöglich in der Stadt aufzustellen suchte. Jakobäa aber schenkte der Stadt außer drei kleineren Geschützen eine große Kanone, welche aller Welt als höchst werthvolles Besitzthum erschien.

Die Fürstin wohnte auf der uralten Burg, welche sich auf hohem, steil abfallenden Felsberge über der Stadt erhebt. Sie bewohnte hier eine Reihe kleiner Gemächer, behaglich eingerichtet nach der Mode der Zeit. Die weiße Kammer hatte man mit Burgunder Tuch austapezirt, auf welchem Papageien, und Damen, die auf der Harfe spielten, gestickt waren. Ein anderes Gemach zeigte Jagdstücke, und der grüne Saal die Kreuzfahrer, wie sie den Mohren und Aegyptern vor Jerusalem die Schlacht lieferten. Aus den Burgfenstern hatte die Fürstin ringsum eine erfrischende freie Aussicht. Man sah weit über die Stadt weg auf grüne Wiesen Gärten Buschwerk und ansteigende Anhöhen. Nichts blieb verborgen, was irgendwo im Weichbilde der Stadt sich begab. Deshalb hatten die Schöffen auf den Belfroy, den starken Hauptthurm der Burg, einen Trompeter gestellt, der auf seiner luftigen Höhe die Runde machen mußte und gleich trompeten, wenn sich Verdächtiges in Stadt oder Umgegend blicken ließ.

Digitized by Google

Aus der Burg führten unterirdiſche Gänge in die Tiefe des Berges hinab, welche nach dem Volksglauben noch jetzt ſich unterirdiſch erſtrecken bis zwei Stunden weit zur Abtei von St. Ghislain.

Fielen Jakobäas Blicke von der Burghöhe nieder auf die Stadt zu ihren Füßen, ſo mochten ſie am längſten auf der Stiftskirche der heil. Waltrud verweilen, und auf den vielen hübſchen Häuschen, welche dieſe prächtige Kirche umgaben, und eigenthümlich gleichförmig waren. Die hl. Waltrud war Gründerin und Patronin von Mons, und die Bürgerſchaft feierte kein größeres Feſt, als wenn die Gebeine der Heiligen in prangender Prozeſſion umher geführt wurden. In den gleichförmigen Häuschen wohnten die Damen des hohen Kapitels von St. Waltrud, ſämmtlich erleſen aus Familien von älteſtem Adel. Jakobäa aber trug das Aebtiſſin-Kreuz. Altberühmte Adelsgeſchlechter gab es in keiner Gegend der Welt ſo viele, als im Hennegau, der ja ſich ſelber pries, daß er des adligen Weſens Pflanzſtätte ſei für alle Niederlande. Die meiſten Barone hatten auch eigenen Hof in Mons, wo ſie zu Zeiten Wohnung nahmen, ebenſo wie der Graf in der Stadt den Naalſter Hof beſaß, in welchen die Bürgerſchaft für den Hofhalt der Fürſtin die Lebensmittel lieferte. Wenn Jakobäa in's Ständehaus kam, was öfter geſchah, ſo wurde ihr und ihren Damen ein Imbiß von Brod Käſe Wein und Früchten vorgeſetzt. An die Adligen vom Lande ſchloß ſich der Stadtadel an, der damals in Mons noch ſo glänzend zahlreich und machtvoll war, wie kaum mehr in irgend einer Stadt Europas. Jedes Patrizierhaus war eingepfarrt in der Stiftskirche von St. Waltrud, und der Stadtadel bildete eine einzige große geſchloſſene Körperſchaft, welche, reich an Erbgütern, auch die Aemter in der Stadt beſaß und die Bürgerſchaft beherrſchte.

Es wäre aber im fünfzehnten Jahrhundert zum Verwundern geweſen, wenn nicht auch in der Hennegauer Hauptſtadt andere tüchtige Leute gewohnt hätten, denen das herrſchende Adelsweſen zuwider war. Ihnen ſollten gerade die Ereigniſſe, welche Jako-

bäa hervorrief, Luft machen. Wie einst in Brüssel sich das Patriziat gegen Jakobäa feindlich erwies, war es umgekehrt in Mons die niedere Bürgerschaft. Diese wurde es sich bewußt, daß sie am Burgunder, welcher die heftigsten Drohungen schickte, und an den Enghiens Helfer gewonnen.

So gut daher Mons sich nach außen bewehrt hatte, so viel Unglück prophezeite die Zwietracht in seinen Mauern. Der Herr von Havrech, der Großrichter von Haynin, der Schultheiß Pinkars de Herrines, der Bürgermeister Briboul de le Porte, der Schöffe Jaques Hennekart, die übrigen Schöffen, der größte Theil des Raths, die ganze Geistlichkeit, an deren Spitze der hochwürdige Abt von St. Ghislain stand, diese Alle wollten Leib und Leben für Jakobäa lassen, so sehr es auch Manchen in der Seele verdroß, daß so seltsame Fragen und Geschichten sich an die geliebte Landesherrin knüpften. Der Abt von St. Ghislain wich ihr in dieser schweren Zeit kaum von der Seite. Von Engländern waren nur ein paar Offiziere in der Stadt, und Jakobäa mußte ihre eigenen Leute nach St. Ghislain schicken, wo sie Stadt und Abtei bestens befestigten. Zum Befehlshaber von St. Ghislain war einer der Vielgetreuen, der Herr von Steinkercken, bestellt, und Jakobäa hatte ihm auch zwei Kanonen mitgegeben, die ersten, welche man in St. Ghislain sah. Der Vornehmste aber unter den Holländern, Herr Ludwig von Montfort, war in Mons geblieben. Bei alledem mußten die Hauptsache in der Stadtvertheidigung doch die bewaffneten Zünfte thun. Hatten sie unter den Schöffen gar keine, im Rath nur höchst geringe Vertretung, so fanden sich ihre Leute um so mehr unter den Konstablern, Hundertmännern und Zehntmännern, welche die Rotten führten. Die Zünfte, mit Ausnahme der Metzger, hegten von Anfang an die Meinung: man solle es nicht zum Aeußersten kommen lassen, die Herzogin müsse sich mit ihrem Vetter von Burgund vertragen. Als nun dennoch harter Krieg drohete, stieg der Haß gegen die Vornehmen mit jedem Monat, besonders gegen die Häupter in der Stadtregierung, die Schöffen. Ein

Digitized by Google

Bürger wurde bestraft, weil er auf offenem Markte und in Gegenwart von Stadtoffizieren ausrief: „Hätte er nur einen Schöffen da, so wolle er ihm mit seinem Bleikolben eins auf den Kopf geben, daß er das Gehirn verschütte.“ Ein Anderer rief den Schöffen, als er sie am Rathhausfenster stehen sah, zu: „Kommt mal herunter, ihr Canaillen, kommt nur mal zu uns!“ Selbst bei feierlicher Berathung geriethen die Parteien an einander, und es kam vor, daß Jakobäa und ihre Mutter, während der Saal voll Lärmen und Toben und die Stadt voll Schrecken war, auf das Ständehaus eilen mußten, um Frieden zu stiften.

Es gelang der feindseligen Partei mehr und mehr, Mißtrauen gegen die Fürstin zu säen. Man verweigerte ihr die Schlüssel der Stadtthore. Man bestellte sechs Männer, mit denen allein sie in Sachen der Stadtvertheidigung sich benehmen solle. Man kehrte immer mit dem Ansinnen wieder, mit dem Herzoge von Burgund und Brabant sich gütlich zu vertragen; denn Philipp zeige große Neigung, einen Frieden zu vermitteln, der dem Lande zum Heile und der Fürstin nicht zur Unehre gereiche. Jakobäa widersetzte sich, und als Herzog Johann zwei Herolde schickte, frei Geleit für vierundzwanzig Bürger anzubieten, wollte sie die Herolde nicht in die Thore lassen. Doch gab ihnen die Stadt zwei Goldstücke, und als die Sache an die Zünfte kam, wurde das Geleit angenommen. Angesehene Bürger gingen mit der Herzogin-Mutter und Jakobäas Bevollmächtigten nach Hesdin.

Philipp aber wußte den Abschluß der Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Schon setzte sich der Herzog von Brabant mit mächtigem Heere in Bewegung: da erst kamen die Gesandten zurück. Auf dem Ständehaus versammelten sich, wie es bei solchen Gelegenheiten Brauch war, der Großrichter, Schatzmeister, Schultheiß, und Bürgermeister, der Stiftsdechant, Abgeordnete der beiden Mönchsklöster, die Schöffen, Zunftvorsteher, Kriegshauptleute, und andere angesehene Bürger. Die Gesandten lasen eine Erklärung des Herzogs Philipp vom 15. May aus Brügge, des Inhalts: „Von ganzem Herzen thue es ihm leid, daß er

Digitized by Google

trotz allen Ersuchens seinen Vetter von Brabant nicht dazu vermögen könne, den landschädlichen Krieg aufzugeben und die Fürstinnen ruhig im Hennegau wohnen zu lassen. Jetzt aber wolle er aus natürlicher und gerechter Liebe für Tante und Base Beide unter seinen Schutz nehmen. Sie sollten zu ihm kommen, er wolle sie wie sein eignes Leben gegen alles Ungemach beschützen, und Jakobäa niemals in andere Hände liefern, als bis der heil. Vater ihre Sache entscheide, oder der Tod Humfrieds oder Johanns ihr die Freiheit wiedergebe, wie sie des Papstes Spruche gemäß sei. Und was den Schutz des Hennegau angehe, so wolle er, wenn die beiden Fürstinnen zu ihm kämen, und sobald er die Antwort des Vetters von Brabant habe, dem er nun zum letztenmale geschrieben, das Aeußerste aufbieten, um das Land vor Unheil zu bewahren." Abschrift seines Briefs an den Brabanter hatte Philipp mitgeschickt. Von Jakobäas Mutter, die in Condé zurückgeblieben, lag ein Vertragsentwurf bei, und die Mehrheit in der Versammlung erklärte: diesen Vertrag solle und könne die Herzogin annehmen. Jakobäa erwiederte: „Sie müsse erst darüber mit ihrer Mutter reden, jetzt aber könne sie nicht mehr zu ihr reisen."

Es war in der That zu spät. Denn schon umzingelte die Brabanter Reiterei die Stadt, Tags darauf fing das ganze Brabanter Heer an vor der Stadt zu graben und zu schanzen. Offenbar geschah das im Einverständniß mit Philipp, der auf eine oder die andere Weise die Base in seine Gewalt bekommen wollte. Nun war ein Vertrag nicht zu Stande gekommen, und Jakobäas Freunde konnten mit Recht fragen: ob sie denn jetzt ihre Fürstin auf ewig in des Burgunders Gefangenschaft überliefern wollten? Denn was hinter seinen herzlichen Worten steckte, das lag doch wohl vor Jedermanns Blicken. Man beschloß, die Stadt zu vertheidigen, verbrannte die Vorstädte, ein Kloster, und andere Gebäude draußen, und übergab Ludwig von Montfort und dem Schultheiß Pinkart von Herrines den Oberbefehl.

Es war Jakobäas persönlicher Antrieb gewesen, der es zu diesem Entschlusse gebracht hatte. Denn wer konnte dem Feuer-

Digitized by Google

geiſte, der aus ihren Augen blitzte, wer dem Strome ihrer Rede widerſtehen, in welcher ſoviel Heldenmuth und rührender Reiz ſich miſchte? Mons allein, wo ſie ſelbſt war, widerſtand: alle anderen Städte des Hennegau waren abgefallen. Ihr Vetter Ludwig, der Pfalzgraf, mit welchem ſie fortwährend Briefe wechſelte, ließ ſie wiſſen, ſie ſolle nach England kommen. Sie aber wollte nicht fliehen vor der Gefahr, und glaubte feſt an Humfrieds Verheißungen, der bei ſeiner Abreiſe aus Calays und noch ſpäter geſchrieben: in wenigen Tagen werde er mit großer Heeresmacht zurückkommen. Der Thor, warum war er denn mit all ſeinen Truppen fortgezogen?

Der Herzog von Brabant hatte all ſeine Unterthanen zur großen Heeresfahrt aufgeboten, wiederum waren die Barone und die Städter und die Bauern mit ihrem beſten Kriegszeug zuſammengeſtrömt. Sie wollten ihre Ehre, die ſie bei Soignies gelaſſen, wiederholen. Sammelplatz waren die Städtchen Nyvels und Roeulx an der Grenze, wo der Herzog pünktlich eintraf, und drei Tage verweilte, bis das ganze Heer beiſammen Als er bis in die Nähe von Mons kam, ſchickte er Ritter und Reiſige voraus, der Brücken und Hohlwege ſich zu verſichern, und rings um die Stadt Alles in Brand und Blut zu ſetzen. Zum Unglück für die Belagerten fand der Feind gleich die Röhren, welche das Trinkwaſſer zum Stadtbrunnen leiteten. Man hatte die Bleiröhren, ſoweit die Engländer ſie aus der Erde geriſſen, durch hölzerne erſetzt: die Brabanter nahmen jetzt die ganze Waſſerleitung heraus, und ließen kein Stück unzerſtört.

Als dies geſchehen war, folgte das Heer und ſchlug ſein Lager auf, rings wurde die Stadt eingeſchloſſen, und noch am ſelben Tage begannen die Geſchütze zu ſpielen. Tag und Nacht wurde nun geſchoſſen und gearbeitet. Die Steingeſchoſſe der Brabanter ſchlugen krachend an die Mauern, hier und dort fiel eine Thurmſeite herunter, glühende Pfeile flogen über die Brüſtung in die Stadt. Doch die Belagerten ſtanden bereit mit Hammer und Kelle, mit Waſſer und Steinen und Erde, zu

Digitized by Google

löschen und jeden Schaden gleich auszubessern. Ruhten aber die Angreifer einen Augenblick, so wendete sich das Spiel. Ein kühner rascher Entschluß hatte immer die Ritter Jakobäas ausgezeichnet, und auch vor den Mauern von Mons leuchtete diese Tugend in vollem Glanze. In geschickten Ausfällen fiel Stoß auf Stoß bis tief in's feindliche Lager. Wie oft stand man hier auf den Stadtmauern, dort auf den Lagerhöhen, und sah den glänzenden Gefechten zu, welche die Ebene dazwischen erfüllten! Wie oft ließen die Belagerten die Zugbrücken fallen, um mit Jauchzen ihre Freunde zu empfangen, die mit reicher Beute und Gefangenen heranstürmten! Zu spät kamen die nachfolgenden Brabanter, die Zugbrücken flogen schon wieder in die Höhe, und der Feind empfing von Thoren und Thürmen nur Kugeln und Pfeile.

Allein diese unaufhörlichen Gefechte minderten zusehends die treuen Schaaren der Herzogin. Auch die Lebensmittel begannen zu fehlen: denn vom Felde ließ sich Nichts mehr herein bringen, weil die Stadt fest umschlossen und die Umgegend verwüstet war. Als die Zuflüsse zum Marktbrunnen aufhörten, trat sogar Wassersnoth ein. Was aber man von draußen hörte, war ganz geeignet, Alles in noch größeren Schrecken zu setzen. Feinde waren schon genug vor den Thoren, jetzt marschirte auch der gefürchtete l'Isle Adam mit den burgundischen Völkern heran.

Bei so dunkeln Aussichten war es natürlich, daß diejenigen, welche Jakobäa abhold waren, mehr und mehr Uebergewicht erhielten. Sie setzten es durch, daß in den letzten Tagen des Mai nochmal eine Gesandtschaft, begleitet von der Herzogin-Mutter, zum Burgunder Fürsten ging, welcher jetzt bis Douay gekommen war. Er wollte sehen, wie die Dinge verliefen, und bei der Hand sein, wenn die Engländer etwa von Calays aus hervorbrechen sollten.

In Douay bestimmte der Herzog Herrn Gerhard von der Aa als seinen Unterhändler, und die Abgesandten nahmen als den ihrigen Herrn Johann von Nassau. Jakobäa hatte kurz und stolz zwei Forderungen gestellt: „Ihr Vetter von Burgund

Digitized by Google

ſolle Hand ablaſſen von ihren Landen, und ihr Rechenſchaft leiſten für Schaden und Vergewaltigung.“ Nur das eine Anerbieten fügte ſie hinzu: „daß ſie mit ihm und ſeinen Freunden in einer gelegenen Stadt tagen, und Recht geben und nehmen wolle.“ Die Bürger von Mons traten nachgiebiger auf. Ihre Geſandten waren mit folgenden Vorſchlägen beauftragt: „Herzog Philipp möge einen allgemeinen Rechts- und Sühnetag in Gouda Rotterdam oder Woerden anſetzen, dann ſolle Waffenſtillſtand eintreten, hinſichtlich der Engliſchen werde man ſich ſchon einigen. Die Unkoſten wolle man Philipp erſetzen, ihn auch treulich nach Jakobäas kinderloſem Tode als nächſten Erben und Herrn empfangen, bei ihren Lebzeiten könne man das doch unmöglich. Sein Recht aber auf Holland und Seeland müſſe der Herzog erſt nachweiſen.“ Philipp hatte nämlich bereits verlauten laſſen, daß ihm die Regentſchaft über Holland und Seeland abgetreten ſei. Man hatte auch wohl durchſchauet, daß er es darauf angelegt habe, Jakobäas Perſon in ſeine Gewalt zu bekommen. Um ihn zu begütigen, ließ die Stadt wiſſen: „ihre Fürſtin ſolle eine Stunde lang oder ſo ungefähr in ſeinen Händen ſein.“ Geſchah dies, ſo feierte er einen Triumpf, der für Humfrieds ritterliches Gefühl wie für Jakobäa nicht ſchmerzlicher ſein konnte, — es lag auch ſtillſchweigend darin ausgeſprochen, daß Philipps Einmiſchung gerecht geweſen.

Allein die Abgeſandten von Mons merkten bald, daß ſie mit ſo unbeſtimmten Anträgen nicht kommen dürften. Ihr Unterhändler Johann von Naſſau wagte es deshalb, auf eigne Hand andere Artikel vorzuſchlagen. „Jakobäa ſolle dem Herzog von Gloceſter und allen Engliſchen abſagen, — ſie ſolle einen ganzen Tag in Philipps Händen ſein, jedoch wohlverbürgt und verſichert, daß es nicht länger dauere, — ſie ſolle bis zur römiſchen Sentenz ohne Herrſchaft, jedoch mit fürſtlichem Hofhalt, und nach ihrem Belieben wohnen in Brabant Hennegau Flandern oder der Pikardie, — bis dahin ſollten ihre Anhänger von ihren Gütern wenigſtens die Einkünfte genießen, — Jakobäas Lande aber ſo

lange in Händen des Herrn Johann von Naſſau ſein, der als Statthalter Philipp darüber einen Eid ſchwören müſſe. Dies Alles würde bis zu einem Termine gelten, den Philipp ſelbſt beſtimmen könne, und zwar ohne daß die Friſtzeit öffentlich brauche bekannt zu werden, jedoch ſolle ſie nicht lang ſein. Innerhalb dieſes Termins müſſe der Herzog entweder einen ſicheren Frieden zwiſchen beiden Parteien zu Stande bringen, oder erwarten, daß Jakobäa wieder von ihren Landen Beſitz ergreife." — Man ſieht hieraus, welche Vorſicht nöthig ſchien, um Jakobäas Perſon vor Philipps Tücken zu retten. Als dieſer aber von ſolchen Vorſchlägen hörte, brauſete er auf: „Nicht friedlich, ſondern fremd dünkten ſie ihm."

Mit dieſem Beſcheid kam Herr Johann zurück und ſagte: man dürfe vor dem Herzog gar nicht davon ſprechen, nur das Eine habe er von Herrn Gerhard gehört: „wenn der Herzog ſich von ſeinem Brabanter Vetter als rechtem Beſitzer Holland Seeland Friesland abtreten laſſe, und Jakobäa das anerkennen würde, ſo könne man vielleicht zu einer Tagſatzung mit ihm kommen." Die beſtürzten Städteboten und die Herzogin-Mutter gingen nun bis zu den äußerſten Anerbietungen vor. „Es ſolle Jakobäa nochmal in allen ihren Landen als einer rechten Erbherrin gehuldigt werden, — ſie die Einkünfte davon behalten, — Philipp aber ſofort bis zu des Papſtes Spruche Mombar (Regent) ſein von allen dieſen Landen: er wie ſie würden dann jedes ſechs Männer zur Regierung anſtellen. Das müſſe, wenn ſie vom Papſte ihrem früheren Gemahl zugewieſen werde, dauern, ſo lange dieſer lebe, und wenn er ſterbe, bis ſie ſich wieder verheirathe. Außerdem ſollten alle Stände es Philipp beſiegeln, daß ſie ihm als rechten Erbherrn huldigen würden, wenn Jakobäa kinderlos ſterbe."

Als die Unterhandlungen bis auf dieſen Punkt gekommen, hatte Philipp eigentlich Alles erreicht, was er wollte, nur war Jakobäa noch nicht völlig ihrer Einkünfte, und, — worauf er größeres Gewicht legte, — ihrer Freiheit beraubt. Allein er hatte ſich auch überzeugt, daß die Stadt und Jakobäas Mutter

Digitized by Google

unmöglich weiter gehen, Jakobäa hingegen auch dieſe Artikel niemals annehmen werde. Hätten aber die Bürger von Mons ſie ihm mit Gewalt überliefert? Er beſchloß, Kriegsrecht auf anderm Wege zu ſuchen, er erkannte ja nur ſeinen Brabanter Vetter als ihren ehelichen Vogt an.

Auf ſein dringendes Verlangen verließ dieſer das Belagerungsheer, und kam mit fünfhundert Mann Gefolge nach Douay, wo Beide ſofort Handels einig wurden. Am 1. Juni ſchloſſen ſie ihren Vertrag ab, drei Artikel enthielt er. „Erſtens: Jakobäa ſoll im Lande des Herzogs der Burgunder und unter ſeiner Hand bleiben, bis ihr Prozeß in Rom durch Urtheil oder Tod beendigt wird, — zu ihrem Hofhalte geben ihre Länder eine paſſende Summe her. Zweitens: Der Herzog von Brabant erhält von Neuem Beſitz und Gehorſam vom Hennegau, beſtellt aber ſofort, ohne dort erſt Gericht zu halten, Johann von Luxemburg als Statthalter. Drittens: Jede körperliche Strafe und Konfiskation des Grundvermögens ſoll den Schuldigen erlaſſen ſein, nicht aber die bürgerliche Strafe. Jeder der beiden Herzoge ſetzt zwei Richter ein, welche mit dem Statthalter die Strafe, welche auch auf Verbannung lauten kann, diktiren. So lange ſich Einer vor das Gericht nicht ſtellt, wird all ſein Vermögen mit Beſchlag belegt.“

Auf ſolche Weiſe bekam Philipp allerdings den Hennegau in ſeine Hand. Der Statthalter war ihm unterthänig, nur Anhänger Burgunds erhielten den Befehl in Städten und Feſtungen. Daß fortan auch Holland und Seeland an Philipp übergehen ſollten, war jetzt feſtbeſchloſſene Sache. Es fehlte nur noch, daß Jakobäa überliefert wurde.

Sechstes Buch.

Philipp von Burgund.

Erſtes Kapitel.

Jakobäa in Gefangenſchaft.

Aufruhr in Mons. Jakobäas Partei niedergeworfen. Acht Friſttage. Jakobäas Briefe an Humfried und den Pfalzgrafen. Auffangen und Verleſen der Briefe. Huldigung Johanns von Brabant in Valençiennes. Anſtalten zur Abführung der Herzogin. Jakobäa im Brabanter Lager. Angriffe auf den Reiſezug. Ankunft in Gent. Lage und Einrichtung des Grafenſteins. Kaiſer Sigmund. Strafgerichte im Hennegau. Gelderpreſſungen. Fehde zwiſchen Mons und Valençiennes. Die burgundiſche Partei in den Niederlanden. Auftauchen von Einheitsplänen. Ausſterben der Fürſtenhäuſer. Neugeſtaltung der Dinge. Furcht vor engliſcher Landung. Rüſtungen Humfrieds. Anſtrengungen der burgundiſchen Partei. Abtretung der Regierung von Holland und Seeland an Philipp. Widerſpruch der Brabanter. Philipps Heereszug nach Holland. Seine Huldigung und Anordnungen.

Wuth und Beſtürzung herrſchte unter den Anhängern der Fürſtin, als die Abgeſandten mit der Abſchrift des Vertrags zwiſchen den Herzögen von Burgund und Brabant am 3. Juni in Mons wieder eintrafen. Jakobäa ſelbſt, wie ein Chroniſt ſagt, glaubte gleich vor Schmerz zu ſterben. Die Gegner aber liefen und redeten zuſammen und äußerten ihre Freude. Schon ſtanden ſich die Parteien auf Tod und Leben gegenüber, und beriethen

Digitized by Google

verzweifelte Maßregeln. Am anderen Morgen begab ſich Jakobäa in die Verſammlung auf dem Rathhauſe, und rief den Schutz der Bürgerſchaft an, und erinnerte ſie an ihre heiligen Eide, ſie nimmer zu verlaſſen. Allein man ſchrie ihr zu: „Die Stadt habe keinen Schutz mehr für ſie, man könne ſich nicht ſtärker machen, als man Kräfte habe.“ Vergebens ſuchten ihre Getreuen zu Worte zu kommen. Plötzlich ſahen ſie ſich umringt und feſtgehalten. Keiner konnte mehr von der Stelle. Ein Hauptmann Glocesters wurde herbeigeſchleppt. Vielleicht hatte der Unglückliche zu laut von Verrätherei geſprochen. Er mußte vor Jakobäa niederknieen, und ſein Haupt rollte zu ihren Füßen. Draußen aber auf den Straßen war Alles voll Geſchrei und Tumult. Bewaffnete Haufen drangen in die Häuſer ein, riſſen die Anhänger der Fürſtin hervor und ſchleppten ſie in die Gefängniſſe. Zwei Tage lang währte der Aufruhr, das Lärmen und Wüthen. Drittehalbhundert Bürger, es waren faſt alle Vornehmen, wurden in die Thürme geworfen: wer ſich widerſetzte, niedergeſchlagen. Selbſt der hochwürdige Abt von St. Ghislain wurde gefangen geſetzt.

Nun hatten die Sieger in der Stadt freie Hand, mit den Belagerern draußen Waffenſtillſtand zu machen. Jakobäa war ſchutzlos. Alles was ihr hold war, lag im Blute oder im Kerker. Man erklärte ihr rund heraus: „Freiwillig ſolle ſie gehen, oder man ergreife ſie und liefere ſie aus an den Herzog.“ Sie hatte tödtliche Angſt vor Philipp und ſeinen Anſchlägen. Zögern aber oder Entfliehen konnte ihren Freunden das Leben koſten. Sie bat nur noch um das Eine, um acht Tage Aufſchub, dann wolle ſie ſich in Philipps Hände überliefern. Und ſo groß war die rührende Macht ihres Unglücks, daß ſelbſt die Bürgerſchaft, welche in Wuth und Aufſtand, auf der Stelle ihr die erbetene Friſt bewilligte. In ihrer Noth und Bedrängniß ſchrieb Jakobäa Humfried folgenden Brief:

„Mein geſtrenger Herr und Meiſter!

So demüthig, als ich nur kann und weiß in dieſer Welt,

empfehle ich mich Eurer gütigen Huld. Mögt Ihr wiſſen, mein geſtrenger Herr und Meiſter, daß ich jetzt ſchreibe Eurer ruhmwürdigen Herrlichkeit als die leidvollſte Frau, als die Verlorenſte und ſchändlichſt Verrathene auf Erden. Denn, mein geſtrenger Herr und Meiſter, am Sonntag, den dritten Tag dieſes Monats Juni, kamen die Boten Eurer Stadt Mons zurück und brachten einen Vertrag, gemacht und geſchloſſen zwiſchen dem Vetter von Burgund und dem Vetter von Brabant. Dieſer Vertrag war gemacht in Abweſenheit meiner Frau Mutter und ohne ihr Wiſſen, wie ſie ſelbſt mich benachrichtigt und vergewiſſert hat durch Meiſter Gerhard le Grand ihren Kaplan. Deßhalb, mein geſtrenger Herr, ſchrieb mir meine Frau Mutter dieſen Brief über jenen Vertrag, hinſichtlich deſſen ſie mir zu rathen nicht weiß und nicht wagt. Denn ſie ſelbſt wußte nicht, was zu thun, ſondern bat mich, ich möchte meine guten Leute dieſer Stadt bitten, um zu erfahren, welchen Troſt und Beiſtand ſie mir thun wollten.

Deshalb, mein ſüßer Herr und Meiſter, mögt Ihr wiſſen, daß ich am andern Morgen auf das Rathhaus ging und ihnen vorhalten ließ, wie auf ihr Verlangen und Bitten Ihr beſchloſſet, mich in ihrem Schutz und Schirm zu laſſen als bei Solchen, die Euch geſchworen hatten, Eure wahren und treuen Unterthanen zu ſein, und daß ſie mich wohl beſchützen würden, um Euch davon gute Rechenſchaft zu geben, welchen Eid ſie gethan vor dem Sakramente des Altars und auf die heiligen Evangelien. Darauf mein hochgeehrter Herr und Meiſter, erklärten ſie rund heraus: „Sie ſeien nicht mehr ſtark genug, mich zu beſchützen.“ Und indem ſie gleich ihre Gedanken zur That machten, rebellirten ſie und ſagten, meine Leute wollten ſie morden, und ſo ſehr, mein geſtrenger Herr, daß ſie mir zum Hohne einen Eurer Unterthanen ergriffen, den Hauptmann Macquard, und in meiner Gegenwart ihm ſofort den Kopf herunterſchlagen ließen. Und ſie ließen alle die ergreifen, welche Euch lieben und Eure Partei halten, wie Bardoul de le Porte, Collard ſeinen Bruder, Aegidius de le Porte, Wilhelm de Leur, Johann du Bois, Wilhelm de Leye,

Digitized by Google

Samſon Euern Hauptmann, Pierre, Baron, Sandrard, Dandre, und mehrere bis zur Zahl von zweihundertfünfzig von Eurer Partei. Und von Neuem wollten ſie ergreifen Herrn Balduin den Schatzmeiſter, Herrn Ludwig von Montfort, Johann Fresne und Stephan d'Eſtre, welche ſie noch nicht ergriffen haben, und ich weiß nicht, was ſie thun werden. Auch, mein geſtrenger Herr, ſagten ſie mir rund heraus: „Wenn ich keinen Vertrag machte, ſo lieferten ſie mich in die Hände des Vetters von Brabant!" Und ich habe keine Friſt mehr, in dieſer Stadt zu bleiben, als acht Tage, ſollen ſie mich nicht mit Gewalt nach Flandern bringen. Das iſt mir weh und hart, denn ich zweifle, ob ich in meinem ganzen Leben Euch wiederſehen werde, wenn Ihr nicht beſchließt, in Eile mir zu helfen.

Ach mein geſtrenger Herr und Meiſter! Alle meine Hoffnung und mein ganzes Denken ſteht bei Eurer Herrlichkeit, in Betracht, mein geſtrenger Herr und meine einzige und höchſte Liebe, daß alles Dies, was ich leide, geſchieht, weil ich Euch liebe. Deshalb demüthigſt flehe ich zu Euch, ſo ſehr und ſo innig, als ich auf dieſer Welt nur kann, um Gotteswillen möget Ihr Mitleid haben mit mir und meinem Jammer, und mir, Eurem leidvollen Geſchöpf, in größter Eile zu Hülfe kommen, wenn Ihr mich nicht verlieren wollt auf immerdar. Ich habe Hoffnung, daß Ihr ſo thut, denn, mein geſtrenger Herr und Meiſter, ich verdiene es nicht anders um Euch, weder jetzt, noch werde ich, ſo lange ich lebe, jemals etwas thun, das Euch mißfallen könnte. Ja, ich will jeden Augenblick den Tod empfangen um der Liebe zu Euch willen und Eurer adligen Geſtalt, denn Eure edle Herrlichkeit gefällt mir über die Maßen. Bei meiner Ehre, mein geſtrenger Herr und Fürſt, mein einzig wahrer Troſt und meine letzte Hoffnung, möget Ihr um Gottes und unſeres Herrn St. Georgs willen in ſolcher Eile, als Ihr es nur thun könnt, meine ganze leidvolle Lage erwägen, was Ihr noch nicht gethan habt, denn es ſcheint mir, Ihr habet mich ganz vergeſſen.

Anderes weiß ich Euch gegenwärtig nichts zu schreiben, außer, mein gestrenger Herr und Meister, daß ich sehr bald Herrn Ludwig von Montfort zu Euch geschickt habe; denn er kann nicht mehr bei mir bleiben, trotzdem, daß er bei mir aushielt, als alle Andern mich verriethen, — er wird Euch Alles vollständiger sagen, als ich zu schreiben wüßte. Daher bitte ich Euch, mein theuerster Herr und Meister, daß Ihr ihm ein guter Herr sein wollet, und mir Euren Willen auftragen und befehlen, den ich thun werde von ganzer Seele. Das weiß der gebenedeite Sohn Gottes, der Euch ein schönes Leben und ein langes gebe, und Gnade, daß ich Euch sehe zur höchsten Freude.

Geschrieben in der falschen und verrätherischen Stadt Mons, aus tiefbekümmertem Herzen, den sechsten Tag des Juni.

Euer leidvolles und geliebtes Kind, das unsäglichen Schmerz leidet um Euret willen. Euer Kind

Pembrough."

Noch einen kürzeren Brief schrieb sie an ihren Vetter in London, den Pfalzgrafen Ludwig vom Rhein:

„Vieltheurer geliebter Vetter! Ich befehle mich Euch an, und möget Ihr wissen, daß zur Stunde, als dieser Brief geschrieben wurde, ich tief leidvoll im Herzen war als eine falsch und treulos Verrathene. Und wenn Ihr etwas Neues wissen wollt, mein vieltheurer und geliebter Vetter, so wißt, daß ich noch gegenwärtig nichts wüßte, als zu wiederholen; aber wollt unsern vieltheuern und gestrengen Herrn fragen, der Euch mehr sagen wird, als Ihr hören mögt. Anderes wüßte ich Euch nicht als zu wiederholen, außer daß Ihr die Hand haltet zu dem, was Ihr wißt, damit mein gestrenger Herr kommen möge, denn sonst werdet weder er noch Ihr mich wiedersehen.

Und was betrifft, daß Ihr mir schriebet, über's Meer zu kommen, so ist das zu spät, aber eilt Euch mit so großer Macht, daß Ihr mich befreien könnt aus den Händen der Flanderer, wo ich in acht Tagen sein werde.

Vieltheurer und geliebter Vetter! Ich bitte Gott, daß er

Digitized by Google

Euch ein ſchönes Leben und ein langes gebe. Geſchrieben in der falſchen und verrätheriſchen Stadt Mons den ſechsten Tag des Juni.

Jacqueline von Pembrough."

Der Bote, welcher dieſe Briefe trug, wurde aufgefangen, die Unglückliche war ja von Verrath und Tücke umſponnen. Sie konnte ſich vorſtellen, wie Philipp über die Angſt ihres Herzens, die ſich in dem Briefe ſo bloß gab, lächeln, und wie er um ſo klüger ſeine Anſtalten treffen werde, daß Keiner ſie ſeinen Händen wieder entreiße. Er beſaß auch innere Rohheit genug, beide Briefe öffentlich vor ſeinen Herren vorleſen zu laſſen.

In Mons verſtrich unterdeſſen ein Tag nach dem andern, und für Jakobäa verhüllte ſich jede Ausſicht auf Rettung. Vergebens flehte ſie um Freilaſſung ihrer Freunde, nicht einmal Frauen und Bräute durften mit den Gefangenen reden. Da ihr Hofhalt anfing, Mangel zu leiden, bewilligte die Stadt Lebensmittel und täglich fünfundzwanzig Livres, für die Abreiſe aber tauſend. Herzog Johann war inzwiſchen von Douay nach Valençiennes gezogen, wo ihm ſo ſchön und feſtlich gehuldigt wurde, als ſei er der liebenswürdigſte Prinz von der Welt. Während Mons in Trauer lag, jubelte natürlich Valençiennes. Jetzt kam er wieder zum Belagerungsheer, und forderte, auf der Stelle ſolle man ſeine Gemahlin fortſchicken und ihm die Thore öffnen. Jakobäa mußte der Gewalt weichen. Ein Recht aber räumte ſie ihren Feinden über ſich nicht ein, nicht das mindeſte. Sie ſo wenig, wie ihre Mutter, unterſchrieb die Artikel von Douay.

Der Großrichter Haynin erklärte im Stadtrath zwei Tage vorher: die Fürſtin werde am 13. eine Stunde nach Mittag abreiſen, ſie verlange achtundzwanzig Gepäckwagen, ſowie Pferde für zwei Karoſſen und ihre Dienerſchaft von acht und zwanzig Leuten, welche ſie nach St. Ghislain in Beſatzung gelegt. Dies wurde bewilligt. Jakobäa ließ auch Freilaſſung des Abtes von St. Ghislain und der anderen Gefangenen fordern, welche auf der Burg und in den beiden Stadtgefängniſſen lagen. Dieſe

Bitte wurde abgeschlagen, jedoch andern Tags wieder aufgenommen. Während man sich hierüber noch berieth, klopften Enghien und die Herrn vom Rathe des Herzogs von Brabant an's Thor und erklärten: „Es verlaute, man wolle einige Verhaftete freilassen, das sei wider den Herzog und wider den Friedensschluß; es müßten vielmehr alle noch übrigen Schuldigen verhaftet werden; Keiner solle aus der Stadt, Keiner seine Habe wegbringen, auch nicht im Reisezug der Fürstin!" Der Stadtrath gehorchte. Bei Strafe der Verhaftung und Verlustes der Habe wurde Jedermann, der nicht Jakobäas Diener oder vom Gericht förmlich beurlaubt war, verboten, sich dem Gefolge der Fürstin anzuschließen.

Am Tage der Abreise waren die Truppen von früh an unter den Waffen, alle Thore streng geschlossen, kein Mensch wurde aus der Stadt gelassen. Man fürchtete selbst jetzt noch einen Aufstand zu der Fürstin Gunsten. Ein großes und glänzendes Geleite erschien, Jakobäa aus der Stadt abzuholen, in welcher sie so viel Glück und Qual erduldet hatte. Philipp pflegte seine Pillen zu vergolden. Es waren der Prinz von Oranien, der neue Statthalter Johann von Luxemburg mit seinen vier Gerichtsherren, der Herr von Enghien, der Gouverneur von Lille, und eine Anzahl der angesehensten Ritter und Herren aus Burgund und Brabant bestimmt, die Gefangene nach Gent zu geleiten, in allem sechszehn vornehme Herren, jeder mit Gefolge. Dazu kamen Jakobäas eigne Feldhauptleute, die Holländer Montfort und Steinkercken, und von den Hennegauern der Großrichter und Schultheiß, nämlich die Herren von Haynin und Herrines, und mehrere andere Ritter und Edle, welche von der geliebten Fürstin bis zum letzten Augenblicke nicht lassen wollten.

Das Stadtthor, durch welches die Herzogin abziehen sollte, war doppelt von Bewaffneten besetzt. Sie aber ritt plötzlich zu einem anderen, und kam geraden Weges in's Brabanter Lager. Noch einen Versuch wollte sie wagen, ihre Zukunft zu retten. Als sie durch die Zelt- und Hüttengassen ritt, stand das Bra-

Digitized by Google

banter Kriegsvolk da, und ſchaute mitleidig auf ſeine unglückliche Fürſtin, und mit rührender Stimme bat ſie, daß man ſie zum Grafen von Naſſau und zum Herrn von Heſewyck führe. Als ſie dieſe ihre alten Freunde wiederſah, konnte ſie ſich nicht mehr faſſen. Ihr ganzes Elend ſtand ihr vor Augen, unaufhaltſam ſtrömten ihre Thränen, und nur um das Eine bat ſie mit aufgehobenen Händen: „wenn ſie noch etwas für ſie übrig hätten, möchten ſie zum Herzog gehen und mit Bitten nicht ablaſſen, bis er ihr erlaube, in Brabant zu bleiben. Wo er nur befehle, in jeder Burg, in jeder Stadt wolle ſie ruhig wohnen, und in ſeiner Gewalt bleiben, nur daß ſie nicht an den Burgunder ausgeliefert werde.“ Die Herren gingen hin, und flehten lange und inſtändig für die Troſtloſe. Allein Jakobäas früherer Gemahl fand die Rache ſüß, der arme Menſch hatte ja ohnehin keinen Willen ohne ſeinen Vetter Philipp. Dagegen verlangte er, daß man auf der Stelle ihm die Stadtſchlüſſel bringe und ſein Banner auf der Burg aufziehe. Noch am Abend ſpät leiſtete die Stadt ſeinen Bevollmächtigten Huldigung.

So mußte Jakobäa das Brabanter Lager wieder verlaſſen, und den Weg nach Flandern einſchlagen in die Gefangenſchaft. Der Parteien Haß und Liebe umlagerte ihren Weg. Als ſie mit ihrem Geleite auf freiem Feld erſchien, kam ein Baſtard von Enghien mit dreißig Mann geritten, und wollte Herrn von Haynin den Großrichter zu ſeinem Gefangenen machen. Schon legte er Hand an ihn, da flog der Prinz von Oranien herbei, und ſtellte den Baſtard zur Rede. Dieſer gab trotzige Antwort. Gleich ſchlug der Prinz ihm zweimal den Säbel durch's Geſicht, und nahm ihn ſelbſt mit noch einem Begleiter gefangen, die Anderen aber waren froh, daß ſie mit heiler Haut davon kamen. Die Reiſe ging weiter nach Ath, wo man Nachtlager nahm. Jakobäas Getreue aber hätten nicht Hoeks ſein müſſen, um ruhig zuzuſehen, wie man ihre angebetete Fürſtin fortſchleppte. Sie lagen bereits in einem Hinterhalt, und als der Reiſezug herankam, ſtürmten ſie herbei, umringten die Herzogin, und dachten

Digitized by Google

sie zu entführen. Oranien aber hatte sich vorgesehen, hatte fünfhundert Mann Bedeckung an sich gezogen, und warf nach kurzem Gefecht die Angreifer zurück. Jakobäa sah auch die letzte Hoffnung vereitelt. Vergebens schauete sie aus, ob nicht von Calays her die Retter sich naheten. Ehrenvoll wurde sie weiter geleitet nach Gent, dort zog sie ein unter großer Theilnahme der Bürgerschaft. Die Wohnung war ihr auf dem alten Grafenstein bereitet, welcher sie, Kaiser Ludwigs Urenkelin, jetzt als Gefangene aufnahm.

Philipp hatte Jakobäa nicht in seine eigene Wohnung in Gent, den Fürstenhof, gebracht, sondern auf den Grafenstein, eine alte Burg, welche schon zu Kaiser Otto des Großen Zeit erbauet und bis vor sechszig Jahren von den alten Grafen Flanderns bewohnt gewesen. Auf einer Anhöhe und im Mittelpunkte der Stadt ragten ihre uralten schwärzlichen Mauern und Thürme empor. Die finstere Thorwölbung, welche noch jetzt auf den Burghof führt, mündet auf einen offenen Platz. Zu Füßen der Burg fließt im großen Bogen die Lys vorbei, um sich gleich darauf mit der Schelde zu vereinigen. Das Ganze bildete eine Festung, die ringsumher freistand, und fest und stark genug, um den Brandungen der Volkswogen zu widerstehen, wenn wieder einmal sich der Aufstand durch die Gassen wälzte. Für solche Fälle war auch ein unterirdischer Gang da, der von der Burg bis vor die Stadtmauer führte, und durch welchen sich ungesehen Kriegsvolk hereinbringen ließ. Seit die Fürsten hier nicht mehr Hof hielten, diente die Burg als Zeughaus und Kaserne. Auch hatten in den leeren Gemächern die berühmten Maler Johann und Hubert von Eyck ihre Werkstätte aufgeschlagen, wo sie damals an dem köstlichsten Gemälde der deutschniederländischen Kunst malten, der Anbetung des unbefleckten Lammes. Philipp hatte dieses Bild vor vier Jahren bei ihnen bestellt, und vielleicht durfte Jakobäa, wenn die Eycks gerade anwesend waren und der Herzog es erlaubte, mit den berühmten Malern sich unterhalten.

Allein duldete denn der Kaiser, daß ein fremder Herzog

Digitized by Google

eine Reichsfürſtin in ſeiner Stadt gefangen hielt? Das war eben Jakobäas Unglück: in Deutſchland konnte man ihr Auftreten nur als Anmaßung betrachten. Nach des Reiches Recht war Johann von Bayern rechtmäßiger Fürſt von Holland und Hennegau geweſen. Als deſſen Tod bekannt wurde, hatte König Sigmund alsbald ſeine Herolde und offenen Briefe an die Hennegauer wie an die Holländer und Seeländer geſchickt, worin er erklärte: „Nunmehr ſei ihr Land dem Reich anheimgefallen, er ſelbſt ſei Herr dieſer Gebiete, ſie ſollten ſich nicht unterſtehen, einem Andern zu huldigen, bis des Königs Botſchafter bei ihnen erſchienen: inzwiſchen aber werde ihnen Johann von Bonau, kaiſerlicher Schultheiß von Gelnhauſen, das Nähere ſagen.“ Sigmund drohete ſogar ernſtlich mit der kaiſerlichen Acht. Dieſe wäre beſonders den Holländern beſchwerlich gefallen; denn ſie hörten von den Hanſeaten, der gemeine Kaufmann aus und in Deutſchland dürfe Geächteten weder verkaufen noch von ihnen kaufen. Die Holländer nahmen daher des Kaiſers Herold achtungsvoll auf und verehrten ihm ein Geldgeſchenk. Dann kamen ſie im Haag zuſammen und beriethen ſich, was zu thun. Da ſie aber bald darüber in's Klare kamen, daß hinter des Kaiſers Kommiſſar und Herolden kein Heer des Kaiſers folge, auch wohl nimmer folgen würde, ſo machten die Drohungen wenig Eindruck. Man hielt es für's Klügſte, das Ausſprechen der Acht am kaiſerlichen Hofe hinzuhalten, im Uebrigen den Dingen ihren Lauf zu laſſen. Bonau wartete in Aachen vergebens, ob die Ausſichten für ſeinen Auftrag günſtiger würden. Endlich kehrte er unverrichteter Sache wieder heim.

Der Herzog von Burgund hatte alſo völlig freie Hand. Den Hennegau beſorgten ihm ſein Statthalter Johann von Luxemburg und deſſen Beamte, die im Namen des angeblichen Landesfürſten, des Herzogs von Brabant, handelten, — für Holland und Seeland übernahm Philipp die Aufgabe ſelbſt. Es galt, überall Jakobäas Anhang auszurotten, und das Volk derartig zu

fassen, daß es ihm noch Glück und Segen scheinen mußte, burgundisch zu werden.

Als Johann von Luxemburg, Engelbert von Enghien, und der Burggraf von Monyouw für den Fürsten die Huldigung im Hennegau einnahmen, hätten sie auch geloben müssen, die Rechte und Freiheiten der Unterthanen aufrecht zu halten. Sie weigerten sich dessen, Luxemburg erklärte rundweg: er habe seinem Herrn geschworen und das sei genug. Dies sagte den Hennegauern, was man mit ihnen vorhabe. Eine Landeshuldigung ließ sich gar nicht anders denken, als daß der Fürst dem Lande, und das Land dem Fürsten Treue zuschwor: jetzt sollte der Fürst frei, das Land gebunden sein. Schon am Tag nach Jakobäas Abreise von Mons begannen dort die Strafrichter ihr Amt. Adel Geistlichkeit und Beamte wurden fast durchgängig schuldig befunden. Strenge Weisung erging, in allen Städten Diejenigen zu verzeichnen, welche dem Herzog von Glocester gedient hätten. Ihre Einkünfte und bewegliche Habe wurden zu des Herzogs Tafelgut eingezogen. Das Grundvermögen ließ man ihnen: wenn es aber unglücklicher Weise im Brabanter Gebiete lag, so nahm es der Herzog weg, ließ einen Theil verkaufen und verschenkte den andern unter seine Edlen. Und nun kamen die Geldbußen: Strafen, Kriegssteuern, Geschenke, Erpressungen aller Art verschlangen ungeheure Summen. Nicht das Geringste waren die Geschenke. Geschenke erwarteten Johann von Luxemburg, Enghien, und die andern Beamten, sodann die vornehmen Herren in Brüssel, und Die an Philipps Hofe, welche für die Bedrückten ein Wort anbringen wollten. Aber nicht die Herren allein, auch ihre Sekretäre Siegelbewahrer Kanzlisten Lakaien und Reitknechte, alle mußten mit Geldsummen begütigt werden. Man verstand es damals vortrefflich, eine eroberte Stadt auszusaugen, auch wenn sie nicht eingeäschert wurde.

Verzweifelnd schickte die Bürgerschaft von Mons ihre flehenden Boten bald nach Brüssel, bald an den Herzog von Burgund. Die Valençienner aber kühlten jetzt ihr Müthchen, und bedräng-

Digitized by Google

ten die schwer heimgesuchte Stadt noch mit Fehde. Erst im September des nächsten Jahres erhielt sie des Fürsten Gnade wieder, mußte aber noch ansehnlich zahlen, ihre Festungswerke in des Herzogs Hände stellen, auf Befehl zur Vertheidigung rüsten. Fürstliche Soldaten, nicht mehr selbstständige Männer auf eigenen Thürmen und Thoren sollten fortan die Bürger sein. Eines aber hatte Mons trotz Johann von Luxemburg und all seiner Anfechtungen glücklich gerettet, — die große Kanone und die drei andern Geschütze, welche Jakobäa geschenkt hatte.

Der stolze Muth des Hennegauer Volks war nun völlig gebrochen: es wurde hergerichtet, wie Philipp es zu seinen Zwecken sich wünschte. Seine holländischen Pläne fädelten ihm zwei Parteien ein, die Kabeljaus und die burgundische Partei am Brüsseler Hofe. Wo ein Fürst schwach und träge, bilden sich immerfort Parteien, welche die Herrschaft über ihn an sich zu reißen suchen. Auch der Herzog von Brabant wurde wieder in verschiedener Richtung hin und her gezogen. Die Altbrabanter Partei, wenn man die große Mehrzahl der Landstände so nennen durfte, dachte nur an Heimat und Freiheitsrechte. Die burgundische Partei bestand gerade aus den vornehmsten Kriegs- und Hofleuten, Enghien, Graf Nassau, Wesemael, Monyouw, Rotselaer. Wie einst T'Serclaes und Genossen an Johann von Bayern, hatten sie ihren Halt und Hort an Philipp, und der Eine und Andere dachte schon im Stillen daran, dem Burgunder Herzog in den Niederlanden eine Herrschaft zu bereiten wie ein Königthum. Derselbe Gedanke war auch unter den holländischen Kabeljaus aufgetaucht. Er lag so nahe, da die Reihe der niederländischen Fürstenthümer nur noch auf wenigen Augen stand, da die Länder schon unsäglich durch Erbfolgekriege gelitten, Handel und Verkehr aber dringend nach großen einheitlichen Gebieten und Gesetzen verlangten.

Diese niederländischen Einheitspläne traten damals, als Jakobäa nach der Genter Reichsburg abgeführt wurde, in's Bewußtsein der Menschen. Der ärgerliche Ehehandel dieser Fürstin,

Digitized by Google

der plötzliche Einfall eines englischen Prinzen mit starkem Heer, die neuen Beweise von geistiger Dürftigkeit, die Johann von Brabant gegeben, auf der andern Seite die Kraft und Klugheit, mit welcher der junge Herzog von Burgund auftrat, sein unabhängiges Handeln trotz der englischen Allianz, die ungeheuren Heeresmassen, welche er in's Feld getrieben, — Alles das hatte die Völker aufgeschreckt. Unwillkürlich dachte man an die merkwürdig ähnliche Lage all der niederländischen Gebiete. In Namur saß der kinderlose Graf Dietrich, Luxemburg gehörte der kinderlosen Elisabeth von Görlitz, Hennegau Holland Seeland der kinderlosen Jakobäa, über Brabant Mecheln Antwerpen Limburg regierte ein kinderloser schwächlicher Fürst, der nur noch einen Verwandten hatte, seinen Bruder St. Paul. Der Herzog von Burgund aber, Herr des reichen Flanderns und großer Herzogthümer, dessen Heere sieghaft Frankreich und die Niederlande umfaßten, gerade er war allen jenen Fürsten entweder der nächste Blutsverwandte, oder bereits ihr erklärter Erbe. Das französische Königthum schien in Stücken zu gehen, in Deutschland wütheten die Hussiten, auf der Kirchenversammlung sprach man von tiefgehenden Neuerungen, — es war eine Zeit, wo viel Altes in Fluß geräth, und Vorstellungen, daß Recht und Reiche sich neu gestalten, unwiderstehlich werden.

Zunächst aber einigten sich alle Niederländer in einem höchst unangenehmen Gefühl, in der Furcht vor Landung der Engländer. Man konnte nicht anders denken, als daß ihr beleidigter Stolz sich fürchterlich rächen werde. In der That war die Erbitterung im englischen Volke nicht gering, sein Nationalgefühl wie von glühendem Stahl gepeinigt. Seine stolzen Ritter und Reisigen, die überall Siegreichen, wie jämmerlich waren sie aus dem Hennegau abgezogen, ihr schöner Prinz und Herzog vor aller Welt beschimpft! Und Jakobäa selbst, war sie nicht durch das ihr ertheilte Bürgerrecht eine Engländerin geworden, und konnte man es dulden, daß der Burgunder Alliirte eine solche Fürstin einkerkere? Die jungen Adligen riefen Humfried zu:

Digitized by Google

„Er ſolle ſich aufmachen, ſeine Gemahlin befreien, ſie Alle zögen mit ihm.“ Die erprobteſten Degen ſtellten ſich auf ſeine Seite. In Mons kam zu Anfang des Juli ein Verbannter aus England zu den Statthaltern, und erzählte ihnen: „all ſeine Landsleute ſeien in Aufruhr über den Hennegauer Schimpf, ſeit hundert Jahren habe ſie Nichts ſo geärgert. Achtzigtauſend Goldſchillinge und zwanzigtauſend Reiſige und Bogenſchützen ſeien dem Herzog von Gloceſter zum neuen Feldzug bewilligt; der ſchottiſche König, der ſeine Nichte heirathe, ſtelle achttauſend Mann, dazu habe er ſich im Ehevertrag verpflichtet; weitere achttauſend Mann kämen aus Irland; alles engliſche Kriegsvolk in der Normandie habe ſich das Wort gegeben, bei der erſten Nachricht von Humfrieds Landung in hellen Haufen aufzubrechen nach den Niederlanden.“

Dies Alles, ſo übertrieben es lautete, wurde von den Statthaltern im Hennegau nach Brüſſel geſchrieben, und ſie fügten hinzu: „der Engländer ſetze für die Wahrheit ſeinen Kopf zum Pfande, und ſie ſelbſt hätten Aehnliches von engliſchen Kaufleuten gehört, die von Calays herüber gekommen.“ Den Herzog von Brabant faßte große Angſt. Eiligſt führte er nach den Hennegauer Feſtungen Kriegszeug und Lebensmittel, und überall ſandte er wieder Boten um Hülfe gegen die Engländer.

Die holländiſchen Kabeljaus aber geriethen in eine verzweifelte Lage. Noch immer lagen ſie vor Schoonhoven, ſetzten immer größere Kräfte dabei zu, und doch blieb es eine Belagerung, bei welcher das Heer draußen ſich mit Mühe des Heeres drinnen erwehrte. Landeten jetzt die Engländer, ſo erhuben ſich aller Orten die heimlichen Hoeks und fielen über die Kabeljaus her. In dieſer Noth erhielten die Häupter der Kabeljaus, mit welchen in der Stille ſchon längſt über die Uebergabe von Holland und Seeland an Philipp geplant wurde, Antrieb vom burgundiſchen Hofe: jetzt müſſe die Sache in's Werk geſetzt werden, damit der Herzog von Burgund die Lande mit ſeiner Macht gegen die engliſchen Angriffe decke. Philipp bedurfte einer

Digitized by Google

gewiſſen öffentlichen Berufung zur Uebernahme von Holland und Seeland. Denn wenn er und die Kabeljaus auch daran feſthielten, Johann von Brabant ſei Jakobäas rechtmäßiger Gemahl, folglich ihrer Länder Vogt, und ſomit zur Abtretung der Regierung über dieſelben befugt, — ſo gab es doch Unzählige hoch und nieder, welche anderer Meinung waren. Man mußte etwas in Szene ſetzen, was Philipps Recht öffentlich als Volksſtimme erſcheinen ließ. Alſo hielten die Häupter der Kabeljaus eine große Berathung und beſchloſſen, man ſolle an den Herzog von Burgund eine feierliche Geſandtſchaft ſchicken, welche ihm das Geſuch vortrage: „Er möge die Regierung von Holland und Seeland übernehmen, da er ja doch der nächſte Erbe ſei.“

Zu gleicher Zeit ſetzte die burgundiſche Partei am Brabanter Hofe Hebel an. Ueberall hörte man ſie reden und erörtern: „Der Fürſt müſſe jene Länder einſtweilen ſeinem Vetter überlaſſen; Dieſem, als Erben Johanns von Bayern, gehörten ja ohnehin anſehnliche Stücke davon; das übrige Gebiet ſei ihm verpfändet für die großen Summen, die er Brabant vorgeſchoſſen; niemals könne man ihm dieſes Geld wieder zahlen; ohnehin ſei Philipp Jakobäas Landeserbe, denn eheliche Kinder bekomme dieſe Frau nimmermehr.“ — Allerdings war Philipp Jakobäas nächſter Verwandter, weil ihre Mutter ſeine Tante und ihre Tante ſeine Mutter war: jedoch ihr nächſter Landeserbe konnte er nur dann ſein, wenn man zuvor das Reichsrecht und das Wittelsbacher Hausrecht ausſtrich.

So gut indeſſen der Plan angelegt war, die Ausführung ſtieß gleichwohl auf zähen Widerſtand. Bei den Holländern, ſo ſehr die Kabeljaus Alles beherrſchten, war das Gewiſſen nicht ganz erſtorben. Wer konnte es ſich aus dem Sinne ſchlagen, wie man Jakobäa einſt gehuldigt, wie man ihrem Vater zugeſchworen hatte, ſie wider Jedermann in ihrem Landeserbe zu ſchützen! Jede Stadt nahm die Frage für ſich zur Erörterung, und als der Herzog von Brabant zu Anfang des Juli die Abgeordneten der Herren und Städte nach Brüſſel berief, baten ſie,

er möge die Uebergabe ihrer Lande noch ausſetzen. Er aber erklärte: „Er habe ſie ſeinem Vetter von Burgund verſprochen, und das wolle er ihm halten.“ Sie ſahen, die Sache war unabänderlich beſchloſſen. Für Diejenigen, welche ſich noch weigerten, ſtanden ihre Aemter auf dem Spiele. Sie ließen ſich willig finden.

Doch ſieh, Philipp ſchien wenig daran gelegen. Es war und blieb ſchmählich, ſeine Baſe erſt in's Gefängniß zu ſchleppen, und ſie dann hinterrücks zu berauben. Alſo wollte er ſich jetzt bitten laſſen, um aller Welt zu zeigen, daß er nicht aus Länderſucht, nein, weil die ſchutzloſen Länder ihn erbarmten, ſich ihrer annehme. Die erſte Tagfahrt für die Holländer lautete auf Brüſſel, von da wurde ſie nach Mecheln verlegt, von da mußten auf Philipps Begehren die holländiſchen Geſandten ihm nach Brügge folgen, dann von Brügge nach Gent, und von Gent nach Remond. Auch mußten die Städte ihm jede einzeln erklären, über welche Artikel ſie ihm in der Huldigung Treue geloben wollten.

Noch von anderer Seite erhob ſich Widerſpruch. Die burgundiſchen und Brabanter Räthe kamen in Dendermonde zuſammen und ſetzten eine Urkunde auf, in welcher Johann von Brabant dem Herzoge von Burgund die fürſtlichen Rechte über Holland Seeland und Friesland übertrug. Philipp aber verpflichtete ſich: „wenn er jemals die Lande an einen anderen bringe, ſei es eine Frau oder ein Herr, ſo ſollten auf der Stelle alle Forderungen erloſchen ſein, welche ſie ihm jetzt oder künftig ſchuldeten.“ Da aber weigerten ſich die Brabanter Städte, die Urkunde zu beſtätigen, auch der Landesſiegelbewahrer Cornelius Proper wollte ſie nicht beſiegeln. Nichts vermochte ſie umzuſtimmen, ſie verſchanzten ſich hinter der Ausrede: es ſei das Recht Brabants an Hoesden und Gertrudenberg in der Urkunde nicht genugſam gewahrt, und blieben dabei: dieſe Sache müſſe erſt durch die Stände von Brabant geprüft werden. Geſchah das, ſo gab es über den Länderraub, den man an der Herzogin

Digitized by Google

beging, wieder höchſt verdrießliche Erörterungen; denn es war ganz derſelbe Fall, wie damals mit Johann von Bayern. Die Enghien, der Prinz von Cleve, und die anderen Herren von Philipps Partei wußten ſich zu helfen. Sie ſetzten eine neue Tagfahrt nach Mecheln an, zu welcher ſie keine Abgeordneten der Stände, ſondern nur den Siegelbewahrer einluden. Aber auch hier weigerte er ſich, das Brabanter Landesſiegel an die Urkunde zu hängen. Dies aber war nöthig, wenn die Urkunde in Holland gelten ſollte. Da entſchloſſen ſich die Herren kurz und gut, ließen ein falſches Landesſiegel ſtechen, und der Sekretär des Herzogs, Peter van der Heyden, drückte es unter die Urkunde, welche das Datum vom 19. Juli 1425 bekam. Gerade am 25. Juli, am Geburtstage Jakobäas, am Feſttage ihres Namenspatrons des Apoſtels Jakobus, erließ der Herzog von Brabant ſeine offenen Briefe an die Holländer und Seeländer, worin er ſie anwies, dem Herzog von Burgund zu gehorchen, welchem er „auf eine ſichere Reihe von Jahren“ die Regierung ihrer Lande übertragen habe. Dem Kanzler Cornelius aber wurde die Verlegenheit nicht vergeſſen, in welche er die burgundiſche Partei brachte. Im Jahr darauf, als er durch den Wald von Soigne ritt, warfen ihn Bewaffnete nieder, ſchleppten ihn außer Landes, und thaten ihm die ärgſten Qualen an. Sie erklärten: ſein Herzog ſei ihnen eine große Summe Geld ſchuldig, und nicht eher gäben ſie den Brabanter Kanzler wieder frei, als bis ihnen das Geld gezahlt ſei. Die Brüſſeler, welche recht gut wußten, woher der Streich kam, bezahlten endlich das Löſegeld, zogen es aber von ihrer Landesſteuer ab.

Auf Grund der Regierungsübertragung nahm jetzt der Herzog von Burgund den Titel „Ruhwart und Erbe von Holland Seeland und Friesland“ an. Auf der flandriſchen Nordſpitze ter Sluis ſammelte er eine Flotte und ein auserleſenes Heer von ein paar tauſend Mann, und ſandte vor ſich her ſeine Briefe, worin er den Herren und Städten ſeiner Partei freundlichſt dankte, daß ſie ihm ſo eifrig zur Erwerbung der Lande

Digitized by Google

geholfen. Er wiederholte darin ſein Verſprechen, ſämmtliche Privilegien und Freiheiten auf das Beſte zu beſtätigen und einem Jeden beſondere Urkunden darüber auszuſtellen, wenn ſie ihm huldigen würden. Er gab ſogar die fürſtliche Verſicherung, Alles wolle er zahlen, was Johann von Bayern oder der Herzog von Brabant ſchuldig wären. Schon blinkten die gefüllten burgundiſchen Goldkiſten den Holländern vor den Augen.

Zweites Kapitel.

Flucht aus dem Gefängniß.

Philipps neue Stellung. Jakobäas trübe Ausſichten. Mißhandlung ihrer Mutter. Hofhalt in Gent. Innere Umwandlung. Des Pabſtes langjähriges Stillſchweigen. Wiederaufnahme des Eheprozeſſes. Rechts- und Beſitzfrage. Eine Frau unter Sequeſter. Rathſchläge der Kabeljaus. Englands König und Parlament für Jakobäa. Gefahr ihrer Abführung nach Lille und Savoyen. Benachrichtigung der Hoeks. Die beiden Retter. Entweichen aus dem Gefängniß. Flucht über Antwerpen Breda und Workum. Ankunft in Dyanen. Schoonhoven frei. Volksunwille über den fremden Herzog. Jakobäas Huldigung in Schoonhoven Oudewater und Gouda. Rüſtungen der Hoeks.

Philipp rüſtete ſich, mit ſtattlichem Heereszug nach Holland zu ziehen, um die Huldigung einzunehmen. Wollte Humfried dann ſeiner Gemahlin Länder erobern, ſo mußte er geradezu den Verbündeten Englands angreifen, der als Regent ſie förmlich in Beſitz genommen. Damit aber die Huldigung um ſo geſchwinder von Statten gehe, ſchien es gerathen, die eigentliche Landesregentin ſo weit fortzuſchaffen, daß ſie wie vergeſſen und verſchollen war, und Humfried ſie nimmer wiederholte. Dann waren

ihm überall die Riegel vorgeschoben, und Philipp an dem Todfeinde bündig gerächt.

Jakobäa aber wußte jetzt, daß sie für immer ihrer Erblande beraubt, für immer eine Gefangene sein solle. Nirgends zeigte sich Hülfe. Humfried in England zerrte umsonst an den Netzen, die dort ihn umstrickten. Er rüstete und rüstete, konnte aber nicht fortkommen. Sein Bruder aber, der Herzog von Bedford, schien mit dem Burgunder wieder ein Herz und eine Seele. Vierzehn Tage nach Jakobäas Abführung nach Gent war er nach Flandern gereiset, Philipp zu besuchen. Mit ihren Gemahlinnen und Hofstaaten waren die beiden Fürsten zusammen gekommen, Wochenlang hatte sich Fest an Fest gereihet, eines glänzender als das andere. Ihre heldenmüthigen Anhänger in Holland sah Jakobäa von der Macht eines Herrn umzingelt, dessen Lächeln gefährlicher war, als die Härte des Oheims „ohne Gnade." Im Hennegau sah sie Alles, was ihr treu gewesen, einem Feinde geopfert, der ohne Erbarmen. Ihre Mutter wurde am wenigsten verschont. Auch diese erklärte entschieden, nimmer würde sie die an ihrer Tochter verübte Gewaltthat, nimmer den Vertrag von Douay für Recht anerkennen. Darum wurde ihr Alles eingezogen, was sie an Silbergeschirr, an Heirathsgut, an Widthum, oder an anderer Habe irgendwo besaß in ihrer Tochter Erblanden, Alles floß in die Schatzkammer des Herzogs von Brabant als gute Beute. Die beiden Fürstinnen waren ja schutzlos. Hätte Herzog Johann von Bayern noch gelebt, nie hätte man gewagt, seines Bruders Tochter und Wittwe so zu mißhandeln.

Die Gefangene fühlte jeden Schlag, der auf ihre Freunde geführt wurde, und ihr Stolz krümmte sich schmerzlich unter so viel Hohn und Spott. Zwar wurde sie in Gent gehalten, wie es einer Fürstin geziemte, jedoch waren ihr alle ihre Juwelen und was sie sonst Kostbares hatte, weggenommen, und nur ein kleiner Hofstaat erlaubt. Sie war ja eine Gefangene, die man streng bewachen, der man jedes Verkehrsmittel abschneiden mußte. Sie die Enkelin eines Kaisers sah sich eingekerkert wie eine

Digitized by Google

Thörin, die erſte Fürſtin in den Niederlanden mußte ſich vor Scham den neugierigen Blicken entziehen. Was Jakobäa in Mons und Gent erlebte, mochte ſie innerlich umwandeln. Wilde Racheluſt ſchlich ihr in's Herz, und jede Thräne, die ſie zerdrückte, ſchien ſich in ihrem Buſen zu Grimm und Stahl zu verhärten. Ihr Schickſal erregte tiefe Theilnahme, und kein ritterlicher Mann ging über dem Burgplatz, der nicht nach den hohen Fenſtern aufſchaute mit dem Gedanken, wie er helfen könne der ſchönen vielkühnen Frau. Es war hohe Zeit, denn ihr Prozeß in Rom nahm eine Wendung, wie ſie für Jakobäas Freiheit nicht bedenklicher ſein konnte.

Seit der Pabſt im Jahre 1418 ſeine Dispenſation für ſie und den Brabanter widerrufen, und bald darauf auch hiervon den Widerruf in Ausſicht geſtellt, hatte er ſich ſechs Jahre Zeit gelaſſen, ehe er in dieſer ärgerlichen Sache nur einen einzigen Schritt that. Nichts fruchtete es, als Jakobäa im Frühling 1422 den verlaſſenen Gemahl vor des Papſtes Richterſtuhl ladete, und ſofort ihre Anwälte, den Freiherrn von Sars und den Prälaten Robinet von Cambray, nach Rom ſchickte. Auch Johann von Brabant beſtellte dort ſeine Anwälte, kümmerte ſich jedoch wenig um den Prozeß, und es hieß allgemein, er gebe ihn verloren. Es waren aber die Jahre des päbſtlichen Stillſchweigens die Zeit, wo Englands Stern Alles verdunkelte. Erſt als der Burgunder Herzog, der ergebene Diener des päbſtlichen Stuhles, in den Vordergrund trat, gab Martin V. jene ſeltſame Bulle vom 27. Mai 1424, worin er in die Vergangenheit hinein eine Ehe für gültig erklärte, die ohne Beſtand einer Dispenſation ungültiger Weiſe geſchloſſen war. Uebrigens hatte ſelbſt dieſe Bulle nur zwei von den Ehehinderniſſen berührt. Als nun der Streit zwiſchen Philipp und Humfried heftig entbrannte, und der Letztere ſeinen Januarbrief geſchrieben, kam auch in Rom Leben in den Prozeß. Es erſchien im Februar die päbſtliche Erklärung gegen die gefälſchten Bullen, und der Brabanter ſandte eiligſt den Predigermönch Kuyſt nach Italien, den Pabſt um Verzeihung zu bitten,

Digitized by Google

daß noch keine ſtattliche Geſandtſchaft dort ſei. „Sie werde ihm auf dem Fuße folgen, und Kuyſt, der als einfacher Mönch leichter auf der Reiſe durchkomme, ſei nur vorausgeeilt, um ſie anzukündigen und all das Gerede zu widerlegen, als habe ſein Herr ſelbſt an der Gerechtigkeit ſeiner Sache gezweifelt. Mehrmal hätten die Brabanter Geſandten abgehen ſollen, immer wären ſie durch die Friedensunterhandlungen aufgehalten, welche die Herzoge von Bedford oder Burgund mit Gloceſter angeknüpft.“ Sobald Jakobäa nach Gent in Sicherheit gebracht worden, gingen wirklich der Biſchof von Cambray mit einem Ritter und vier angeſehenen Theologen als Brabanter Geſandte nach Italien ab. Jakobäa ſelbſt hatte gleich nach ihrer Ankunft in Gent Humfried einen Boten geſchickt, er möge jetzt den Prozeß in Rom betreiben. Der Pabſt beſtimmte die beiden Kardinäle von Urſini und von Venedig, als Richter den Prozeß zu führen.

Wieder entſpann ſich, wie einſt auf der Kirchenverſammlung, dann auf dem Pariſer Rechtstage, ſo jetzt in der römiſchen Kurie ein Streiten hin und her über Jakobäas heilloſes Eherecht. Raum dazu gab wieder die Scheidung, welche von den römiſchen Juriſten einſt zwiſchen Beſitz und Recht durchgeführt, und dann vom kanoniſchen Recht noch weiter ausgebildet war. Jakobäas Partei erklärte: „hier handle es ſich bloß darum, ob der Fürſtin Ehe mit Gloceſter gültig oder ungültig ſei, im erſten Falle bleibe ſie ſein rechtmäßiges Weib, im andern müſſe er ſich wieder von ihr ſcheiden.“ „Halt,“ riefen die Parteigänger Brabants, „erſt den Beſitz, und dann das Recht. Unſer Herr war im ruhigen Beſitze ſeiner Frau, ſie entfloh ihm, Euer Herr eignete ſie ſich an: nun aber iſt Grundſatz des kanoniſchen Rechts, daß der Beraubte vor allen Dingen wieder in Beſitz zu ſetzen. Folglich muß unſer Herr erſt die Frau wieder haben, dann könnt Ihr auf ihre Herausgabe weiter klagen.“ Nun hatte zwar der verlaſſene Gemahl gar keine Sehnſucht gezeigt, Jakobäa wieder zu haben, doch dahin ging auch die Rechnung nicht. Wurde ihm der Beſitz zugeſprochen, ſo konnte dieſer unmöglich thatſächlich

werden, ſo lange das Eherecht ſelbſt noch zweifelhaft war. Es folgte alſo, daß man den lebendigen Streitgegenſtand ſequeſtriren mußte, d. h. einem Dritten in ſtrengen Gewahrſam geben. Auf dem erſten Pariſer Rechtstage hatte Humfried es durchgeſetzt, daß Bedford und Philipp den Pabſt beſchicken wollten, er möge doch die Beſitz- und Rechtsfrage in Einem entſcheiden. Der Herzog von Brabant hatte dagegen noch zweimal, und zwar mit Zuziehung ſeiner Landſtände an den Pabſt dringende Briefe gerichtet, und um des Himmels Barmherzigkeit willen ihn angefleht, man möge ihm doch ſein Recht widerfahren laſſen und ſofort erſt die Beſitzfrage in Angriff nehmen.

Der Pabſt hatte das eigentlich ſchon in ſeiner Bulle vom Februar verſprochen, als er erklärte, das gemeine Recht ſolle allein entſcheiden. Es war Philipp bereits zugeſteckt: die beiden Kardinäle würden ihm wohl den Gefallen thun und den Herzog von Savoyen, ſeinen ergebenen Gönner und Oheim, zum Sequeſtrarius beſtimmen. Jeden Tag konnte das Urtheil von Rom eintreffen. Da es aber noch immer ausblieb, ließ Philipp ſich wieder durch ſeine Anhänger in Holland, die Kabeljaus, mahnen. Die Partei ſchreckt vor Mitteln nicht zurück, mit welchen der Einzelne nicht gern ſeinen guten Ruf befleckt. Alſo gingen dieſe Kabeljaus, welche Jakobäa wie das Feuer fürchteten, ihren Burgunder Herzog an: „er möge ſie doch aus den Niederlanden fortſchaffen, ihre Nähe ſei viel zu gefährlich, ſeine Feſtung Lille der rechte Ort für ſie: dort müſſe man ſie um des Landfriedens willen für immer einſchließen, daß kein Holländer ſie wiederſehe.“

Dergleichen bald zu thun, dazu drängte Philipp noch ein Vorgehen von anderer Seite. Parlament und Geheimerath zu London verhandelten, daß in des Königs und Parlaments Namen eine Geſandtſchaft an den Herzog von Burgund gehen ſolle mit folgenden Aufträgen. „Keinen Schritt weiter ſollten er und Gloceſter zum Zweikampf thun, der König nehme die Sache in ſeine Hände, und werde entweder ſie entſcheiden, wenn er mündig werde, oder dies ſolle, wenn Beide es lieber wollten, ſchon jetzt

geschehen durch ein Schiedsgericht, bestehend aus der Königin-Wittwe Elisabeth von Frankreich, der Königin-Wittwe Katharina von England, und dem Herzoge von Bedford." Diese beiden Damen erkor man, um Jakobäa freundlichst höflich zu sein. „Philipp aber müsse," so lautete der fernere Auftrag, „die Herzogin von Gloceſter aus seinen Händen lassen, und die Gesandten sollten deren Obhut einem Unparteiischen übertragen. Dies zu erreichen, sollten sie den Herzog von Burgund bedrängen und bestürmen." Es lag in dieser öffentlichen Aufforderung von König und Parlament bereits ein herber Tadel. Um nicht in größere Verlegenheit zu kommen, schien es Philipp gerathen, die Gefangene rasch aus Gent fortzuschaffen. Lille war ein passender Uebergangsort, ehe man sie hinter den Mauern eines Schlößchens in den Savoyer Alpen verschwinden ließ. Dann war sie ja unter der Obhut eines Unparteiischen.

Jakobäa erfuhr, daß man sie in ein ewiges Gefängniß abführen wolle. Und gerade jetzt zog es sie mit tausend Banden nach Holland. Dort wollte Philipp sich jetzt huldigen lassen, dort mußte sie ihm entgegentreten als die rechte Landesfürstin. Listig wie sie war, schien sie nunmehr mit Philipps Vorhaben sich zu befreunden, sie wollte sich ganz unter seine Vogtei stellen. Insgeheim aber fand sie Mittel, einen verschwiegenen Dienstmann nach Holland zu schicken an Dietrich v. d. Merwede, ihm zu sagen, „in welcher Gefahr sie schwebe; jeden Augenblick könne der Befehl von Burgund kommen, sie nach Lille zu bringen; sie aber wolle und müsse nach Schoonhoven in's Kriegslager." Der Herr v. d. Merwede, der Treueste unter den Treuen, — es war derselbe, der vor drei Jahren die Burg in Gertrudenberg so tapfer vertheidigt hatte, — berief sofort die Häupter der Hoeks zu sich. In größter Bestürzung riethen sie hin und her, und wußten nicht, wie man die Fürstin den Händen des Landräubers entreißen könne. Da traten zwei Ritter vor und erklärten, sie wollten ihr Leben wagen um Jakobäas Ehre und Liebe willen. Nur vom niederen Adel waren sie, kühne und erprobte Männer, Arnold

Digitized by Google

Spierinck von Aelborg und Voß von Delft. Vier flinke und dauerſame Roſſe ſuchten ſie aus, die einen ſcharfen Ritt aushielten, beluden ſie mit Waaren, und zogen als ſchlichte Kaufleute nach Gent, und nahmen Herberge in der Stadt. Dann gingen ſie auf die Straßen und zum Grafenſtein, und ſpähten hier und da, wie ſie der Fürſtin ſich nähern könnten. Unter ihren Mänteln trugen ſie einen Knabenanzug verſteckt. Jakobäa, die ihre ſcharfen Augen überall hatte, erkannte bald ihre Retter, und es gelang, ihr die Kleider mit den nöthigen Winken zukommen zu laſſen.

Am beſtimmten Abend, es war am Freitag den 31. Auguſt 1425, ließ die Fürſtin in der Burg die Badezimmer heizen, ſie wollte noch ſpät ein Bad nehmen. Das wurde auch auf das Rathhaus gemeldet, wo die Soldaten ihre Wachſtube hatten. Während man Jakobäa in den erhellten Badegemächern glaubte, entwich ſie unbemerkt mit ihrem Mädchen, beide verkleidet als junge Pagen. Glücklich gelangten ſie aus der Burg, gingen vorſichtig durch die Straßen, bis ſie vor's Thor kamen, und fanden die Freunde, welche dort mit den Roſſen hielten. Nun flogen alle zu Pferde, und ſpornſtreichs ritten ſie ſelbviert die ganze Nacht hindurch, und Keiner gönnte ſich Raſt, bis der Morgen dämmerte, und die breite Schelde ihnen entgegenglänzte, und drüben Antwerpens Thürme ſichtbar wurden. Ein Kahn lag ſchon verſteckt im Ufergebüſch. Sie kamen über den Fluß und unerkannt in die Stadt. Hier in Antwerpen hatten die beiden Ritter einen Wagen ſtehen, und darauf auch einen Pack Kleider, wie ſie Frauen von mittlerem Stande trugen. Raſch kleideten Jakobäa und ihre Dienerin ſich um, und die Reiſe ging nun zu Wagen haſtig weiter auf Breda, und über die einſamen öden Haiden und Moore, welche den Norden von Brabant durchziehen. Es war für die junge Fürſtin eine rauhe Fahrt, voll Mühe und Entbehrung, voll Gefahren und heimlicher Umwege. Doch was wußte Jakobäa noch von Noth und Mühſal? Athmete ſie doch wieder die

köſtliche Luft der Freiheit, ging es doch wieder zu Krieg und Turnier, und Rache an den Feinden.

Als die Flüchtigen die zweite Nacht hindurch gereiſet, langten ſie vor Tagesanbruch in Workum an, todtmüde, allein noch immer fühlten ſie ſich nicht ſicher. Nach kurzer Raſt ſetzten ſie in größter Stille über die Waal, umgingen das feindliche Gorkum, und nahmen ihren Weg über Heukelom, und dann noch eine dritte Nacht zu Hülfe. Endlich, als der vierte Morgen dämmerte, klopften ſie an das Burgthor von Vyanen. Burg und Städtchen gehörten Herrn Heinrich von Vyanen, einem erprobten Ritter und Freunde. Vor Freude außer ſich ſtürzte der Burgherr vor ſeiner Fürſtin nieder, ihr die Hand zu küſſen, und erquickte ſie mit allem, was ſein Haus vermochte. Seine Gemahlin aber brachte ihre ſchönſten Gewänder herbei, damit Jakobäa wieder fürſtlich gekleidet in ihr Land einziehe.

In Vyanen gab es auch viel gute Nachrichten. „Schoonhoven ſei frei, vor ſechs Tagen der letzte Kabeljau abgezogen. Der Herzog von Burgund habe bald erkannt, daß das Belagerungsheer nimmer der Feſte mächtig werde. Sein Vertrauter, der cleveſche Prinz, ſei gekommen mit einem Antrag auf Waffenſtillſtand von ſechs Wochen. Vierundzwanzig Wochen hätte nun das große Heer der Kabeljaus vor Schoonhoven gelegen, und zuletzt ſei Gaesbeck froh geweſen, daß er noch mit guter Manier davon losgekommen. Der Herzog von Burgund werde ſich an den Holländern noch verrechnen. Vergebens ziehe er die feinſten Seiten auf, und ſuche das Volk zu gewinnen. Nicht bloß Schoonhoven Gouda Oudewater hätten von vornherein die Huldigung verweigert, auch die beiden vornehmſten Städte, Dortrecht und Zierickſee, wollten ſich nicht dazu verſtehen. Das plötzliche Eingreifen des wälſchen Fremden, habe das Volk aufgeſchreckt; laut rede der gemeine Mann davon: „wie ſchändlich es ſei, die rechte Landesfürſtin ſo zu berauben, beſſer, ſie komme wieder in's Land, und dann müſſe jeder ehrliche Mann ihr beiſtehen mit Allem, was er vermöge."

Digitized by Google

Das Alles war für Jakobäa fröhlich zu hören und reich an Hoffnung. Als sie sich ausgeruhet, fuhr sie mit ihren Rettern, dem Herrn von Vyanen und seinen Leuten zu Wasser hinunter nach Schoonhoven am Leck, der berühmten Feste der Hoeks, welche die Kabeljaus mit allen Künsten der Belagerung nicht hatten bezwingen können. War hier alles schon in Freude und siegprangend, daß ringsum keine feindliche Lagerhütte sich mehr blicken ließ, welch unendlicher Jubel brach nun los, als plötzlich Jakobäa unter ihre Ritter trat, strahlend in Schönheit und Jugendlust, gerettet durch ein Abenteuer, um das sie der kühnste Degen beneiden konnte! „Die Herzogin wieder da!“ Das flog wie Lauffeuer durch Städte und Dörfer, von allen Enden kamen die hoekschen Schaaren lachend herbei, und drängten sich, Jakobäa ihr Blut und Leben anzubieten. War sie doch eine Fürstin so recht nach Herz und Sinn dieser ritterlichen Männer!

Nachdem die Hoeks ihr in Schoonhoven das schönste Huldigungsfest bereitet hatten, bestiegen sie die vielversuchten Schiffe, und im prangenden Geleite fuhr Jakobäa den Strom hinunter und den hellen Yssel hinauf nach der reichen Stadt Gouda. Die Burg, welche am Wasser stand, ließ, als die Trompeten die Ankunft der Herzogin meldeten, sogleich die Zugbrücke nieder, und auch die Stadt huldigte ihr mit neuen Eiden als der wahren Erbfrau und Gräfin von Holland. In gleicher Art ging der Flottenzug auf dem Yssel weiter nach Oudewater, und auch dort brachten es die Herren von Montfort und Vyanen rasch zu Wege, daß die Bürger Jakobäa mit feierlicher Huldigung empfingen. In alle Städte sandte sie ihre Briefe, daß sie, die rechte Landesherrin, von ihnen Treue und Heerfolge erwarte.

In jedem Landstrich blitzte nun der alte Muth der Hoeks wieder auf. Sie kamen aus ihren Verstecken hervor, und wo sie lange Zeit sich still und gedrückt gehalten, da erhoben sie jetzt wieder das Haupt. An einigen Orten zu früh, denn die Kabeljaus fielen über sie her, und erschlugen sie, oder trieben sie aus den Thoren. Dann flüchteten die Hoeks nach Gouda und ver-

ſtärkten Jakobäas Heer. In Seeland ſammelte Heemſtede anſehnliche Streitkräfte. Von Alkmaer und den freien Bauern im Norden Hollands kam Zuſage, ebenſo aus Goyland und Naarden, und, was nicht wenig wichtig war, die Utrechter mit dem ganzen Niederſtift, die Amersforter und die Oberyſſelſtädte erklärten ſich wieder zu Bundesgenoſſen der Hoeks. Nach England aber waren ſchon Jakobäas Briefe unterwegs: „Humfried ſolle eilends kommen mit tüchtigem Heer, gute Städte ſeien in ihrer Gewalt und die beſten und ſtärkſten Burgen, jetzt wolle man das übrige Land bald wieder haben.“

Drittes Kapitel.

Erſter Sieg bei Alſen.

Große burgundiſche Rüſtung. Philipps Leidenſchaft für den holländiſchen Krieg. Kampfgerichts-Verſammlung zu Paris. Annahme und Verwerfung ihres Spruchs. Wilde Parteiung in Holland. Abſage der Kabeljaus an Jakobäa. Kriegsausbruch. Gute Stellung der Hoeks. Ihre Helfer und Verbindungen. Philipps Geld und Söldner. Alte und neue Kriegskunſt. Die Generäle Luxemburg, l'Isle Adam, Croy, Uutkercken, Franz Borſſelen. Andere Kriegsoberſten. Philipps Huldigungspracht. Wichtigkeit von Alſen. Aufbruch gegen Haerlem. Jakobäas Wirkſamkeit. Keine Dame im Ritterharniſch. Treffen bei Alſen. Niederlage der Kabeljaus und Burgunder. Die eroberten Banner. Philipps Troſtbrief. Die Parteien in London. Zuſammenſtoß auf der Southwarkbrücke. Humfrieds Landungsheer.

Philipp war auf's Tiefſte betroffen. Ein Weib hatte ihn vor aller Welt zum Geſpötte gemacht. Er hatte ſeine Baſe gewaltthätig gefangen geſetzt, er rüſtete ſich, ſich huldigen zu laſſen

Digitized by Google

von ihren Unterthanen, und plötzlich erſchien ſie als des Volkes Fürſtin in ihren Erblanden, und forderte in ihrem Briefe, daß er ablaſſe von ihrem Erbe. Als eine bloße Partei erſchienen nun diejenigen, die ihm Huldigung gelobten. Nun aber zeigte ſich Philipp von Burgund in der tiefdringenden Klugheit ſeiner Politik, in der Stahlhärte ſeines Willens. Hätte er zu dieſer Zeit die volle Kraft ſeiner Waffen mit Bedfords Heer vereinigt, nur noch ein paar Feldzüge bedurfte es, und das eroberte Frankreich lag zu ihren Füßen. Jetzt aber war er innerlich fertig mit den Engländern, aus deren Mitte ihm ſo viel Verdruß und Arbeit kam. Sollte er es dulden, daß dieſes „Volk, das von Natur ſtreitſüchtig und gewaltthätig“ auch in den Niederlanden feſten Fuß faßte, und ihn von der rechten und linken Seite einengte? Nicht in Frankreich mehr, an den Küſten des deutſchen Meeres ſtand ihm Ehre und Anſehen und künftige Macht auf dem Spiele: hier wollte er erſt Herr und Meiſter ſein.

Raſch entſchloſſen wandte er dieſem Ziele all ſeine Zeit, ſeine Einkünfte, all ſeine Rüſtungen zu. An ſeine Kriegsvölker, an all ſeine Länder und Städte flogen die Boten, daß man eilig mit Mannſchaft und Schiffen zu ihm ſtoße. Zweihunderttauſend Schildthaler verlangte er allein von den Flamändern, und ſie mußten ihm gleich die Hälfte dieſer großen Summe geben: dafür geſtand er zu, daß ſie ihren Handelsverkehr mit England nicht einſtellen ſollten. Seine Schweſter heirathete im Auguſt den Prinzen Karl von Bourbon. Philipp hätte ſie zum Altar führen, dem Bräutigam übergeben, an der Spitze des großen Feſtzuges zu Autun einher ſchreiten müſſen: er aber blieb in Holland. Im September ſtarb ihm die Gemahlin, welche als ſeine Statthalterin die Regierung in Burgund führte. Dringend nöthig war ſeine Herkunft, die Räthe ſchickten eine Geſandtſchaft: jedoch ſeine Leidenſchaft für den holländiſchen Krieg war ſo groß, daß er nicht einmal zum Leichenbegängniß der Gemahlin kam.

Wiederum mußte Bedford fürchten, daß jeder Fetzen der burgundiſchen Allianz zerriſſen in die Lüfte flog. Was hatte

Digitized by Google

er nicht ſchon verſucht, um das unſelige Duell zwiſchen ſeinem Bruder und Philipp zu hintertreiben! Jetzt als die befreite Jakobäa Humfried wieder über's Meer rief, that er den letzten entſcheidenden Schritt. Im großen Saal des heiligen Ludwig zu Paris eröffnete man eine feierliche Verſammlung von Biſchöfen und Kronbeamten, von Juriſten und Wappenherolden. Dazu wurden entboten die beiden ſtreitenden Herzoge, und die engliſchen Geſandten, welche eben zur Hinderung des Duells und zur Befreiung Jakobäas herüber gekommen. Humfried ſchickte als Vertreter den Biſchof von London, Philipp ſeinen ſchlaueſten Diplomaten, den Biſchof von Tournay, dazu Jeder ſeine geſchickteſten geheimen Räthe. Nun mußte eine Partei der Verſammlung unterſuchen, ob Ritterſitte es erfordere, daß der Zweikampf ſtattfinde, während die andere Partei ſich in Gründe für das Gegentheil vertiefte. Da wurden die Briefe, welche beide Fürſten gewechſelt, geleſen und wieder geleſen und mehrere Tage lang mit ausbündigem Scharfſinn erörtert. Es war ein gewichtiger Fall, den man nach allen darin verborgenen Feinheiten wohl erwägen mußte. Doktoren des weltlichen, Doktoren des geiſtlichen Rechts ließen ihre Weisheit hören. Und als man die ernſte Frage bis auf den Grund erſchöpft glaubte, kam die hohe Verſammlung zu dem einmüthigen Schluſſe: „Es liege keine gerechte Urſache vor, welche den Zweikampf fordere; Humfried habe von ſeiner Seite Recht in dem, was er geſchrieben, und Philipp habe von ſeiner Seite auch Recht in ſeinen Briefen; nicht eines unglücklich ausgelegten Worts willen dürften ſo erhabene Fürſten um Leib und Ehre kämpfen; vergeſſen müßten ſie nach Chriſtenpflicht, wodurch ſich der Eine oder Andere im Herzen getroffen fühle, ſchließlich aus Gunſt für die hohe Verſammlung einander Alles verzeihen und gute Freunde bleiben.“ Mit dieſer Sentenz und Botſchaft begab ſich eine Geſandtſchaft zu Humfried, eine andere feierlich zu Philipp. Jetzt wechſelten die Rollen. Der Engländer nahm an, für den Burgunder aber hatten ſchon ſeine Vertreter erklärt: nimmermehr würden ſie ſich unterſtehen, ihrem Herrn

Digitized by Google

ſolch ein Urtheil zu überbringen. Philipp beſtand auf dem Zweikampf, wenigſtens ſchien es ſo noch eine Zeitlang.

Unterdeſſen gerieth in Holland und Seeland Alles in wilde Bewegung. Ein finſterer Geiſt des Zorns und der Rache zog über das Land, und wo ſeine dunkeln Schatten hinfielen, da griff Alles zum Schwerte, auch wer bisher ſtill ſeinen Geſchäften nachging. Denn Jedermann wußte, jetzt komme der faſt hundertjährige Kampf zwiſchen Hoeks und Kabeljaus zu einer fürchterlichen Entſcheidung. An der Spitze der Einen ſtand ein leidenſchaftliches tiefgekränktes Weib, an der Spitze der Andern ein hochfahrender Fürſt, der nicht mehr zurück konnte. Keine Partei unterwarf ſich, ſo lange ihr noch eine Burg unzertrümmert, ein Schiff irgendwo im Schlupfwinkel ſtand.

Die Kabeljaus ſammelten ſich und ſandten an Jakobäa förmlich einen Fehdebrief: „ſie erkennten ſie nicht an als Fürſtin und wollten gegen ſie ſtreiten.“ Da hieß es auf jeder Straße, auf jedem Felde: „Biſt du Hoek? Oder biſt du Kabeljau? Du mußt mit mir ſtreiten, wenn du nicht meiner Farbe biſt!“ Der Haß war ſo groß, daß in Haerlem am Altar in der Kirche der eine Bürger den andern blutig ſchlug. Die Hoeks fielen wie gewöhnlich zuerſt aus. Auf den Flüſſen und vor den Burgen und Stadtthoren begann das Scharmutziren. Die Kabeljaus, und die Kriegsoberſten, welche ihnen Philipp ſchon geſendet hatte, waren ganz entſetzt über Jakobäas plötzliches Wiedererſcheinen. Sie ſchrieen über den Bruch des Schoonhovener Vertrages, hielten ſich hinter ihren Mauern, und ſandten Boten über Boten zu ihrem Herzog, ihnen zu Hülfe zu eilen.

Endlich im Anfang des September erſchien ſeine Flotte an den holländiſchen Küſten. Die Hoeks wollten die Landung verhindern, und es kam zu Scharmützeln, allein ſie waren zu ſchwach, während Philipp allein an Schwerbewaffneten dreitauſend Mann führte. Mit großem Heer und Gefolge zog er jetzt von einer der gewohnten Stätten der Landeshuldigung zur andern. Die Mehrzahl der größeren Städte, in denen die Kabel-

jaus herrſchten, nahm ihn mit Freuden auf, und er ſchüttete Gunſt und Gnaden aus, jedoch unter der Bedingung, daß man Keinen ſeiner Feinde beherberge oder unterſtütze. Die Huldigung geſchah mit großer Pracht und Herrlichkeit. Nicht nur die Abgeordneten der holländiſchen, ſondern auch der flandriſchen Städte mußten dabei ſein, nicht minder Uutkercken Gaesbeck Egmond Borſſelen Lyon von Gent und die andern Herren ſeiner glänzenden Tafelrunde.

Von einem Angriffe auf die Stellung der Hoeks war vorerſt keine Rede. Sie erſchien allerdings vortrefflich.

Den Kern derſelben bildete das Feſtungsdreieck Gouda Schoonhoven Oudewater. Dieſe drei Städte waren längſt nicht die drei größten in Holland, dagegen wohl geſchützt durch Wälle und Deiche, und ſie ſtanden unter einander durch Waſſerſtraßen in Verbindung. Den Rücken deckten, außer den feſten Plätzen Woerden Montfort und Vyanen, das weite Niederſtift und Goyland mit den Städten Utrecht und Amersfort, Muyden und Naarden. Von dort aus hatte Jakobäa über die Süder-See Verbindung mit dem treuen Volke im holländiſchen Norden. Die vielen Waſſerſtraßen aber zwiſchen den Inſeln an der Rhein-Maas- und Scheldemündung leiteten zu den Freunden in Seeland. Auf Mitte des Weges dorthin wohnte ihr ein mächtiger Freund, der freie Herr von Sevenbergen, deſſen ſtarke Burg und Stadt an der Gränze Brabants zugleich ein guter Bergeplatz war für die Schiffe, welche auf dem Dortrechter Gewäſſer kreuzten. Auch das Volk im Norden Brabants zeigte ſich freundlich für Jakobäas Sache. So konnte ſie von drei Seiten Verſtärkung an ſich ziehen. Nur die großen Städte, welche ſie gerade vor ſich hatte, und die ſeeländiſchen Inſeln, ſoweit dort der Borſſelen Einfluß reichte, waren feindlich. Und ſelbſt im feindlichen Gebiete wußte man nicht Wenige, welche ihr anhingen. Zierickſee die Hauptſtadt von Seeland, das wichtige Briel an der Maasmündung, ja ſelbſt Dortrecht das mächtige, ſchwankten noch immer, ob ſie für den Wälſchen ſich erklären ſollten oder für die

rechte Landesfrau. Wenn aber andere Städte, wenn das Landvolk nicht allgemein ſich für Jakobäa erhoben, ſo geſchah es bloß aus Furcht vor dem Burgunder. Nur durch größte Vorſicht konnte er in Holland weiteren Boden gewinnen.

In zwei Dingen aber war Philipp Jakobäa überlegen, er hatte mehr Geld und hatte beſſeres Kriegsvolk. Wohl machten die hoekiſchen Herren und Bürger ſich ſelbſt arm, damit der Fürſtin nichts abgehe. Allein die Steuern aus den weiten Landſtrichen und volkreichen Städten, über welche Philipp gebot, gaben doch ganz anders aus. Von England kamen für Jakobäa wenig Hülfsgelder. Humfried hatte zwar trotz aller Gegner vom Parlamente die Zuſage einer Summe von jährlich dreißigtauſend Mark auf vier Jahre erlangt, und London und andere Städte beeilten ſich ſogar, die bedeutende Summe ſofort für das laufende Jahr zu beſchaffen. Etwas mochte davon Jakobäa wohl zufließen, das Meiſte aber brauchte Humfried ſicherlich zu eigner Heeres- und Flotten-Rüſtung. Ueberhaupt, wo es auf Geldſchätze ankam, konnte kein Fürſt in der Welt ſich mit den burgundiſchen Herzögen meſſen, am wenigſten damals ein Engländer. Ihr reicher Sold ſtellte ihnen immerfort Kriegsvölker in Menge, und ſo trefflich geübt und ausgerüſtet, daß jeder König ſie darum beneidete. Der Mangel hieran war Jakobäas ſchwächſte Seite. Kam es auf Muth nnd Begeiſterung, auf alles Kühne und Tüchtige an, was der einzelne Mann leiſten konnte, wer durfte ſich da über die hoekiſchen Herren ſtellen! Im Einzelgefechte Mann gegen Mann, wie geſchickt ſie da die Roſſe ſchwenkten, wie raſch ihre Schwerter und kurzen Streitäxte feindliche Sättel leerten, das zu ſehen war die höchſte Luſt für einen Ritter jener Zeit. Auch die Mannſchaften der Hoeks verſtanden ſich meiſterlich auf den Kleinkrieg. Auf den erſten Blick erſahen ſie den Ort zum Hinterhalte, zu jedem Wind wußten ſie flink ihr Segel zu ſtellen. Allein in der Schlacht fochten ſie doch nur in kleinen Gruppen, jede bei ihrem Herrn. Denn dieſe Einzelgruppen beſtanden aus des Herrn Söhnen und jüngeren Brüdern, aus

Digitized by Google

ſeinen Jägern und Schmieden und den geſchickteſten Burſchen von ſeinem Hofe daheim. Wie leicht wurde das Hin- und Herwogen ihrer lockeren Schlachtlinie von den feſtgeſchloſſenen Söldnerrotten durchbrochen, dieſen Kerntruppen, bei denen jeder Einzelne die Uebung eines gedienten Geſellen und das Ganze die Stoßkraft einer eiſernen Maſchine hatte. Wenn ihre Sturmhaufen vorſchritten, umſtarrt von den langen Piken, ſo mochten die Ritterſchwerter und die Wucht der Roſſe an den Rändern wohl etwas einbrechen. Der Keil des Ganzen ſtieß dennoch tief in die feindliche Menge und warf ſie auseinander.

Es ſtrömten aber kriegsgeübte Söldner der Werbetrommel zu, die ein berühmter Feldhauptmann rühren ließ. Solcher Kriegsoberſten hatte Jakobäa wenige: bei ihnen blühete dem Kriegsknechte, wollte er einmal ſeine Haut verkaufen, weder viel Ruhm noch viel Sold noch viel Beute. Johann von Montfort, welchen Jakobäa zu ihrem Obergeneral ernannte, Dietrich von der Merwede, Florenz von Kyffhoek, der Herr von Sevenbergen, Wilhelm von Brederode, vor allem auch der alte Wilhelm Nagel, Ritter, aus Nordholland, und noch ein paar Andere ſtanden als Männer da, vor denen jeder Tapfere den Degen ſenkte. Es fehlte ihnen aber die Schule des großen Krieges und der Erbregeln, wie ſie an einem kriegeriſchen Hofe ſich zugleich mit dem Heereskern forterben. Aus ſolcher Schule gingen Philipps große Generale hervor.

Der Erſte war Graf Johann von Luxemburg, Herr von Beaurevoir, ohne Frage der geſchickteſte Feldherr ſeiner Zeit, und zugleich der am meiſten gefürchtete. Seine Maßregeln folgten ſich blitzſchnell, und nichts konnte härter ſein, wenn es nur zum Ziele führte. Durch reiche Heirath erwarb er viele Herrſchaften und Schlöſſer, und wurde ein mächtiger Herr, aber ſein Stolz war, dem Feinde wie dem Freunde ſein Wort zu halten. Vor ſeiner erſten Schlacht, es waren vier Jahre her, erbat ſich Herzog Philipp von ſeinem größten Kriegshaupte den Ritterſchlag. „Monſeigneur, im Namen Gottes und unſers Herrn St. Georg

Digitized by Google

mache ich Euch zum Ritter! Möget Ihr ein ſolcher werden, wie es Euch noth thut und uns Allen!“ Mit dieſen Worten gab Luxemburg ſeinem Fürſten den Ritterſchlag, und Dieſer ſchlug darauf die Herren von Villain Halewyn Commines und Andere zu Rittern. Luxemburg hegte wie jeder ächte Franzoſe eine tiefe Abneigung gegen die Engländer. Als ihr erſtes ſchwieriges Unternehmen nach dem Vertrag von Troyes, die Belagerung Melun's, zu mißglücken ſchien, ging er mit ſeinem Bruder und dem Prinzen von Oranien davon, ſtatt dem engliſchen Könige zu huldigen.

Johann von Villers, Herr von l'Isle Adam, hatte ſich durch ausgezeichnete Thaten im Felde den Marſchallsſtab von Frankreich verdient. Auch er hatte einen alten Haß auf die Engländer. Als er vor vier Jahren zu König Heinrich ins Lager vor Melun geſchickt war, erſchien er im einfachen hellgrauen Anzug. „Tragen ſich ſo die Marſchälle von Frankreich?“ fragte der König. „Ich ließ ihn machen, um im Sattel herzukommen,“ antwortete l'Isle Adam, und ſah dabei dem König gerade in's Geſicht. — „Wie wagt Ihr einem Fürſten in's Geſicht zu ſehen?“ — „Geſtrenger Herr, das iſt Mode ſo in Frankreich, und wenn einer Jemandem, der mit ihm ſpricht, nicht in's Geſicht ſieht, ſo hält man ihn für einen ſchlechten Kerl und Verräther.“ Der König begnügte ſich zu ſagen, „Unſere Mode iſt es nicht“, ließ ihn aber bei anderer Gelegenheit ergreifen und in's Gefängniß werfen, und entſetzte ihn ſeines Ranges und Amtes. Nur Philipps Fürſprache rettete ihm das Leben.

Andere berühmte Feldhauptleute waren der Herr von Toulongeon, Marſchall von Burgund, — der Baſtard von St. Paul, Herr von Hautbourdin, Hänschen genannt, — der Herr von Humieres, — der Herr von Valins, Rath und Kammerherr des Herzogs, — Lyonel von Bournonville, und noch viele ihrer Genoſſen, welche Philipp jetzt mit ihren verſuchten Leuten herbeizog. Unter ſeinen Generalen, welche zugleich beſonderes Geſchick in der Verwaltung beſaßen, leuchteten drei Männer hervor: der Herr von Croy, welchen man nicht anders als den großen Croy nannte,

Philipps erſter Kammerherr und vornehmſter Miniſter, — ferner der alte Ritter Roland von Uutkercken, ein Flamänder, der vor aller Welt Achtung genoß, — ſowie der Ritter Franz von Borſſelen, der ſchon im Rathe Johanns von Bayern eine große Rolle geſpielt hatte. Alle drei hatten ſich bei zahlloſen Staatshandlungen wie im Kriege bewährt.

Der Burgunder Herzog, der ſo viele Fürſtenthümer vereinigte, hatte freie Wahl, wenn er ſeine Tafelrunde mit geſchickten Kriegern und Staatsmännern beſetzte: er nahm ſie, wo er ſie fand. Jeder andere Fürſt fühlte ſich noch immer durch Rückſichten gebunden, welche er auf dieſe oder jene Adelsfamilie nehmen mußte, weil ſie ein Erbrecht auf hohe Hof- und Landesſtellen hatten.

Sechs Wochen lang rüſteten die Parteien, und es fiel kein Schlag von Bedeutung: es war die unheimliche Stille, welche dem Sturme vorangeht. Endlich ließ Philipp von Leyden her einen Angriff verſuchen. Er ſelbſt blieb vorſichtiger Weiſe in Rotterdam, und rüſtete noch immer. Das Städtchen Alfen lag drittehalb Stunden von Leyden aufwärts am Rhein in der fruchtbarſten Gegend, und war ein ſehr belebter Kreuzungspunkt von Waſſerſtraßen. Die Hoeks kamen hierher auf der Gouwe herauf, welchen Fluß ſie durch einen Damm für die Schiffe der Feinde verſperrt hatten. Von Alfen konnte man den Rhein abwärts nach Leyden und in die See, den Rhein aufwärts nach Woerden und Utrecht gelangen, aber auch leicht in's Haerlemer Meer und nach Amſterdam. Noch heutzutage iſt die Handelsſtraße über Alfen ein Hauptweg für Güter, die aus Belgien Brabant und Deutſchland kommen, um nach Leyden Haerlem und Amſterdam verführt zu werden. Wem aber zu Jakobäas Zeit dieſer Weg verſchloſſen war, der mußte den langen Umweg aus der Maas in die See und an der Küſte hin machen, bis er in die Süderſee einlief, die öfter von tückiſchen Winden gefegt wird. Wer ſich daher im Beſitze der Goudaſchleuſe bei Alfen befand, konnte nach Belieben die Wege des Binnenhandels öffnen oder

Digitized by Google

ſchließen. Die Hoeks hatten ſich des wichtigen Punktes alsbald bemächtigt, und ordneten von hier aus ihre Streif- und Raubzüge, mit welchen ſie den nördlichen Theil von Holland ebenſo unabläſſig bedrängten, wie der Herr von Sevenbergen von ſeiner Stadt aus die Dortrechter und Südholland.

Schon zu Anfang des Oktobers hatte der Leydener Schultheiß mit Lyon von Gent und andern Burgundern verſucht, ob ſie Alfen wieder nehmen könnten. Ein paar Wochen ſpäter aber ſammelte der Statthalter Gaesbeck die beſten Leute aus den kabeljauiſchen Städten, beſonders aus Leyden Haerlem und Amſterdam, und die burgundiſchen Befehlshaber verſtärkten ſein Heerlager. Es galt, erſt Alfen zu erobern, und dann Gouda ſelbſt zu belagern und zu beſtürmen. Längs des Rheins, auf der Oſtſeite der Gouwe, wollte man ſich der Stadt nähern. Kühn entſchloſſen aber hatte Jakobäa zuſammen gerafft, was ſie an Truppen aus Gouda Schoonhoven Oudewater und dem Utrechtſchen herbeiziehen konnte, und eilte den Angreifern entgegen. Ihr Herz lechzte nach Kampf und Sieg, und mit beredten Worten feuerte ſie ihre Kriegsleute an. „Endlich komme der Tag der Rettung und Rache. Sie, ein Weib, fürchte keine Ueberzahl der Feinde, ob denn ihre Getreuen zitterten? Siegen müſſe man jetzt und auf der Stelle, oder auf immer verderben.“

Die ſo Redende dürfen wir uns aber nicht etwa, wie ihre Nachfolgerin, die Jungfrau von Orleans, denken im Stahlharniſch, das blitzende Schwert in der Hand. Ein Weib in Rüſtung und Ritterkleidung zu ſehen, wäre allen Männern ein Gräuel geweſen. Gerade daß Jeanne d'Arc ſich über dieſe Schranke hinwegſetzte, war ein Hauptgrund, weshalb ihre Feinde ausſprengten, ſie ſei offenbar vom Teufel beſeſſen und verdiene den Feuertod. Jakobäas General war bei Alfen wie in andern Schlachten der alte erprobte Wilhelm Nagel. Wohl aber war ſie ſelbſt, wo es galt, überall im Rath, überall auf der Wahlſtätte. Ihre Blicke feuerten die Ritter an, ihre ſtrömende Rede rief das

Volk auf, und wiederholt war es ihr Scharfblick und ihre Kühnheit, was die Entſcheidung gab.

Das Heer der Kabeljaus und Burgunder hatte ſich bei Alfen gelagert. Plötzlich, ehe ſie ſich deſſen verſahen, ſtürmten Feindesſchaaren auf ſie ein. Laut ſcholl das Geſchrei und Schmettern der Trompeten. Einmal zurückgeworfen — griffen die Hoeks wüthender an. Hin und her drängte ſich das furchtbare Geſchrei und Gemetzel, immer auf's Neue ſetzten die hoekiſchen Ritter in den Feind. Auf ſolchen Anſturm hatten ſich die Kabeljaus nicht vorbereitet, ſie fingen an zu weichen, und weil die feſte Stadt Leyden ihnen ſo nahe lag, ſo dachten ſie dort ſich beſſer zu ſammeln, und bald ſtrömte dorthin ihr ganzes Heer in wilder Flucht. Nun aber ſchien es, als wenn die volle Kraft der Hoeks erſt erwache: auf allen Wegen und Wieſen, ſtundenlang ſetzten ſie nach und ſchlugen auf die Flüchtigen ein, und entriſſen den Stürzenden all ihre Banner. Nur ein Theil entkam.

Mit der Beute und den Gefangenen und den eroberten Bannern zog Jakobäa ſiegprangend in Gouda ein, und das Jauchzen und Gelächter über dieſen erſten glorreichen Tag — es war der 21. Oktober 1425 — wollte kein Ende nehmen. Von dieſem Tage an, ſagt ein Chroniſt, der zu jener Zeit in Lübeck ſchrieb, fing Jakobäas Name an berühmt zu werden. Von den vornehmen Kabeljaus, die man gefangen, traten Mehrere zu der Landesherrin Partei über und opferten Haus und Hof daheim in der Vaterſtadt. In der Hauptkirche von Gouda aber, wo man das Tedeum ſang, blickte Alles nach den eroberten Bannern von Haerlem Leyden und Amſterdam. Dort ſah man ſie noch viele Jahre ausgeſteckt, und nicht leicht ließ ſich ein Bürger aus jenen drei Städten in die Hauptkirche von Gouda bringen. Die Pein wäre ihm ja zu hart geweſen, wenn er mit eigenen Augen hätte ſehen müſſen, welche Farben und Wappen ſeine Vaterſtadt ehemals im Banner zeigte. Denn ſo lange ihr Banner in Feindes Händen, ſo lange durfte keine Stadt ein gleiches führen.

Tief war bei den Kabeljaus der Eindruck dieſer Niederlage

Digitized

voll Schrecken und Schande. Der Herzog von Burgund hatte ſein Möglichſtes zu thun, die Anhänger wieder aufzurichten und in ſeiner Treue feſtzuhalten. Er ſandte den drei Städten, die ihr Banner und ihre beſten Bürger bei Alfen gelaſſen, zwei Tage nach der Schlacht aus Rotterdam folgenden Troſtbrief. „Er danke ihnen von ſeinem ganzen Herzen freundlich, daß ſie für ihn gekämpft, und hoffentlich noch mehr thun würden, wiewohl es diesmal mißlungen, worüber er herzlich bedrückt ſei. Um ſie zu tröſten in dieſem Leiden, indem er von Gott das Beſte hoffe, ſende er ihnen zwei ſeiner erſten Kriegsoberſten mit ihren Leuten, die er mit nach Holland gebracht habe, insbeſondere einer davon ſei ſein getreuer Herr Franz von Borſſelen. Dieſe ſollten treulich bei ihnen bleiben. Sie aber müßten, — das befehle und bitte er in vollem Ernſt, — dieſen Kapitäns treu, hülfſam, unterthänig und gehörig ſein in allen Sachen, die ihn und das Land angingen, und allezeit nach ihrem Rathe handeln, ſich zufrieden geben und das Beſte prüfen in all ſeinen Sachen. Er dagegen wolle ihnen als der getreueſte Herr allezeit helfen und davon ſollten ſie, ſo Gott wolle, in Kurzem etwas hören.“ Der Schlaue! Sollte es ihn nicht angenehm in ſeines Herzens Grunde berührt haben, daß die reichen Städter in Holland jetzt ſo ganz von ihm abhängig wurden?

Noch aufregender wirkte die Nachricht von der Alfener Schlacht jenſeits der Nordſee. Auf den Straßen von London rief man ſich frohlockend zu: „Wieder geſiegt habe die ſchöne Bayerin!“ Humfrieds Muth ging in hohen Wellen, und weil das Volk ihm ſo anhänglich war, ſo beſchloß er auf der Stelle, dem Onkel Wincheſter, welcher ſich des Towers und der Umgebung des unmündigen Königs verſichert hatte, einen ſolchen Stoß zu verſetzen, daß des Kanzlers Macht biege oder breche, er ſelbſt aber ſein doppeltes Ziel erreiche, in England Herrſchaft, für Holland Truppen. Am 28. Oktober ließ Humfried den Lordmayor zu ſich kommen und befahl ihm, in der Nacht die Bürgerſchaft unter die Waffen zu rufen, und die Altſtadt, insbeſondere das Brücken-

thor von Southwark zu beſetzen. Wincheſter, deſſen Palaſt am andern Ende der Brücke ſich erhob, hatte ſchon gemerkt, was vorging, und ſein Hof füllte ſich in derſelben Nacht ſtill mit Bewaffneten. Am Morgen kamen des Kanzlers Leute an das Brückenthor und forderten Einlaß: ſie wurden zurückgeworfen. Ihre Kameraden eilten zu Hülfe, und gedachten mit Schießen und Brechen das Thor zu ſtürmen. Gleich knallte es von der andern Seite her, denn die Bürger hatten die Häuſer beſetzt, und es hätte ſicherlich ein großes Blutbad gegeben auf der Brücke und in den nächſten Gaſſen, wären nicht die Prälaten von Canterbury und Bath und mit ihnen ein Prinz von Portugal, der gerade in London war, herbeigeeilt, um ſich zwiſchen die Kämpfenden zu werfen. Achtmal ſah man die Vermittler über die Brücke ziehen, hin und her, ehe ſie die beiden erbitterten Herren ſoweit brachten, daß ſie Waffenſtillſtand annahmen und des Streites Entſcheid in Bedfords Hände ſtellten. Wincheſter ſchrieb Tags darauf an Bedford nach Frankreich: „Iſt Euch noch lieb des Königs und ſeiner Krone Beſtes und Euer eigenes, dann eilet was Ihr könnt hierher nach London. Denn wahrlich, zögert Ihr länger, verwandeln wir das Land in ein wildes Schlachtfeld: ſolch einen Bruder habt Ihr hier, Gott beſſere ihn. Ihr ſelbſt wißt aber wohl, daß es in Frankreich ſchlecht geht, wenn es in England nicht gut geht.“ Der Prälat, obgleich Kanzler von England, hielt ſich in London ſeines Lebens nicht mehr ſicher, zog ſich in den Tower zurück, und wagte ſechs Tage lang nicht die Feſtung zu verlaſſen.

Humfried ließ den Oheim ſchreiben. Hatte er ſich doch freie Hand und Gelder verſchafft. Schon am 31. Oktober erhielt Pfalzgraf Ludwig ſeinen rückſtändigen Gehalt von 2000 Mark ausgezahlt, und ein paar Tage ſpäter Humfried vom Könige ein Darlehen von 5000 Mark, „ſchwerer Dinge wegen, die für ihn der größte Ehrenpunkt.“ Nun wurde ein ſtattliches Heer geſammelt, darin fünfzehnhundert Bogenſchützen und viele Leute von Rittersart. Der junge Adel und berühmte Offi-

Digitized by Google

ziere ſtellten ſich freudig zu ſeinen Fahnen: das ſollte drüben ein herrlich Abentheuer werden, zu ihres Prinzen und ſeiner ſchönen Dame Ruhm und Glück. Es waren die ſchönſten und ausgeſuchteſten Leute, ſowohl die Behelmten als die Bogenſchützen, und herrlich ausgerüſtet. Philipps eigne Offiziere ſagten ſpäter: „Schöneres Kriegsvolk habe man niemals geſehen in den franzöſiſchen Kriegen.“ Vierundzwanzig große Schiffe warteten, das Heer aufzunehmen. Den Lord Fitz Walter machte Humfried zu ſeinem Statthalter in Holland, bis er ſelbſt herüberkomme, und Lord Hantreth zum Unterbefehlshaber, und Heer und Flotte ſchickten ſich eilig an, hinzufahren und Seeland mit Holland zu erobern.

Viertes Kapitel.

Schlacht bei Brouwershaven.

Wendung zu Philipps Gunſten. Engländer und Niederländer. Huldigung der Dortrechter. Rüſtungen und Soldgelder der Kabeljaus. Philipps Bittgebete. Aufſtellung der burgundiſchen Macht. „Der Kabeljau.“ Vorkehrungen gegen ſtreifende Hoeks. Fürſt und Parteihaupt. Anſegeln der Engländer. Lannoys. Aufgebot alles Heerbannes in Holland und Seeland. Schwerfälligkeit der engliſchen Schiffe. Die Zierickſeer. Landung der Engländer in Brouwershaven. Die Hoeks aus Seeland und dem Hennegau. Gaesbecks Vorſieg. Die Herolde. Kreuzen der burgundiſch-holländiſchen Flotte. Ausforderung der Engländer. Ihr Auszug aus Brouwershaven. Wahlſtätte. Ritterſchlag. Angriff der Vorſſelen und Dortrechter. Die Engländer im Siegen. Angriff der burgundiſchen Ritter. Philipps Gefahr. Johann von Villain. Sieg der Uebermacht. Wüthen der Kabeljaus und Tod faſt aller Hoeks und Engländer.

Das gab in den Niederlanden wieder ein ſchrecklich Geſchrei und Gerede von der Engländer großen Rüſtungen. Allein gerade

die Furcht, welche vor der englischen Landung herging, bewirkte in Jakobäas Erblanden wieder eine Wendung zu Gunsten ihres Gegners.

Die Kabeljaus hatten bei Alfen den Zorn und die Härte ihrer Feinde gekostet. Welch tiefes Verderben stand ihnen bevor, wenn die Hoeks wieder Herren im Lande wurden! Wenn Vertriebene nach langer Noth und Schmach sich kriegerisch sammeln, so schärft das Andenken an das Elend, das sie in der Fremde erduldeten, ihren Grimm. Einer stachelt den andern auf, und im gemeinsamen Haßgefühl glauben sie zuletzt sich berechtigt zu Allem, was wild und blutig. Selbst wenn man demüthig sich der Herzogin unterwarf, hatten die Kabeljaus nichts mehr zu hoffen, als voll gerüttelt und geschüttelt Maß dessen, was sie selbst über ihre Gegner ausgegossen. Rettung lag für die Führer dieser Partei nur darin, wenn sie Alles hingaben, damit der Sieg nicht weiche vom burgundischen Feldlager. Die Uebrigen aber, die bald Mitgefühl für ihre Landesfürstin, bald Haß gegen den wälschen Landräuber, bald Widerwillen bewegte gegen die hoekischen Pläne und Forderungen, diese Schwankenden fragten sich jetzt, als die Engländer wieder die Segel spannten: ob man denn wirklich ihrem Uebermuth und ihrer Raubluft die Heimath überantworten dürfe? Damit nicht das ganze Land zu Grunde gehe, dachten Viele, müsse man sich mit dem Burgunder vertragen. Alle Niederlande waren damals erfüllt von Haß gegen die Engländer. Dieser Haß hatte die Stärke des Gefühls, das sich jedesmal einstellt, wenn der Gebildete von dem Roheren leidet. Denn bei all der Rittertugend ihres Adels, bei all der frischen Kraftfülle im Volke, standen die Engländer doch an Bildung wie an Reichthum hinter dem Festlande zurück. Die französischen Herren hatten bei ihnen das Angelsächsische unterdrückt, und die gewaltsame Mischung aus beiden guten Stoffen fing eben erst an, schöne Form und Gestalt zu gewinnen.

Herzog Philipp, mit seinem tiefen Blick für die Schwächen der Menschen, benutzte die Stimmung in den Niederlanden mit

Digitized by Google

ungemeinem Geſchick. Eine Kette wohlausgedachter Maßregeln umſchlang nach und nach immer größere Landestheile. Vor allem mußte er ſich der Städte verſichern. Beſtätigt war jedes Privileg, wenn ſie es anmeldeten. Er half ihnen die Deiche wieder herſtellen. Ihre Streitigkeiten mit Fremden nahm er auf ſich, und förderte ihre Zoll- und Stapelrechte. Ihren Handelsverkehr in Flandern ſtellte er den Holländern zu Schiff und zu Lande ſo frei und begünſtigt, als wären ſie dort angeſeſſene Leute.

Als ſich trotz alledem die Zierickſeer nicht fangen ließen, und bei ihrer Neutralität verharrten, warf Philipp um ſo eifriger die Netze aus nach dem noch viel mächtigeren Dortrecht. Schon zu Anfang des Oktobers hatte er Gaesbeck, Roland von Uutkercken, und drei andere Unterhändler hingeſchickt, und ihnen Vollmacht mitgegeben, daß ſie Alles bewilligen könnten, was die Stadt fordere, nur dürfe es nicht geradezu wider des Fürſten Rechte ſein. Alſo erhielten die Dortrechter Alles beſtätigt, was Johann von Bayern ihnen verliehen. Ihr Weichbild durften ſie erweitern; alle Schulden der früheren Fürſten ſollten aus burgundiſcher Kaſſe bezahlt werden; achtundzwanzig Tauſend Kronen dienten zur Ausbeſſerung der Schäden, welche die St. Eliſabethsnacht angerichtet hatte; mit den Flamändern ſollten die Bürger gleiche Münze bekommen; die feſten Schlöſſer in der Nachbarſchaft aber würde der Herzog niemals verfremden, und nie anders als mit freundlichen Kapitäns beſetzen. Ja es war Philipp ſogar zufrieden, daß die Dortrechter gleichwie die Gorkumer mit Jakobäa und allen ihren Städten und Landſchaften auf gutem Fuße blieben. Sie hatten ſich gegenſeitig Waffenſtillſtand und Sicherheit verbürgt, und die Dortrechter brauchten jetzt dieſe Verträge nicht aufzukündigen. Wer wollte einem ſo gnädigen Fürſten die Huldigung verſagen! Die Dortrechter huldigten Philipp am 11. November. Dabei gelobte der Herzog, ſie mit all ſeiner Macht gegen den Kaiſer, gegen die Engländer, ſowie gegen Jedermann zu vertheidigen, der ihnen dieſer Huldigung wegen

Feind werde. Er mußte sich noch ausdrücklich verpflichten, Holland nicht eher zu verlassen, als bis der Krieg abgethan sei.

Soviel Schönes und Gutes hatten oder hofften auch die andern Städte. Und als der Herzog sich ihrer versichert hatte, rieth und trieb er fort und fort, daß sie Schiffe und Mannschaften rüsteten, und jede folgende Woche immer noch mehr thaten, als in der vorigen. Bald war er so weit, daß Städte und Ritterschaft, so viel ihrer zu ihm hielten, sich dazu verstanden, schwere Soldgelder zu zahlen, damit er kriegsgeübte Söldner aufstelle, mit denen allein man gegen die englischen Ritter und Schützen bestehen konnte. Außerdem bewilligten sie ihm die Erhebung eines Pfundgelds von allen Waaren, die zu Markte kamen, wenngleich sie fremden Kaufleuten gehörten. Zu gleicher Zeit aber, es war im Dezember, erließ er neue Kriegsaufgebote durch all seine Erblande. Ein großes Heer sammelte sich bei Brügge, bloß aus dem westlichen Flandern hatten sich Zwölfhundert der tüchtigsten Leute aufgemacht. Kein Mittel verschmähete Philipp, das Eindruck auf die Gemüther machte. Zu Middelburg auf Seeland wurde ein Fisch von ungeheurer Größe gefangen: das deuteten die Leute als Vorzeichen schrecklichen Unheils. Der Herzog von Burgund aber machte öffentliche Wallfahrten zu den Gnadenbildern Unserer lieben Frau. Demüthig pilgerte er zu Fuße, und hielt Bittgebete, daß sie helfe zur Abwehr der englischen Kriegsnoth.

Als er nun das Heer aus seinen Erblanden beisammen hatte, stellte er die Hauptmacht in Rotterdam auf. Hier mußten sich auch die Kriegsschiffe aus Holland und Seeland versammeln. Denn es kam Alles darauf an, zu verhindern, daß die Hoeks von Gouda heransegelten und mit den Engländern sich vereinigten. Man mußte ihnen jegliche Verbindung mit Seeland abschneiden. Erprobte Generale aber, wie den Herrn von l'Isle Adam, Johann von Uutkercken, einen Sohn des Ritters Roland, Adrian von Valines, und viele andere Feldobersten aus Frankreich der Picardie Burgund und Flandern, legte Philipp mit starken Garnisonen in

Digitized

die Hauptstädte. Er selbst machte Leyden zu seinem Hauptquartier, um von der Landseite die Hoeks in Gouda im Schach zu halten, und in der Mitte des ihm untergebenen Gebiets zu sorgen und zu wachen, daß Ritter Städter und Bauern auf den ersten Glockenschlag in Waffen ständen.

So sahen die Holländer ihr Land auf einmal vom fremden Kriegsvolke besetzt. Doch was sollte das? Hatte doch ihr fürstlicher Herr all diese Kriegsleute ausdrücklich die Kabeljaus genannt! Da durften sie ihn in stolzer Zuversicht wohl recht „den Kabeljau" nennen, der mit den Hoeks wahrlich wenig Umstände mache. Als in den letzten Tagen des Jahrs die Hoeks sich wieder auf dem Haerlemer Meere zeigten, zog der Herzog mit den Leydenern wider sie aus. Daß Philipps Anhänger einstweilen durch seine Gegenwart die Wohlthat größerer Sicherheit empfänden, war sein ernstes Bemühen. Durch's ganze Land stellte er an Flüssen und Hauptstraßen Wachtposten auf. Wohlgelegene Schlösser ließ er sich von ihren Herren für die Kriegszeit abtreten. An bedroheten Plätzen mußten die Umwohner Tag- und Nachtwachen leisten mit fünfzig und mehr Bewaffneten: wer ausblieb, wurde sofort gepfändet. Die Feldobersten erhielten strengen Befehl, Verdächtige auf der Stelle zu fangen und öffentlich und nachdrücklich zu strafen. Die Städte aber, welche Jakobäa anhingen, wurden gebrandschatzt durch Wegnehmen ihrer Waaren und Güter, durch neue Zollstätten an ihren Wasserstraßen, durch Abschneiden aller Zufuhr.

So gestellt und gerüstet erwartete der Burgunder Humfrieds Engländer. Jakobäa aber verlor mit jedem Tage an Macht schon dadurch, daß sie nichts mehr hinzu gewann. Um Weihnachten gingen Herren aus Holland und Hennegau nach London, daß Humfried sich beeilen möge. Es zeigte sich der Unterschied zwischen einem machtvollen Fürsten, der unverrückt seine Pläne verfolgt, und einem Parteihaupt, das stets abhängig bleibt. Denn Parteien schreiten vor in stoßweise strömender Begeisterung, nach jeder Erhebung aber folgt bei ihnen eine Zeit des Still-

Digitized by Google

ſtandes, in welcher Einer des Andern Anſchläge und Eigenſinn hindert und durchkreuzt. Jakobäa war nicht die Fürſtin, welche an Kraft und Klarheit des Geiſtes wäre ſo überlegen geweſen, um all ihre Anhänger in die Richtung eines geſcheidten Planes hinein zu zwingen.

Neujahr war eben gefeiert, da kamen auf leichten Schiffen, die überall durchſchlüpfen konnten, Boten zu Philipp nach Leyden: die engliſche Flotte ſei in Sicht bei der flandriſchen Schleuſe. Dieſe Boten ſchickte Gilbert von Lannoy, welcher dort Befehl hatte. Sie weckten den Herzog am 4. Januar zwei Stunden nach Mitternacht. Philipp ſprang auf, und in der Morgendämmerung marſchirte er bereits nach Rotterdam, wo er anderen Tages mit all ſeiner Macht in See ſtach. Aus Leyden waren in jener Nacht Philipps offene Briefe abgeſandt an Ritterſchaft und Städte in ganz Holland und Seeland: Alles was waffenfähig, der ganze Landesheerbann, ſolle ſich aufmachen und zum Fürſten eilen. Die Kabeljaus thaten ihr Beſtes: Zug auf Zug kam herbei, zu Waſſer und zu Lande, von Rotterdam Dortrecht Delft Gorkum Leyden Haerlem Amſterdam und aus all den andern Städten und Ortſchaften, welche ſich für den Herzog erklärt hatten. Sie hatten ihr Letztes geopfert, um ſich ſtattlich zu rüſten. Die Dortrechter allein zählten mehr als anderthalbtauſend Mann, alle trugen röthliche Hüte, die weiß bebändert waren, und ihre zwei Banner zeigten die gleichen Farben. Die Leydener und Delfter, welche mit ebenſoviel oder mehr Volks gekommen, hatten ſchwarze Hüte mit weißen Bändern, und ihre zwei ſchwarzweißen Banner. Von den ſeeländiſchen Inſeln war die Flotte bereits da mit den Herren von Borſſelen, welche ſie führten. Adrian von Borſſelen, genannt von der Vere, ſammelte noch Mannſchaften, insbeſondere auch aus Middelburg. Das viele Kriegsvolk, welches die Kabeljaus ſtellten, ſtieg gut bis zur Höhe von fünf- oder ſechstauſend Mann. Vier Tage nach ſeinem Aufruf hatte Philipp bereits ſechsundzwanzig Kriegsſchiffe auf dem Waſſer, trotzdem daß man die Engländer nicht ſo früh erwartet hatte.

Digitized by Google

Dieſe aber wollten, ſo ſcheint es, ſich beeilen, erſt das von Parteien zerriſſene und noch ſchwankende Seeland einzunehmen, bis dann Humfried nachkomme. Ihre Flotte fuhr an den weſtlichen Küſten von Seeland hin, und ſuchte hier und da anzulaufen. Lannoy fuhr den Engländern beſtändig zur Seite. Denn er konnte ſich mit ſeinen leichten Fahrzeugen dicht an der Küſte halten; ſie waren darauf gebauet, über die Untiefen, wie ſie ſich hier in Menge und Breite finden, raſch fortzugleiten. Das war aber gerade der Engländer Unglück, daß ihre Schiffe großen Tiefgang hatten. In den ſeichten Gewäſſern konnten ſie nirgends, wie ſie wollten, landen: ſie mußten ihre Mannſchaften auf Boote ausſetzen, und aus der Ferne an's Land ſchicken, und von dort wieder holen. Einmal blieben ein paar ihrer Schiffe auf dem Sande ſitzen, und wurden mit Allem, was darauf war, eine Beute der Flandrer. Hätten aber die Engländer Schiffe gehabt, wie ſie zum Kriege in holländiſchen Gewäſſern taugen, kein Zweifel, ganz Seeland wäre raſch von ihnen erobert. Nun wollten ſie den guten Hafen von Zierickſee mit ſeiner alten reichen Stadt gewinnen. Allein die Zierickſeer erklärten rund heraus: „Sie wollten erſt abwarten, wer ſiege, der Engländer oder Burgunder; Dem würden ſie huldigen; bis dahin aber blieben ſie ihre eigenen Herren, und hätten ſich verbündet und verſchworen, Niemand in ihre Stadt zu laſſen.“ Es blieb nichts übrig, als einen andern Platz zu ſuchen, um vorerſt in Seeland feſte Stellung zu nehmen, und die Freunde aus Holland und Seeland an ſich heranzuziehen.

Ein paar Stunden nördlich von Zierickſee liegt das Städtchen Brouwershaven. Dort ging die engliſche Flotte vor Anker. Man nahm den Platz in Beſitz, und was hier kabeljauiſch war, mußte machen, daß es fort kam, und Schiffe und Habe hinter ſich laſſen. Hier ſtießen zu Fitz Walter die ſeeländiſchen Hoeks, welche unter Heemſtedes Oberbefehl ſeiner harrten. Auch die Hennegauer, welche in der Verbannung umherirrten, hatten ſich zu ihnen geſellt, und Boten gingen nach allen Richtungen, die

Freunde ſollten ſich beeilen. Es kamen die Herrn von Reneſſe von Hodenpyl, von Waelwyck, und viele andere Edelleute und Bauern mit ihren Leuten, und es wurden ihrer an dreitauſend Hoeks allein aus Seeland, Männer, die den gefürchteten Namen „ſeeländiſche Wölfe“ mit Recht trugen.

Eine ganze Woche lagen die Engländer in und vor Brouwershaven, und die Zierickſeer verſahen ſie für baares Geld mit Lebensmitteln. Endlich, da von Jakobäas Flotte ſich nichts ſehen ließ, wurde beſchloſſen: das vereinigte Heer der Engländer und Hoeks ſolle nach Gouda ſegeln zur Fürſtin. Ein Theil der Engländer ſtieß gleich ab, und übermüthig und ſorglos, wie ſie waren, fuhren ſie zwiſchen die ſüdholländiſchen Inſeln hinein. Weil ſie nun hier das Fahrwaſſer noch weniger kannten, als draußen an der flandriſchen Küſte, ſo ſaßen ſie bald auf Untiefen feſt, Ebbe trat ein, und ließ ſie zwiſchen Sand und Sümpfen ſtecken. Darauf aber lauerte bei Geervliet der Herr von Gaesbeck, Philipps thätigſter Parteigänger und ſein Statthalter in Holland. Aus ſeinen reichen Herrſchaften, die ſich in jener Gegend ausdehnten, hatte Gaesbeck ein kleines Geſchwader beiſammen, mit welchem er plötzlich bei ſchmetternden Trompeten aus den Meerengen hervorbrach. Die Engländer ſahen ſich im Nu umzingelt. Vergebens kämpften und arbeiteten ſie, ihre Schiffe flott zu machen, ſie lagen unbeweglich. Vergebens ſuchten ſie ſich auf dem Sande aufzuſtellen, ſie verſanken in ſeine Weichen. Ringsumher ſchlugen die feindlichen Geſchoſſe auf ſie ein. Da kam die bittere Stunde, wo man ſich ſchmachvoll ergeben mußte, nur das Leben wurde verſichert. Nicht einer von dieſen allzu Kühnen entkam, und Gaesbeck brachte über die Maßen fröhlich ſeine Gefangenen nach Geervliet, wo ſie Kerkerbrod erhielten. Er hatte ſeinen Landsleuten gezeigt, daß ſich auch Engländer fangen ließen. Ihrer gegen dreihundert waren todt geblieben oder gefangen.

Philipp, der mit ſeiner Flotte in der Nähe hielt, verfolgte die Fliehenden, bis er vor Brouwershaven kam. Als hier die

Engländer des Feindes ansichtig wurden, schickten sie ihren Herold auf den Strand. Nach Ritterſitte, daſtehend in den Farben und mit dem Banner Humfrieds, hieß der Herold der „Gloceſter.“ Ihm entgegen fuhr der andere Herold, der „Burgund.“ Gloceſter rief: „Er biete Burgund den Kampf an, hier ſei Ort und Stelle dafür.“ Zornig ſchickte Philipp den Herold Burgund vor, und ließ ihn ſagen: „Von einem Lord Fitz Walter laſſe er ſich keine Wahlſtätte anbieten; ſtark genug ſei er mit Gottes Hülfe, ſelbſt ſich den Platz zu wählen, und den Feind zu bekämpfen, wo und wann es ihm gefalle.“ Der ſtolze Herzog war erſtaunt, daß ein engliſcher Lord ſich herausnehme, was nur einem Fürſten zuſtehe. Weil aber das Wetter zu ſtürmiſch war, wagte er nicht, den Feind anzugreifen, und begnügte ſich, mit ſeiner Flotte auf den Gewäſſern zu kreuzen, damit weder vom Meere her die Engländer nach Holland hineinführen, noch vom Lande her die Flotte Jakobäas durchbreche. Die Hoeks wollten dies in der That von Gouda aus verſuchen. Sein Befehlshaber in Rotterdam ließ melden: die Söldner mit den Kriegsſchiffen müßten eiligſt zurück, dem Feinde den Weg auf dem Strome zu verlegen, und Rotterdam gegen einen Angriff zu vertheidigen. Indeſſen hatte Philipp ſeine Maßregeln ſo gut getroffen, und die Uebermacht ſeiner Truppen und Schiffe war ſo groß, daß ihm vollſtändig gelang, was zunächſt ſein wichtigſtes Vorhaben war, nämlich die Vereinigung von Fitz Walter und Heemſtede mit den holländiſchen Hoeks zu hintertreiben. Nichts konnte auf die Engländer einen niederſchlagenderen Eindruck machen, als der Vorſieg Gaesbecks, und die Gewißheit, daß ſie von Jakobäas Heer und Flotte abgeſchnitten ſeien.

Um aber ſeinen Anhängern lebhaft vor Augen zu ſtellen, wie furchtbar ernſt ſeine und ihre Lage ſei, ohne Zweifel auch aus perſönlicher Furcht und Frömmigkeit, ſchickte Philipp ſeine Boten nach Delft dem Haag Leyden Haerlem, kurz durch's ganze Land mit dem Befehle: ſo lange er auf dem Meere gegen die Engländer fahre, ſolle man täglich das h. Altarsſakrament in

Prozession und Andacht durch die Straßen tragen. Die Zierickseer aber brachten seinem Kriegsvolk gegen gutes Geld nicht minder Lebensmittel, wie den Engländern nach Brouwershaven.

Endlich am Samstag wurde es klares stilles Wetter. Da ließ Philipp alle Anker lichten, fuhr um die Inseln, und stellte sich in Schlachtordnung auf, eine halbe Stunde von der Küste. Hier — Sonntag war es, den 13. Januar — blieb seine Flotte stehen, gerade gegenüber dem englischen Lager, und ließ alle Zymbeln und Trompeten erschallen. Als die Engländer hörten, wie der Feind sie herausforderte, stürzten sie aus der Stadt hervor, und zogen rasch in wirren Haufen auf dem Damm hin, der hoch am Meere dahin lief. Geharnischte und Gepäck, Alles war durcheinander, und die Meisten hatten ihren Schnappsack umhängen. So zogen sie immer weiter auf dem Damm am Strande hin, über eine Viertelstunde weit, und der Herzog ließ Matrosen auf flinken Boten folgen, um zu sehen, wohin sie wollten. Als die Engländer bald eine halbe Stunde weit marschirt waren, verschwanden sie hinter dem Damme. Die Burgunder glaubten schon, ihre Feinde würden sich in blinder Flucht über Seeland zerstreuen. Aber siehe, da erschienen sie wieder auf der Höhe und hatten ihre Schlachtordnung gebildet, und diese war so schön, als man sie jemals bei einer solchen Masse erblicken konnte. Eine treffliche freie Wahlstätte hatten sich die Engländer erkoren. Von der Höhe ihres Dammes senkte sich bis an's Meer der sandige breite Strand, der je weiter und weiter bloß gelegt wurde, je mehr die Wogen zurücktraten; denn es war gerade Ebbezeit. Weit genug dehnte sich dieser Platz, daß ein Heer sich darauf bewegen konnte. Vor den Leichtbewaffneten aber war ein Graben gezogen, ein Wall aufgeworfen, eine Pfahlreihe eingerammt. Hinter sich nahm man die hohe Dammlinie, um Schutz zu haben gegen Umgangenwerden, da Jeder wußte, daß das burgundisch-holländische Heer sich nahe in großer Uebermacht.

Philipp befahl zu landen. Da traten vor, die den Ritter-

Digitized by Google

ſchlag verlangten: Thierry Garbod, Robert Guainin, Johann Withem, und viele Andere. Der junge Johann von Uutkercken aber entrollte zum erſtenmal ſein Herrenbanner. Denn es war ein großer Tag, an welchem Würden und Ehren zu holen. Engländer und Burgunder, die ſolange verbündet gekämpft, ſollten hier ſich tödtlich faſſen. Vor allem aber waren es die ſeeländiſchen Freiherren von Borſſelen, denen dieſer Sonntag in Seeland der höchſte Tag werden ſollte, vier von ihnen nahmen den Ritterſchlag, Franz von Martinsdyk, Heinrich von der Vere, ſein Bruder Albrecht, und Adrian von Lichdam. Noch andere vornehme Kabeljaus ließen ſich zu Rittern ſchlagen, zum Zeichen, daß ſie heute das Höchſte leiſten wollten, wie Johann von Egmond und Johann von Halewyn. Ihre Landsleute ſtanden droben am Damme bei den Engländern, ſie hier bei den Burgundern, und jede Partei lechzte danach, die andere in Grund und Boden zu ſchlagen. Die Thoren! Der Mitbürger Unterliegen wurde des Fremden Sieg und Herrſchaft.

Unterdeſſen ſtrebte die burgundiſch-holländiſche Flotte zum Ufer. Weil es aber gerade Ebbezeit war, ſo geriethen die Schiffe auf den Grund, und man konnte ſie nicht weiter treiben. Die ganze Linie kam in's Stocken. Da verſprach Philipp große Geldſummen Denen, die zuerſt den Strand gewännen, und aus den Schiffen ſprangen die Männer. Viele verſanken bis an die Bruſt in's Waſſer, andere arbeiteten ſich mühſam im Sande vorwärts, es war ein haſtig Mühen und Schreien. Die Borſſelen und die Dortrechter waren die Erſten, welche Fuß faßten. Die Dortrechter mußten ja überall Ehre einlegen; denn ſie hielten ſich in Holland ſo hoch und herrlich, als in Flandern die Genter. Sie machten ihre Ordnung auf dem Damme vor Brouwershaven, hinter ihnen reiheten ſich die Leydener und Delfter und all das Kriegsvolk aus den Kabeljauſtädten, dann kamen die Flandrer, und alle marſchirten ſofort gegen den Feind. Schwerer hielt es für die ritterlich Geharniſchten, aus den Schiffen zu kommen, man mußte ſie einen nach dem andern an's Land tragen. Ihr Glück war es, daß

die Engländer nicht näher ſtanden. Wäre das der Fall geweſen, oder hätten ſie gleich vor der Stadt ihre Schlachthaufen gebildet, ſo wären alle die Herren im Harniſch getödtet oder erſäuft, ehe ſie noch aufrecht ſtanden. Die Kabeljaus marſchirten unterdeſſen eilig weiter, und als ſie an den Feind kamen, bildeten ſie gleich ihre Haufen zum Angriff. Und da war auch ein Dortrechter Kanonier, der ſein Geſchütz, ſo weit er konnte, vorbrachte, und zweimal feuerte, die Wirkung aber erſchien nicht der Rede werth.

Philipp hatte anbefohlen, Haufen von Lanzenträgern zu bilden, zu beiden Seiten die Bogenſchützen zu nehmen, und dann raſch ſich auf den Feind zu ſtürzen, damit man aus dem Bereiche ſeiner Geſchoſſe und zum Handgemenge komme. Als nun die Dortrechter angreifen wollten, kamen auch die Engländer in Bewegung. Sie marſchirten vorwärts, hierhin, dorthin, immer feſt und ruhig Schritt auf Schritt: es war eine Freude für ein ächtes Kriegerherz, das zu ſehen, ſo erzählt der burgundiſche Ritter, welcher dabei war und die Schlacht uns ſchildert. Die Engländer führten zwei Sturmfahnen von Seide, und all ihre ritterlichen Mannen zogen in voller Rüſtung daher, den Helm geſchloſſen, wie zum Gange auf Leben und Tod. Und als man ſich ſo nahe war, daß man einander das Weiße im Auge ſah, da erhuben ſie ein fürchterliches Geſchrei, und es ſchmetterten und wirbelten all ihre Zinken und Trompeten. Die Kabeljaus meinten, ſie wollten mehr als tauſend Armbrüſte auf einmal abſchießen. Doch das war für Nichts, es that den Engländern ſo wenig, als hätte man ſie mit faulen Aepfeln beworfen. Anders ſauſete jetzt der Tod daher, als die engliſchen Bogen klirrten. Die Schützen ſtanden in drei Gliedern hinter einander: ſo wie das erſte Glied abgeſchoſſen, fiel es auf die Knie, und die Hintermänner ſchoſſen darüber weg. Und das ging wie im Takte, Lage auf Lage, hageldicht flogen die Geſchoſſe. Da ſtürzten den Kabeljaus die beſten Leute, auch zwei Vorſſelen, Franz und Jakob, wurden tödtlich getroffen. Die vorderen Reihen der Angreifer waren ſchon gebrochen, ehe die hintern ihre Banner ent-

Digitized by Google

faltet hatten. Alles hörte auf, vorwärts zu marſchiren. Auch die Flandrer richteten nichts mehr aus. Denn ſchon fielen die Hoeks mit ihren Aexten und Schwertern zwiſchen die weichenden Haufen, und warfen ſie nach hartem Kampfe den Strand hinunter. Doch auch der Anführer der Hoeks, Heemſtede, erhielt eine ſchwere Wunde.

Philipp hatte zunächſt die Städter, darauf ſein übriges Fußvolk vorgeſchickt. Er befehligte die große Uebermacht, und wollte den Feind erſt abmüden. Jetzt aber ſah er von ſeinem Schiffe die gefahrvolle Niederlage ſeiner Völker. An dieſem Augenblicke hing Burgunds Ehre, Hollands Beſitz. Raſch greift er ſein Banner. Seine Edlen wollen ihn zurückhalten, er reißt ſich los, ſpringt auf den Sand, gibt l'Isle Adam das Banner, und mit dem bekannten Nothruf „Mir nach, wer mich lieb hat!" rückt er auf die Wahlſtatt. Hoch trägt l'Isle Adam das viereckige Banner von Burgund, hinter ihm folgt der Herzog, um ihn drängen ſich ſeine Edlen, umrauſcht von ihren Bannern, Jeder im glänzenden Waffenrock. „Vorwärts! vorwärts!" ſchreit Alles, daß man aus dem Pfeilregen hinaus und mit Schwert und Lanze an den Feind komme. Philipps Buſenfreund, der Seneſchall Andreas von Valines, ſtürzt ſich in den Kampf ohne Helm und ohne Banner. Auch die tapfern Dortrechter und Delfter ſtürmen wieder vor. Die engliſchen Schützen haben ſich raſch in zwei Haufen getheilt, der eine wendet ſich gegen die ritterlichen Banner, der andere gegen die Städter. Jetzt kommt die ganze Kraft beider Heere zum Schlagen: allgemein iſt der Anprall, wüthend das Schlagen und Schreien und Toben. Aber die ſchrecklichen Schützenlinien der Engländer brechen nicht und raſten nicht, und die Hoeks kämpfen wie Löwen. Schon ſteckt der Schaft von Burgunds Banner voll von Pfeilen, und nicht minder der Harniſch l'Isle Adams. Nicht ſeiner, aber manch andrer Harniſch wird durchbohrt. Philipps Ritter fallen: Valines Montmorency Lalain Brimeu Beaufremont Boſſu Mailli, ſie alle ſtürzen. Wieder beginnt das toſende blitzende Gewühl ſich den Strand

hinab zu wälzen. Philipp selbst ist im Gedränge von Feinden, er gibt den Sieg, er gibt das Leben verloren.

Das sieht Ritter Johann von Villain, ein Riese an Leib und Stärke, und mit dröhnenden Schlägen schmettert er links und rechts Feinde nieder. Immer schreiend „Schlagt todt! schlagt todt! Ich will sie nicht sparen!“ bricht er sich Bahn zu seinem Fürsten, und macht ihm Luft. Der Herzog ist befreit, dringt wieder vor, kämpfend wie ein gemeiner Ritter. Wieder erschallt sein Ruf „Mir nach, wer mich lieb hat!“ Nochmal entbrennt aller Grimm der Schlacht. Die Hoeks und Engländer glaubten den Sieg schon sicher, werden ermüdet, die Uebermacht dringt auf sie ein. Da, als die Entscheidung an einem Faden hing, gelang es den Dortrechtern, sich zwischen die beiden Gruppen der englischen Bogenschützen zu werfen. Sie drängen den einen Theil ab, fallen ihm in die Flanke, und brechen mit Siegesgeschrei und blutigen Schlägen in seine Ordnung ein. Das gibt endlich aus. Ein Haufen der Engländer und Hoeks nach dem andern beginnt zu wanken, der Feind reißt ihnen die Banner zu Boden. Sie ziehen sich auf die Dammhöhe zurück, aber eine neue Aufstellung ist im Gedränge nicht mehr möglich, schon flüchtet ein Theil auf dem Damme hin. Und nun sättigt sich die hungernde Parteiwuth. Was nicht geflohen von Hoeks und Engländern, ist umringt in einzelnen Schaaren. Sie kämpfen mit einer Tapferkeit und Kriegskunst zum Bewundern, aber die Städter arbeiten an den gepreßten Haufen mit Beilen Piken und Schwertern, bis der letzte Mann im Blute liegt. Nicht Einer erhielt Pardon, weder Ritter noch Gemeiner, weder der Kämpfende noch der Fliehende, Alles wurde niedergeschlagen. Ja die Todten selbst wurden noch hundertfach zerhauen, daß man die Stücke liegen sah. Kein Herr war so angesehen, daß er einen Gefangenen machen durfte: das wüthende Volk hätte ihn auf der Stelle selbst erschlagen. Da fanden ihren Tod zwei Heemstede Renesse Hodenpyl Waelwyck Heenpoel, Ritter alle mit goldenen Sporen, und viele andere der berühmtesten Kriegs-

Digitized by Google

männer der Hoeks. Auch der Fürstin Vielgetreue aus dem Hennegau, die in der Noth zu Mons ihr so mannhaft beigestanden, die ihretwillen lange in Verbannung umhergeirrt, Gilles de le Porte, Etienne Gembleux, Colart Maubeuge und der Prevost Maubeuge, auch sie sahen nimmer die grünen Hügel der Heimath wieder. Noch immer kämpften die letzten Tapferen, die Todtmüden. Erst die dunkle Nacht endete das Streiten und Morden. Die armen Bogenschützen aus England hatten sich in die Gräben geworfen, darin wurden sie ersäuft, oder im Herausklimmen durchbohrt. Von Lord Fitz Walter fand man nichts, als ein Stück der Rüstung, die er den Tag getragen, und sein Banner lag auf dem Sande. Zweihundert Engländer wurden noch gefangen. Nur Dreihundert hatten sich mit Fitz Walter und Hantreth gerettet.

Man brachte auch den Herold „Gloceſter" vor den Sieger. Sein Gewand war sehr reich mit feinem Golde gestickt, und darüber hatte er den Wappenrock seines Herrn, von dem er den Namen trug. Man fragte ihn nach Arundeel Fitz Walter und andern englischen Edlen, sowie nach den Herren aus Holland Seeland und dem Hennegau. Welchen Namen er auch hörte, der Herold rief immer: „Todt, todt, todt! es ist gewiß!" Darüber wurden Philipp und seine Ritter unwillig und klagten: „daß so viele edle Ritterschaft hier erschlagen liege; aber Niemand hätte sie retten können vor der Wuth des Städtevolkes, das doch wenig gefruchtet hätte, wenn nicht noch andere Köche da gewesen!" Die Sieger gaben ihren eigenen Verlust nur auf fünfzehnhundert Mann an. Von den Verwundeten starben noch Mehrere später. Den Tag nach der glorreichen Schlacht stand Philipp noch auf der Wahlstätte. Dann zog er mit gesammeltem Heere am Dienstag in Brouwershaven ein, und hielt ein feierliches Dankgebet für so großen Sieg nach so großer Gefahr. In all seinen Erblanden befahl er kirchliche Dankfeste. Wohl mochte er Gott loben für seine Rettung, es war die heißeste Schlacht seines Lebens. Zum Zweitenmal dankte er nur der Treue und

Rieſenſtärke des Ritters Johann von Villain ſein Leben. Als Philipp 1421 bei Mons en Vimeu von Johann von Luxemburg den Ritterſchlag empfing, war Villain der Erſte geweſen, welchen der Herzog nun ſelbſt zum Ritter ſchlug. Zum Danke hatte Villain ihn ſchon an jenem Tage aus Feindesgedränge herausgehauen. Man hatte ihn damals ſeiner ungeheuren Größe und fürchterlichen Axtſchläge wegen faſt für etwas Uebernatürliches gehalten. Philipp aber ſorgte, daß der Lebensretter ihm fortan in der Schlacht zur Seite blieb. Villains Rüſtung wurde noch viele Jahre nachher auf dem Schloſſe zu Lille angeſtaunt, ihrer Größe wegen.

Fünftes Kapitel.

Verluſt von Seeland.

Schrecken der Niederlage der Hoeks. Nuttercken nach Haerlem. Franz und Adrian von Borſſelen. Huldigung Philipps im weſtlichen Seeland. Neues Bündniß zwiſchen Burgund und Brabant. Förmliche Abtretung Seelands durch Johann von Brabant. Belagerung Zierickſees. Uebergabe und Huldigung der Stadt. Des Pabſtes Sequeſtrationsurtheil wider Jakobäas Perſon. Bedford in London. Vermittelung zwiſchen Gloceſter und Wincheſter. Ihre Verſöhnung durch König und Parlament. Jakobäa Philipps Uebermacht preisgegeben. Ihre Standhaftigkeit. Der Reichsadler in ihrem Banner. Verwickelung der Dinge in Deutſchland. Türken- und Huſſitennoth. Die hoekiſchen Schnellſegler. Philipp nach Flandern. Seine neuen Rüſtungen.

Philipps großer Sieg war ein entſetzlicher Schlag für die Hoeks. Tauſende ihrer Kriegsleute lagen todt auf dem Sande und in den Gräben bei Brouwershaven: das war eine außer-

Digitized by Google

ordentliche Zahl in jener Zeit der Parteikämpfe, wo das Kriegsvolk aus anſäſſigen Männern beſtand, die Haus und Hof beſaßen, oder aus verſuchten Leuten, die vom Waffenhandwerk anſtändig lebten. Unter den Todten lagen Humfrieds Vertraute und ſeine beſten Offiziere, lagen Jakobäas Vielgetreue aus dem Hennegau, lagen faſt alle ihre Ritter aus Seeland. Das Kriegsgeheul der „ſeeländiſchen Wölfe“ war ſehr ſtill geworden, weit über tauſend Hoeks von jenen Inſeln waren geblieben. Wieviel Schlöſſer und Städte gab es denn noch auf Seeland, deren Herren noch lebten und dem mächtigen Burgunder zu trotzen wagten?

Vorſichtig vertheilte Philipp ſeine Truppen wieder in Beſatzungen der Hauptſtädte durch's ganze Land. Für Holland ernannte er zum oberſten Befehlshaber den alterfahrenen Ritter Herrn Roland von Uutkercken, und gab ihm als ſichere Leibwache l'Isle Adams Bogenſchützen mit und einen Theil ſeines Burgunder Adels. Philipp ſelbſt wandte ſeine Thätigkeit zunächſt den Seeländern zu.

Er begab ſich gleich nach der Schlacht auf die Inſeln weſtlich der Schelde, wo die Middelburger ihm eifrig anhingen, und das zahlreiche vielgeltende Geſchlecht der Borſſelen ſich ausbreitete. Die Herren von Borſſelen waren ſammt und ſonders Kabeljaus und zwar vom Scheitel bis zur Zehe, ſie hatten ſich von Anfang an Philipp angeſchloſſen. In ihrem Geleite erſchien er jetzt als Sieger, und beſtellte ihre beiden Häupter, Franz und Adrian, zu ſeinen Generalkapitäns auf Seeland. „Sie ſollten,“ ſo erging ſein Gebot, „Land und Strom gegen die ſtreifenden Hoeks bewachen, und Jedermann ſolle ihnen bei Aufruf Folge leiſten, ſo lieb ihm der Herzog ſei: ſonſt müſſe er ihn für einen Feind anſehen, der ihn aus dem Lande vertreiben wolle.“ Philipps Anhänger brachten es in den nächſten ſechs Wochen zuwege, daß ihm nicht nur die fürſtlichen Amtleute, ſondern auch die bedeutenderen Städte, die er ſelbſt eine nach der andern beſuchte, huldigten als Ruhwart und Erbherrn des Landes.

Anders geſinnt zeigten ſich die Seeländer öſtlich der Schelde. Die Zierickſeer wichen nicht von ihrer Eidgenoſſenſchaft, die ſie am 18. März im vorigen Jahr geſchloſſen. Damals hatten ſie gelobt, treulich zuſammenzuſtehen, und keinem Fürſten ihre Thore zu öffnen, bis ſich erweiſe, wer der rechte Landesherr ſei. Noch immer traueten ſie nicht auf des Burgunders Recht und Macht, und hielten ihre alte reiche Stadt wohl verſchloſſen. Kleine Geſchwader der Hoeks aber fuhren pfeilſchnell zwiſchen den Inſeln hierhin und dorthin, und enterten die Schiffe ihrer Feinde.

Philipp beſandte ſeinen ſchwachen Vetter von Brabant, dieſer ſollte ihm die Kräfte ſeines Landes zur Verfügung ſtellen, um den Hoeks die Wege zu verlegen. In Mecheln kam er mit ihm zuſammen, dort unterſchrieben Beide am 1. März einen Vertrag folgenden Inhalts. „Der Herzog von Gloceſter habe auf Anſtiften einiger ſeiner Freunde Jakobäa ihrem Gemahl entzogen, und mit Gewalt in England vorenthalten gegen Gott und das Recht der heiligen Kirche. Damit nicht zufrieden ſei er mit Heereskraft in den Hennegau eingefallen. Auf Johanns Bitten habe Philipp mit ſeinen Rittern Knappen und Dienern geholfen, wie er als Blutsverwandter ſchuldig geweſen. Darum und auch um des Regiments willen über Holland und Seeland, das ihm Johann ſeither übergeben, ſei er jetzt erklärter Feind Gloceſters, Jakobäas, der verbannten Hoeks, und all ihrer Helfer. Nun aber wollten Philipp und Johann einander in dieſer Sache helfen und beiſtehen mit all ihrer Macht und zu jeder Zeit, ſo oft Einer den Andern dazu aufrufe, und ſie wollten alle jene Verbannten immerdar verfolgen und aus all ihren Landen treiben, deren Helfer züchtigen, und nimmer leiden, daß ſie Lebensmittel Rüſtung Kraut Büchſen oder ſonſtwie Proviant und Kriegszeug bezögen.“ Am ſelben Tage erklärte der Brabanter urkundlich den Zierickſeeern: „Er ſcheide ſie von allen Unterthanspflichten gegen ihn ſelbſt, und weiſe ſie lediglich unter Philipp, ihren rechten Herrn und Regenten, dem er Holland Seeland und Friesland abgetreten, und der allein ſie beſt ver-

Digitized by Google

wahren könne." Dieſe Urkunden wurden in einer ſehr zahlreichen Verſammlung der Vornehmſten beider Höfe ausgefertigt. Auf der Seite Philipps erſchienen als Zeugen zwei Herren von Borſſelen und Heinrich von Waſſenaar, auf der Brabanter Seite der Graf von St. Paul Enghien Naſſau und andere Herren vom Brabanter hohen Adel.

Nun rückte Philipp mit Heer und Flotte vor Zierickſee. Aus Brabant und Flandern kam ihm Zuzug. Auch die Middelburger Leydener Haerlemer und die andern Kabeljauſtädte mußten wiederum mit ihren Kriegsvölkern dienen. Eingeſchloſſen und hart belagert von Uebermacht erſahen die Zierickſeer keine Hülfe mehr. Vergebens beriefen ſie ſich darauf, daß ſie vor der Schlacht bei Brouwershaven den Burgundern ſo gut wie den Engländern Alles verkauft hätten, was ſie für gutes Geld nur gewünſcht. Solche Neutralität, erklärte ihnen Philipp, könne er nicht mehr dulden. Sie ergaben ſich. Am 13. März erfolgte die Huldigung, jedoch unter Bedingungen, welche zeigten, wieviel ihm daran gelegen war, dieſe wichtige Stadt für alle Fälle von Jakobäas Partei abzuziehen. Ihre hoekiſch geſinnten Schöffen mußten zwar abtreten, dagegen gelobte Philipp eidlich: „daß alle Bürger vollſtändige Amneſtie erhalten; daß ſie niemals gegen Jakobäa ſtreiten ſollten, wenn ſie ſelbſt im Felde ſei; daß man ſie niemals mit Garniſonen und Befeſtigungen heimſuche; daß ſie ſelbſt aber für die Kriegszeit ihre Stadt beſtens könnten wehrbar machen."

Philipp überſchüttete die Stadt außerdem mit Handelsprivilegien. Seine Anhänger aber, beſonders die Borſſelen und die Middelburger, belohnte er auf's Schönſte. Einkünfte und Aemter, Güter und Herrſchaften der Entflohenen oder Erſchlagenen waren ihre Beute. Hoekiſchgeſinnte wurden dagegen durch ſchwere Steuern zu Grunde gerichtet, und man erpreßte von ihnen Soldgelder für die Truppen, ſei es durch Verpachten oder Verkaufen ihrer Güter. Wer an einen flüchtigen Hoek eine Forderung hatte, der durfte ſich aus deſſen Vermögen ſelbſt bezahlt machen.

Gegen Ende des März huldigten auch die Brieler auf Voorne, so daß jetzt Philipp die wichtigen Seelande, welche zwischen Flandern und seinen Truppen und Anhängern in Holland in der Mitte lagen, als ein Besitzthum betrachten konnte, auf welchem seine Kapitäns eine ausgiebige scharfe Wacht unterhielten. Seeland war also für Jakobäa verloren, und sie selbst halb vom Meere abgeschnitten.

Aerger als dieser Verlust war der Wiederhall, welchen die Kunde von der furchtbaren Niederlage an zwei entgegengesetzten Enden Europas hervorrief. Die Nachricht war kaum in Rom eingetroffen, als der Pabst sein Urtheil verkündete. „Wider Recht und Pflicht", so lautete es, „habe Jakobäa ihren Gemahl von Brabant verlassen. Der Besitz ihrer Person, dessen sie ihn beraubt, sei zunächst wiederherzustellen. Aus wichtigen Gründen jedoch verfüge der Papst ihre Sequestration, und ernenne den Herzog Amadäus von Savoyen, der im zweiten Grade ihr verschwägert, zum Sequestrator. Bei ihm solle die Fürstin auf eigene Kosten in Verwahr bleiben, bis der Pabst in ihrer Ehesache das Endurtheil gesprochen. So gelesen verkündet und beurkundet vor des Pabstes Richterstuhl in Rom den 27. Januar 1426." Jakobäa lachte vielleicht dieses Urtheils, das über sie neues Gefängniß verhängte: nicht zum zweitenmale ließ sie sich fangen und fortführen. Empfindlich aber machte sich die Sentenz denn doch. Erhielten nicht all ihre Feinde jetzt das Recht des Angriffes auf ihre Ehre und Freiheit? Und wenn der Pabst selbst Johann von Brabant für ihren rechtmäßigen ehelichen Vogt erklärte, mußten dann ihre Unterthanen nicht dem Statthalter gehorchen, den er ihnen in Philipp gesetzt hatte?

Noch bitterer schmerzte, was Jakobä aus London vernahm. Bedford selbst hatte sich aufgemacht, um Ruhe zu stiften zwischen Humfried, seinem Bruder, und Winchester, seinem Oheim. Obwohl der Herzog von der Bretagne, mit welchem er einst das Bündniß zu Amiens geschlossen, gerade jetzt sich feindlich erklärte, ließ der Regent von Frankreich sich nicht mehr von der Reise

Digitized by Google

abhalten. Eben noch zur rechten Zeit, am 10. Januar, traf er in London ein, um Humfried feſtzuhalten, während deſſen Ritter auf Seeland ſich zum Kampfe rüſteten. Humfried hatte ſie vorangeſchickt, und in London noch immer geſäumt, um Wincheſter nicht wieder Raum zu gönnen. Die Parteien waren erhitzt, im Parlament flogen bei dem erſten Anlaß die Stöcke in die Höhe, man nannte es das Stockparlament. Humfried tobte in heftigen Ergüſſen gegen den Oheim. „Ein Hochverräther ſei er, mit dem Schwerte müſſe man ihn richten.“ Wirklich hatte er eine Schrift aufſetzen laſſen, die Wincheſter in mehreren Punkten des Hochverraths bezüchtigte. Als Bedford die Bürgerſchaft hart anließ, weil ſie Humfrieds Umſichgreifen mit den Waffen vertheidigt habe, meinten die Londoner, ſie hätten ganz recht daran gethan. Bedford ſah kein Mittel, als die Sache vor das Parlament zu bringen. Da erklärte Humfried: „Wenn Wincheſter dort erſcheine, ſo bleibe er zu Hauſe.“ Endlich nach monatelangem Bitten und Bemühen gelang es Bedfords Klugheit, es ſoweit zu bringen, daß man das Parlament als Schiedsrichter nahm.

Es wurde berufen, jedoch nicht nach London, ſondern nach der ruhigeren Stadt Leiceſter. Dorthin wurde der fünfjährige König gebracht, zu ſitzen auf ſeinem Thronkiſſen und das Parlament in eigener höchſter Perſon zu eröffnen. Das Knäbchen mußte als König in förmlicher Urkunde Bedford zu ſeinem Sprecher beſtellen. Dann ſchwuren die Geiſtlichen und weltlichen Lords einen Eid, die Streitſache zu hören, zu richten, und Alles Anvertraute geheim zu halten. Darauf begann das Reden und Erörtern von beiden Parteien. Die Niederlage von Brouwershaven, das neue Brabanter Bündniß Philipps, deſſen Erfolge in Seeland, Alles war geeignet, Glocester mürbe zu machen. Mit vieler Arbeit brachte man es endlich am 7. März ſo weit, daß er ebenſo wie Wincheſter ſich ein Schiedsgericht von vier Biſchöfen und fünf Herzögen und Grafen gefallen ließ. Nach weiteren unſäglichen Mühen bekam man glücklich die Redensarten zu Papier, durch welche der Streit ſollte geſühnt werden.

Nun richtete im verſammelten Parlament am 12. März Wincheſter an das Königskind auf dem Throne ſeine Rede: „daß er ſtets ein königstreuer Mann geweſen; daß er niemals dem Herrſcher oder deſſen Vorfahren Fallſtricke gelegt; daß er darüber allezeit Rede ſtehen wolle.“ Bedford erwiederte: „Der König befehle ihm, Lord Wincheſter für einen allezeit getreuen Mann zu erklären.“ Als dies vom Throne erklärt war, wandte ſich der Prälat zu ſeinem Gegner mit den Worten: „Zu ſeinem tiefen Leidweſen habe er gehört, daß der Herzog von Gloceſter gegen ihn großes Mißfallen trage, weil er ſich etwas wider deſſen Perſon Ehre und Stand ſolle vermeſſen haben; dergleichen Reden aber rührten nur von Böswilligen her, denen Gott vergeben möge; nie habe, nie werde er ſich gegen Gloceſter ein Vergehen zu Schulden kommen laſſen; er bitte ihn daher, ihm fortan ein gnädiger Herr zu ſein.“ Darauf hatte Gloceſter Folgendes zu antworten: „Lieber Oheim, da Ihr Euch für einen ſolchen Mann erklärt, als Ihr ſagt, ſo freuet es mich ſehr, daß es ſo iſt, und für ſolch Einen nehme ich Euch.“ Darauf gaben ſich beide Feinde die Hand. Wincheſter aber legte das Siegel des Reichskanzlers nieder, und erklärte ſein Vorhaben, auf eine Pilgerfahrt zu gehen. Dies war das Opfer, zu welchem Bedfords eindringliches Reden den Prälaten, der nicht ohne lebhaftes Gefühl war für Englands Ruhm und Wohlfahrt, insgeheim vermocht hatte. Wahrſcheinlich hatte Humfried geäußert: ſo lange Wincheſter im Lande ſei, laſſe er nicht von ſeinen Plänen. Gewiß iſt nur, daß Bedford, welcher dem Frieden nicht trauete, ſeinem Bruder nicht mehr von der Seite wich. Faſt anderthalb Jahre, ſo dringend nöthig auch ſeine Gegenwart in Frankreich erſchien, blieb er in England, und eben ſo lange blieb Holland des Burgunders Heeren überantwortet.

So war die junge Heldin nun auch von England verlaſſen. Doch nicht der Untergang ihrer Getreuen auf Seeland, nicht das Verdammungsurtheil des Pabſtes, nicht die Trennung von Gemahl und Hülfe aus England erſchütterte dieſen ſtandhaften

Digitized by Google

Muth. Jakobäa glaubte an ihr Recht. Sie glaubte an ihr Erbrecht, das ſie gegen einen tückiſchen Räuber vertheidigte, — ſie glaubte auch an das Recht ihres Herzens, das ſie mit jeder Faſer hinzog zu dem freigewählten Gemahl, und den ihr aufgedrungenen Schwächling verabſcheuete, der ihre treuen Unterthanen an erbitterte Feinde verkaufte.

Jakobäa hielt es gerathen, ſich noch unter den Schirm eines höheren Rechts zu ſtellen. Die weitgreifenden Pläne ihres Burgunder Vetters hatten ſich jetzt klar enthüllt. Er wollte ihre Erblande für immer an ſich reißen, ſie zu ſeinen großen Erbgebieten ſchlagen, dem deutſchen Reiche entfremden. Schon hatte der Kaiſer die Kabeljauſtädte, die ihm anhingen, auf das Ernſtlichſte abgemahnt, und Leyden Delft Haerlem Amſterdam, welche durch ihren Eifer für Philipps Sache ſich hervorthaten, mit des Reiches Acht bedroht. Sigmund hatte ebenſo, wie einſt den Luxemburger Rittern, welche den burgundiſchen Herrn von ihrem Lande abwehrten, jetzt dem freien Herrn von Sevenbergen das Recht verliehen, des Reiches Banner auf ſeiner Burg aufzupflanzen. Alſo erhub auch Jakobäa in ihren Fahnen den ſchwarzen Adler im goldenen Felde, jenes kaiſerliche Zeichen, das im bayeriſchen Hauſe noch immer ſtolze Erinnerungen erweckte. Mit vollſtem Recht fühlten ſich die Hoeks und ihre Fürſtin als die Vertheidiger der Rechte und Hoheit von Kaiſer und Reich. Sie waren es, welche den Hennegau mit Holland und Seeland als Vormauern wider den Burgunder und ſeine Franzoſen behaupteten. Durfte Jakobäa nicht hoffen, der Kaiſer werde ihren Gemahl, den engliſchen Prinzen, endlich doch noch mit ihren Erblanden belehnen?

Unglücklicher aber, als die Wirklichkeit es lehrte, konnte für Jakobäa die ganze Verwicklung der Zeit und ihrer eigenen Sache nicht liegen. Für Kaiſer und Reich beſtand ihr Erbrecht nicht. Sigmund behauptete, nach Johanns von Bayern Tode ſeien Holland Seeland und Hennegau dem Reiche anheim gefallen. Jakobäas zahlreiche Vettern in Bayern, welche die Nächſtberechtigten

von der Schwertſeite waren, lagen in erbittertem Krieg und Aerger um Johanns von Bayern Straubinger Erbe. Sigmund endlich war der ganze Handel mit Humfried höchſt ärgerlich. Belehnen durfte er ihn nicht: dadurch hätte ja der Kaiſer ſelbſt gutgeheißen, daß eine Reichsfürſtin eigenmächtig ihren Gemahl verlaſſen und ſich einem Andern antrauen könne. Durchgreifend gegen Philipp aufzutreten, dazu konnte Sigmund zur Zeit um ſo weniger ſich entſchließen, als er einerſeits mit England, deſſen Alliirten, ſelbſt verbündet war, und andererſeits ſeine Politik dahin ging, Frankreich, das ſich auf des deutſchen Reiches Koſten in kurzer Zeit ſo mächtig ausgedehnt hatte, durch die Engländer und Burgunder erſt gründlich ſchwächen zu laſſen. Er begnügte ſich daher, von Zeit zu Zeit ſeine und des Reiches Rechte an Holland und Hennegau öffentlich zu wahren, Philipp dort Hinderniſſe zu ſchaffen, und Städte und Gebietsherren wieder enger an's Reich zu ziehen. Und ſelbſt, wenn er es anders wollte, wie hätte er nur daran denken können, mit den Waffen gegen den Burgunder zu Felde zu ziehen! Was ſich im Südoſten des deutſchen Reichs begab, hatte den unheilvollſten Einfluß auf ſeine nordweſtlichen Gebiete. Der Kaiſer war in Ungarn ſchwer von den Türken bedrängt, welche unter den Hufen ihrer zahlloſen Roſſe die Saaten der deutſchen Kultur zerſtampften. Grimmigere Feinde deutſcher Sitte und Bildung waren aufgeſtanden. Gerade zur ſelben Zeit, als Philipp ſeine Netze über Jakobäas Erblande warf, begannen die Huſſitenkriege, und als ſie am blutigſten tobten, ſtand Jakobäa im heißeſten Feuer. Wer dachte noch daran, einer bedrängten Fürſtin an des Reiches Gränzen zu helfen, während man Leben und Habe wider neue Hunnenheere vertheidigen mußte!

Jakobäa ſtand nichts mehr zu Gebote, als ein paar treue Städte und Schlöſſer und die Schnellſegler der Hoeks. Es war ein harter Winter, wie er ſeit Menſchengedenken nicht ſo fürchterlich geweſen. Von Anfang Dezembers an dauerte ein unaufhörlich ſtarker Froſt bis in den Februar, und der Nordweſter

ſegte daher mit eiſigen Schauern. An den Küſten wurde die kleinſte Fahrt gefährlich. Die Kauffahrer lagen in den Häfen im Eiſe vergraben, und das Schiffsvolk verzehrte ſeinen letzten Heller in den Matroſenkneipen. Das war die rechte Zeit zur Arbeit und Aernte für die Hoeks, für ſie gab es keine Noth und Beſchwerde. Von Sevenbergen und von Gouda liefen raſtlos die kleinen Kaperſchiffe aus, welche bald hier bald dort landeten, wo man ſich am wenigſten ihrer verſah. Die Burgunder mußten es anſehen, wie mancher Ritter ihnen von der Straße weggefangen, wie manch ſchöne Ladung ihnen aus den Häfen fortgeholt wurde. Oefter kam es auch zu größeren Seegefechten. So ſtießen noch im ſelben März, als Philipp ſich auf Seeland huldigen ließ, ſechs Goudaer Schiffe auf ſechs feindliche, die von Rotterdam kamen. Die Hoeks griffen an und enterten Schiff auf Schiff, keines entkam.

Philipp war im Beginn des Frühjahrs mit ſeinem glänzenden Gefolge nach Brügge zurückgegangen. Dort hatte er ſeine Ritter entlaſſen, ihnen aber erklärt, daß die Ruhe nur wenige Wochen dauere. Denn trotz ſeines großen Siegs, trotz aller Wuth und Leidenſchaft der Kabeljaus ſah er wohl ein, daß er Holland und Seeland nur erſt beſetzt, nicht erobert habe. Des Volkes Herz war nicht mit ſeiner Sache, er war und blieb ein fremder Feind. Die Erbfürſtin aber, welche er bekämpfte, übte durch Abſtammung Heldenmuth und Schönheit einen ſolchen Zauber auf das Volk, daß es ſie vergöttert hätte, wäre nur das Eine nicht geweſen, ihre engliſche Heirath und die Furcht vor dem Hochmuth und der Habgier der Engländer. Philipp hatte jetzt ſeinen Plan gefaßt. Er wollte ganz Holland und Seeland mit ſeinen Truppen derart beſetzen und erdrücken, und dabei Jakobäa langſam umzingeln, bis ſie ſich ergeben müſſe. Daß ihm das leicht noch ein paar Feldzüge koſte, konnte er ſich nicht mehr verbergen. Sofort bei ſeiner Ankunft in Flandern gab er Befehl zu neuen und großen Rüſtungen. Kriegsvölker aus ſeinen Erblanden, auf deren Treue er unter allen Umſtänden bauen

durfte, ſollten erſt zur Genüge nach Holland, ehe er die Verſchanzungen der Hoeks ſelbſt angriff. Nie aber hätte der Vielkluge daran gedacht, daß ſeine Baſe plötzlich ſich ein neues, ein viel größeres und ſchrecklicheres Heer ſchaffen ſollte, als ſie jemals beſaß. Philipp wußte meiſterlich mit Geld und Staatskräften und mit aller Welt Eigenſucht zu rechnen: Jakobäa rief die ganze Gewalt des ſittlichen Gefühls unter die Waffen.

Sechstes Kapitel.

Belagerung von Haerlem.

Kennemer Weſtfrieſen Waterländer. Landesart und Volksnatur. Altgermaniſche Verfaſſung. Haß gegen die Wälſchen. Ruhm der Kennemer. Ihr Groll auf die Haerlemer. Steuerrückſtände. Aufruhr gegen den Statthalter Gaesbeck. Zweifel an Philipps Urkunden-Recht. Jakobäas demokratiſche Verheißungen. Aufſtand in Alkmaer. Allgemeine Eidgenoſſenſchaft. Brederode. Jakobäas Zug nach Haerlem. Stärke der beiden Belagerungsheere. Haerlems Wichtigkeit. Seine Beſatzung. Roland von Uutkercken. Aufforderung zur Uebergabe. Beſtürmung. Aufruhr in der Stadt. Wiederholte Angriffe und tapfere Vertheidigung. Große Gefahr der Stadt von innen und außen.

Nordwärts von Haerlem und Amſterdam erſtreckt ſich die Halbinſel, welche jetzt den Namen Nordholland führt. Hinter der langen Dünenlinie, an welcher ſich die Stürme der Nordſee brechen, wohnen die Kennemer. Den äußerſten Norden nehmen die Weſtfrieſen ein, unter deren Schlachtäxten einſt der deutſche König Wilhelm von Holland zuſammenbrach. Das Gebiet zwiſchen Süderſee und Kennemerland, das noch vor Kurzen mehr Waſſerbreiten als feſtes Land enthielt, gehörte den Waterländern.

Digitized by Google

Es waren dieſe Nordholländer weſentlich ein Volk von Bauern Viehzüchtern und Schiffern geblieben. Die Kennemer hatten bloß die eine Stadt Alkmaer, und wenn rings am Rande der Süderſee einige größere Ortſchaften den Namen Städte trugen, — bei den Weſtfrieſen Medenblick und Enkhuyſen, bei den Waterländern Hoorn Edam und Monnikendam, — ſo waren das mehr befeſtigte Handelsplätze, als volkreiche Städte mit altersgrauen Mauern und Thürmen. Auch war es in dieſen Gegenden nur ſelten einem Herrn gelungen, größeren Landbeſitz zu erwerben und ſich zum Range von Edelleuten zu erheben; denn jeder Bauer hielt den Grund und Boden feſt, der ſeine Vorfahren ernährt hatte.

So konnte man über dieſe Flächen, gleichwie noch jetzt in Friesland und Weſtfalen, lange Stunden reiſen, und ſah nichts, als daß ein Gehöfte dem andern folgte, unterbrochen durch Seebuchten, grüne Anger, und ſchimmernde Binnengewäſſer. Das Land gleicht einem breiten Wieſenplane, beſetzt mit Häuſern und Schaaren von Rindern Schafen Pferden, wie man nirgends wilderes und üppigeres Vieh ſchauen kann. Alles auf dieſen grünen Ebenen ſcheint licht und luftig, der Himmel ſpannt ſich hochweit darüber, als wäre der Horizont in unendlicher Ferne.

Dort in dämmernder Ferne erhebt ſich allerdings etwas wie gelbbraune Berge. Es ſind die Dünen, welche der Wellenſchlag des Ozeans hoch aufgethürmt, eine herrliche Wildniß von gelben Sandwellen, grünem Geſtrüpp, und rollenden blitzenden Wogen. Von der See her zieht beſtändig über das Land ein friſcher Hauch, der die Nerven kräftigt.

Noch heutzutage hängt das Volk hartnäckig an alter Tracht und Sitte. Noch immer ragen, wie in früheſter Zeit, die Bauernhäuſer mit dem Strohdach über dem Erdgeſchoſſe empor wie regelrechte Pyramiden, ſie und Windmühlen und Dünen die einzigen Höhenpunkte in einem Lande, wo Alles glatt und eben, wie eine endloſe grüne Tafel.

Im fünfzehnten Jahrhunderte war vollends hier Alles noch

germanische Welt, schlicht rauh und alterthümlich in Hausrath und Landesverfassung. Die freien Hofbesitzer hatten sich nur zu Heerfolge, Steuern, und sonst einigen leichten Gaben an den Landesherrn verstanden, der ihnen einen Amtmann setzte: sie nannten sich daher „wohlgeborene," das heißt altfreie oder schöffenbarfreie Mannen. Jeder Bauer hatte um seinen Hof seinen Acker liegen nebst Wiesen und Torfgrund. Ihr Weizen war trotz des Sumpfbodens berühmt, Hauptnahrung aber gab der Viehstand, selbst ein geringerer Mann hatte seine vierundzwanzig Stück Rindvieh. Reiche Bauern ließen auf den Gränzen ihres Besitzthums wohl einmal ein paar Häuslinge wohnen, welche ein Stück Land in Erbpacht erhielten und für den Zins Feld- und Hausdienste leisteten. Das Land war eingetheilt in Bauerngemeinden, deren jede auf ein paar Stunden Breite die Gehöfte umfaßte, und ihren Mittelpunkt dort hatte, wo bei der Kirche Pfarrhaus und Küsterwohnung und Kram- und Wirthshaus standen. Dieser Ansatz zu einem Dorfe gab dann der Gemeinde ihren Namen. Für den Fall kriegerischen Aufgebots hatte sich die altgermanische Eintheilung in Rotten von zehn und hundert Mann erhalten, an deren Spitze die Zehn- und Hundertmänner standen. Jeder Vollbauer oder „Wohlgeborene" mußte wenigsteus einen Mann stellen.

Gleichwie in seinen schlichten Rechtssitten war dies Landvolk auch in seinem Denken allem verschlossen, was nicht alt, einfach, längst gewohnt erschien. Es haßte das Vielregieren, den Prunk und die Unruhe der Großstädter. Es haßte den Burgunder Herzog schon deshalb, weil er ein Franzose war. Dieser Fremdling kam daher und wollte die rechtmäßige Landesfrau vertreiben: war es ein Wunder, daß gerade jetzt alle Herzen für sie um so wärmer schlugen? Solche Stimmung war überhaupt bei dem holländischen Landvolke vorherrschend, und da so mancher Städter sie in der Stille theilte, so wurden dadurch Philipps Fortschritte schwierig, und wenn gelungen, immer wieder zweifelhaft. Er wußte das, und nahm danach seine Maßregeln.

Digitized by Google

Jakobäa ſtützte ſich hauptſächlich auf die Kennemer. Sie hatten ſich ſchon mehrmals einen großen Namen in der holländiſchen Geſchichte gemacht. In ihrem Lande lag die altberühmte Abtei Egmond, der älteſte Bildungsheerd, und einſt hatte ihnen der Fürſt ihren eigenen Grafen geſetzt in ſeinem Sohne, der unter ihnen das Haus Brederode gründete. Die Kennemer waren ein kriegshartes ſtolzes und leicht erregbares Volk geblieben, noch von ihren langwierigen Gränzkämpfen mit den Weſtfrieſen her. Oefter, wenn man den Verſuch machte, ihre alte Landesfreiheit anzutaſten, hatten ſie einen entſetzlichen Sturm erhoben, gegen die Edelleute, gegen die Haerlemer und andere Städter, gegen den Fürſten ſelbſt. Einen alten Groll hatten ſie beſonders auf die Haerlemer, bis vor deren Thoren ſie wohnten. Dieſe Bürger hatten ihr beſonderes ſtädtiſches Leben reich und mächtig emporgebracht, und ihre Gelder und Darlehen waren die Urſache, daß mancher alte Kennemer Hof ihnen verkauft oder verpfändet wurde. An den Haerlemer Stadtmauern hatten die Kennemer ſchon manchen Strauß beſtanden, und an den Gütern der Bürger dahinter ſchon gute Beute gemacht.

Gerade jetzt aber waren ſie auf dieſe Städter ganz wild und erbittert. Denn die übermüthigen Kabeljaus hatten zu Anfang des Jahres nicht bloß Heemſtede am Ausfluſſe des Haerlemer Meeres und Aſſendelft im Waterlande, zwei Burgen hoekiſcher Herren, zerſtört, ſondern ſelbſt die berühmte Stammburg der Brederode eingeäſchert, an welche ſich bald fünfhundert Jahre lang die Erinnerungen des Landes knüpften. Außerdem waren die Kennemer noch die Koſten ſchuldig, welche die Haerlemer für ſie auslegten, als ſie nothgedrungen ſich zur Belagerung der Hoeks in Schoonhoven ſtellen mußten. Auch waren ſie mit Soldgeldern Landesſteuern und mit den Strafen dafür, daß ſie vor Schoonhoven nicht hatten graben und bollwerken wollen, im Rückſtande. Als nun Philipps Statthalter in Holland, der Herr von Gaesbeck, ſich unter die Kennemer begab, die Rückſtände einzutreiben, liefen ſie zuſammen und hatten einen Zorn und fielen mit ſolchem

Ungeſtüm ſeine Leute an, daß er in Haſt und Eile nach Haerlem zurückfloh. Sie aber jagten hinter ihm her, und entrollten ihre Banner vor Haerlem und bedrängten die Stadt. Und es kamen ihrer immer mehr, ſo daß Gaesbeck, um ſie nur erſt zu beſchwichtigen, ihnen Brief und Siegel gab, alle Soldgelder und alle Strafen ſollten erlaſſen ſein. Die Bürger aber mußten förmlich beurkunden, mit all ihrer Macht den Kennemern zu helfen, daß Keiner ſie dieſer Dinge wegen mehr bekümmere.

Das war in den erſten Tagen des Jahres geweſen. Herzog Philipp ließ es gut ſein, als er hörte, wie die Sachen ſtanden. Er ſelbſt beeilte ſich, den Bürgern von Alkmaer Hoorn Edam und den andern Städten an der Süderſee ihre Privilegien zu beſtätigen. Auch zu den alten Huldigungsſtätten auf dem platten Lande war er gekommen. Die Bauern traueten aber ſeinen Pergamenten und Privilegien nicht recht. Was hatte der Fremdling denn für Recht in ihrem Lande, ſo lange die rechte Landesfrau noch lebte? Hatten ſein Pergament und Siegel auch wirkliche Kraft?

Jakobäa aber ſtellte noch beſſere Privilegien in Ausſicht. Den Bürgern zu Alkmaer verſprach ſie, ſie wolle ihnen zur Bezahlung ihrer Schulden helfen, und daß jedem Flüchtlinge die Rückkehr freiſtehe, wenn er Rechenſchaft leiſte. Den Kennemern verſprach ſie, alle ihre beſchädigten Handfeſten und Privilegienbriefe zu erneuern, überhaupt werde ſie das Kennemer Land wieder ganz in ſeinen alten Stand der Freiheit herſtellen. Dann gab es noch beſondere Punkte, bei denen ſich zum größten Aerger dieſer Bauern ſchlechte Neuerungen eingeſchlichen hatten. Jakobäa mußte ihnen Folgendes geloben: „Sie dürften jetzt eine feſte freie Eidgenoſſenſchaft machen durch's ganze Land bis nach Alkmaer und Edam. Der fürſtliche Amtmann ſolle nicht mehr zum Willkomm Geſchenke fordern, oder Geſchenke halber Beſuche machen. Auch ſolle er Keinen antaſten, der mit ſeinem Gute Bürgſchaft leiſte. Jeder Kennemer dürfe dagegen ſein Eigenthum wiedernehmen, wo er es finde. Die Bede oder die Landesſteuer ſolle nach Heerfahrt oder Meereseinbruch einen Monat ruhen. Zölle

Digitized by Google

und Steuern aber von Lebensmitteln ſollten ganz ab ſein, und von Wagegeld in Städten brauche der Kennemer fortan nur das zu zahlen, war er wirklich wägen laſſe. In der Selbſtrichtung ſeiner Deiche und Schleuſen müſſe das Volk gänzlich ungehindert ſein. Was aber die Heerfahrt betreffe, ſo ſollten die Schöffen beſtimmen, wer ausziehe, und zwar von jedem Hofe wenigſtens ein Mann; keiner aber, und ſei er noch ſo reich, dürfe die Heerfahrt abkaufen. Dagegen ſolle auch zum Graben und Handwerken auf des Grafen Heerfahrt kein Mann mehr genöthigt werden.“ Denn die freien Kennemer wollten nicht, daß man ſie gleich wie höriges Volk behandle.

Ein handfeſtes Pergament über alle dieſe Punkte verſprach ihnen Jakobäa, wenn ſie mit ganzem Heerbanne ſich zu einem Hauptſchlag wider die Kabeljaus erhüben.

Haerlem ſollte zuerſt erſtürmt werden, dann würde man andere reiche Städte und Burgen der Kabeljaus aufbrechen. Das gefiel den Kennemern gar wohl. Die ſchöne Stadt Haerlem, wo man ſo viel prächtige Waaren an den Schaufenſtern, ſo viel Kleinode in den Truhen hatte, wünſchten ſie ſchon längſt wieder einmal zu durchſtöbern. Brederode ſelbſt, über deſſen erlauchten Namen ihnen nur noch der fürſtliche ging, ſollte ſie führen. Jakobäa würde mit eigenem und Utrechter Volke von Gouda her zu ihnen ſtoßen. Das alles ließ ihnen ihre rechte Erbfürſtin antragen, und damit gingen und ſchlichen die Unterhändler von Ort zu Ort. Und wohin ſie kamen auf die Höfe, da muſterten die Bauern ihre Waffen und wehrfähigen Söhne und Knechte, und kamen zuſammen, ſich zu beſprechen, welche man wohl zu Feldhauptleuten wähle.

In Alkmaer brach der Aufſtand zuerſt aus. Dies war die beſte Stadt der Kennemer, deren ſie ſich erſt verſichern wollten. Am Charfreitag, den 29. März, ſtrömten die Bauern nach ihrer Gewohnheit zur Stadt. Dort fingen ſie an zu lärmen und fielen über die Kabeljaus her, erſchlugen Heinrich von Thorenburg, welchen der Herzog zum Schultheiß geſetzt hatte, und trieben alle, die

Digitized by Google

es mit ihm hielten, aus den Thoren. Alkmaer aber wurde eilig auf das Beste befestigt. Dies war das Signal für's ganze Land. In Westfriesland waren es zuerst die Grootebroeker, welche losschlugen. Bald erhob sich das Landvolk aller Orten. Die Anhänger Philipps flüchteten sich nach Medenblick Hoorn Enkhuysen, wo ihre Gesinnungsgenossen noch die Oberhand hatten, und nach den Schlössern Nieuweburg Middelburg Purmerende und andern, auf welchen burgundische Besatzung lag. Die Bauern aber, getreu der altgermanischen Sitte, durch welche man sich Kampfbrüderschaft auf Tod und Leben zuschwor, gelobten unter sich eidlich, einer dem andern in diesem Streit wie rechte Brüder zu helfen. Bald umfaßte eine einzige große Eidgenossenschaft ganz Kennemerland und Alkmaer, dazu die meisten Westfriesen nordwärts bis zu den Inseln Wieringen Texel Vieland. Auch viele Waterländer schwuren sich zu durch's ganze Land bis hin zur Stadt Edam mit Seefang Sparendam und Sparenwoud. Alle diese Eidgenossen erkannten Jakobäa als die einzige und rechtmäßige Fürstin an, und gelobten sich und ihr, daran zu setzen Leib und Gut und alles was sie vermöchten, bis Jakobäa ihres väterlichen Erbes sich wieder vergewaltige. Wilhelm von Brederode, welchem wie den andern Hauptleuten Jakobäa reiche Güter und Aemter versprochen hatte, beschickte alle Zehntmänner zu einer großen Versammlung in Alkmaer. Dort wurde beschlossen: sieben Tage später solle Alles, was wehrfähig, vor Haerlem stehen der Landesfrau zu Befehl.

In den ersten Tagen des Aprils loderten in Nordholland die Feuerzeichen auf Kirchthürmen und Sandhügeln. Nach altem Brauch riefen damit die Zehnt- und Hundertmänner ihre Streitschaaren zusammen. Jakobäa aber sammelte Alles, was in Gouda Schoonhoven Oudewater Vyanen Montfort und den benachbarten Orten waffenfähig war, und vereinigt mit Utrechter Hülfsvölkern, mit vertriebenen Haerlemern und andern Hoeks, zog sie von Gouda aus, hinter sich ein stattliches Heer von ein paar tausend Mann.

Digitized by Google

Mitten im Lande fuhren die Kriegsvölker zu Schiffe mit Roß und Wagen und Geschützen. Sie fuhren die Gouwe hinauf, und kamen bei Alfen in den alten Rhein, den sie in der Nähe der Heymannsbrücke verließen. Hier begann die schmale Durchfahrt des Woutwater, und des Paddegat, hinter welchem das Braesemer Meer sich öffnete. Dieses stand wieder durch die Oude Wateringe mit dem Leydener Meer in Verbindung. Als sie auch dieses durchschifft hatten, steuerte der lange Zug in die enge, aber tiefe Durchfahrt der Vennipertocht hinein, und Alle eilten sich, bis sie das Haerlemer Meer erreichten, wo die Flotte sich wieder ausbreiten konnte. Aus diesem leitete das Gewässer des alten Sparen bis vor die Stadt. Es war eine rasche, aber gefährliche Wasserfahrt. Nur kühne Männer konnten sie wagen, die Ruder und Segel so gut wie Roß und Lanze handhabten, und wußten, wie sehr ihnen das Landvolk, das um die Wasserengen wohnte, heimlich geneigt war.

Jakobäa stieg bei dem zerstörten Schlosse Heemstede an's Land, hier schlug sie das Hauptquartier auf. Ihre Kriegsvölker verbreiteten sich von ihren Schiffen in das anstoßende Haerlemer Holz, dessen Bäume unbarmherzig gefällt wurden, um Holz für Lagerhütten Palliſaden und allerlei Geräth zu gewinnen. Um alle Hülfe aus Südholland den Belagerten zu versperren, wurden die Dämme, welche nach Leyden führten, durchstochen. Auch in's Delftland hatte Jakobäa Mannschaften geschickt, welche dort die Deiche zerrissen und den Bürgern von Delft große Ueberschwemmungen und Hindernisse verursachten.

Von der andern Seite legte sich der Freiherr von Brederode mit den Kennemern und ihren Verbündeten vor die Stadt, und schnitt auch dort ihr alle Verbindung und Zufuhr ab. Die Kriegsvölker waren mit all ihrem Zeug pünktlich zur Stelle gewesen, und sofort umzogen sie, wie es Brauch war, das Lager an dieser und jener Seite mit Wall und Graben, daß sie wie Festungen wurden. Jakobäa hatte gut dreitausend wohlbewaffneter Kriegsleute, im Bauernlager aber rechnete man nach vielen

Digitized by Google

Tausenden: die Burgunder erzählten später, es seien darin an dreißigtausend Mann gewesen, leicht bewaffnet zwar, aber lauter Leute voll Kraft und Ungestüm. Alsbald rüsteten beide Lager zum Sturme mit ganzer Macht. Je eher man in Haerlems Thürme und Thore einbrach, desto größer und gewisser war die Aussicht zum Siege über das ganze Land.

Denn diese Stadt war nach Dortrecht die angesehenste in Holland und Seeland. Einst war sie die erste gewesen, welche Jakobäas Vater gelobt hatte, seiner Tochter als Erbfürstin unverbrüchliche Treue zu halten, und gerade in Haerlem war am ärgsten gewüthet worden wider die hoekisch Gesinnten. Indessen, so viel Bürger man vertrieben hatte, und es war eine große Zahl, noch immer gab es in der Stadt genug, welche mit Zähnknirschen das Joch ihrer Feinde ertrugen. Haerlems Fall aber mußte alle Hoeks im Lande ermuthigen, insbesondere Amsterdam Leyden Delft in Schrecken setzen, denn Jakobäas Macht bedrohete sie dann von zwei Seiten.

Philipp, welcher Haerlems Wichtigkeit wohl kannte, hatte seinen Statthalter, den energischen Gaesbeck, dorthin geschickt und ihm seinen Rath und Kämmerer, den Ritter Roland von Uutkercken, einen Flamänder und altberühmten Staats- und Kriegsmann, ferner den jungen Herrn von Ysenburg, viele burgundische Edelleute, und sechshundert auserlesene Bogenschützen beigegeben. Um diesen Herrn von Uutkercken in Nordholland recht einwurzeln zu lassen, hatte ihm der Herzog nicht bloß das Schloß Nieuweburg bei Alkmaer, sondern noch eine Reihe von Herrschaften dazu geschenkt. Die Haerlemer Kabeljaus, welche von dem Unternehmen der Herzogin gehört, hatten sich durch Allart von Büren, der ihnen geldrische Söldner zuführte, und andere treffliche Ritter verstärkt. Auch eine Menge Parteigenossen waren zu ihnen geflüchtet. Die Wälle und das angränzende Gefilde wurden von Büschen und Baumgrün klar gemacht, die Thore auf's Beste verbollwerkt. Auch die Haerlemer schonten ihren Wald nicht, der so arg verwüstet wurde, daß man ihn später zum großen Theil

Digitized by Google

wieder anpflanzen mußte. Damit der Feind von der Waſſerſeite die Stadt nicht angreifen könne, hatte man Reihen von Pfählen eingerammt, und mehrere alte Schiffe verſenkt, die mit Steinen belaſtet waren. Die ärmeren Leute in der Stadt hatten ſich erboten, ſie wollten umſonſt Wachedienſte thun.

Alsbald ließ Jakobäas Herold vor den Thoren die Trompeten erſchallen. Die Fürſtin ſelbſt war da. Ueber ihr flatterte bei dem Banner ihres Hauſes und Landes der ſchwarze Adler im goldenen Felde, das Reichspanier. Sie verlangte, Ritter Roland von Uutkercken und die andern edlen Herrn ſeiner Geſellſchaft zu ſprechen. Als ſie auf der Mauer erſchienen, ſtellte ſie ihnen vor: „Ihr gehöre Holland als ihr rechtes Erbe. Wider ihren Willen dürften ſie kein Stück davon beſetzen oder einnehmen, ſondern ſie müßten es ihr überliefern wie es Recht ſei. Wollten ſie das thun, ſo ſei ſie es zufrieden, daß ſie abzögen mit Leib und Gut. Wollten ſie es nicht, würde ſie die Stadt und das ganze Land zu Grunde richten.“ Die Herren antworteten: „Sie hätten ſich hier eingeſchloſſen auf ihres Herrn Befehl, um nach beſtem Vermögen Stadt und Land für den Herzog zu bewahren. Sie ſeien nicht Raths geworden, ihr oder einem Andern die Stadt zu übergeben, es ſei denn, daß zuvor Herzog Philipp es befehle.“

Als Jakobäa das hörte, wendete ſie ſich ab. Kaum aber war ſie zurückgeritten, als ſchon die achtzehn Windmühlen und alle Häuſer, welche die Stadt umgaben, in Feuer ſtanden. Nur eine einzige Mühle, dreihundert Schritte vom Thore, wurde gerettet, weil ſie feſt gebauet und mit Bewaffneten und Bogenſchützen wohl beſetzt war. Soweit die Bürger von der Wallhöhe nach ihren Mühlen und Höfen ausſchauen konnten, überall verkündeten Rauch und Flammen, daß Nichts vor der Wuth des Feindes Schonung finde. Schon ſtürmten ſeine Gewaltshaufen gegen die Stadt an. Die Haerlemer wurden, wo ſie ſich vor den Thoren zu halten ſuchten, zurückgeworfen. Die ganze Vorſtadt vor dem St. Johannisthore ging in Flammen auf.

Digitized by Google

Da entſank den meiſten Bürgern Muth und Hoffnung. Es gab auch nicht bloß hoekiſch Geſinnte in der Stadt, ſondern noch mehr Bürger, welchen es wider das Gewiſſen ging, dem Burgunder zu helfen, daß er der rechten Erbin das Land entreiße. Die Bürgerſchaft gerieth in Aufruhr und verlangte, man ſolle die Stadt übergeben, einerlei, ob es den burgundiſchen Herren gefalle oder nicht. Nun zeigte ſich, wie klug Philipp ſeine Befehlshaber ausgewählt hatte. Ritter Roland ſtellte eindringlich den Haerlemern vor: „wie die ganze Macht des großen Herzogs von Burgund Flandern und ſo vieler anderer Gebiete, wie all ſeine ſiegreichen Generäle und Truppen aus Frankreich heranzögen. Nimmermehr könne Jakobäa ſo großer Macht widerſtehen. Wer dann vom Herzog abgefallen, der müſſe verderben; wer aber treu zu ihm gehalten, müſſe überreich werden durch ſeine Gunſt und Gnade.“ Dabei ſparte der Ritter weder große Verſprechungen noch gütliche Zureden, und es gelang ihm endlich, den Aufruhr zu beſänftigen, und Diejenigen, welche am lauteſten ſchrien, unſchädlich zu machen. Auf's Neue gelobten die Bürger ihm mit heiligem Eide, daß ſie ihre Stadt bewahren wollten bis auf den letzten Mann.

Wahrlich, ſie bekamen hart zu ſchaffen. Immer von Neuem rückten draußen die Gewaltshaufen heran, und begann das Rennen auf die Mauern mit Sturmleitern und Aexten und Hacken, das Schießen aus Kanonen und Mörſern, das Werfen von Feuerballen und flammenden Pfeilen. Selten war es erhört, daß einer Stadt ſo hart zugeſetzt wurde, ſo raſtlos bei Tag und bei Nacht. Dennoch hielten die Belagerten ihre Mauern wie tapfere Männer. Pfeile Kugeln Backſteine hagelten auf die ſtürmenden Feinde, und hatten dieſe die Höhe erklommen, wurden ſie mit Schwertern und Beilen angefallen, und oft ſtürzten Freund und Feind hinunter und rötheten mit ihrem Blute das Waſſer der Stadtgräben. Die Frauen aber eilten durch die Straßen, jeden entſtehenden Brand gleich mit Waſſer und Erde zu bedecken; denn unaufhörlich ziſchten die feurigen Pfeile in die Stadt und

Digitized

fuhren in die Dächer und Thürme. Die Kabeljaus wußten, vor der Rache ihrer Feinde hatten sie kein Recht auf Schonung mehr; deshalb blieben sie festen und einmüthigen Sinnes. Auch die andern Einwohner fürchteten von der Wildheit der Kennemer, wenn sie einbrächen. Der Prior der Predigermönche hatte sein Kloster zur Kaserne und zum Lazareth für die burgundischen Ritter und Kriegsleute eingerichtet.

Doch allmählig, als es Tag für Tag Blut und Arbeit gab, konnte es nicht ausbleiben, daß die Reihen der Vertheidiger sich lichteten, und hinter ihrem Rücken sich das dumpfe Murren der Empörung hören ließ. Die Haerlemer in Jakobäas Lager unterhielten mit ihren Freunden in der Stadt heimliches Einverständniß. Einmal war verabredet, ihnen in der Stille der Nacht, oder während das Kampfgewühl vor und auf den Mauern toſete, ein Thor aufzuſchlagen. Das Vorhaben wurde noch zeitig entdeckt, und die Henker in der Stadt bekamen zu thun.

Jedoch ſtets gefährlicher wurde die Lage der Haerlemer. Während die Belagerer freie Zufuhr hatten, war die Stadt jeglicher Hülfe beraubt. Sie war jetzt von allen Seiten enge eingeſchloſſen. Die Hoeks und Kennemer ſtreiften weit und breit umher mit mörderiſchen Waffen. Einmal erfuhr Philipps Statthalter Gaesbeck, die Fürſtin wolle plötzlich den Haag überfallen und die großen Büchſen holen, welche dort lagen. Mit Noth gelang es, Meldung nach dem Haag zu ſchaffen. Schnell mußte der Befehlshaber die Geſchütze auf Schiffe verladen, welche ſie nach Delft führten. In der Eile gerieth eines von den Laſtſchiffen auf den Grund, und man konnte es nicht wieder flott machen. Das ganze Land war voll Schrecken und Entſetzen, und die Kabeljaus und burgundiſchen Befehlshaber ſandten Eilboten auf Eilboten zu ihrem Herzog, er möge ihnen zu Hülfe kommen, oder Alles ſei verloren.

Digitized by

Siebentes Kapitel.

Zweiter Sieg bei Alfen.

Der Aussätzige als Geheimbote. Johann von Uutkercken und sein Entsatzungsheer. Die Genossenschaft vom gleichen Kamm. Schwierigkeit des Zugangs zu Haerlem. Der Bastard von Lens. Haerlems Noth. Die leichten Gesellen von Leyden. Großer Hinterhalt bei Alfen. Aufbruch von Jakobäas Heer. Ueberfall der Beutefahrer. Untergang der Genossenschaft vom gleichen Kamm. Haupttreffen. Der Schmidt von Gouda. Allgemeine Flucht und Niederlage des burgundisch-holländischen Heeres. Siegsfanfare vor Leyden. Die sieben Ritter. Schrecken in Leyden. Beschuldigungen gegen Philipp. Zagen der burgundischen Besatzungen. Lyon von Gent. Johann von Uutkerckens Zug nach Haerlem. Maitag in Haerlem. Aufhören der Belagerung. Verträge der Abziehenden.

Jakobäa wußte, wie sich fern in Flandern, im Artois, in der Pikardie, und im weiten Burgund das Ungewitter zusammenballe, wie der Feind dort rüste und rüste, bis er komme mit übermächtiger Gewalt. Um so rastloser ließ sie stürmen, damit ihr Heer im reichen Haerlem die Beute und eine feste Stellung erwerbe, ehe Philipp heranziehe. Sie konnte darauf rechnen, je härter sie der Stadt zusetzte, um so eher würden drinnen ihre Freunde Luft bekommen. Da wurde eines Tages ein armer Mann im Lager betroffen, der das abschreckende Gewand eines Aussätzigen trug, und um Gottes willen um ein Stücklein Brodes bat. Man gab ihm gerne, denn nach dem Volksglauben wurde Aussatz nur durch Bettelbrod geheilt. Weil aber Alles ein scharfes Auge auf Spionen hatte, so wurde er angehalten, und untersucht, und siehe da, es fand sich bei ihm ein schönes neugebackenes Weißbrod. Man zerbrach es, ein Briefchen kam heraus folgenden Inhalts. „Fromme Freunde und Bürger von Haerlem! Wisset, daß wir in Leyden angekommen sind, und morgen wollen wir mit all unserer Macht ziehen auf Alfen und dort die Goudaschleuse stopfen, auf daß die Herzogin mit ihrem Heere

Digitized

keinen Weg noch Durchgang habe, wiederzukehren binnen der Stadt Gouda, und ist das gethan, wollen wir Euch zu Hülfe kommen." Dies Briefchen kam vom Ritter Johann, dem Sohne des Herrn Roland von Uutkercken, von Johann von Lichtenfeld, und andern Edelleuten.

Philipp selbst hatte den Gang nach Haerlem noch zu gefährlich gefunden, und den braven Sohn vorgeschickt, der seinen Vater in der Noth nicht verlassen wollte. Einen Theil seiner besten Truppen gab ihm der Herzog mit, dazu sollte er aus den seeländischen Garnisonen, aus Dortrecht Delft Rotterdam und den anderen Städten heranziehen, was sich nur an bereitem Kriegsvolk aufraffen ließ. Im Haag war der Sammelplatz. Der Kern dieser Macht bestand aus pikardischen Bogenschützen, auserlesenen Leuten, und aus vornehmen Herren aus Flandern.

Diese Flamänder hatten eine Genossenschaft gebildet von sechshundert Mann oder mehr, die ein eigenthümliches Zeichen trugen. Es waren die beiden Herren von Herlams, Jakob von Halewyn, und andere Edelleute dabei, selbst mehrere Kammerherren Philipps, die sich, um Herrn Roland, dem hochverehrten Ritter und Staatsmann aus des Herzogs Tafelrunde, Ehre zu machen, prächtig gekleidet hatten in rothe Waffenröcke. Jeder der Sechshundert trug auf einem Arme F F, und daneben einen Kamm gestickt, wie man ihn zum Roßkämmen braucht. Zwei F werden in flämischer Sprache „effen" ausgesprochen, und da dies Wort auch soviel als eben oder gleich bedeutet, so war des Rebus Lösung „effen Kamm", d. h. „gleichen Kamm", oder „alle über einen Kamm." Diese Sechshundert wußten nämlich gut genug, daß sie ein gefahrvolles Wagstück unternahmen, es warteten ihrer die Tausende der grimmigen Friesen und der tapferen Hoeks. Deshalb nahmen sie Alle, vornehm und gering — freilich mit etwas flämischem Beigeschmack — ein Sinnbild an, welches sagte: sie seien wie Brüder gleich in Sieg und Tod.

Es war eine stattliche Macht, welche Haerlem zu Hülfe zog. Nur war es nicht leicht, bis zur Stadt vorzudringen. Denn die

Digitized by

ganze Landenge, welche von Leyden dorthin führte, war damals kaum anderthalb Stunden breit, dazu noch durchschnitten von Gräben und Sümpfen, so daß man nur schwierig vorwärts kam. Auf der einen Seite fluthete die Nordsee, auf der andern sah man ebenfalls nichts, als Himmel und Wasser. Von dieser, der Utrechter Seite her, kam dem Belagerungsheer fortwährend reichliche Zufuhr. Nun gelang es zwar öfter leichten Botenschiffchen aus Haerlem, auf diesen Gewässern sich durchzuschleichen und hin und her Kundschaft zu tragen. Allein ein ganzes Heer zu Wasser durchzubringen, war schier unmöglich. Man mußte also den Landweg versuchen. Aber selbst, wenn glücklich zu Lande das Entsatzungsheer vor Haerlem anlangte, so erhob sich noch dorniger die Frage: wie in die Stadt hinein kommen? Entweder hieß es, gerade durch stürmen mitten durch das Belagerungsheer, oder man war genöthigt, diesem erst eine Schlacht anzubieten und es zum Weichen zu bringen.

Ein alter Rottenhauptmann, der Bastard von Lens, der die Gegend und ihre Kriegsart kannte, wurde bestimmt, das Heer der Burgunder und Kabeljaus zu führen. Man hatte ihm dreihundert Mann aus der Boulogne untergeben, mit diesen sollte er den Weg suchen und sehen, wo man durchbrechen könne. Allein der Bastard säumte noch in Delft, als Johann von Uutkercken schon bei Leyden anlangte. Dieser war spornstreichs geritten, weil ihn verlangte, seinen Vater zu retten. Denn ein Eilbote nach dem andern traf bei ihm ein, zu melden, daß die Stadt in größter Gefahr schwebe, daß sie jede Stunde erstürmt werden könne, daß Alles, was darin, für sein Leben zittere. Roland hatte hundert Kriegswagen in Stand gesetzt, welche fertig und bespannt standen, um, wenn Hülfe nahe, mit glücklichem Ausfall zu versuchen, wie man sie rasch heranbringe.

Am 29. April gegen drei Uhr Nachmittags zog Johann von Uutkercken in Leyden ein, von wo er noch etwa fünf Stunden bis Haerlem hatte. Alsbald begann die Bürgerschaft zu rennen und zu rüsten, um andern Tags mit gesammter Macht

Digitized

aufzubrechen. Fast der ganze Rath erklärte, er ziehe mit. Nun gab es in Leyden eine Schaar leichter Gesellen, welche die Gewohnheit hatten, in der Umgegend umherzustreifen, sich in Hinterhalt zu legen und auszuschauen, wo sie etwas von Feind und Gut erschnappen könnten. Reichen Fischzug machten sie besonders an den Wasserstraßen, die bei Alfen sich kreuzten, welches, wie schon erwähnt, nur zwei Stunden von Leyden liegt. Ihren Gästen fingen sie Abends davon zu reden an, und fragten: „ob sie morgen vor Tag einen Beutezug mitmachen wollten? Es könne sein, daß noch viel Güter zu holen. Bis die Boulogner von Delft herbei kämen, habe man ohnehin Zeit.“ Das gefiel den Flamändern gar wohl, denn sie hatten noch wenig Kriegserfahrung, und wußten nicht, wie gefährlich solche Abentheuer. Alle wollten sie mit, und riefen: „Halbpart! Halbpart!“ Sie meinten damit die Hälfte von Beute und Gefahr.

Als andern Morgens früh, ehe noch die Sonne am Himmel, die Leydener Gesellen, welche Abends von der Beutefahrt gesprochen, in die Nähe von Alfen kamen, da sahen sie, daß der Herr von Halewyn schon in der Nähe hielt mit gut Vierhundert von denen mit FF Kämmen auf dem Aermel. Auch waren noch viele andere Flamänder dabei, und sie vermaßen sich großer Dinge, als sie sahen, wie stattlich ihr Haufen war. Es mochten zuletzt an tausend Mann sein, welche bei Alfen sich in Hinterhalt legten. Sie hatten Lastschiffe herbeigeschleppt, die gut zum Verfahren von Heu und Korn, aber schwer beweglich. Auf diesen platten Fahrzeugen lagen sie dicht gedrängt, und warteten auf des Feindes Waarenzüge. Plötzlich aber waren ganz andere Leute da, die auch gleich auf sie einstürmten. Es war von Jakobäas Heer der Vortrab, der auf kleinen Jagdschiffen voraneilte, die Gegend abzusuchen, ob der Weg sicher. Das ganze Heer der Hoeks folgte auf dem Fuße.

Denn als der Geheimbote in ihrem Lager, der das Briefchen der Burgunder brachte, ergriffen wurde, konnte man nicht anders denken, als schon rücke Philipps ganze Macht heran. Wie?

Digitized by

Wenn nun die Hoeks abgeschnitten wurden von ihren Städten in Südholland, abgeschnitten durch Feindesmassen und überschwemmte Landstrecken? Gouda und die andern treuen Städte waren ja von Vertheidigern entblößt. Oder wenn das burgundisch-holländische Heer die Hoeks vor den Mauern von Haerlem selbst angriff, und der Rest der Haerlemer Macht aus den Thoren fiel, konnte man nicht zwischen zwei Feuer gerathen?

Da war kein Säumen mehr, noch in der Nacht mußte man an der Goudaschleuse sein. Durch das Lager flog der Ruf: „Zu Schiffe! Zu Schiffe!“ Die erschreckten Bürger von Gouda Schoonhoven und andern Städten sahen vor ihren Augen stehen die wehrlosen Wälle der Vaterstadt, die unbeschützten Häuser der Frauen und Kinder. Deshalb waren die Männer rasch mit ihrem besten Kriegszeug auf dem Wasser. Andere schleppten in die Schiffe, was man dem Feinde nicht zur Beute lassen wollte. Die ganze Nacht wurde eilig gepackt, und längst vor Tagesanbruch brach Jakobäas Heer auf. Man ließ die Ruder ausgreifen und ließ sie nicht wieder aus der Hand, und der Morgen dämmerte gerade, als die Alfener Gegend erreicht wurde.

Kaum hatten nun die vordersten Hoeks die Flamänder erspäht, die in dichten Haufen auf den platten Lastschiffen standen und auf Beute harrten, so fuhren sie pfeilschnell heran, stachen mit ihren Piken auf sie ein, und schossen mit Pfeilen und Kugeln dazwischen. Die unglückseligen Flamänder konnten sich nicht rühren nicht regen, ihre schweren breiten Schiffe lagen wie festgeeiset. Endlich sprangen sie an's Ufer und suchten sich zu vertheidigen, aber es half nichts mehr. Denn schon kam Jakobäas Schiff herangefahren, und von dort ging die Losung aus, Alles niederzumachen. Ohne Erbarmen wütheten die Hoeks. „Holland! Holland!“ riefen sie, und stachen und schlugen auf ihre Feinde ein. Der Herr von Halewyn rief laut in Todesangst seinen Namen. Das war sein Glück. Mehrere hoekische Edelleute nahmen ihn gefangen und retteten ihn mit Mühe vom Tode. Gut Vierhundert seiner Gefährten wurden auf den Lastschiffen

Digitized by Google

erſchlagen, oder in's Waſſer geworfen, daß ſie elend ertranken. Die Uebrigen ſtürzten ſich in Flucht und Entſetzen auf ihre Hauptmacht, welche eilends von Leyden heranzog. Sie beſetzte gleich den langen Damm, welcher durch das Alfener Gewäſſer führt, den einzigen Weg, welchen die Hoeks nehmen mußten, wenn ſie zur Schleuſe und weiter wollten. Die beſte Bürgerſchaft von Leyden war dem Ritter Uutkercken gefolgt, kein Rathsherr, der in der Stadt blieb. Alſo ſtellten ſich auch die Hoeks zur Schlacht auf, und während die Hauptleute die Rotten ordneten, beſtrahlte die aufgehende Morgenſonne die Fluren und Gewäſſer, welche Jakobäa ſo wohl bekannt waren. Denn gerade vor einem halben Jahre hatte ſie auf dieſer ſelben Stelle einen herrlichen Sieg erfochten. Jetzt war es der 30. April, das Vorfeſt von Philipp und Jakob.

Die Hoeks ſchritten auf dem Damme zum Angriff vor. Aber ein Hagel von Pfeilen riß ihnen Reihe auf Reihe nieder, ehe ſie noch an den Feind kamen. Denn dort im Vordertreffen ſtanden die Pikarden, welche in den franzöſiſchen Kriegen von den Engländern gelernt, mit Bogen und Pfeil in der Schlacht eine raſche Maſſenwirkung zu geben. Vergebens ſtürmten die Hoeks zum Handgemenge: ſie gewannen keinen Schritt breit Raum, die Getroffenen ſtürzten vom Damm in's Waſſer, und die Furcht, die bleiche Vorahnung des Todes ſchlich jetzt auch durch ihre Schaaren.

Es war aber ein ſinnreicher Schmidt da aus Gouda, der einen geſcheidten Einfall hatte. Raſch ſtellte er aus dem Belagerungszeug eine Art Widdermaſchine her, daß ſie ungefähr zur Breite des Dammes paßte. Vorn hingen in Stricken beweglich eiſenbeſchlagene Balken, wie man ſie zum Einſtoßen der Thore brauchte. Dieſe Maſchine ſchoben nun die Hoeks aus aller Gewalt den Pikarden auf den Leib, und drängten die Schützen rechts und links hinunter in das tiefe Waſſer. Die Pikarden wichen, eine Menge wurde gefangen, und hart prallten nun die beiden Hauptmaſſen aufeinander. Von allen Enden kamen andere Hoeks zu Schiffe

Digitized by

angefahren, und gaben es den Kabeljaus mit Piken und Geſchoſſen. Es war ein entſetzlicher Kampf. Die Männer ſchlugen und mordeten einander mit dem gierigen Haß und Zorn, welcher im langen Bürgerkrieg die Herzen härtet. Doch die Hoeks waren einmal im Siegen: ſie glaubten, dieſer Tag gehöre ihnen. Wüthender wurden ihre Schläge, gellender ihr ſchreckliches Kriegsgeſchrei „Holland! Holland!“ Jetzt wurden keine Gefangene mehr gemacht, der Sieger gab, der Beſiegte nahm keinen Pardon. Und ſo wälzte ſich die Schlacht, das Fluchen und das Kämpfen bis nahe vor die Thore Leydens. Ueberall waren die Hoeks auf eilenden Schiffen hinter den Fliehenden her. Wo ſie Feinde erblickten, ſprangen ſie an's Land und darauf ein. Nur wer Weg und Steg genau kannte, oder beſonderes Glück hatte, vermochte ſich zu retten.

Gegen hundert Leydener Bürger lagen todt auf dem Weichbilde ihrer Vaterſtadt, nur hier und da kehrte einer von den Rathsherren zurück. Auch Ritter Johann von Uutkercken, der Wunder der Tapferkeit gethan, entkam nur mit genauer Noth. Die gefangenen Pikarden und Fläminger wurden niedergehauen. Das war ja häufig das Schickſal der gemeinen Soldaten, wenn ſie mit Gelde ſich nicht löſen konnten.

Als die Hoeks nun keine Feinde mehr ſahen auf Waſſer und Wieſen, ſtiegen ſie alle aus ihren Schiffen, zogen auf den Damm dicht vor Leyden, und ſtellten ſich da auf in ſchönſter Schlachtordnung. In den Händen ſchwangen ſie ihre eigenen Banner und Wimpel und die der Todten. Einen Schußweit von der Stadt hielt Jakobäa. „Holland! Holland!“ rief ſie, und ließ ihre Trompeten und Hörner Siegsfanfaren blaſen, daß es laut in die Stadt hineinſchallte.

Hier auf dem Damme vor des Feindes Stadt knieten um die junge Heldin des Tages im Kreiſe ſieben vornehme Herren, und ſie ließ ihnen von altangeſehenen Kriegsmännern den Ritterſchlag geben. Einen herrlicheren Tag für dieſe höchſte Ehre konnten ſie nimmer erſehnen. Es waren aber die vielbewährten

Digitized

Männer Herr Johann von Wassenaar, der älteste Sohn des einst so mächtigen Leydener Burggrafen, den sein Bruder Heinrich um Glück und Erbe gebracht, — sein alter Freund und Genosse, Herr Gerhard von Poelgeest, Herr von Hoemaden, der mit ihm vor drei Jahren so manchen Strauß auf den Straßen von Leyden gegen die Kabeljaus bestanden, — Herr Eberhard von Hoochtwoude, Bastard von Holland, Jakobäas natürlicher Bruder, der einst im Hennegau ihren tückischen Feind, den Verräther v. d. Berge niedergehauen, — Herr Dietrich v. d. Merwede, der Tapfere und Kluge, der einst Gertrudenberg so heldenmüthig vertheidigte und später seiner Fürstin Flucht aus der Genter Burg leitete, — Herr Johann von Langeraek, Herr von Asperen, — Herr Heinrich von Kronenburg, — endlich Herr Arnold von Gent aus dem Geldrischen.

In Leyden aber war Alles in Schrecken und Entsetzen. Die Flamänder, welche durch Schnelllauf dem Gemetzel entronnen, waren in's Thor gestürzt, ohne daß die Wache sie aufhalten konnte, und schrien immer „All todt! all todt!" Sie rannten wie besessen durch die Straßen, als wäre der Feind ihnen noch auf der Ferse, und man konnte nicht zwei Worte zu ihnen sprechen, ohne daß sie immer schrien „All todt! all todt!" Das Todesgeschrei auf den Straßen, das Stürmen der Glocken, das Trompeten und Hollandrufen des Feindes vor den Thoren, — nie vergaß Leyden diesen Morgen wieder. Kein Mensch war im Bette geblieben, Alles auf die Straßen gestürzt. Den ganzen Tag und noch die Nacht hindurch wurden in die Stadt und auf die Kirchhöfe die Todten getragen, welche man zwischen Leyden und Alfen aufgelesen. Es waren die besten Bürger fast sämmtlich gefallen.

Nachdem die Fürstin ihren Sieg schmetternd dem Feinde in's Angesicht gefeiert hatte, ließ sie ihre Kriegsvölker wieder die Schiffe besteigen, und fuhr nach Gouda zurück. Das war ein fröhlicher Maitag im Jahr 1426, den Jakobäa in der goldtreuen Stadt beging. Mit Jubel und wehenden Fahnen und schallender

Digitized by

Musik war sie zum zweitenmal von Alfen siegreich in Gouda eingezogen. Bald mußte jetzt die Nachricht kommen, Haerlem habe kapitulirt. Auf baldigen Entsatz konnte ja die bedrängte Stadt nun nicht mehr hoffen.

Tiefste Niedergeschlagenheit herrschte in den Orten der Kabeljaus. Dahin war alles Vertrauen auf ihren Burgunder Herzog. Laut und allgemein hieß es: „Die ganze Armee, von der sie Rettung gehofft, hätte ja nur aus Verwandten und Freunden des Herrn Roland bestanden, der Herzog aber habe ihn verrathen und verlassen, und bald werde er sich ihrer aller entäußern und sie sitzen lassen in dem schrecklichen Kriegselend." Den burgundischen Besatzungen, welche diese Reden anhören mußten, wurde es übel zu Muthe, und sie schwebten in Sorge und Gefahr. Der alte Johann von Lens, der Bastard, welcher in Delft seine dreihundert Boulogner noch beisammen hatte, erklärte: keinen Schritt ginge er weiter. Die beiden Herren von Lichtenfeld, welche auch einen kleinen Rest ihrer Truppen nach Leyden gerettet, erklärten ebenfalls: bevor der Herzog komme, würden sie die Stadt nicht verlassen. Ueber Haerlem aber hing es wie dunkles Todesgrauen. Das Bauernheer hatte sein Lager nicht verlassen, und schon waren Hoeks zurückgekommen vom siegreichen Felde bei Alfen. Ritter Roland schrieb seinem Sohne flehentliche Briefe. „Er solle seinen alten Vater nicht in höchster Noth verlassen; um Gottes willen möge er Hülfe bringen; komme sie nicht eilig, so hätten alle die Edelleute in Haerlem zu leben aufgehört, und Holland sei für den Herzog auf immer verloren." Roland mußte jede Stunde von den Hoekischgesinnten in der Stadt Aufstand und blutigen Grimm befürchten. Sein Brief wurde nach Delft gebracht und den Boulognern des alten Bastards vorgelesen: aber es rührte ihn nicht. „Erst müsse der Herzog da sein," erklärte er, „ehe er Delft verlasse."

Anders handelten Lyon von Gent und noch ein anderer wallonischer Offizier. Diese Beiden ritten Tag und Nacht umher, um Kriegswagen zur raschen Reise aufzutreiben, und sie

Digitized

brachten in der zweiten Nacht wirklich mehr als sechszig Wagen nach Leyden. Da aber wollten die Flamänder nicht aus den Quartieren, der Schrecken saß ihnen noch in allen Gliedern. Johann von Uutkercken war in Verzweiflung. Endlich sprang er auf einen der Wagen, nahm sein Banner in die Hand, entrollte es vor dem Winde, und erhub den Ruf, welcher dann erschallte, wenn es in der Schlacht zum wildesten Kampfe ging. „Mir nach, wer mich lieb hat!“ rief er und schwang sein Banner. Wer ihm jetzt nicht folgte, hatte für immer mit ihm gebrochen, die Treue nicht gehalten. Da konnten die wenigen Kammerherren, die noch in den prächtigen rothen Röcken steckten, und so viele ihrer Genossen vom „Effen Kamm“ noch am Leben waren, nicht mehr dahinten bleiben. Dreihundert Mann bestiegen die Wagen, fuhren eilig ab, und der tapfere Lyon von Gent führte sie.

Es war am Tage nach der Alfener Schlacht, und sie eilten mit Recht, ehe die Hoeks von Gouda mit stärkeren Haufen zurückkehrten. Beständig war der ritterliche Lyon dem Zuge bald hier bald dort zur Seite, und erkundigte rastlos Weg und Steg, und warf Jeden nieder, der ihn verrathen konnte. Glücklich erreichten die Heerwagen das Haerlemer Holz. Da kamen ihnen schon mehrere Bürger und Kaufleute aus der Stadt entgegen, und da es der erste Mai war, so hieben sie jubelnd grüne Zweige von den Bäumen, und zogen Maibüsche schwingend vor den Rettern einher und in die Stadt hinein. Die Haerlemer wußten gar nicht mehr, welche Freude und Ehren sie dem jungen Uutkercken, dem braven Lyon, und all ihren Begleitern anthun sollten. Jetzt glaubten sie wirklich, was diese sagten: „Es sei dem Herzog Ernst mit seinem Kommen, wenn es auch lange dauere.“

Jakobäa hatte andere Nachrichten von Haerlem erwartet. Da das Bauernheer dort seinen Stand behauptet hatte, und die burgundische Hülfe für's Erste vernichtet war, so schien die Stadt verloren. Schwer rächte sich jetzt, daß die Hoeks die Dreihundert ließen durchschlüpfen. Die Stadt hatte neue Vertheidiger, neuen Muth: nach vierwöchentlicher Belagerung mußte

Digitized by

man ſie von Neuem belagern und beſtürmen. War aber jetzt noch dazu Zeit? Jeden Tag konnten Philipps Heeresmaſſen landen, und Jakobäas Städte überziehen. Zwar zeigten ſich die Hoeks alsbald nach dem Einzuge Johanns von Uutkercken wieder vor Haerlem, jedoch nur um zu ſehen, wie ſehr ſich die Dinge hier für ſie verſchlechtert hatten.

Die Kennemer hielten ihr Lager noch acht Tage lang. Da ſie endlich einſahen, das Blatt habe ſich gewendet, fanden ſie ſich mit den Haerlemern und ihren Helfern, den Edelleuten, in folgender Weiſe ab. „Friedlich würden ſie auseinander gehen, keine Feuerzeichen und Verſammlungen mehr aufſtellen, und nichts mehr rauben, ſondern Jeder auf ſeinem Hofe würde Ruhe halten ſechs Wochen lang, oder ſo lange, bis Herzog Philipp mit Macht in's Land komme. Mit Brand und Schwert dürfe auch dann Keiner ſie heimſuchen, nur mit ihrem Gute könnten ſie büßen nach des Herzogs Spruch. Außerdem könne er Zehn aus ihnen nehmen, und es mit ihnen halten nach ſeinem Willen. Die er aber in die Verbannung ſchicke, dürften unter Jakobäas Fahnen gehen.“ Zugleich mit den Kennemern verſöhnten ſich an zwanzig Haerlemer Bürger mit der Vaterſtadt; die Andern, welche ebenfalls in Jakobäas Heere dienten, blieben verbannt. Brederode gelobte Folgendes: „Bis vierzehn Tage nach der Ankunft Herzog Philipps ſolle ſeine Burg unbefeſtigt und von allen der Haerlemer und des Herzogs Feinden leer ſtehen. Geſchähe es anders, ſo würde er ſich bei ſeinem Eide zu Haerlem in des Herzogs Gefangenſchaft ſtellen.“ Damit gingen die letzten Belagerer auseinander, und für die Unternehmung, welche dem ganzen Kriege eine andere Wendung geben ſollte, war alle Arbeit umſonſt gethan. Ritter Roland aber hatte große Ehre allerwärts, daß er Haerlem ſo klug und ſtandhaft vertheidigt hatte.

Digitized

Achtes Kapitel.

Sieg und Niederlage vor Hoorn.

Unterhandlungen mit Brabant. Große burgundische Heeresrüstung. Philipps Vorsicht. Soldgelder der Kabeljaus. Brederodes Flotte. Anschlag auf Enkhuysen. Blockhäuser. Erster Gerichtsspruch über die Kennemer. Schlacht oder Buße. Feierliche Demüthigung des friesischen Stolzes. Allgemeiner Aufstand. Fürchterliche Landesverwüstung. Die Ritterschaft in Schrecken. Geschichte des Johann Kruyf und seines Vaters. Erhebung Hoorns gegen Jakobäa. Niederlage der Hoorner. Täuschung der Feinde. Erstürmung von Enkhuysen. Belagerung Hoorns. Ankunft l'Isle Adams. Angriff der Bauern. L'Isle Adams Kriegskunst. Allgemeine Niederlage des Bauernheeres. Jubeltag der Hoorner.

Philipp hielt unterdessen in Flandern mit dem Herzog von Brabant und dessen Räthen eine Sitzung nach der andern, wie der holländische Krieg zum guten Ende zu bringen. Allein die Brabanter zeigten nicht Lust, ihm zu helfen. Der vornehme Adel, welcher in der Brüsseler Revolution im Bündnisse mit Jakobäa gesiegt hatte und hoekisch gesinnt war, sprach viel lauter für Jakobäas Ehren und Rechte, als für Philipps Absichten.

Dieser berief seine besten Feldhauptleute mit ihren Truppen nach Flandern, und von schwerem Vorhaben bedrückt, und stets den Eindruck berechnend, welchen äußere Frömmigkeit auf das Volk macht, begab er sich wieder auf eine Betfahrt, diesmal nach Boulogne. Dann erhob er auch im Artois große Geldsummen, ließ rüsten bei Tag und Nacht, und sah allmählig ein Heer von nicht weniger als 20,000 Mann geübter Soldaten sich in Flandern vereinigen. All seine Ritterschaft war aufgeboten. Die Reisigen aus dem Artois mußten ihre Pferde zurücklassen; denn Reiter waren auf dem Boden Hollands, das von Gräben Flüssen und Sümpfen durchschnitten ist wie eine Rieselwiese, schlecht zu brauchen. Nur der Prinz von Oranien führte 1200 Reiter aus Burgund herbei, diese waren aber auch ausgesuchte Leute. Die

Digitized by

Pikarden hatten eine Wildheit, daß es schon an der flandrischen Schleuse zu Schießen und Schlagen kam. Endlich im Juni setzte das große Heer nach Holland über.

Philipp war die Vorsichtigkeit selbst. Die seeländische Flotte, welche die drei Borsselen kommandirten, mußte sich aufmachen, erst die holländischen Schiffe abholen, und als alle bei einander, zog die gesammte Flotte dem Herzog entgegen, damit er und sein Heer sicheres Geleite hätten bis nach Rotterdam. Hier angekommen ließ er ein Lager aufschlagen, welches zur größeren Befestigung mit Holzplanken und Pallisaden umzogen wurde. Auch jetzt hütete sich Philipp wohl, Jakobäa anzugreifen. Er legte einen Theil seines Heeres in Garnisonen auseinander, damit sie ihm unter seinen eigenen Kapitäns die festen Städte und Burgen sicherten. Den Holländern erließ er, ihm gegen den Feind zu dienen. Er wollte vielmehr nur mit seinem eigenen Heere ihren Krieg führen, dafür mußten sie ihm um so erklecklicher Soldgelder und Kriegskosten zahlen. Da gab es selbst Kabeljaus genug, welche meinten: „Das sei ja darauf angelegt, sie geradezu an Geld Wehr und Freiheit arm zu machen.“ Er aber verlangte schriftlich die Namen Derjenigen, welche nicht sofort willig zahlten, und erklärte, er werde sie behandeln als offenbare Hoeks. Der Schrecken ging vor ihm her. Solch ein furchtbares Heer hatte Holland seit den großen Friesenkriegen nimmer gesehen. Wer sich irgend verdächtig fühlte, versteckte seine beste Habe oder flüchtete selbst. Es erging das Gebot, allem, was hoekisch Gut sei, nachzuspüren und es gleich zu Gelde zu machen, den Hehler aber scharf zu züchtigen, einerlei ob er geistlich oder weltlich. Auch wurde jegliches Besitzthum ausgeforscht, das Jakobäas Mutter noch gehörte.

Als der Herzog am St. Johannisabend in Leyden war, mußte er hören, wie die Hoeks von Gouda sich wieder auf dem Haerlemer Meere tummelten, als spotteten sie all seiner Ritterschaft und großen Heeresmacht. Zur selben Zeit schwebte Enkhuysen in größter Gefahr. Auf der Süderſee hatte sich eine

Digitized

hoekiſche Flotte angeſammelt, die Brederode befehligte, und auf welcher ſich auch der Baſtard Eberhard, Gerhard von Zyl, Dietrich von Zandhorſt, und andere Ritter Jakobäas befanden. Sie hatten auch in Enkhuyſen ihren heimlichen Anhang, und es war ein Plan gemacht, wie die Stadt plötzlich überrumpelt werden ſollte. Man wollte den Fronleichnamstag erwarten, an welchem mit großem Feſtgefolge das heilige Sakrament um die Stadt getragen wurde. Der Tag erſchien. Die Prozeſſion zog um die Mauern, und es war anzunehmen, daß jetzt alle Waffenfähigen der Stadt andächtig dem Altarsſakramente folgten. Da fuhren plötzlich unter vollen Segeln die Hoeks in den Hafen ein, große Schiffe und kleine, und alle ſuchten eiligſt das Land zu gewinnen. Die Enkhuyſer hatten aber ihre Wachtthürme nicht unbeſetzt gelaſſen. Trompeten und Hörner ſchallten, die Prozeſſion lief auseinander, im Nu ſtand der Hafendamm voll Männer in Waffen. Da ſahen die Angreifer ihr Spiel verdorben, und ärgerlich ſegelten ſie wieder ab. Jetzt warfen ſich die Bürger auf die Verdächtigen, welche dem Feinde gerathen hätten. Gleich machte man ihnen peinlichen Prozeß, und enthauptete ſie auf offenem Markte. Zehn Köpfe wurden auf dem Thore aufgeſpießt. Dies war das erſte blutige Schauſpiel in Enkhuyſen: noch viel edles Blut ſollte den Marktplatz dieſer Stadt überrieſeln.

Ehe Philipp nach Haerlem zog, deckte er ſeinen Rücken gegen die Hoeks von Gouda durch zwei Blockhäuſer, welche er an der viel umkämpften Goudaſchleuſe errichten ließ. Jedes Haus wurde ſo groß, daß dreihundert Mann bequem darin wohnen konnten. Zwiſchen beiden war eine Brücke gemacht, die zur Vertheidigung wie zur Verbindung diente. Der Herzog betrieb den Bau ſo haſtig, daß er dem Baumeiſter für jeden Tag, den das Fort über die geſetzten acht Tage hinaus noch unfertig, hohe Buße auferlegte. Auch das Haus zu Uitermeer ſollte eine beſonders feſte Burg werden. Der Herr von Thoulongeon wurde eilig mit einer Schaar ritterbürtiger Leute hingeſandt. Ihm ſollten die großen Büchſen folgen, welche man

Digitized

aus dem Haag nach Delft gerettet hatte. Es gab harte Arbeit, die schweren Geschütze flott zu machen. Als aber der Steinmetz anlangte, der für sie die großen Steinkugeln machen sollte, kam die Nachricht, Ltermeer sei über. Die Hoeks waren schon darin. Philipp war sehr ärgerlich. Als im September der Platz wieder genommen wurde, ließ er einen Theil der Besatzung nach Amsterdam bringen und Kriegsgericht über sie halten.

Zu Haerlem angekommen, forderte der Herzog die Kennemer und ihre Schuldgenossen auf, sich zu Gericht zu stellen. Ein Theil erschien unter Burgunder und Haerlemer Geleite, die Andern warteten im stillen Grimm der Dinge, die da kommen sollten. Philipp hatte zu diesem Tage die Bürger von Hoorn Medenblick Enkhuysen beschieden, auch sie sollten Zeugen sein, wie er seine und ihre Feinde demüthige. Die Kennemer brachten ihre Bitten und Vertheidigung vor, und hörten dann mit gebeugtem Haupte den Spruch, welchen der Fürst in Mitte seiner glänzenden Ritter und Räthe verkünden ließ. „Die Kennemer und ihre Helfer sollten alle Steuern Soldgelder und Bußen zahlen, mit denen sie im Rückstande waren, die Steuern sogar von Zeiten Herzogs Johann von Bayern an bis zu diesem Tage. Die Bauern sollten ferner als vorläufige Strafe eine doppelte Jahressteuer entrichten. Nach acht Tagen wolle der Herzog über die fernere Buße der Einzelnen je nach ihrer Missethat seinen Willen kund geben. Damit aber Alles vor sich gehe, wie der Fürst es befehle, könne er Geiseln nehmen, soviel er wolle, aus allen Dörfern und Städten."

Die Männer hörten diesen Bescheid mit wachsender Bestürzung. Viel größere Demüthigung war ihnen aufgespart. Nach acht Tagen am 31. Juli, sollten sie wieder erscheinen, Ortschaft bei Ortschaft, ihre Strafen zu zahlen oder Pfand und Bürgen zu stellen, und feierlich diese Sache abzuschließen. Diesen Tag hatte Philipp zu einem der größten Ritterschauspiele erkoren. Seine Herren und Offiziere sollten schwelgen in Siegesfreude über die friesischen Schlachtäxte, deren Blinken sich schon seit Jahrhunderten der Ritter

Digitized by Google

Vorstellung fürchterlich eingeprägt hatte. Alle Welt sollte wissen, der große Burgunder Fürst sei auch hier im Norden Herr über die freien Friesen. Die Truppen wurden von allen Seiten nach Haerlem zusammengezogen, die ganze Armee bereitete sich vor wie zu einem großen Feste.

Am bestimmten Tage mußte das Heer der Bauern sich wieder vor Haerlem aufstellen, gewaffnet und zur Schlacht geordnet, gerade wie sie vor Haerlem gestanden. Entweder sollten sie nun — das war ja der Sinn ihres Vertrags mit Uutkercken und den Haerlemern — Gottes Urtheil oder des Herzogs Urtheil annehmen, entweder kämpfen mit ihm und seiner Ritterschaft, oder ihm Genugthuung leisten als besiegte Rebellen. Sie standen und warteten ihres Herrn und Fürsten. Um Mittag rückte der Herzog aus dem Kennemer Thor auf den Anger, wo die Bauern ihr Lager gehabt. Es war eine weite grüne Ebene. Dort ließ er zwischen der Stadt und dem Feinde seine Truppen sich vollständig in Schlachtordnung stellen. Herr Ludwig von Chalons, Prinz von Oranien, führte unter seinem Banner die Burgunder, es waren vierhundert ritterbürtige Lanzenträger, dabei waren Thoulongeon, der Marschall von Burgund, die Herren von Beauffremont, Rochefort, und zahllose andere vornehme Herren und schlachtberühmte Häupter, Alle im höchsten Kriegesschmuck. Die pikardischen Schützen führte der Herr von Croy unter seinem Banner, sie marschirten heran gut zwölfhundert oder mehr. Ja es waren so Viele hier versammelt, daß man sie auf 20,000 Mann rechnen konnte, und lauter Leute in guter Rüstung, die Bogenschützen in zwei Haufen zu Fuß und die Ritterbürtigen zu Pferde. Alle Banner wehten reichgeschmückt im Winde, und die Zinken und Trompeten machten rauschende Musik. Die Herren und Ritter aber stellten sich hinter dem Herzog auf, der sich immer in Mitten seiner Banner hielt, die beständig in den Lüften fliegen mußten, denn das wollte er so. Gut zwölfhundert Ritter waren da um den Herzog geschaart.

Nun begaben sich Herr Roland von Uutkercken, als der

Digitized

vornehmſte Unterhändler, der Prinz von Oranien, der Herr von Croy, und mehrere andere Herren zu dem Bauernheer, welches mit ſeinen Piken und Aexten all der ritterlichen Pracht gegenüber ſtand. Die Bauern erklärten, ſie wollten nicht kämpfen, ſondern Buße zahlen. Roland hatte die Liſte ſchon aufgeſetzt, wieviel jede Ortſchaft büßen ſolle, je nachdem ſie groß oder klein. Es trennten ſich die Bauern je nach Ortſchaften, und die burgundiſchen Herren gingen von einer Ortſchaft zur andern, und nahmen das Geld oder ein Pfand dafür. Und wenn eine Ortſchaft gezahlt hatte, ſo ſenkte ſie all ihre Lanzen zu Boden, zum Zeichen, daß ſie ſich unterworfen habe. Auf Kommando erhob ſie die Lanzen wieder, und dies bedeutete, daß die Träger willig ſeien, für Philipp von Burgund als ihren Herrn zu kämpfen, der ſie beſiegt habe. Vier oder fünf Stunden dauerte das Zahlen von Geld und Pfand, das Strecken und Aufheben der Lanzen, bis Ortſchaft nach Ortſchaft ihre Buße geleiſtet und ſich gegen den Herzog entſühnt hatte. Und nicht eher wich Philipp mit ſeiner Ritterſchaft vom Platze.

In ſtiller Wuth hatten die Bauern dies Alles über ſich ergehen laſſen, viele lange Stunden lang, und als ſie erſt wieder daheim und auf ihren Höfen waren, meinten ſie, nimmer könnten ſie leben, oder ſie müßten rächen ſolche Schmach. Und lagen ſie denn nicht noch immer dem Herzog an der Kette? Er konnte ja aus jeder Ortſchaft die beſten Männer als Geiſeln fortnehmen. Noch immer gab es Vorwände, ihnen unerſchwingliche Strafſummen zu diktiren. Sollten ſie ſich langſam bis in den Grund verderben laſſen? Nein, eher wollten ſie doch Leib und Leben daran ſetzen wider den wälſchen Herzog. Nun erwachte der grimmige Frieſenzorn, nun ſprüheten dieſe eiſernen Herzen Feuer und Flammen. Sie umringten ihren alten Anführer, Herrn Wilhelm Nagel, und er mußte ihnen zuſagen, ſie wollten alle mit einander das Aeußerſte verſuchen.

Da dröhnte wieder über die Anger und Moore der ruhloſe

Glockenschlag, und auf den Gewässern spiegelten sich schaurig die Feuerzeichen. Was eine Waffe schultern konnte, eilte zu den Sammelplätzen. Alsbald ergoß sich ein Strom der Verwüstung über das unglückliche Land. Philipps Schlösser, die Nieuweburg und die Middelburg, wurden erstürmt, Schloß Heemskerk niedergerissen, die Stadt Medenblick erobert, die Burg dort wie zu Purmerende hart berannt, die Stadt Monnikendam ausgeraubt, die Stadt Enkhuysen halb geschleift. Wehe des Herzogs Freund oder Soldaten, der nicht rasch genug flüchten konnte, er wurde niedergeschlagen wie ein wildes Thier. Der größte Theil der Westfriesen stürmte mit, die Waterländer stellten sich wenigstens unter Jakobäas Amtleute. Nur die Städte an der See, — Hoorn Enkhuysen Medenblick und drei kleinere, — hatten sich nicht für Jakobäa erklärt: dort hatte Philipp Besatzungen, dorthin flüchteten seine Anhänger, die von Haus und Hof vertrieben wurden. Und nicht bloß in Nordholland, auch durch andere Landestheile loderte der Aufstand. In Goyland machte Herberd von Yfselstein von seinem festen Schlosse Ausfälle auf die Herzoglichen, in Schieland fielen die von ihnen besetzten Schlösser Hillegaertsberg Spangen Kralingen Weena und andere. An der Küste aber streifte unaufhörlich die Flotte der Hoeks, welche alle kabeljauischen Ortschaften verheerte, die sich von der See aus erreichen ließen.

Und was that der große Burgunder mit seiner glänzenden Ritterschaft, mit seinen vielen Tausenden guter Soldaten? Warum ging er den Bauern nicht auf den Leib? Philipp hatte keine Lust, sich dem wüthenden Strom in den Weg zu stellen. Unter seine Ritterschaft war offenbar ein tödtlicher Schreck gefahren. Der heergewaltige Herzog hielt sich ruhig in seinen Festungen, wartend bis die empörten Volkswogen sich verliefen.

Vor der Stadt Hoorn fiel diesmal die Entscheidung. Die Hoorner hatten, als ihre Landsleute das Banner der Erbfürstin erhoben, still gesessen, wollten sich aber keineswegs für Philipp erklären. Sie waren vielmehr junge aufstrebende Kaufleute, die

Digitized by Google

ſich ihren guten Handel nicht verderben wollten. Darob war man im Lager der Hoeks ſchlecht auf ſie zu ſprechen.

Nun begab es ſich, daß eines reichen Hoorners Sohn, Johann Kruyf, der ſeiner Geſchäfte wegen in Gouda war, dort zufällig die Fürſtin ſah. Betroffen von ihrer zarten Schönheit, die umringt war von rauhem Kriegsleben, ſagte der junge Mann unbedacht im Beiſein anderer: „Es iſt doch Schade, daß man mit einer ſo ſchönen edlen Fürſtin umgeht und umherzieht wie mit einer fahrenden Frau.“ Er hatte das nur aus gutem Herzen geſagt, aber ſeine Worte wurden verkehrt angebracht und noch viel verkehrter aufgenommen. Konnte der Hoorner nicht ein frecher Spion und Aufhetzer ſein? Welcher Hoek ſollte dulden, daß irgend ein Mann von der angebetenen Herrin in ſolchem Tone ſprach! Der junge Mann wurde ergriffen, vor ein Kriegsgericht geſtellt, zum Tode verurtheilt. Kaum, daß man ihm Friſt gab, ſeinen Vater Lambert Kruyf aus Hoorn zu beſchicken. Der Alte kam eilends nach Gouda, und bat und flehete vom Himmel zur Erde, ihm ſeines Sohnes Leben zu ſchenken für reiches Löſegeld. Allein er konnte nicht mehr helfen, das Urtheil war geſprochen, und er hörte nur die Antwort: „der Frevler müſſe das Blutgerüſt beſteigen, der Zorn des Volks und die beleidigte Ehre der Fürſtin litten es nicht anders.“ Nun ſtellte er vor: „Müſſe denn ſein unglücklicher Sohn für ein paar unbedachte Worte ſo ſchrecklich büßen, ſo ſei es genug, daß er vor dem Scharfrichter niederkniee, — in dem Augenblicke aber, wo dieſer zum Schlage aushole, möge die Fürſtin mit dem Schleier winken, daß Gnade vor Recht ergehe.“ Dies ward ihm zugeſagt, oder er glaubte wenigſtens, es könne ja nicht anders ſein. Die ſchreckliche Stunde kam, der junge Mann kniete auf dem Schaffot, das Richtſchwert blinkte in der Luft, und — am Boden rollte des Sohnes Haupt vor des Vaters Augen. Jakobäa hatte keine Gnade gewinkt. Da rief der alte Kruyf verzweifelt aus, daß Viele es hörten: „Nun ſoll ſie ewig nicht Landesfrau in Hoorn werden.“

Digitized

Und weil er wußte, daß nach ſolchen Worten für ihn nicht gut bleiben war, eilte er ſpornſtreichs nach Haus, und regte die Mitbürger auf durch ſeine Erzählungen, wie verrätheriſch man ihm in Gouda mitgeſpielt. Allgemein war das Erbarmen um den unſchuldigen Tod des jungen Mitbürgers. Die Herren zu Hoorn gingen zu Rath und beſchloſſen einmüthig: „Sie wollten eine ſolche Landesfrau nicht leiden.“ Und da die Stadt noch offen war, ging man eilends daran, ſie zu befeſtigen. Es arbeiteten die Männer mit Karren und Hacken, es ſchleppten die Frauen und Kinder Erde und Steine, raſch ſtieg der Wall empor rings um die Stadt. Davor wurde ein großer Graben ausgetieft, und auf der Wallhöhe hier und da Wachthäuſer aufgeführt. An Mauern und Thürme durfte man noch nicht denken. Damit die Feſtungswerke raſch gediehen, lieh der alte Lambert Kruyf dazu aus ſeinem Reichthum die Summen, welche er angeboten hatte, um des Sohnes Leben loszukaufen. Hoorn wurde nun der Hauptort des Widerſtandes gegen die Hoeks, dort hatten ſich die meiſten Kabeljaus aus Nordholland geſammelt, welche ſich auf dem Ihrigen nicht halten konnten.

Als nun die wilden Kennemer daherſtürmten, Enkhuyſen zu erobern, und die Nordfrieſen mit ſich fortriſſen, da ſtellten ſich ihnen die Hoorner in den Weg. Ihre beſten Leute waren beiſammen, dazu die Menge ihrer Gäſte, der Kabeljaus. Es war am 20. Juli, zwiſchen Zwaagdyk und Oſterblocker, etwa fünf Viertelſtunden von Hoorn. Die Kennemer ſtürmten an, die Hoorner ſtanden feſt, von beiden Seiten gab es frieſiſche Schläge, und die Schlacht wurde hartnäckig und blutig. Heiß brannte die Sonne, und die Hoorner wären nach ſoviel Blut und Schweiß verſchmachtet, hätten ihnen nicht die Hausleute aus der Umgegend zu trinken gebracht. Zuletzt durchbrachen die Bauern die Reihen der Städtiſchen, es fiel der Schultheiß, es fielen die vornehmſten Hoorner, die Andern zerſtreuten ſich in die Weite. Mehrere wurden auf der Flucht noch gefangen, auch der zweite Schultheiß und vier der angeſehenſten Bürger.

Digitized by

In der Stadt aber herrſchte große Sorge um den Ausgang des Treffens, und die Leute ſtanden angſtvoll vor ihren Hausthüren. Ein Reiter kam in's Thor geſprengt und rief: „Alles ſei verloren, das Heer zerſchlagen und zerſprengt, der Feind ziehe ſchon gegen die Stadt.“ Da war Hoorn in Jammer und Beſtürzung, denn die meiſten Männer waren mit ausgezogen, und Niemand wagte die Thore zu verrammeln, weil man nicht wußte, ob nicht Mitbürger noch herein flüchteten. Ohnehin hätte die Stadt keine Stunde lang den Feind abgewehrt. Man gerieth auf den Gedanken, mit aller noch übrigen Mannſchaft herauszuziehen und ſich mit Waffen und Fahnen breit auf dem hohen Damm vor der Stadt aufzuſtellen, daß es ſich ausnehme, wie ein großer Streithaufe: hoffentlich werde dann der Feind dieſen Abend nicht mehr angreifen, jedenfalls ſei man bereiter, den Mitbürgern, welche ſich nach der Stadt flüchteten, zu helfen. In ihrer Aufregung kamen auch die Frauen vor's Thor, und ſtanden da und wollten von ihren Männern wiſſen, die in den Streit gezogen. Schon zeigten ſich in der Ferne die Gewaltshaufen der Bauern.

Als dieſe nun näher herankamen, ſtutzten ſie, als ſie ſo viel Volks aufgeſtellt ſahen vor der Stadt. Sie meinten nicht anders, als es ſtänden dort herzogliche Kriegsvölker, die inzwiſchen zu Schiffe angekommen. Denn ſie hielten die Menge der Frauen in ihren leinenen Hauben und kurzen Oberkleidern für Schwerbewaffnete. Da ſie nun ſelber müde vom harten Kriegswerk, ſo wollten ſie dieſen Abend eine neue Schlacht nicht annehmen, und zogen ihren Weg weiter auf Enkhuyſen. In der Nacht kamen die Flüchtlinge glücklich nach Hoorn herein, und Alles, was noch eine Hand rühren konnte, arbeitete in Haſt und Eifer, um die Stadt noch beſſer zu befeſtigen. Jan Janſſen aber übernahm es, Hülfe vom Herzog herbeizuſchaffen, und fuhr ab.

Die Kennemer und Weſtfrieſen warfen ſich unterdeſſen auf Enkhuyſen. In Rath und That voran waren die benachbarten Grotebroeker, denn ſie hatten einen bäuriſchen Haß auf die Bürger von Enkhuyſen, welche ſo ſtolz und ſtädtiſch aufſtrebten. Die

Digitized by

Stadt wurde erstürmt, geplündert, und die Bürgerschaft schrecklich mitgenommen.

Als sie in Enkhuysen fertig waren, zogen die Sieger wieder vor Hoorn. Ihr Feldhauptmann Nagel ließ die vier vornehmen Hoorner, welche, wie vorhin erzählt, auf der Flucht gefangen wurden, niederknieen Angesichts ihrer Mitbürger, die auf dem Walle standen, und rief: „Machet eure Thore auf, oder ich lege diesen Vier den Kopf vor die Füße!“ Jammer und großes Geschrei erhub sich in der Stadt, und man redete hin und her. Viele wollten sich ergeben, doch es behielten die Oberhand, welche sagten: „Um Heil und Leben willen solle man die Thore nicht öffnen, bald müsse ja Hülfe vom Herzog kommen.“ Nagel ließ nun die Stadt eng umschließen, und sandte Boten in's Land, alle Kennemer Westfriesen und Waterländer sollten sich aufmachen zu ihm, es gälte einen raschen und allgemeinen Sturm auf Hoorn. Er sah wohl ein, wie stark die Bürger ihre Stadt befestigt hatten: zwingen aber mußte er sie in Eile, denn Hoorn war das Bollwerk der Herzoglichen und konnte es noch mehr werden.

Seinem Aufrufe folgend, machten sich auf, die noch zu Hause gesessen, von hier und dort zogen die beutelustigen Schaaren. Auch Brederode, der Bastard Eberhard, und Gerhard von Zyl landeten mit ihren Leuten, während Dietrich von Sandvorst das Schloß in Medenblick erstürmte. Inzwischen, vier Tage lang, blieb die Stadt eng umschlossen, und die Bürger schauten täglich sorgenvoller auf die Südersee, ob sich kein befreundetes Segel in der Ferne zeige. Denn von der Seeseite war die Stadt noch offen. Am Samstag kamen vollends all die Bauern aus Kennemerland Waterland und Westfriesland herbei, andern Tags sollte der Sturm sein.

Am selben Sonntag aber landeten noch früh genug, von Philipp aus Haerlem geschickt, vier seiner berühmtesten Kriegsobersten, der Herr von l'Isle Adam, der Bastard von St. Paul, Herr von Haubourdin, der Bastard von Vieuville, der Herr von

Humières, mit ihnen andere Herren und Ritter. Sie brachten zwölfhundert Kriegsknechte, darunter befanden sich auch achthundert Pikarden mit Handbogen. Diese Schützen waren trefflich ausgerüstet mit gesteppten Jacken, und führten an Pfeil und Bogen das Allerbeste, was man in solchen Waffen haben konnte. Und kaum waren sie gelandet, da kam noch ein zweiter Schiffszug heran, es war die Hülfe der Bürgerschaften von Amsterdam und Haerlem. Nun war Hoffnung und Freude in allen Häusern, und weil es gerade Mittagzeit, so schleppten die Hoorner ihre Tische und ganze Mahlzeit und was sonst von Trank und Speise Boden und Keller hergab, auf die Straße, ihre Helfer und Freunde zu bewirthen.

Draußen aber hatten sich die Belagerer in Ordnung gestellt. Jetzt zogen sie heran auf einem langen Damme, der bis vor die Stadt führte. L'Isle Adam benutzte die gehobene Stimmung bei Bürger und Soldaten. Als sich die Spitze des Bauernheeres näherte, ließ er ein Thor öffnen, die Zugbrücke fallen, stürzte sich rasch auf die Vordersten der Feinde und warf sie zurück. Da aber machte sich ihr ganzes Heer zum Sturme fertig, es breitete sich aus längs des Dammes vor der Stadt und bei den Gräben, die zwischen Wall und Damm hinzogen. Wieder ersah l'Isle Adam, der Altmeister solchen Kriegs, den rechten Augenblick. Er ließ seine Scharfschützen seitwärts Stellung nehmen. Schreiend und waffenklirrend drangen die Bauern vor. Da plötzlich rasselte ihnen eine Wolke von Geschossen in die offene Flanke. Die Männer stockten. Neue Lagen von Pfeilen überschütteten sie, schlugen alles durch, sprengten Haube und Harnisch in Stücken. Die besten Männer fielen übereinander haufenweise. Nagel selbst stürzte zu Tode getroffen. Die Bauern zogen sich zurück auf ihren Damm.

Jetzt aber zog l'Isle Adam all seine Soldaten in einen Gewaltshaufen zusammen. Indem er mit der einen Hand die Lanze ergriff, mit der andern sein Banner schwenkte, ließ er den Ruf erschallen: „Wer mich lieb hat, folge mir!" All seine

Digitized by

Offiziere ſchrien, die Hörner ſchmetterten, die Banner flatterten, der ganze burgundiſche Keil drängte den Bauern nach auf den Damm. Aus dem andern Thore rückten die Hoorner mit ihren Verbündeten vor, und griffen nicht minder herzhaft an. Von beiden Seiten ſchwoll das Gewühl zur Dammhöhe hinauf. Die Bauern aber wichen nicht vor dem Anprall, ſie warfen dem Feind ihre Spieße und ihre Bruſt entgegen, und ihre ſauſenden Aexte ſchlugen gräßliche Lücken in die andrängenden Haufen. L'Isle Adam, der tapfere Baſtard von Vieuville, und viele andere Herren und Bürger ſtürzten. Jedoch die Burgunder und Hoorner hatten Raum gewonnen, die Bauern aber geriethen durch die mörderiſchen Pfeilſchüſſe in Unordnung. Hier und dort ſtand der Feind ſchon auf der Dammhöhe, brach durch die Bauern, und zerriß ihre Reihen. Da endlich fingen ſie an überall zu weichen, Schrecken überfiel die Tapferſten, Alles wandte ſich zur Flucht: ſo mancher Mann, ſo mancher Pfad. Aber nun war der Tod auf ihren Ferſen, unausweichlich ziſchten die Pfeilſchüſſe hinter ihnen drein. Was ſich in den Sümpfen und Gräben verfing, wurde todtgeſchlagen. Faſt alle Angeſehenen kamen um, wie verwundete Eber kämpften ſie bis zum Tode. Der ſtärkſte Haufe hatte ſich nach Wognum geworfen, anderthalb Stunden von der Stadt. Dort nahmen ſie nochmals den Kampf an, jedoch nur, um ſoviel mehr Todte und Gefangene zurückzulaſſen. Nur Brederode, und wer mit ihm war, konnte ſich auf die Schiffe retten.

Auch auf Seiten der Sieger war der Verluſt bedeutend. L'Isle Adam lag an Stirn und Bein ſchwer verwundet von einer frieſiſchen Axt. Doch Verluſte wurden in jenen Tagen leicht verſchmerzt. War doch die Niederlage der grimmen Kennemer und Weſtfrieſen gründlich, mußten ſie doch faſt alle ihre ſchrecklichen Banner, die Tod und Verwüſtung durch Holland getragen, in den Händen der Feinde laſſen. Dieſe zogen mit ihnen ſiegsprangend nach Hoorn zurück, und hingen ſie in den Kirchen auf. Und war der Mittag reich geweſen an Freude

und Hoffnung, dieſer Abend war den Hoornern ſo voll Luſt und Herrlichkeit, ſo voll Jubel und Gelagen, daß ſie noch lange von dieſem Sonntagsabend erzählten, und über nichts wurde mehr gelacht, als daß die dummen Bauern ſich hatten anführen laſſen, als ſie meinten, die Hoornerinnen in ihren Jacken und und Hauben wären wirklich Leute in Helm und Harniſch gehalten.

Digitized by

Siebentes Buch.

Unterjochung Hollands.

Erſtes Kapitel.

Verderben des Landvolks in Nordholland.

Philipp in Hoorn. Befeſtigung der Stadt. Eroberung der letzten Forts der Kennemer und Waterländer. Alkmaer zum Dorf gemacht. Hauſen burgundiſcher Kriegsvölker. Zertreten der Volksfreiheit. Eintreiben von rückſtändigen Steuern und Soldgeldern. Ungeheure Geldbußen. Verbot aller Wehr und Waffe. Aufhebung des Landrechts. Verluſt der Privilegien. Eine Woche Rechtloſigkeit. Feuer- und Lichtgelder. Uebereignung von Gemeinden an Herren. Ein Volk plötzlich zu Hörigen gemacht. Maßregeln gegen die Häupter des Aufſtandes. Hetzjagd auf die Flüchtigen und Verbannten. Belohnung der Treugebliebenen. Maßregeln gegen Geiſtliche. Kriegswüthen. Treffen bei Delft und Briel. Grimmiger Parteihaß.

Feſtlich wurde in Haerlem von Bürgern und Burgundern der große Sieg bei Hoorn gefeiert. Philipps ganze Armee nahm daran Theil, und ſeine Ritterſchaft athmete tief auf, weil ſie nun des Schreckens vor den frieſiſchen Bauern enthoben war. Philipp ſelbſt erſchien alsbald zu Hoorn. Er wurde mit den größten Ehren empfangen, beſuchte den tapfern l'Isle Adam, der noch lange an ſeinen ſchweren Wunden daniederlag, und belobte die Bürgerſchaft, daß ſie ſo treu und männlich geſtritten und ausgehalten. Vor ihren Thoren aber ließ er eilends eine feſte Burg erbauen, um die wichtige Stadt und ihre Treue ſich deſto ſicherer zu bewahren.

Digitized by

Alsdann zog er im kleinen Lande umher, um die Reste des Aufstandes zu zerschmettern. Es war keine Gefahr mehr dabei, denn die härteste Arbeit hatte l'Isle Adam gethan. In jede Bauernhütte war der Jammer gedrungen, und alles unterwarf sich, wo Philipp herzog. Nur ein paar feste Plätze mußten noch bezwungen werden, insbesondere Alkmaer. Philipp ließ seine Kanonen fleißig spielen. Gegen die Burgunder Geschütze half keine friesische Hartnäckigkeit, ein Thor nach dem andern wurde aufgethan, und die Rache zog ein. Der große Herzog, der in der Prachtfülle seines Ritterthums schwelgte, er hatte einen Grimm auf diese mannhaften Freibauern, dessen er nicht Herr wurde. Eine Menge Gefangener wurden ihm vorgeführt: kein Lösegeld, keine Auswechslung. Die Köpfe wurden ihnen herunter geschlagen, „zur Sühne", so erklärte Philipp, „für den erschlagenen Freund Vieuville". Alkmaer wurde ausgebrannt, seine Thore Mauern und Thürme niedergerissen. Rings im Lande wurden die festen Häuser, in denen sich die letzten Hoeks gewehrt hatten, dem Erdboden gleich gemacht. Die Ueberlebenden mußten in Dorf und Stadt burgundisches Kriegsvolk verpflegen, das jetzt ebenso hochmüthig als räuberisch auftrat, und besonders unter den Bürgern von Alkmaer schrecklich hauste. Was dagegen auf den herrschaftlichen Schlössern, wie auf der Nieuweburg und Middelburg, zerstört war, hatten die Umwohnenden wieder herzustellen.

Furchtbarer noch, als Philipps blutige Rache an den Kennemern und Westfriesen, senkte sich in's Andenken der Zeitgenossen das Strafgericht, welches er über Recht und Freiheit des Landes verhängte. Der Fürst voll ritterlichen Glanzes weidete sich am Zertreten des germanischen Bauernstolzes. Er dachte ein Joch aus, schwer genug, um eines freien Volkes Nacken zu brechen. Das Leben ließ er den Unglücklichen, jedoch nahm er ihnen Alles, worin die Ehre und Freude ihres Lebens beruhete, gleichwie man einem herrlich grünenden Baume Blätter und Blüthen abstreift und nur das nackte Holz übrig läßt.

Am 13. August erging Philipps Spruch zu Amsterdam

Digitized

gegen die Kennemer und gegen die Weſtfrieſen. Er erklärte: „Mit vollem Recht hätten die Kennemer und all ihre Helfer durch ihren wiederholten Treubruch ihr Leben verwirkt und all ihre Güter und Rechte. Er wolle ihnen aber Häuſer und Hofſtätten nicht verbrennen, ſondern ſie ruhig darauf ſitzen laſſen, weil ſie ihr Schickſal aufrichtig und mit freiem Willen in ſeine Hände geſtellt, und weil er ſelbſt allezeit gutherzig und gnädig ſei und Erbarmen ſtatt Härte wolle walten laſſen.“ Folgendes waren ſeine Bedingungen:

Sie mußten alle rückſtändigen Steuern, Soldgelder, und Bußen zahlen, und dies traf auch Diejenigen, welche in die Städte geflohen und unter den Herzoglichen gegen ihre aufſtändiſchen Landsleute gedient hatten. Ja, ſelbſt wenn die treugebliebenen Städte während des Aufſtandes auf eigne Koſten Söldner gehalten, ſo mußten auch ſie zuvörderſt Alles nachzahlen, was aus früherer Zeit an Soldgeldern rückſtändig war. So ſtrenge hielt der Herzog auf pünktliche Erlegung dieſer neuen und ergiebigen Art von Steuern. Den ungetreuen Gemeinden aber wurden außer all jenen hoch angeſchwellten Summen der Rückſtände noch neue und ungeheure Bußen auferlegt. Haus und Hof gingen darüber zu Grunde, oder blieben auf lange Zeit hinaus mit Schulden überlaſtet.

In jeder Ortſchaft erſchienen des Herzogs Diener, welche dieſe Strafgelder unter die Einwohner vertheilten, je nach der Größe des Beſitzthums oder der Verſchuldung. Die Grotebroeker hatten zu erlegen 20,000 Kronen, die Aſſendelfter 10,000, die Weſtzaander 9000, die von Swirle, von Ackerſloet, von Uitgeeſt je 8000, die von Texel und von Bewerdyck je 6000, von Wieringen 5000, und ſo ging es bis hinunter zu den kleinſten und ärmlichſten Ortſchaften, welche wenigſtens mit 500 Kronen angeſetzt waren. Die Alkmaerer, welche ſchon gräßlich mitgenommen waren, mußten wenigſtens 8000 Kronen erlegen. In Summa ſollte das kleine Kennemer Bauernland — ohne einmal die großen Rückſtände an Steuern Soldgeldern und Brüchten mitzu-

Digitized by

rechnen — auf einmal 123,300 Kronen zahlen, während das ganze reiche Brabant nur eine Jahressteuer von 204,000 Kronen hatte. Binnen sechs Monaten mußte die ganze Summe erlegt sein: wer einen Monatstermin versäumte, zahlte gleich die Hälfte mehr. Um die Reichen noch härter zu treffen, zog der Herzog all ihre Darlehen ein, welche sie einst den Gemeinden und Körperschaften vorgestreckt hatten. Den Waterländer Ortschaften wurden viel geringere Summen auferlegt, jedoch binnen drei Tagen zu Amsterdam zu zahlen.

Nun hätte sich aus Armuth und Schulden das tüchtige Volk der Kennemer und Westfriesen wieder herausgearbeitet: es sollte aber noch in einer Weise erniedrigt werden, wie sie damals unerhört war. Kein Mann durfte mehr Waffen Harnisch oder Wehre tragen, keiner sie nur noch im Hause haben. Binnen acht Tagen, bei besonderer Strafe, mußte Jedermann abliefern, was er besaß an Schwertern Dolchen Beilen Hämmern Piken kurzen Lanzen Bogen und Büchsen. Die Ablieferung mußte für die Kennemer auf ihrer Feinde Rathhause zu Haerlem, für die Westfriesen auf ihrer Feinde Rathhause zu Hoorn geschehen. Nur ein schlechtes Brodmesser ohne Spitze durfte der friesische Mann behalten, gleich als wäre er der niedrigste Leibeigene, er, der auf nichts stolzer war, als auf sein uraltes Waffenrecht, und kein Juwel höher achtete, als die ehrenvollen Waffenstücke seiner Väter. Auch die wohlgeborenen d. h. die ritterlich freien Männer sollten fortan dem Fürsten auf eigene Kosten dienen.

Der freie Friese sollte aber auch rechtlos erscheinen, wie der Geächtete, wie der Räuber und Dieb, der Hals und Hand, nachdem sie ihm mit Recht aberkannt waren, mit Geld löfete, oder wie Bankerts Spielleute und herumziehendes Gesindel. Alle diese waren wie der Vogel in der Luft: sie hatten keine Heimath, an deren Recht und Frieden sie ihren Theil, keine Gemeinde, von deren Gesetze sie Schutz hätten. Damals einem Manne sein Landrecht nehmen, hieß ihm den Boden entziehen, in welchem sein bürgerliches Dasein wurzelte. Diese Strafe aber hatte der

Digitized

burgundiſche Fürſt für die Kennemer und Weſtfrieſen ausgedacht. Sie verloren nicht blos ihre Freiheit von Zehnten Zöllen und Waggeldern, nicht blos ihre andern Privilegien, ſondern ſie verloren überhaupt ihr Recht, das geſchriebene Landrecht wie das ungeſchriebene.

Philipp ſelbſt wollte ihnen erſt feſtſetzen, gleichwie den Schlechteſten ſeiner Hofknechte, was als ihr Recht gelten ſollte. Alſo ſetzte er nicht blos Alle ab, welche zur Zeit des Aufſtandes ein Amt gehabt, ſondern es wurde überhaupt das Recht aufgehoben, Richter und Schöffen zu ſein oder zu wählen. Nicht einmal Deichbeamte zu küren, ſollte mehr in der Gemeinde Macht ſtehen. Ohne beſondere Erlaubniß der Grafen durften ſich die Männer überhaupt nicht mehr in öffentlichen Angelegenheiten verſammeln. Glockenſchlag und Feuerzeichen wurden bei Strafe an Leib und Gut verboten. Es ſtimmte ganz dazu, daß den Bürgern von Alkmaer ihre Stadt „zu einem offenen Dorfe“ erniedrigt wurde, das niemals wieder ſtädtiſches Recht erlangen könne. Nun mußte Philipp den Kennemern zwar ſechs Tage ſpäter ihr altes Landrecht zurückgeben, denn das Land konnte ſonſt überhaupt nicht beſtehen; allein ſie behielten doch den Schimpf, faſt eine Woche lang völlig rechtlos geweſen zu ſein.

Es blieb noch übrig, eine Form zu finden, die frieſiſchen Bauern den Hörigen möglichſt nahe zu ſtellen. Alſo verordnete Philipp, daß „zu ewigem Andenken“ im Lande der Kennemer und Weſtfrieſen jede Wohnung, in welcher Feuer und Licht unterhalten werde, fortan jährlich dafür vier Groſchen zahle, oder ſofort gehe das Haus verloren. Das Recht aber auf dieſe Abgabe ſchenkte Philipp an ſeine Edelleute, welche entweder, wie die Egmonds, bereits große Grundherrſchaften im Lande inne hatten, oder denen ſie Philipp erſt über mehrere Gemeinden verlieh, wie dem Vertheidiger Haerlems, Roland von Uutkercken. Dem Letzteren gab er die beſondere Freiheit, in den ihm überwieſenen Gemeinden den Leuten die Waffen zu laſſen oder zu nehmen nach Gutdünken. Er wollte dieſem in Nordholland fremden

Digitized by

Herrn, den er schon sehr reich begütert hatte, noch mehr Gelegenheit geben, sich dort festzusetzen.

Solch ein Verfahren, mit welchem Philipp Recht und Freiheit eines ganzen Landes für immer niedertrat, ist ein Denkstein auf der Bahn, welche das Fürstenthum bis zur absoluten Gewalt zurückgelegt hatte. Man zierte sich im Mittelalter wahrlich nicht, wo es galt, Feinde und Empörer niederzuschlagen und zu brandschatzen, man wählte das demüthigendste Schauspiel der Unterwerfung: allein, die ganze bürgerliche Ordnung und Rechtsverfassung eines Volkes mit einem Mal zu zerbrechen, es mit einem Federzuge förmlich und gesetzlich recht- und waffenlos zu machen, plötzlich es mit ewig dauernden Lasten zu beladen, — das schien doch höchstens denkbar gegen Wenden und Ungläubige. Insofern ist das Strafurtheil über die Kennemer und Westfriesen ein merkwürdiges Gegenstück zu dem Dortrechter Statut Johanns von Bayern, in welchem er mehrere Jahre vorher dieser mächtigsten Stadt Hollands die Freiheit gab, ihr Recht und ihre Verfassung über das Land hin auszudehnen. Ein Jahrhundert später wurde Philipps Neuerung von den Siegern über die deutschen Bauernaufstände fleißig nachgeahmt.

Uebrigens galt auch die Gnade und Mildherzigkeit, deren sich der Burgunder noch rühmte, nur der minderschuldigen Volksmasse. Die eigentlichen Schürer und Häupter des Aufstandes und Alle, die noch hartnäckig schienen, wußte er noch anders zu fassen. Er behielt sich nämlich vor, aus den angesehenen Leuten in jeder Ortschaft Geißeln zu nehmen, wann und soviel er nur wolle, bis alles vollbracht sei, was er dem Lande auferlegt. Widersetzlichkeit werde er an Leib und Gut ahnden. Außerdem werde er noch zehn Schuldige von den Kennemern, zehn von den Westfriesen auswählen, mit ihnen nach seinem Willen zu thun. Und von der Versöhnung ebenfalls ausgeschlossen erklärte er alle Diejenigen, welche mit Jakobäa in Gouda gewesen oder welche geflüchtet seien, insbesondere auch, welche mit Rath und That halfen zu dem Tode seines Alkmaerer Schultheißen, Heinrich von

Digitized by Google

Thorenburg. Gegen die Flüchtlinge ſodann und gegen die früher Verbannten richtete er eine förmliche Hetzjagd in's Werk. Er ertheilte Freibriefe, ſie zu Waſſer und zu Lande todtzuſchlagen, oder zu fangen, mit dem Beiſatze, daß er jeden Gefangenen, den er wolle, für 50 Schillinge ſelbſt an ſich nehmen könne, und wenn er ihn hinrichten laſſe, ihn umſonſt habe. Andere Bevollmächtigte ſandte er aus, der Habe und den Gütern der Flüchtlinge und Verbannten nachzuſpüren und ſie auf der Stelle zu Gelde zu machen.

Seiner klugen Gewohnheit gemäß belohnte dagegen Philipp die Treugebliebenen. Auch Roland Uutkerckens Sohn, Ritter Johann, erhielt eine feſte und einträgliche Stellung in Holland, nämlich die werthvolle Herrſchaft über Schloß und Stadt Woerden. Den Haerlemern, welche großen Schaden erlitten und an ihrer Stadt eine neue Feſte erbauet hatten, wurden 12,000 Schildthaler von den Kennemer Strafgeldern angewieſen. Ihr Weichbild wurde erweitert. Das Haerlemer Schöffengericht durfte ſogar Leute aus dem Kennemer- und Rheinlande mit Verbannung beſtrafen. Die Bauern ſollten wiſſen, daß fortan die Bürger zu Haerlem ihre Oberen ſeien.

Die meiſten Geiſtlichen hatten auch in Haerlem ihre Zuneigung für die rechte Landesfürſtin nicht verhehlt. Philipp beurkundete dagegen der Stadt, daß fortan keine neuen Klöſter errichtet werden, und daß die Beghinen keine Haerlemer Bürgerinnen annehmen ſollten. Auch wurde die Steuerfreiheit der Geiſtlichen von allem Grundbeſitze ausgeſchloſſen, den ſie etwa noch erwerben möchten. Der Prior aber der Predigermönche erhielt für ſeine guten Dienſte ein Jahrgeld von zehn Kronen.

Nachdem Philipp ſein Strafgericht über die freien Bauern in Nordholland gehalten, raſete der Krieg Monate lang in voller Wuth über alle Anger und Gewäſſer in Holland. Die burgundiſchen Beſatzungen, unterſtützt von den Kabeljaus, fielen aus und warfen ſich auf die Schaaren und Schlöſſer der Hoeks. Die Kriegsflotten aus Holland und Seeland waren unaufhörlich auf den Flüſſen und an den Küſten in Bewegung. Johann

Digitized by

von Uutkercken mit der Ritterschaft marschirte gegen Gouda. Johann von Lens der Bastard hatte all die Bogenschützen bei Montfort Oudewater und in der Umgegend versammelt. Sie konnten aber nichts ausrichten: die Stellung der Hoeks war zu fest, ihr Widerstand nicht zu erschüttern. Schon bei Delft warfen sie sich den Burgundern im Felde entgegen. Ihre Flotte stieß bei Briel mit der feindlichen hart zusammen. Noch ein drittes größeres Treffen wurde geliefert. In diesen drei Treffen unterlagen die Hoeks, in andern blieben sie Sieger. Denn hatte Philipp überall seine geübten Söldner und seinen Ueberfluß an Geschütz und Kriegsmaschinen aller Art, so waren die Hoeks desto reicher an Muth Zorn und hartnäckigem Sinn. Unsäglich waren die Mühen und Arbeiten der Männer, zahllos die Scharmützel, zahllos die Häuser und Burgen, die Dörfer und Städte, welche in Rauch aufgingen, — das Ergebniß war kein anderes, als daß Philipp seine Heere aufrieb, und seine Aussicht auf endlichen Sieg keineswegs größer wurde. Die Burgunder waren wüthend, daß sie so wenig ausrichteten: in den Hoeks aber kochte unersättlich der Nationalhaß gegen die Wälschen und ihre Helfer, die Kabeljaus.

Der Kampf hatte jenen entsetzlichen Charakter angenommen, der nicht selten das Erzeugniß lang dauernden Bürgerkrieges ist. Die Parteien haben sich gegenseitig wund und matt geschlagen, noch immer schwankt der Sieg, jedoch nicht der wachsende Ingrimm. Um Rache schreit das vergossene Blut der Freunde und Mitbürger, verblendeter beharrt Alles in unversöhnlichen Grundsätzen. Das ist ja die tiefe Noth und Qual in Bürgerkriegen, daß jede Partei ein gewisses Recht hat, und daß sie eben deshalb sich nimmer entschließen kann, in den Gegnern etwas anderes, als Frevler wider das Recht zu erblicken. Ohnmächtig zum Siegen sucht man in heimtückischer Gier, wie dem Feinde recht in's Herz zu stoßen, und Wenige denken daran, daß das traurige Ende nichts sein wird, als Zerstörung auf beiden Seiten, des Landes Verödung, und unsäglicher Jammer in der Familie.

Digitized

Zweites Kapitel.

Bischof Sweder von Kuilenburg.

Holland und seine Nachbarländer. Erbfolgekrieg in Geldern. Arnold von Egmond und Adolf von Berg. Vorherrschen der hoekischen Gesinnung im Utrechter Lande. Tod des Bischofs Friedrich von Blankenheim. Das Stift und die benachbarten Fürsten. Die Bischofskandidaten. Wahltag. Haus Kuilenburg. Huldigung Rudolfs von Diepholt. Gegenerklärung des Pabstes. Aufregung im Ober- und Niederstift. Auftreten Sweders. Einwirkung der Kriegsläufte in Hennegau und Holland. Sweders Einzug in Utrecht. Die Verbannten zwischen den Seilen. Tödtung und Vertreibung der Lichtenberger. Sweder Herr im Niederstift. Sein Bündniß mit Philipp. Lage der Hoeks. Ihr Werben und Wühlen im Stiftslande.

Wenn in Holland die Parteiwuth loderte, entzündete sich das Feuer gewöhnlich auch in den Nachbarländern. In Brabant freilich war man nach der fürchterlichen Aufregung, welche die Brüsseler Umwälzung begleitete, und nach den Opfern, welche die Kriege mit Johann von Bayern und mit Humfried gekostet hatten, diesmal geneigt, Ruhe zu halten. Dafür wurden um so mehr Geldern und Utrecht die Schauplätze des burgundisch-holländischen Krieges.

Im Herzogthum Geldern hatten zur Zeit die kabeljauisch Gesinnten festen Fuß gefaßt. Wenn sie in früheren Parteikämpfen aus ihrem Lande flüchten mußten, so fanden sie allemal Zuflucht bei Johann von Egmond. Als nun im Jahre 1423 Herzog Rainald von Geldern starb, wußte diese Partei es so zu stellen und zu drehen, daß Arnold von Egmond, dem Sohne der Marie von Arkel, von der Mehrheit in Geldern gehuldigt wurde. Dieser war freilich erst dreizehn Jahre alt, und seine ganze Blutsverwandtschaft mit dem letzten Herzoge beruhete darauf, daß dessen Schwester seine Großmutter von mütterlicher Seite war. Allein Ritterschaft und Städte wurden gewonnen durch ansehnliche Vermehrung der

Digitized by Google

ständischen Freiheiten. Des jungen Fürsten Vater übernahm die Regentschaft, sechszehn Abgeordnete der Stände traten ihm als Mitregierer an die Seite, selbst für die Anstellung der Beamten sowie den Abschluß ihrer Rechnungen sollte ständische Zustimmung nöthig sein. Eine andere Stütze fand sich bei dem Herzoge Philipp von Burgund. Dessen Schwester war mit dem Herzoge von Kleve vermählt, ihre achtjährige Tochter wurde mit dem Prinzen verlobt, und dabei festgesetzt: wenn sie sterbe, ehe sie mannbar geworden, so müsse er ihre jüngere Schwester heirathen, und wenn er selbst sterbe, so trete sein Bruder in das Eheversprechen ein. Nun wurde die Gegenpartei in Geldern leichter Hand überwältigt, und bei dieser Gelegenheit machte sich auch ein alter Haß auf Wilhelm von Drueten Luft, dessen verrätherische Flucht vor sechs Jahren, als Jakobäa Gorkum stürmte, ihr den Sieg erleichtert hatte. Er wurde in Maesbommel von Rittern und Knappen gerichtet und des Todes schuldig erkannt. Nur von des Fürsten Gnade wurde die Strafe in ewige Verbannung verwandelt.

Schon aber hatte sich Herzog Adolf von Berg erhoben, und forderte Geldern, weil er von der Schwertseite mit dem verstorbenen Herzog verwandt war. Er erhielt im April 1425 vom Kaiser Sigmund die Belehnung, denn er brachte ihm Geld, und wie die Sachen einmal standen, so konnte der Kaiser in der Ausbreitung der Kabeljaus nur die Vergrößerung des burgundischen Einflusses sehen. Das Recht war hier, wie in Holland, auf des Kaisers Seite, weil mit dem Tode des letzten Herzogs, der kinderlos starb, sein Land als Reichslehen dem Kaiser anheim fiel. Adolf von Berg besetzte Jülich, während Arnold von Egmond Geldern behauptete. In dem blutigen Kriege, der jetzt im Utrechter Nachbarlande ausbrach, suchte jeder Theil auch für Geldern die Entscheidung.

Diese Utrechter Händel geben wieder ein lebhaftes Spiegelbild, wie es damals herging in den Niederlanden und ähnlich überall im deutschen Reiche. Die Lichtenberger Partei, welche

Digitized

mit den Hoeks verschwistert war, hatte seit 1415 im Utrechtschen das Ruder geführt, und selbst Johann von Bayern vermochte es nicht durchzusetzen, daß ihre Gegner, die Lockhorsten, wieder emporkamen. Im Utrechter Bischofslande blieb einmal konservative Gesinnung weitaus die vorherrschende. Der lebhafte Großhandel, der früher von hier aus betrieben wurde, hatte zwar bei den zahlreichen ritterbürtigen Familien in Stadt und Land reiche Schätze zurückgelassen: allein mit Neid mußten sie wahrnehmen, wie die Handelsblüthe nunmehr das Erbtheil der großen Städte in Holland geworden. Dort war treibendes Leben auf den Märkten, die Häfen voll Schiffe, die Werkstätten voll erfinderischer Arbeiter: hier stiller Ackerbau, kleiner Zunftkram, und langsamer Hinterhandel. Aus ähnlichen Gründen, wie auf den seeländischen Inseln, gab es daher im Utrechter Stift so viele feste Hoeks.

Bald nach dem endgültigen Friedensschlusse mit Johann von Bayern, im Oktober 1423, starb, mehr als achtzig Jahre alt und nach dreißigjähriger Regierung, Bischof Friedrich von Blankenheim, dessen gewaltige Gestalt, ausgerüstet mit hohem Muth und tiefer Staatskunst, noch lange in der Menschen Gedächtniß aufrecht stehen blieb. Als er auf dem Sterbebette lag, verdunkelten sich seine Blicke vor den finstern Wolken, die er drohend über seinem Lande hängen sah. Der letzte Laut des Heldengreises war ein schwerer Seufzer, daß er das Unglück nicht abwenden könne. Schon vier Wochen nach seinem Tode, am St. Martinstage, schlug man sich die Köpfe blutig. Denn die Parteien standen mit ungelöschtem Grimme sich gegenüber, und selbst in der Kirche trug Jedermann heimlich ein scharfes Schwert unter dem Mantel.

Auf St. Martin war nämlich Wahltag, und der Bewerber eine lange Reihe. Fast jeder Fürst am Niederrhein hatte sich beeilt, seinen Kandidaten aufzustellen. Bei dem altehrwürdigen Glanze, welcher den Utrechter Dom umgab, und bei der Leichtigkeit, mit welcher das parteizerrissene Stiftsland den Zugang zu seiner höchsten Würde zu eröffnen schien, kamen die benachbarten Fürsten jedesmal, wenn ein Utrechter Bischof gestorben, in Auf-

Digitized by

regung. Jeder wollte einen Freund oder Verwandten auf den erledigten Stuhl bringen. Johann von Büren war vom Lütticher Bischof, Walrave von Mörs von seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, Albert von Hoya von seinem Onkel, dem Bischof von Münster, vorgeschlagen, und Gerhard von Kleve durch den Herzog von Berg. Als die zwei vornehmsten Bewerber aber traten auf Rudolf Graf von Diepholt, Probst zu Osnabrück und Kölner Domherr, Kandidat seines Blutsverwandten, des Herzogs von Kleve, — und Sweder von Kuilenburg, der Utrechter Domprobst, Johanns von Egmond Neffe, welchen der gefürchtete Herzog Johann von Bayern aufstellte. Schon aus Haß gegen diesen Hort und Helden der Kabeljaus waren die Hauptstädte des Bisthums, Utrecht Amersfort Deventer Zwolle Kampen Groeningen, gegen Sweder eingenommen, und da Rudolf von Diepholt als ein tüchtiger und kriegerischer Herr erschien, so thaten sie Alles, um die Wahl auf ihn zu lenken. Er selbst war mit seinem Herzog von Kleve und dem Grafen von Blankenheim herbeigekommen. Die kabeljauisch Gesinnten aber, oder, wie man sie im Utrechtschen nannte, die Lockhorsten, richteten um so entschiedener ihre Augen auf Sweder von Kuilenburg, der ja auch Egmonds Blutsfreund. Das Haus Kuilenburg hatte seit Beginn dieser Parteikämpfe ebenso als eine Säule der Kabeljaus im Utrecht'schen dagestanden, wie die Egmonds in Holland. Fanden die Utrechter Kabeljaus Herberge bei den Egmonds, so stand ihren aus Holland vertriebenen Freunden das Kuilenburger Schloß offen. Johann von Bayern hatte seinen vertrauten Rath Franz von Borsselen, der in Staats- wie in Kriegshändeln thätig und tüchtig, mit fünfzig Gewappneten zum Wahltag in die Bischofsstadt einreiten lassen. Dieser Aufzug mußte vollends die Bürgerschaft erbittern.

Die Kapitel der fünf Hauptkirchen Utrechts hatten sich versammelt, und ihr Wählen wollte nimmer enden. Die Domherren schienen dem Kuilenburger, die andern Stiftsherren mehr dem Diepholter geneigt. Da pochte der Bürgermeister Proeys, ein heißköpfiger Lichtenberger, ungestüm an die Thür des Kapitel-

Digitized

saals. Seinen Neffen, den Dechant von St. Peter, rief er an und schrie, daß Alle es hörten: „Mord und Todtschlag gäbe es, wählten sie einen anderen, als den Rudolf.“ Empört stand das Domkapitel von seinen Plätzen auf, und erklärte: „Bei solcher Gewaltsdrohung wähle es nicht.“ Die andern vier Kapitel setzten aber die Wahl fort, und die meisten Stimmen fielen auf Rudolf, einige auf Johann von Büren, nur Wenige mochten Sweder. Dieser sah, wie hier die Sachen standen, und erklärte: „er übertrage seine Stimme auf Rudolf von Diepholt, keiner sei zum Bischof würdiger.“ Nun holte man den Gewählten gleich herbei. Stattlich hielt er im Geleite des Herzogs von Kleve und des Grafen von Blankenheim seinen Einzug, und alles huldigte ihm als dem erkorenen Fürsten und Bischof.

Allein Johann von Bayern hätte nicht seine Wege und Freunde in Rom kennen müssen, sollte er so leicht auf sein Spiel verzichten. Papst Martin V., dessen Bullen schon so viel Unglück in den Niederlanden angerichtet, sollte mit seinen Aussprüchen auch das Utrechter Land nicht verschonen. Der Pabst erklärte: „Diepholt sei zwar Domherr und Domprobst, allein trotzdem ein ungelehrter und weltlich gesinnter Mann, der nicht einmal Latein verstehe: man müsse einen Anderen wählen.“ Als die Stiftsherren darauf bestanden, ihre Wahl sei rechtmäßig geschehen, so vollzog jetzt der Papst eine Anwartschaft, welche er schon früher dem Bischof von Speier auf den Utrechter Stuhl gegeben hatte.

Diese Nachricht versetzte das Land in größte Aufregung. „Nimmermehr“, so sagte Geistlich und Weltlich, „lasse man sich so etwas vom römischen Hofe gefallen.“ Die Stiftsherren appellirten an eine allgemeine Kirchenversammlung. Die Utrechter und Amersforter im Niederstift bedachten sich noch, was zu thun. Die Städte Deventer Zwolle Kampen aber mit der ganzen Ritterschaft des Oberstifts und dem Herzog von Kleve hielten rasch eine Landesversammlung und erklärten laut und öffentlich: „Sie ständen zum Diepholter: sei er noch nicht Bischof, sei er doch Postulat, und darum Keiner, als er, Vogt und Mombar

des Stifts.“ Ihm übergaben sie auch die Schlösser und Einkünfte des Bisthums. Dies war um die Zeit, als man Humfrieds und Jakobäas Landung mit mächtigem Heere täglich erwartete. Je glücklicher sich für Jakobäa die Dinge anließen, je kühner die holländischen Hoeks wieder das Haupt erhoben, um so mehr wuchs auch Rudolfs Macht und Anhang. Der Speierer Bischof war ein betagter Herr, und als er von den Unruhen in den Niederlanden hörte, entsagte er lieber dem Utrechter Stift, als daß er hinginge. Unglücklicher Weise aber geschah die Verzichtung nur zu Gunsten eben jenes Sweder von Kuilenburg, der nun sein Gold nach Rom spielen ließ, und alsbald die gewünschte Anerkennung von dort erhielt. Jakobäa war unterdessen in den Hennegau eingedrungen, und Johann von Bayern war gestorben. Kaum hatte nun der Pabst Sweder zum Bischof erhoben, so erklärten sich auch die Städte des Niederstifts gegen ihn. Sie sandten Botschaft nach Rom: „Sweder habe sein Amt nur durch Simonie, und sein Geschlecht stehe seit dreißig Jahren in offener Feindschaft wider Utrecht, dagegen mit den Egmonds, den unversöhnlichen Landesfeinden, sei es ebensolange verbündet.“ In der Hauptstadt wurde mit Schelle und Ausruf bekannt gemacht: „Wer es nicht mit Rudolf dem Postulaten halte, müsse Utrecht meiden.“

Sweder aber war klug und verschlagen, und wartete seiner Zeit. Der Pabst sandte ihm die Ernennungsbulle, und ließ den Utrechter Abgesandten auf drei Tage in's Gefängniß werfen. Ganz im Stillen wurden mehrere Stiftsherren auf Swederś Seite gezogen, und plötzlich bemächtigte er sich der Städte Amersfort und Rhenen und der festen Burg Terhorst. Denn schon war die Sache der Hoeks in Holland im raschen Sinken begriffen, und ihre Utrechter Freunde ließen die Köpfe hängen. Das englische Heer war aus dem Hennegau abgezogen, ehe es nur Holland berührt hatte, und Jakoaäa trauerte im Gefängnisse zu Gent. Der Herzog von Burgund aber, der große Beschirmer der Kabeljaus, erschien als Meister in den Niederlanden. Also

Digitized by Google

trat auch die Hauptstadt Utrecht mit Sweder in Unterhandlung. Dieser griff mit beiden Händen zu, und versprach sein Schönstes und sein Bestes. „Er wolle regieren ganz nach Rath und Willen der Geistlichkeit; fern sei ihm alle Rache an seinen alten Gegnern; Verbannte werde er nicht mehr, als ihm erlaubt würden, zurückführen; gegen alle andern Geflüchteten dem Rechte freien Lauf lassen; seinen Oheim Egmond aber, dessen Burg und Stadt Yfselstein die Utrechter geschleift hatten, wolle er mit aller Kraft abwehren." So gelobte er unter heiliger Betheuerung. Im Herzen aber nahm er sich vor, seinen Feinden, so geschwind es sich thun lasse, den Kopf zu zertreten, damit sie nimmer wieder an seinen Schaden dächten.

Am 21. August 1425 hielt der Kuilenburger seine prunkvolle Auffahrt in Utrecht. Stolz und zahlreich ritten mit ihm ein seine ritterlichen Verwandten, alle vollgewaffnet und ihre Reisigen hinter sich. Die Geistlichkeit stand an der Bürgerbrücke mit Gesang und Weihrauch, und geleitete den neuen Bischof mit brennenden Kerzen in's Kapitelhaus. Dort beschwur der Fürst die Landesverfassung. Dann schritt er empor zum Dome, und bestieg seinen Bischofsstuhl im Chor, während man das Tedeum sang. Als das zu Ende, zog Sweder feierlich ein in seinen bischöflichen Palast. Die Bürger aber hatten ein Auge darauf, wer hinter ihm ging zwischen den Seilen. Denn es war auch in Utrecht Herkommen, daß bei dem Huldigungseinzuge eines Fürsten hinter ihm Verbannte gehen durften. Sie gingen zwischen zwei Seilen, gleichsam unter seinem Schatten konnten sie die Vaterstadt wiedersehen. Da erblickte man unter ihnen auch einen Lockhorsten, zu dessen Rückkehr der Rath keine Erlaubniß gegeben. Gleich waren die Stadtknechte da, traten über das Seil, faßten den Mann, und schleppten ihn fort in den Thurm. Das gab nun Aerger und Geschrei unter des Bischofs Reisigen und Anhängern. Die Degen blitzten, das Gefecht wurde blutig, und die Bischöflichen stürmten nach dem Gefängnisse und befreieten den Lockhorsten. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr. Sweder aber ließ eilig

Digitized by Google

das Stadtbanner aufrichten und den Aufruf erschallen, Jedermann solle sich zu ihm stellen. Und als viele Bürger diesem Beginnen noch wehren wollten, fielen Ritter und Reisige auf allen Straßen und Plätzen über sie her und hieben und stachen auf sie ein. Solcher Dinge hatten sich die Lichtenberger nimmer versehen, sie flüchteten von den Straßen, und verrammelten sich in ihren Häusern. Doch man brach die Thüren auf, drang auf die Verhaßten ein, und schlug sie nieder. Viele blieben auf der Stelle todt, noch mehr lagen verwundet, Einige flüchteten. Aus den Häusern schallte das Krachen und Toben der Plünderer. Der Bürgermeister Proeys lag krank im Bette: der Bischof aber schickte Leute zu ihm, die mit ihren Schwertern auf ihn einhieben, daß sein Blut in's Zimmer floß. Als Sweder hörte, Proeys lebe noch, rief er in seiner Wuth: „Dann wolle er selbst hin und ihn todtstechen mit eigener Hand." Da liefen ein Paar von den Fleischhauern und andere Gesellen zu Proeys, stießen den Priester, von welchem der jammervolle Mann eben die letzte Oelung empfing, vom Bette weg, und schlugen den Bürgermeister vollends todt.

Die Schuld all der Verbrechen dieses Huldigungstages nahm der neue Bischof öffentlich auf sich, gleich als ob nur Frevler gerechte Strafe getroffen. Jetzt mußte auch Ritter Johann von Renesse, das Haupt der Lichtenberger, die Stadt verlassen, seine Freunde wurden mit ihm vertrieben, oder sie verloren ihr Bürgerrecht. Darauf zog Sweder nach Amersfort, und bereitete hier den Hoekischen ebenfalls sein Utrechter Quartier. Einige wurden todtgeschlagen, Andere flüchteten, Viele wurden regelrecht verbannt. Nachdem auch hier reine Bahn gemacht, kehrte Sweder nach Utrecht zurück, und bildete sich die zahlreiche und wohlbewaffnete Fleischhauergilde, welche Geschmack an seinen blutigen Gewaltthaten fand, zu seiner Leibgarde aus. Andere Zünfte, welche dem Bischof weniger zugethan, wurden dafür in ihren Rechten verkürzt.

Als darauf der Herzog von Burgund das Heer der Hoeks

Digitized

und der Engländer bei Brouwershaven vernichtete, und Herr über ganz Holland wurde, suchte Sweder sich durch dessen Macht und Ansehen zu stärken. Gerne ging Philipp auf das angetragene Bündniß ein, weil ihm der Pabst durch eine Bulle befohlen hatte, den Utrechter Bischof zu seinem Recht in den Stiftslanden zu verhelfen. Im Vertrage, welchen sie sieben Wochen nach der Schlacht von Brouwershaven am 8. März 1426 abgeschlossen, sicherten sie einander zu, sich bestens in ihren Unternehmungen zu unterstützen, und jeden Verkehr ihres Landes mit des Andern Feinden aufzuheben. Insbesondere gelobte Sweder, keine Zufuhr von Lebensmitteln oder Kriegszeug nach Jakobäas Städten zu dulden, und, wenn Philipp eine davon angreife, sofort vor dem Platze mit soviel Gewaffneten, als Philipp heische, zu erscheinen und ihm kriegerisch zu dienen, und zwar in eigener Person. So gestärkt und verbürgt sah Sweder nicht ein, was ihn noch hindern könne, seinen tyrannischen Gelüsten freien Lauf zu lassen.

Allein gerade auf das Unglück von Brouwershaven folgte eine Wendung der Dinge im Utrechter Lande. Die Hoeks hatten längst Philipps Plan gemerkt. Sie sahen, wie er das Gebiet, welches Jakobäa von Gouda aus beherrschte, immer enger mit Blockhäusern oder kleinen Forts umzingeln, die Wasserwege nach dem Süden Hollands ihnen verschließen wollte. In den Dortrechter Gewässern sammelte sich eine übermächtige Flotte. Nicht lange mehr, und die Raubschiffe der Hoeks, welchen der Weg über Alfen bereits versperrt war, konnten auch weder auf dem Leck, noch auf dem Yssel mehr durch. Dann waren sie von ihrem zweiten Hauptplatze, Sevenbergen, von England, von ihren letzten Freunden auf den seeländischen Inseln abgeschnitten. Eifrig richteten sie daher ihre Anstrengungen auf das Utrechter Bisthum. Dieses Land, welches ihr Gebiet als Hinterland umgab, mußten sie gewinnen, um von dorther neue Kräfte zu ziehen, und vor allen Dingen sich über die Süderse stets offenen Zugang zum Meere zu sichern. Es eilten die Häupter der Hoeks in die Städte und Burgen des Stiftslandes, und warben und wühlten,

Digitized by

bis sie neue Pläne in's Werk gerichtet hatten. Von den Lichtenbergern, welche zu ihnen geflüchtet kamen, wurden sie dabei auf das Eifrigste unterstützt. Alles was im Utrechtschen hoekische Neigungen hatte, war empört über Swebers Gewalthaten. Die Vollkraft aber einer Partei, die tief im Volke eingewurzelt ist, pflegt erst dann anzuschwellen, wenn sie des Feindes Fuß in ihrem Nacken fühlt.

Drittes Kapitel.

Gewinn des Utrechter Landes für Jakobäa.

Verfluchung des Oberstifts durch Sweder. Die Pfingstmönche. Vertreibung der Lockhorsten aus Utrecht. Sweder und die Geldernschen in Amersfort. Fehdebriefe allerseits. Bündniß zwischen Burgund und Geldern. Umzingelung von Jakobäas Gebieten. Ritter Wilhelm Bastard von Holland. Schwere Soldgelder der Holländer. Philipps Abreise. Früchte seines zweiten Feldzugs nach Holland. Volk und Geistlichkeit in Utrecht. Vorladung Swebers. Allgemeine Verbürgung gegen ihn. Eroberung von Amersfort.

Sweder hatte nur die eine Hälfte des Bisthums, das Niederstift, an sich reißen können, die andere Hälfte, nämlich die oberysselschen Städte Kampen Zwolle Deventer und die ganze Ritterschaft im Oberstift, leistete einhelligen Widerstand. Da verfluchte er sie mit fürchterlichem Fluche, und belegte Städte und Dörfer des Oberstifs mit dem Interdikte. Einige Priester fingen an, aus Gehorsam gegen den Papst ihre Kirchen zu schließen. Die Landesregierung erklärte ihnen rund heraus: „Sie hätten die Wahl, die Kirchen sofort wieder zu öffnen und Gottes-

Digitized

dienſt zu halten nach wie vor, oder auf der Stelle das Land zu meiden.“ Geiſtliche, welche weder das Eine noch das Andere thaten, wurden vertrieben. Auf einer neuen Zuſammenkunft zu Deventer beſchloſſen Städte und Ritterſchaft, alle Schlöſſer und Dörfer des Oberſtifts auf Rudolfs Herrſchaft zu ſtellen, nach Rom aber den Stiftsherrn Johann Borchgreven zu ſenden, daß er öffentlich in ihrem Namen an eine allgemeine Kirchenverſammlung appellire. Schon ließen ſich Erfolge der Thätigkeit der holländiſchen Hoeks im Niederſtifte ſpüren. Aller Orten fing man an, Waffen zu rüſten, die Gleichgeſinnten aufzuſuchen, den Haß gegen Sweder aufzuſtacheln.

Als Jakobäa mit großem Haufen Volks nach Haerlem aufbrach, begleitete ſie ein Theil der Lichtenberger, und zur ſelben Zeit begann auch Rudolf von Diepholt ſeine Unternehmungen. Er kam heimlich auf der Wulfenburg an, nur eine Stunde von Utrecht. Falſche Freunde riethen Sweder, er möge doch nicht immerfort in Utrecht wohnen, ſondern auch in Amersfort Rhenen oder Terhorſt: das werde auch die Bewohner jener Gegend für ihn günſtig ſtimmen, zudem ſei die Hofhaltung dort billiger. Der Rath gefiel ihm, und noch im Frühjahr 1426 nahm er ſeine Reſidenz in Amersfort. Nun wurde Pfingſten gefeiert, — am 19. Juni, — und die Utrechter wunderten ſich, als Nachmittags ein ganzer Haufen von Mönchen, fünfzehn an der Zahl, in's Thor und nach dem Marktplatze ritten. Allerdings ſonderbare Mönche, denn ſie trugen unter ihren Kutten Schwert und Harniſch, und ihr Probſt war der verbannte Ritter Johann von Reneſſe. Plötzlich ließen ſie die Kutten fallen, ſtellten ſich vor dem Rathhauſe auf, die blanke Wehr in der Hand. Schon eilten mit klirrenden Waffen Bürger aus allen Straßen herbei. Es waren die heimlich Verbündeten, die von dem Anſchlage wußten. Allen voran ſprengte hoch zu Roſſe daher Johann von Büren mit ſeinen Knappen. Dieſem Manne begegneten wir ſchon einmal, als er mit dem jungen Herzog den plötzlichen Einfall in Brüſſel machte, und eben noch mit blauem Auge davon kam.

Digitized by

Jetzt war er zweimal Probst, einmal in Aachen und dann in der St. Marienkirche in Utrecht, und obwohl er in Utrecht selbst auf der Bischofswahl gewesen, blieb doch seine liebste Freude das edle Waffenwerk.

Während diese Schaaren lärmend den Marktplatz erfüllten, hatten auch die Fleischhauer sich rasch unter dem Stadtbanner geschaart. Auf der Rodenbrücke setzten sie sich fest, und riefen alle Bürger auf, die des Bischofs Freunde seien. Während sie aber noch dastanden und harrten, rasselten Renesse und Büren schon die Straße herunter. Unverzagt griffen sie an, die Fleischhauer ließen das Stadtbanner fallen, und „gingen laufen." Renesse kehrte mit den Seinigen fröhlich auf den Marktplatz zurück, und mehr und mehr Bürger stellten sich zu ihm. Da überkam Alle von der Gegenpartei große Furcht Die Einen stürzten sich über die Stadtmauern hinunter, die Andern versteckten sich, und die man fing, schwuren gleich Urfehde, daß man sie nur aus der Stadt ließ. Wieder begann das allgemeine Treibjagen. Die Lockhorsten mußten alle hervor, ihre Häupter wurden verbannt, die Uebrigen mit Verlust des Bürgerrechts gestraft. Damit war es um die Utrechter Kabeljaus-Freunde geschehen.

Bischof Sweder kam wüthend von Amersfort herangeritten, sah aber nur verschlossene Thore, und hörte nicht anders, als daß sein Nebenbuhler Rudolf von Diepholt schon in der Stadt sei, von den Bürgern gar fröhlich empfangen. Sweder mußte zurückreiten. Niemals sollte er Utrechts Domthurm wiedersehen, als aus weiter Ferne. Als er wieder vor Amersfort kam, zeigten sich auch hier die Thore verschlossen, und es kostete ihm viel Mühe und gute Worte, bis die Bürger ihn nochmal einließen. Er aber dachte, als er wieder drinnen war, wenigstens aus Amersfort lasse er sich nimmermehr herausbringen, diese Stadt solle Hauptplatz seines Krieges werden. Jedoch klug, wie er war, benahm er sich vorsichtig und zurückhaltend, bis er in der Stille sein Bündniß mit Johann von Egmond und dessen Sohne, dem

Digitized

jungen Herzog von Geldern, fertig hatte. Gleich nach Abschluß desselben, gegen Ende des Juli, zog Egmond mit fünfhundert Gewaffneten aus Geldern heran. Amersfort oder die erste beste Stadt, welche sie im Utrechter Stiftslande erobern würden, sollte ihnen als Unterpfand für die Kriegskosten dienen. Aber auch die Amersforter waren vorsichtige Leute, ihre Thore flogen zu, die Fallbrücken auf, und Sweder erhielt die Erklärung: „Sie wären nicht solche Narren, daß sie in ihre Stadt fremdes Kriegsvolk einnähmen, dessen Ziel und Arbeit sie nicht wüßten." Lange Zeit warteten die Fünfhundert draußen, und als sich keine Pforte aufthun wollte, ritten alle wieder ab, und waren verschwunden.

Die Amersforter fragten lachend, wo denn all die Geldrischen so plötzlich geblieben, als hätte sie die Erde verschluckt? Sie steckten aber im Gebüsch und Röhricht der Umgegend, und hatten sich bis zu tausend Mann vermehrt. Eines Morgens in erster Frühe schlichen sie wieder näher an die Stadt. Zur selben Stunde kam Sweder, der den Anschlag eingegeben, mit großem Gefolge drinnen an's Thor geritten, und verlangte in's freie Feld, sich zu erfrischen. Es war das gerade die Zeit, wo die Mägde mit Milcheimern vor die Stadt zum Melken gingen. Sweder hielt im Thorweg an und wartete, als wenn noch Leute aus seiner Wohnung kämen, und man mußte die Pforte so lange offen halten. Spornstreichs flogen da seine Geldrischen herbei, füllten die Thoröffnung, und als sie Alle beisammen waren, drangen sie in die Stadt, und trieben sofort in die Verbannung, wer sich widersetzte. Dies war am 30. August. Nun richtete sich Sweder in Amersfort besser ein. Eilig baute er zwei große feste Blockhäuser, das eine am Hauptthor, das andere mitten in der Stadt, damit er Amersfort nicht zum zweitenmal verliere.

Alsbald schloß er Bündnisse mit seinen Blutsfreunden, den Kuilenburgs, den Egmonds, und anderen vornehmen Adelsherren in Holland und Geldern. Es schneiete Fehdebriefe an Rudolf, an seine Ritterschaft, an die Städte, kurz an Alle, die ihm anhingen, „um der Gewalt und des Unrechts willen, die sie wider

das Recht und wider den Papst dem ehrwürdigen Vater in Gott, Sweder durch Gottes Gnade Bischof von Utrecht, ihrem gnädigen Herrn, schon lange Zeit angethan." Rudolfs Anhänger waren nicht minder fleißig im Aussenden von Absagebriefen. Damit war der allseitige Bürgerkrieg in schönster Form eingeleitet. Die ritterlichen Freunde Swebers thaten sich eine Güte, rings im Stifte zu plündern zu sengen und zu brennen, und die Utrechter Bürger stellten ein fliegendes Heer auf, dessen Leute an den ritterlichen Räubern gar bald gutes Fang- und Lösegeld verdienten.

Herzog Philipp von Burgund aber, welchem das nordholländische Bauernvolk blutend zu Füßen lag, dachte auch die Utrechter scharf mitzunehmen. Gleichwie einst zu Johann von Bayern, so kamen zu ihm nach Dortrecht die geldrischen Gesandten, und am 26. September schloß er mit Herzog Arnold von Egmond, der Geldern wider den Lehnsträger des Kaisers behauptete, ein Bündniß „zur Ehre unseres lieben Herrn und der guten Maria seiner gebenedeiten Mutter, zu ihrer Beiden Ehre, und ihrer Lande Nutzen und besserem Frieden." Ihr Lebenlang wollten sie treue Freundschaft halten, gegenseitig ihren Nutzen suchen, und das Leid des Einen solle auch das Leid des Andern sein. Frau Jakob von Bayern und Brabant, ihre drei Städte Gouda Schoonhoven Oudewater, die Verbannten Hollands Seelands Frieslands, die Stadt Utrecht, und alle ihre Helfer sollten gemeinschaftliche Feinde sein. Mit sechshundert Schwergewaffneten solle Jeder dem Andern vier Wochen nach Anmahnung bereit stehen. Was erobert werde, wolle man ehrlich theilen, nach Maßstab der Leutezahl, welche dabei beschäftigt worden. Ganz besonders aber werde man das feindliche Gebiet ringsum auf allen Straßen Flüssen und Landen strenge einschließen, daß Nichts hinein und Nichts hinaus könne. Alle Zufuhr solle Jakobäa und den Utrechtern abgeschnitten sein. Der Burgunder von der einen, der geldrische Herzog von der andern Seite wollten das feindliche Gebiet so fest und wachsam rings umklammern, daß man sicher sei, es langsam auszuhungern.

Digitized by Google

Wie schwer schon früher Jakobäas Getreue darunter litten, hatte sie wiederholt in ihren Briefen nach England geklagt. Es waren von Philipp die strengsten Befehle erlassen, jeglichen Handel mit dem eingeschlossenen Gebiete einzustellen. Jetzt wurden förmlich Beamte aufgestellt, auf's Genaueste Acht zu geben, daß den Hoeks keinerlei Art von Proviant zugeführt werde. Jeder, der Waarenzüge der Art anhalte, solle gleich die Hälfte zur Belohnung haben. Die Blockhäuser wurden der Gränze möglichst nahe geschoben, und mit den sichersten und wachsamsten Leuten besetzt. Auch in dem wichtigen Platze Medenblick lag fortwährend burgundische Besatzung. Stadt und Schloß gehörte Ritter Wilhelm, Bastard von Holland, der, aus Jakobäas Geschlechte, — ein natürlicher Sohn ihres Großvaters Albrecht, — und von großem Ansehen in der Ritterschaft war, weil er den Ritterschlag sich vom Patriarchen zu Jerusalem geholt und den Sinai besucht hatte. Unähnlich seinem berühmten Bruder Adrian, dem Schultheißen von Dortrecht, der vor dieser Stadt für Jakobäa gefallen, war Ritter Wilhelm zum Burgunder übergegangen. Als die Kennemer, welche auch sein Schloß zu Medenblick kurze Zeit inne gehabt, wieder abzogen, und das ganze Land unter burgundische Herrschaft kam, hatte er sich, wahrscheinlich um nicht ebenfalls von Land und Leuten vertrieben zu werden, mit Gaesbeck und Roland von Uutkercken dahin abgefunden, daß er fünfundzwanzig Mann Gewaffnete einnahm, welche auf Kosten des Herzogs dort seitdem Jahr und Tag erhalten wurden. Seitdem er Philipp einmal Treue gelobt hatte, hielt er sie auch, und stand in hoher Achtung bei ihm.

Auf den 1. Oktober rüstete sich Philipp, nachdem er alle Städte Schlösser und neuen Blockhäuser mit Besatzungen wohl bestellt hatte, mit seinem Gefolge zu Rotterdam unter Segel zu gehen. Vor der Abreise wurden Ritterschaft Städte und das gemeine Land von Holland zu ihm entboten, und sie mußten sich dazu verstehen, daß sie sechsmonatliche Soldgelder für den Theil von burgundischen Söldnern, der auf ihre Kosten fiel, nämlich

Digitized by

für 1500 Mann 30,000 Schildthaler zahlten. Den Haupttheil seines Heeres aber unter l'Isle Adam, der jetzt in Leyden stand, sollte der Herzog selbst besolden: ohne Zweifel mußte auch diese Truppen das Land zum größten Theile selbst ernähren. Gaesbeck und l'Isle Adam waren zu Unterbefehlshabern bestellt, den Oberbefehl erhielt der vielerfahrene Roland Uutkercken. Dann reisete Philipp ab nach Brügge, wo er sein glänzendes Gefolge entließ, den Herren aber nicht vorenthielt, daß sie in weniger als drei Monaten, noch besser und zahlreicher bewehrt, sich wieder einfinden müßten.

Die ganze Frucht des zweiten holländischen Feldzuges, den Philipp mit einer Heereskraft von mehr als 20,000 Mann unternommen, der ganze Erwerb von vier Monaten schweren Mühens und Kämpfens war Nichts gewesen, als daß er die Bauern in Nordholland gedemüthigt, das Land, soweit seine Waffen reichten, durch Tödten Verbannen Armmachen von Hoeks gereinigt, und die Gebiete Jakobäas und ihrer Anhänger mit Forts und Wachen umzingelt hatte. Nachdem er so große Siege erfochten, so gründliche Racheschläge ausgetheilt hatte, besaß er von Jakobäas Landen keinen Fuß breit mehr, als seine Söldner augenblicklich besetzt hielten, er der große Herzog, wie ein König mächtig, im Kampfe mit einer Frau, die so arm war an Land und Kriegsmitteln. Nichts, als neue schwere Mühen und Feldzüge, standen vor ihm.

Kaum hatte der Burgunder den holländischen Boden wieder verlassen, als die unverzagten Hoeks sofort Alles daran setzten, das Utrechter Stift völlig zu bemeistern, und mit Sweder ein Ende zu machen. Acht Tage nach Philipps Abreise wurde Rudolf von Diepholt von den Utrechtern förmlich als Vogt und Regent angenommen. Sweder wurde dagegen jeder Gehorsam aufgekündigt, weil er das Land mit Mord Gewalt und großem Unrecht erfülle, weil er seinen Eid gebrochen, und Amersfort in des Landesfeinds Hände gebracht habe. Nun trat auch die Geistlichkeit gegen ihn auf. Er hatte den schwersten Kirchenbann über Utrecht verhängt, und den fünf Kapiteln befohlen, die vermale-

Digitized

deite Stadt zu verlassen und fortan in Wyck ter Duurstede zu hausen. Die Bürgerschaft dagegen ließ bei Glockenschlag bekannt machen: „Alle Geistlichen hätten Frieden in der Stadt: Rudolf, der Rechterwählte, habe ihnen seinen Segen und Verzeihung für Alles gewährt, was irgend einer wider ihn gefrevelt. Wer nun noch Schriften oder Botschaften von Sweders wegen hereinbringe, solle seinen Leib verlieren." Es ladete das allgemeine Kapitel Sweder vor, sich öffentlich über das, was ihm zur Last gelegt werde, in Utrecht zu verantworten. Er erklärte: „Dort erwarte ihn ja augenscheinlich Mord und Todtschlag." Da wurden ihm 100 Mann Geleite zugestanden, und als der Tag kam, an welchem er erscheinen sollte, läuteten die Glocken, daß Jedermann wisse, Sweder ziehe ein und Keiner solle ihm Leides thun. Er aber kam auch zur zweiten und dritten Vorladung nicht, und appellirte an den Pabst. Jetzt — es war am 12. Oktober 1426 — erklärte ihn das Gesammtkapitel all seiner geistlichen und weltlichen Rechte verlustig, und es verbündeten sich die Stiftsherren mit einander zu Schutz und Trutz.

Amersfort allein gehorchte noch Sweder oder vielmehr seiner geldrischen Besatzung. Die Stadt wieder zu erobern, sandte Jakobäa Hülfstruppen und Offiziere, aus dem Niederstift kam ebenfalls Zuzug, und mit ihnen und den Utrechtern lagerte sich Rudolf, während Sweder auf dem Schlosse ter Horst verweilte, vor Amersfort, und verlangte Uebergabe der Stadt. Den Amersfortern fiel nicht ein, ihren Haß gegen Sweder zu unterdrücken, und es wurde mit ihnen eine Kriegslist verabredet. In der folgenden Nacht fing ein Theil der Belagerer an, zu stürmen unter lautem Lärm und Geschrei: alle Bürger eilten dorthin, wo das Geschrei erscholl, als müßten sie Widerstand leisten. Auch das Blockhaus am Thore wurde von ihnen verlassen. Während aber die meisten Vertheidiger am einen Ende der Stadt waren, erstiegen auf der entgegengesetzten Seite die Holländer und Utrechter die Mauern, und erstürmten das Blockhaus am Thor. Seine geldrische Besatzung flüchtete nach dem inneren Fort, die

Digitized by

Hoeks hinter ihnen her, und ſie waren in ſolchem Feuer, daß ſie ihre Oberkleider abwarfen, um behender rennen zu können. Als ſie nun die Stadt gewonnen hatten und ſich nach ihren Kleidern umſahen, waren ſie nicht zu finden, und man mußte ſie öffentlich aufrufen, daß die Männer ſich wieder kleiden konnten. Das innere Fort wehrte ſich tapfer, denn es war mit geldriſchem Rittervolke beſetzt. Es half nichts mehr. Die Beſatzung ſah ſich rings umzingelt, kein Stück Brod kam hinein, nach dreitägigem Faſten hielt ſie es für das Beſte, ſich zu ergeben. Mehr als zweihundert ritterbürtige Männer wurden gefangen, unter ihnen auch Swebers Bruder, Peter von Kuilenburg. Nichts war ihnen verſichert, als der nackte Leib, der größte Schimpf für Swebers ritterliche Verbündete. Nach dieſem fröhlichem Siege huldigten auch die Amersforter Rudolf als ihrem Regenten, und das ganze Utrechter Land war nun mit den holländiſchen Hoeks zu Schutz und Trutz verbündet.

Viertes Kapitel.

Kleinkrieg zu Waſſer und zu Lande.

Jakobäas Gewinn am Utrechter Stiftslande. Amersfort und die Süderſee. Jakobäas Herrſchaftsgebiet. Seine Befeſtigung und Stromverbindungen. Lage Handel und Gewerbe von Gouda. Annehmlichkeit der Stadt. Wald und Reiherjagd. Goudaer Charakter. Ihre Fürſtentreue. Leichte Vertheidigung der Stadt. Vortheile von Jakobäas Gebiet. Große Feſtigkeit von Sevenbergen. Ritter Gerhard von Stryen. Das Reichsbanner auf ſeiner Burg. Anſtrengung der Hoeks zur See. Ausrüſtung eines Kriegsſchiffs. Seekrieg. Montecourt. Philipps Maßregeln wider Seven-

Digitized

bergen. Kaiser Sigmund an die Dortrechter. Brederode auf der Süderſee. Schlächterei in Enkhuyſen. Raubfahrten zu Lande. Sicherheitsverträge mit den Hoeks.

Für Jakobäa war jetzt ein neues Land gewonnen voll feſter Städte und ſtreitbarer Ritter und Bürger, gleichſam ein neues weites Kriegslager, und, wonach die Hoeks beſonders trachteten, eine Stellung an der Süderſee, wie ſie für den Seekrieg nicht trefflicher ſein konnte.

Dieſe Stellung zur See gewährte das ſtarke Amersfort und ſein Eemfluß. Die Stadt lag tief im Utrechter Stift an der geldriſchen Gränze. Aus ihren Mauern führte in die Süderſee die tiefe Eeme, welche an der Küſte eine prächtige Einfahrt und tiefer im Lande Buchten und Verſtecke für Kaperſchiffe darbot. In Amersfort ausgerüſtet konnten ſtündlich die Geſchwader in die See auslaufen, und überfiel ſie Feind und Sturm, raſch eine Zuflucht gewinnen. Noch zwei andere Waſſerläufe waren im Stiftslande zu ſchätzen. Die Vecht leitete aus der Süderſee von Muyden nach der Utrechter Hauptſtadt, der obere Yſſel aber war mit den alten ſchiffsreichen Handelsſtädten Kampen Zwolle Deventer und Zütphen beſetzt. Das holländiſche Gebiet, welches Jakobäa noch beherrſchte, wurde durch den Gewinn des Utrechter Stifts zehnfach im Werthe geſteigert.

Dieſes Gebiet aber, von welchem unaufhörlich die Streifſchaaren und Raubſchiffe der Hoeks ausliefen, konnte gar nicht beſſer gewählt ſein: es war eine einzige große Land- und Waſſerfeſtung. Eine Landfläche, ein paar Stunden lang und etwa halb ſo breit, war durch zwei ſtarke Ströme zum regelmäßigen Halbkreis ausgeſchnitten. Die Sehne des Bogens bildete der Leck, deſſen Lauf die feſten Städte Schoonhoven und Vyanen beſchützten. Den Bogen beſchrieb der nicht minder tiefe nnd breite Yſſelſtrom, an deſſen Ufern ſich die Städte Gouda Oudewater und Montfort ausbreiteten, alle drei zu Füßen ſtarker Burgen, die ihre Mauern und Thürme über dem Gewäſſer er-

Digitized by Google

hoben. Zu dieſen Städten gehörte eine ausgedehnte Landſchaft, der Alblaſſer Weerd, das Land von Vyanen, von der Ameyde, von Noirdeloize, von Langeraek, der Krimpener und Lopicker Weerd, welche ſämmtlich nur Jakobäa gehorchten. Die Landſchaften waren jedoch zum großen Theil Sumpf und Haide, und nur ſtellenweiſe korn- und viehreich. Jetzt, wo ſo viele Häupter der Hoeks mit ihren Kriegsleuten hier zuſammengedrängt waren, bedurfte das Gebiet um ſo mehr Zufuhr von Lebensmitteln. Dieſe ſich zu verſchaffen, war durch eine Menge kleiner Flüſſe und Kanäle erleichtert, welche es durchſchnitten, und beſonders durch die großen Ströme des Leck und Yſſel. Mündeten dieſe ſtromabwärts in die Merwede, welche zur Maas und zum Meer führte, ſo bildete ſtromaufwärts der Leck die Verbindung mit Geldern Arnheim und dem Rheine, während der Yſſel mitten aus dem Utrechter Lande kam.

Die Stadt im Hinterlande, aus deren ergiebigen Mitteln man in dieſer Stellung immer Zufuhr beziehen konnte, war die alte geldreiche Biſchofsſtadt Utrecht, — der beherrſchende Platz aber des Halbkreisgebiets blieb Gouda, an Anſehen und Volkszahl die fünfte unter den holländiſchen Städten. Gouda betrieb mancherlei Gewerbe, und einen lebhaften Handel ſowohl zur See als in's Land hinein. Die Stadt war an der Mündung der Gouwe zu beiden Seiten des Fluſſes angelegt, welcher hier ſein klares Süßwaſſer in den Yſſel ausſtrömt. Dieſer Fluß trug die größten Seeſchiffe bis in die Stadt, und auf ſeinem Tiefwaſſer hinauf ging auch lebhafte Schifffahrt bis zum alten Rhein bei Alfen. Von da öffneten ſich, wie ſchon erwähnt wurde, die Waſſerſtraßen nach Leyden und dem Haerlemer Meere. Der Seehandel der Goudaer ſtand eben damals in großer Blüthe. Ihre Schiffe gingen mit Bier Bauholz und allerlei Geſchirr nach Flandern, mit Korn- und Weinfracht kehrten ſie zurück. Beſonders gern liefen ſie auf den Häringsfang aus. Die Goudaer Thonpfeifen aber, welche zu vielen Hunderttauſenden gemacht werden, waren ſchon damals von vorzüglicher Güte. Geſucht

Digitized

war auch die feine gefärbte Goudaer Leinwand, und Obſt und Trauben von hier erſchienen auf des Fürſten Tiſch. Endlich die Hauptnahrung der Stadt war das Brauen eines in allen Niederlanden geſuchten Bieres, beſonders des ſog. Hamburger. Der Stadtadel beſtand zum größten Theil aus Bierbrauern, nach ihnen kamen die Kornhändler und Schiffsrheder.

Noch jetzt fühlt ſich, wer nach Gouda kommt, angemuthet durch das ſaubere und freundliche Ausſehen der Stadt. Auf weiten reinlichen Plätzen erheben ſich das alte zierliche Rathhaus, und die hochräumige Pfarrkirche, die ſich manchem prächtigen Dom zur Seite ſtellen darf, insbeſondere durch ihre ſchönen Glasgemälde. Durch die Straßen ſtrömt helles Waſſer, ihm ſchreibt man die geſunde Luft in Gouda zu, und — eine große Seltenheit in Holland — mit hörbarem Rauſchen ſchäumet es über Mühlwehre. Im fünfzehnten Jahrhundert beſaß die Stadt auch die Annehmlichkeit eines alten Waldes, der an ihren Mauern ſtehen geblieben, und eine Lieblingsſtätte von Reihern war, die man weit und breit an Ritter und Knappen verſchickte. Die Patrizier von Gouda waren deshalb große Jagdfreunde, ſie hielten eine Menge von Windhunden, und hatten ſeit alten Zeiten die Freiheit erworben, daß ſie rings in der Umgegend, ja ſogar in ganz Südholland, jagen durften. Ueberhaupt lernte man die Goudaer ſofort als ein Völkchen kennen, das nicht gerade nach hohen Dingen trachtete, ſich aber durch ſchlichten Frohſinn Ehrlichkeit duldſames Weſen und durch vorzügliche Anſtelligkeit im Handel und Handwerk auszeichnete, dabei neugierig war und unternehmungsluſtig. Nichts thaten die Goudaer lieber, als zur See fahren, und noch heutzutage ſind ihre kleinen Häuſer rechte Matroſenneſter.

In dieſer Stadt konnte es alſo Jakobäa, welche Jagd und grünen Wald leidenſchaftlich liebte, wohl gefallen. Hier fand ſie ſchlichte Herzenstreue, Frohſinn, und immer junge und alte Männer genug, die ſich ihren Rittern zu kühnen Fahrten anſchloſſen. Anhänglichkeit an die Erbfürſten ſchien in Gouda

einheimiſch. Die ritterlichen Grafen von Blois hatten einſt hier glänzend Hof gehalten. Als deren Gebiet an die bayeriſchen Herzoge fiel, nahmen auch dieſe Fürſten oft und gern im ſchönen Schloſſe der Blois Herberge. Stolz wies Gouda auch auf ſeinen Königshof und ſeine Kaiſerſtraße hin, die Andenken deutſcher Könige. Herrſchaftliche Beamte, welche in des Grafen Kleidern gingen, waren der Baljuw oder Oberrichter, der Schultheiß oder Unterrichter, der Rentenmeiſter oder Zins- und Steuereinnehmer, endlich der Schloßhauptmann. Auch die beiden Bürgermeiſter und die ſieben Schöffen, welche die Stadtregierung führten, ernannte der Graf. Ihnen zur Seite ſtand eine Verſammlung von zweiundfünfzig Rathsherren. In ſehr wichtigen Fällen aber trat die ganze Bürgergemeinde zuſammen und gab die Entſcheidung. Bei ſolcher Einrichtung nnd Gewohnheit war es nicht ſchwer geweſen, die Kabeljaus in Gouda auszumerzen, und unverfälſchte hoekiſche Geſinnung durch die ganze Stadt zu verbreiten. Vielleicht berechneten die klugen Bürger auch, daß unter der Flagge der Hoeks manche einträgliche Fahrt ihnen zu Theil wurde. Mit den Dortrechtern hatten ſie ohnehin einen alten Span auszufechten. Denn dieſe Großkabeljaus wollten die Goudaer Schiffe nöthigen, ihre Ladung erſt auf dem Dortrechter Markte zum Kauf auszuſtellen, ehe ſie weiter nach Flandern oder England verführt wurde.

Vorzüglich aber war es die Feſtigkeit der Stadt, was ſie den Hoeks zum Hauptquartier empfahl. Auf der einen Seite ſtrömte der breite Yſſel. Hier erhob ſich gerade empor aus dem Waſſer das ſtattliche Schloß, welches die hochfahrenden Grafen von Blois gebauet hatten. Es war für jene Zeit ein großes und herrliches Gebäude, mit fünf Eckthürmen bewehrt, und paßte trefflich zu einem Fürſtenſitz im Kriege. Auf dieſem Schloſſe hatte auch Johann von Bayern ſein Hauptquartier gehabt, als er links Leyden, rechts Utrecht bedrängte. Zu Füßen der ſchützenden Burg war ein Hafen ausgeweitet, wo die Kriegsſchiffe der Hoeks in größter Sicherheit Anker warfen. Die Stadt lag etwas

Digitized

tiefer, als die Burg, und war weit und breit von niedrigem Moor umringt, welches die meiste Zeit ganz ungangbar war. Nur ein paar schmale Dammwege führten durch die Moorbreite, für Reisige schwierig zu bereiten, und obwohl diese Dämme schon eng genug waren, so stachen die Bauern doch noch gerne die Erde davon ab. Diese wenigen und schmalen Zugänge ließen sich durch Blockhäuser Schanzen und Gräben leicht vertheidigen. Die Schleusen aber waren so eingerichtet, daß man in vierundzwanzig Stunden die Gegend rings um die Stadt unter Wasser setzen konnte. Und wäre es dennoch dem Feinde gelungen, sich zu nähern, so hatte Gouda selbst noch seine Mauern und Erdwälle, und vor den Landthoren Schießthürme, deren Vertheidiger erst außer Gefecht zu setzen, ehe man sich der Thore bemeistern konnte.

Erwägt man nun, daß Oudewater und Montfort, Schoonhoven und Vyanen nicht minder fest waren, als Gouda, und nicht minder von eifrigen und standhaften Hoeks vertheidigt, — überblickt man ferner, wie Jakobäas Halbkreisgebiet recht im Herzen des Landes lag, mitten zwischen Holland Seeland Brabant und Utrecht, da wo die Goldadern des Landes, Rhein und Maas mit ihren Zuflüssen, in's Meer strömten, und wo es nach allen Gegenden hin Wasserstraßen und Schleichwege in Menge gab: so ist leicht einzusehen, wie ganz vortrefflich es um diese große Land- und Wasserfestung der Hoeks bestellt war, und wie schwer ein Feind in sie eindringen konnte.

Die Hoeks erfreueten sich aber — neben Amersfort und Gouda — noch eines dritten Hauptplatzes, der noch viel fester war, und den Kabeljaustädten recht zum Verderben erkoren schien. Es war dies eine Stadt, welche jetzt von ihrer einstigen Macht und Blüthe tief herabgesunken ist, damals aber großen Seehandel trieb, — Sevenbergen, in gerader Richtung zwei Stunden südlich von Dortrecht, hart an der Brabanter Gränze. Heutzutage liegt der Platz ganz im Lande, zu Jakobäas Zeiten waren seine Mauern fast ringsum von tiefer Meeresfluth umspült. Und diese

Digitized by Google

Mauern hatten solche Höhe und Stärke, und waren durch mächtige Thürme, welche sie überragten, so gut gedeckt, daß Sevenbergen ein Wunder schien von unbezwingbarer Festigkeit. Zwar hatten seine Bürger schwer gelitten durch die große Sturmfluth in der St. Elisabethsnacht vor fünf Jahren. Unter den trüben Gewässern zwischen hier und Dortrecht, aus denen da und dort noch ein Kirchthurm hervorragte, lagen vergraben die Schlösser Höfe und Mühlen der Sevenberger. Allein noch immer trugen sie ihre Häupter hoch.

Auf der alten Burg in dieser Stadt gebot nun ein wahrhaftiger und vielerprobter Ritter Jakobäas, Gerhard von Stryen, der weit angesehene Erbherr von Stadt und Land Sevenbergen. Er war noch einer der halbfürstlichen Herren, welche, wie einst die Arkel Egmond Wassenaar oder die Blois zu Gouda, auf eigenherrlichem Gebiet das Wesentlichste ihrer uralten Freiheit und Ehre behauptet hatten. Gerade auf der Gränze wohnend zwischen Brabant und Holland war es ihm und seinen Vorfahren gelungen, sich von den Fürsten hüben und drüben gerade soweit fern zu halten, daß sich ihnen kein anderes Pflichtverhältniß anhängen ließ, als ein leichtes Lehnsband. Seit Jakobäa die Regierung antrat, und der Parteikrieg das Land in Flammen setzte. hatte Gerhard von Stryen auf Seite der Hoeks gekämpft, und dieser Sache große Dienste geleistet, im Rath wie im Felde. Als der wälsche Herzog in's Land rückte, und jeden Rest von unabhängiger Stellung bedrohete, beeilte sich Gerhard von Sevenbergen, förmlich und feierlich sein Gebiet unter Kaiser und Reich zu stellen. Kaiser Sigmund, der begierig jede Gelegenheit ergriff, in den Niederlanden Reichsfreie aufzustellen, hatte dem Herrn von Sevenbergen sogar das Recht bewilligt, des Reiches Banner von seiner Festung wehen zu lassen. Der Besitzer dieses Banners war ein verehrtes Kriegshaupt, seine Festung war weit und breit berühmt: hier also hatte sich eine Anzahl der kühnsten Ritter Jakobäas, Engländer wie Niederländer, gesammelt, welche sich rühmten, daß sie Keinen auf Erden fürch-

Digitized by Google

teten, denn Keiner könne Sevenbergen erobern. Von dieſer Seefeſtung ſchauete man wie von einer Warte auf alle die Schiffe, welche nach Holland oder Seeland ſegelten. Ungeheure Reichthümer, die Aernte der Kaperſchiffe, waren hier zuſammengeſchleppt.

Von ihren drei Hauptplätzen aus, Amersfort Gouda Sevenbergen, eröffneten nun die Hoeks, als ihr letztes Heer im Felde, das Bauernheer, vernichtet war, raſtloſen Kleinkrieg zu Waſſer und zu Lande. Ihr Feind hatte Geld und Soldtruppen in Fülle und gute Feldherren: nur eines fehlte ihm, kühne landeskundige Männer auf raſchen Kaperſchiffen. Die Hoeks aber wendeten ihr letztes Gut daran, große und kleine Schiffe zu kaufen, ſie mit Segel und Ruder zu raſchen Fahrten auszurüſten. Wo irgend ſie noch eine treue Gemeinde kannten, die am Waſſer lag, da regten ſie die Bauern oder Bürger an, ein Schiff fertig zu machen, und an ſeinem Bord der Fürſtin Heerfolge zu leiſten. Gerade wie ſpäter die Geuſen ſammelten ſich die hoekiſch Geſinnten in kleinen Geſellſchaften, ſchoſſen Geld und Rüſtung zuſammen, und verbanden ſich durch heilige Eide. Da wurden auf dem Hinterdeck Holzkaſtelle erbauet, Kraut Kugeln und kleine Kanonen hinein gebracht, Büchſen mit einer Miſchung von Pulver und Schwefel gefüllt, die man griechiſches Feuer nannte, Enterhaken und ſpitze eiſerne Pfähle geſchmiedet. Mit etwas Zwieback und Salzfleiſch ließ ſich lange Zeit auf dem Waſſer leben. An wohlverwahrten Plätzen am Strande wurde weiterer Proviant eingelegt, um ſeiner in Nothfällen ſicher zu ſein. Kleine Fiſcherboote ſchlichen an den Küſten umher, und hielten Wacht zwiſchen den Inſeln Sandbänken und Landzungen.

Hatten ſie von heimlichen Freunden Kundſchaft erbracht, wo ein guter Fang zu thun, ſo wurde bei Nacht und Nebel ausgefahren. Vorſichtig ſpähete man, was für Segel ſich am Horizonte blicken ließen, erkundete die Schlupfwinkel, die Untiefen, und die Nachbarſchaft von Freund und Feind. Wollte man übernachten, wurden Trompeter auf den Landſpitzen und Wächter auf den Maſtkörben ausgeſtellt. Kamen nun feindliche Schiffe

Digitized by

in Sicht, dann galt es, plötzlich mit allen Kräften darauf loszufahren. Schon aus der Ferne flogen die Pfeile, näher heran krachten die ſchweren Büchſen, Lanzen und Steine ſauſeten durch die Luft. Bord legte ſich an Bord, und man arbeitete heftig, die Schiffswände mit den eiſernen Pfählen einzuſtoßen. Oder Enterhaken wurden ausgeworfen, die Verwegenen ſprangen über die Bruſtwehr in's Feindesſchiff, und ließen die Doppeläxte und Morgenſterne Raum machen, bis das Verdeck erobert war. Kein Handelsſchiff kam zwiſchen Gouda und Sevenbergen durch, ohne daß es von den hoekiſchen Kaperern erſpäht wurde. Keine Zollſtätte Philipps war mehr vor ihnen ſicher. Bis weit nach Flandern hinunter liefen ſie Segler und Küſten an, und befrachteten mit dem Raube ihre Schleppſchiffe. Wollte man dem burgundiſchen Heer Proviant oder Kriegszeug zuführen, gleich brauchte man eine kleine Flotte von Kriegsſchiffen zum Geleite. Niemand aus Philipps Ritterſchaft durfte es wagen, allein von Flandern zum Heer, oder vom Heer nach Flandern zu reiſen. Es bedrohete ihn das Schickſal eines pikardiſchen Ritters, des Herrn Gerhard von Montecourt. Dieſer wollte ſich in einem kleinen Fahrzeug, auf welchem er höchſtens vierzig Mann hatte, durchſchleichen, wurde aber von den Sevenbergern mit all ſeinen Leuten weggekapert.

Philipp hatte ſchon im Herbſt verſucht, ſich Sevenbergens zu erwehren. Die Dortrechter, die Brieler, und andere Seeſtädte ſollten ſich mit ihren Kriegsſchiffen vor die Stadt legen, zeigten aber wenig Luſt dazu. Durch die ſtürmenden Wellen wurden die Schiffe von ihren Ankern geriſſen und bis hoch an die Mauerzinnen geſchleudert, daß ſie zerſchellten. Kaiſer Sigmund ſchrieb damals — von Ofen aus am 18. Oktober — an die Dortrechter: „Obwohl er ſie durch Brief und Botſchaft gewarnt habe, von ihm und dem h. Reich abzufallen, hätten ſie dennoch dem Herzog von Burgund gehuldigt. Und jetzt unterſtänden ſie mit demſelben ſich ſogar, ſeinen und des Reichs beſondern Diener und lieben Getreuen, Herrn Gerhard von Sevenbergen, der ſich

Digitized by

feſtiglich und getreulich zu ihm und dem Reiche halte, mit Gewalt zu nöthigen, daß er ſich unter den Burgunder ſtelle, der doch gar kein Recht zu dem Lande habe. Sie ſollten ſich vielmehr ſelbſt des Burgunders entſchlagen, ſtatt ihm zu helfen, des Reichs Getreue ungehorſam zu machen. Wenn ſie nun ihr Kriegsvolk, das ſie etwa vor Sevenbergen liegen hätten, nicht ſofort zurückzögen, ſo werde er, der Kaiſer, es ihnen mit des Reiches Kurfürſten Fürſten Herren und Städte Rath ſo gedenken, daß es ihnen vielleicht noch leid ſein werde, ſich ſo gröblich an ihren Ehren vergeſſen, ſo unredlich ſich gegen Kaiſer und Reich aufgelehnt zu haben."

Nicht tröſtlicher, als auf den ſüdlichen Gewäſſern von Holland, ſah es für die Kabeljaus in der Süderſee aus. Die Flotte, welche die Hoeks zuſammengezogen, wurde mit jedem Tage anſehnlicher. Die Grauſamkeit Philipps und ſeiner Offiziere im Kennemer Lande führte ihr täglich neue Rächer zu. Brederode, Gerhard von Zyl, und Jakobäas natürlicher Bruder, der Baſtard Eberhard, fuhren zwiſchen den Inſeln Wieringen Texel Vlieland raſtlos umher. Ihre leichten Schiffe ſtießen bald hier bald dort an's Land, die Hoeks ſprangen heraus, und überfielen die burgundiſchen Söldner und Amtleute. Sie brandſchatzten vor den Thoren der Städte, und wo ſie tiefer in's Land zogen, ſetzten ſie Amtleute ein, welche ihrer Fürſtin von Neuem Treueid und Hülfe leiſteten.

Am traurigſten erging es Enkhuyſen. Dieſer Stadt hatten die Hoeks ſchwere Rache geſchworen. Auf Frohnleichnam war die Ueberrumpelung mißlungen, zehn ihrer Freunde hatte man damals auf dem Marktplatz enthauptet, ihre Köpfe vor den Thoren aufgeſteckt. Eines Tags aber im Spätherbſt, als die Enkhuyſer Mittags gerade bei Tiſche ſaßen, kam Brederode von Wieringen unvermuthet heran, die Hoeks ſtürmten in die Stadt, in die Häuſer, riſſen die Bürger von den Tiſchen, ſchleppten ihrer mehr als Hundert auf den Marktplatz, und ſchlugen ihnen die Köpfe herunter. Es war ein gräuliches Schauſpiel, der Markt-

Digitized by

platz von Enkhuyſen ſah nur Blut Köpfe blutige Rümpfe und zechende Feinde. Die Stadt wurde bis auf die letzte Kiſte in Küche und Keller ausgeplündert. Burgunder und Kabeljaus waren außer ſich über ſolche Schandthaten. Aber vergebens ließ Philipp die Flotte der holländiſchen Städte auslaufen. Die Hoeks waren zu flink mit Segel und Ruder, nirgends konnte man ſie faſſen.

Konnte nun zur See Philipp dem Feinde wenig anhaben, ſo gab es auch zu Lande für ſeine Anhänger Schaden und Aerger genug. Kein Bürger konnte von Rotterdam nach Delft, oder von Delft nach dem Haag oder Leyden, oder von Leyden nach Haerlem, oder auch nur in die Umgegend einer Stadt eine Reiſe machen, ohne daß die Hoeks ihn niederwarfen. Ueberall lauerten ihre fliegenden Schaaren, überall hatten ſie Hehler und Zuträger. Wie fleißig auch der alte Baſtard von Lens, Lyon von Gent, Lyon von Bournonville, der Baſtard von St. Paul, und andere Bandenführer im Lande umherzogen und brandſchatzten, gegen das grimmige Sengen und Brennen der Hoeks konnten ſie nicht aufkommen. Dorfſchaften flackerten auf, Kirchen wurden geplündert, Klöſter zerſtört: unbarmherzig ſchleifte der Krieg vom Erdboden weg, was von Glück und Gebäuden noch aufrecht ſtand. Selbſt die feſten Städte mußten unaufhörlich ihre Spione im Feld und auf den Kreuzwegen liegen haben. Frauen ſchlichen ſich in Gouda ein, um zu erfahren, ob die Hoeks wieder Kriegsvolk ſammelten, und welchen Anſchlag ſie vorhätten. Die Menge der Blockhäuſer ſtand durch Geheimboten unaufhörlich in Verbindung, um ſich jegliche Nachricht mitzutheilen. Bald war hierher, bald dorthin eilig Hülfe zu ſenden, oder man zog mit ganzer Macht heraus, den Hoeks den Weg zu verlegen. Kam man zur Stelle, mußte man vielleicht erfahren, der Feind ſei längſt wieder in einer andern Gegend in Thätigkeit, habe hier oder dort ein Blockhaus erſtürmt, Häuſer eingeäſchert, Proviantzüge genommen. Oefter ſtanden plötzlich Nachts die Hoeks vor den Thoren einer Stadt, die Glocken ſtürmten, die Kriegswagen

Digitized

raſſelten über die Zugbrücken, und die Stadtkaſſe verſpürte es, wieviel in ſolchen Nächten auf Koſten des Gemeinbeſten vertrunken wurde.

In Menge verſtanden ſich kleinere Städte und offene Dorfſchaften dazu, die Plünderungen der Hoeks abzukaufen. In heimlichen Verträgen gelobten ſie der Landesfürſtin Kriegsgelder, welche ihre Hauptleute zu beſtimmten Friſten abholten. Sie verpflichteten ſich, daß das Kriegsvolk der Fürſtin jeder Zeit und unbeläſtigt kommen und kehren, Wachen aufſtellen, und ſeine Feinde angreifen könne. Philipp eiferte dagegen mit Befehlen und Drohungen. Allein wie wollte er ſeine Gebote durchführen, wenn er wiederholt und auf's Strengſte ſeine eigenen Amtleute warnen mußte, keinen Verbannten oder Flüchtigen wieder auf ſeine Güter zu laſſen? Mußte er doch Stadtgebieten, wie Heusden, vollſtändige Neutralität gewähren, nur ſolle man die Hoeks nicht hauſen und hofen!

Fünftes Kapitel.

Fall von Sevenbergen.

Große Heeresrüſtung Philipps. Menge von Geſchütz und Schiffen. Erneuerung des franzöſiſchen Waffenſtillſtands. Abſperrung der hoekiſchen Lande. Blockhäuſerkette. Blockſchiffe. Schließung der Vechte und Eeme. Beginn der Belagerung von Sevenbergen. Eine Stadt auf dem Waſſer. Die Hoeks in der Feſtung. Ihr tapferer Widerſtand. Peſt im Heer der Belagerer. Streifzüge der Hoeks von Gouda. Steuer- und Neutralitätsverträge mit ihnen. Neue Bauernbewegung in Nordholland. Pläne der Hoeks auf Amſterdam. Aufſtand im Hennegau. Eliſabeth von Görlitz. Erwerb von Luxemburg und Chiny für Philipp. Gütliche Unterhandlungen mit dem Ritter von Sevenbergen. Abweiſung von Philipps An-

Digitized by

trägen. Verstärktes Beschießen und Bestürmen der Festung. Schiffsthürme mit Fallthüren. Hunger, Gold und Verrätherei. Bedingungen der Kapitulation. Tiefe Demüthigung der Hoeks von Sevenbergen. Huldigung der Stadt. Schicksal ihres Erbherrn.

Zum viertenmal sammelte Philipp aus seinen Erblanden ein Heer gegen Holland, größer noch, als das zuletzt hieher geführte. Kein Ritter oder Oberst durfte sich entschuldigen. Es strömten, obgleich es mitten im Winter war, zusammen mit ihren Reisigen der Prinz von Oranien, der Herr von Croy, der Landesmarschall Thoulongeon, der Hofmarschall von Humbercourt, der Statthalter Roland von Uutkercken, die Herren von Salengis Lannoy Lichtenveld Viefville, und viele andere berühmte Ritter. Der größte Theil des Fußvolks bestand wieder aus Bogenschützen. Viel mehr aber, als früher, wurde schweres Geschütz ausgerüstet, und die Städte in Holland Seeland und Flandern erhielten Befehl, ihr Aeußerstes zu thun, um eine Menge großer Kriegs- und Lastschiffe aufzustellen. Niemals sah man so viel Kanonen und Schiffe beisammen, als sich im Januar 1427 vor Sevenbergen versammelten.

Denn dieser großen Stadt- und Wasserfestung, die sich ihrer Unüberwindlichkeit rühmte, sollte es diesmal gelten. Vergebens hatte Philipp sie seit Jahr und Tag blokiren lassen. Jetzt hatte er sich geschworen, von ihren Mauern nicht wegzuziehen, bis er das Reichsbanner herunter gerissen. So berühmt und gefürchtet die Festung war, so unerhört waren auch die Anstalten, welche seine Tafelrunde ausgedacht hatte, sie zu erobern. Gern erneuerte er den Waffenstillstand zwischen Burgund und dem Dauphin, obgleich des Letztern Kriegsvolk ihm plötzlich einen festen Platz weggenommen hatte. Philipp brauchte all seine Zeit und Macht, um zuerst Holland zu erobern.

Während sich aber die Flotten und Kriegsschaaren rings um Sevenbergen zusammen zogen, ließ Philipp zugleich ein anderes großes Werk ausrichten. Das gesammte Landgebiet,

Digitized by Google

welches Jakobäa diente, der Halbkreis zwiſchen Leck und Yſſel und ſein weites Utrechter Hinterland mußten derart umzingelt geſperrt und geſchloſſen werden, daß Zufuhr dorthin unmöglich, mehr aber, daß auf keinem Punkte die Hoeks mit ihrer Flotte durchbrechen konnten. Das Heer der Burgunder ſollte ſicher ſein, daß nicht, während es in den Belagerungsarbeiten ſteckte, plötzlich in ſeiner Flanke das Kriegsgeſchrei der wilden Hoeks erſchalle. Der Sieg von Brouwershaven war nur durch ſolche Maßregeln möglich geworden, Philipp wiederholte ſie jetzt in noch größerer Ausdehnung.

Die Blockhäuſer, welche er inzwiſchen hatte bauen laſſen, ter Overtocht, ter Zydwinden, und die vielen andern, erhielten ſtarke Beſatzungen. Von Muyden an der Süderſee zog ſich eine Blockhäuſerkette bis vor Schiedam und Rotterdam. Als Mittelpunkt dieſer Kette erſchienen das große und das kleine Blockhaus bei Alfen, welche durch eine Brücke verbunden und von drei Kapitäns befehligt waren. Auch an den Ufern der großen Flüſſe, am Leck am Yſſel an der Merwede, waren Blockhäuſer errichtet. Wo ſie den Stromlauf noch nicht völlig beherrſchten, wurden in Mitte der Flüſſe große Kriegsſchiffe vor Anker gelegt. Da dieſe Fahrzeuge viel Geſchütz und Mannſchaft trugen, ſo bedurfte es ungemein dicker und koſtſpieliger Ankertaue, um ſie in der Strömung feſtzuhalten.

Während nun der verbündete Herzog von Geldern es unternahm, das Utrechter Land an ſeiner Oſtſeite kriegeriſch zu umklammern, blieben noch deſſen Eingänge in die Süderſee übrig. Dieſe zu ſchließen, hatte Philipp große Anſtrengungen gemacht. Am Ausfluß der Vechte ſtanden Muyden und Weesp neu befeſtigt, und hier lag l'Isle Adam mit anſehnlicher Kriegsſtärke. Auf der Süderſee aber war eine Flotte gerüſtet, welche mit den Pikarden ſich zur Mündung der Eem begab. In den letzten Januartagen ging von dort ein Bote ab mit der Nachricht, die Flotte ſei in die Eem eingegangen. Der Bote kam zuerſt zu Roland, der inzwiſchen den Oberbefehl vor Sevenbergen führte,

Digitized by

und ſuchte dann den Herzog in Zierickſee auf; denn dieſer war bald in Holland bald in Seeland, um ſeine Anhänger anzutreiben. Er kehrte jetzt in's Lager von Sevenbergen zurück, und ließ den Angriff auf die Stadt beginnen.

Von der Land- und Waſſerſeite wurde ſie ſo eng umſchloſſen, daß ohne heftigen Zuſammenſtoß Keiner mehr herein oder heraus konnte. Sofort begannen die Scharmützel. Auch entſandte Philipp auf Land- und Waſſerwegen zahlreiche Streifſchaaren, um Hoeks, die ſich etwa nähern wollten und ihren Freunden Proviant und Kriegszeug bringen, zu vertreiben. Die Belagerten aber ſahen von ihren Mauern ein ſeltſames Schauſpiel. Auf verſchiedenen Stellen der Gewäſſer rings um die Stadt legte ſich ein Haufen von Flößen Laſt- und Kriegsſchiffen zuſammen, jedes Schiff dicht an das andere. Durch Anker und Seile wurden die Fahrzeuge befeſtigt, ſo daß ihre Verbindung Beſtand hatte. Auf den ausgedehnten Floßbreiten, die dadurch entſtanden, errichtete man Häuſer, Kochheerde mit hohen Kaminen, Speiſeſtuben, offene Hallen, Kirchen, kurz eine ganze Stadt über dem Waſſer. So prachtvoll und ſo wohnlich es nur anging, wurde Alles hergeſtellt. In des Herzogs Gemächern waren die Säulen mit Tüchern umwunden, die Wände mit goldgeſtickten Teppichen überzogen. So ſchaffte Philipp ſeinen Rittern und beſten Truppen Schutz und Wohnungen gegen Froſt und Unwetter, und ſchob zugleich ſeine Macht gegen die Thore der Stadt ſo weit vor, daß er auf den Flößen die Kanonen aufpflanzen, und mit Kugeln und Pfeilen die Stadt beſchießen konnte.

Allein das Alles blieb eine harte Arbeit und zwiſchen Eis und Schnee. Die Nordſee iſt ein wildes Waſſer. Stürme riſſen öfter die Flottentheile von ihren Ankern, und warfen Schiffe und Häuſer krachend und zerſchellt gegen die Mauern. Die Geſchütze ſetzten allerdings der Stadt heftig zu, jedoch auch der Herr von Sevenbergen hatte ſich vorgeſehen. Tüchtige Männer waren bei ihm verſammelt, Florenz und Johann von Heemſtede, Johann von Oſtende, Dietrich von Sandvoorſt, Peter von Botland, und

Digitized

noch ein Dutzend andere hoekiſche Edelleute. Sie hatten verſuchtes Kriegsvolk eingenommen, darunter deutſche Reiter, und ſich mit allem Nöthigen wohl verſehen. Niemals wurden ſie müde, kraftvolle Ausfälle zu machen, und der Sieg war eben ſo häufig bei ihnen, als auf Seiten des Feindes. So nahe auch Geſchütz und Kriegsmaſchinen gegen die Stadt vorrückten, ſo unaufhörlich ſie die Thore bearbeiteten, Sevenbergen ſtand unüberwindlich. Die Belagerung zog ſich von Woche zu Woche, und ſchon von einem Monat in den andern. In Folge der harten Arbeiten mitten im Winter brachen im Heer der Belagerer peſtartige Krankheiten aus, welche ſelbſt in den Reihen der vornehmen Burgunder wütheten. Auch der Hofmarſchall Humbercourt wurde ihr Opfer. Hätte Philipp, wie vor Dortrecht Jakobäa, bloß die gewöhnlichen Landesaufgebote zu Befehl gehabt, längſt wären ſie heimgezogen. Seine Söldner und Ritter aber waren in anderer Kriegsſchule groß geworden. Auch die holländiſche Flotte durfte nicht daran denken abzuziehen, Philipp wußte ſie feſtzuhalten. Er gebot hier ja, wie ein Fürſt im eigenen Lande. Im Lager ſelbſt hielt er Landtag, zu welchem die Räthe und Abgeordneten aller Städte erſcheinen mußten.

Unterdeſſen waren die Hoeks in Gouda und im Utrechtſchen nicht müßig. Trotz aller burgundiſchen Forts und Blockſchiffe ſtreiften ihre Schaaren bis vor die Thore der Großſtädte. Ganz Holland war wie in ein Raublager verwandelt. Philipp ſchrieb aus dem Lager im März an ſeine Amtleute in Holland der Städte Klagen: „daß man niemals in Sicherheit fahren noch kehren könne auf irgend einer Straße, nicht im ganzen Lande, nicht von einer Stadt zur andern, nicht in der Umgegend, weil ſeine Feinde und Verbannten zu allen Zeiten dort umher im Hinterhalte lägen, und Wachen aufſtellten auf ſeine guten Leute, um ſie niederzuwerfen, zu ſchlagen und zu fangen, wodurch ſie verderblich beſchädigt würden.“ Immer mehr Gemeinden ſchloſſen Steuer- und Sicherheitsverträge mit Jakobäa, ſei es aus geheimer Anhänglichkeit an die Landesfürſtin, oder

Digitized by

um ſich Schutz vor dem Wüthen ihrer Kriegsvölker zu erkaufen. Philipp ſandte aus dem Lager Befehle: in allen Pfarrkirchen ſolle verkündigt werden, daß Leib und Gut verliere, wer etwas an ſeine Feinde ſteuere. Drohend verlangte er die Namen der Ortſchaften zu wiſſen, welche Sicherheitsverträge mit den Hoeks abſchlöſſen.

Um dieſe Verträge, welche ihm zum Hohn und den Hoeks zum größten Nutzen gereichten, abzuwenden, beſtätigte er lieber ſelbſt die Neutralität, welche die Einwohner von Gorkum Woerden und andere Städte und Landſchaften, die rings um Jakobäas Gebiete gelegen waren, ja ſelbſt das mächtige Dortrecht, mit Gouda Schoonhoven und den übrigen Städten der Hoeks eingingen. Es war dies das einzige Mittel, um noch einigermaßen Handel und Verkehr aufrecht zu halten.

Die Kennemer weigerten ſich ſchon im Februar, all die rückſtändigen Bußgelder, welche ſie noch ſchuldig waren, zu entrichten. Philipp mußte eine neue ſchreckliche Bauernerhebung fürchten. Er beeilte ſich, von Sevenbergen aus den Prinzen von Oranien und l'Isle Adam mit einer ſtarken Heeresmacht nach Haerlem zu ſchicken, und ſchrieb den Kennemern: „dieſe Beiden hätten Befehl, ihr ganzes Land mit Schwert und Brand zu verwüſten, wenn man ihnen nicht ſofort Beamte und Begüterte nach Haerlem ſchicke, um ſich wegen der rückſtändigen Gelder abzufinden.“

Jakobäa ſandte unterdeſſen von Neuem ihre offenen Briefe an Ritterſchaft Städte und Gemeinden, ſie bei ihrer Ehre und Treue zu mahnen, von dem Fremden abzulaſſen und ihrer rechten Landesfürſtin beizuſtehen. Zugleich aber ſammelte ſie ihre ganze Macht und beſchloß, raſch auf Amſterdam loszugehen. Roland von Uutkercken erhielt Kundſchaft davon. Seine Eilboten flogen nach Dortrecht Haerlem Amſterdam und zu den Kapitäns in den Blockhäuſern: Alles ſolle Wache ſtehen, die Hoeks hätten einen großen Kriegszug vor nach Amſterdam.

Gelang es hier, die Unternehmungen der Hoeks zu hindern,

Digitized

ſo mußte Philipp ſeine Verbündeten im Nordoſten, den Biſchof Sweder und den Herzog von Geldern, einſtweilen preisgeben. Er konnte ihnen nicht helfen. Der Poſtulat Diepholt bemeiſterte ſich der letzten feindlichen Burgen im Stiftslande, Sweder beſaß nur noch Terhorſt. Aber auch dieſe Burg mußte er im Februar den Geldernſchen einräumen, weil er ſelbſt ſie nicht mehr halten konnte. Jakobäa hatte ſich am 14. März mit dem Poſtulaten und den Utrechtern förmlich verbündet: was ſie in Holland eroberten, ſollte an Jakobäa fallen, was den Geldernſchen entriſſen würde, an Diepholt. Am ſelben Tage erließen der Poſtulat, Montfort, Langeraek, und andere hoekiſche Herren ihre Abſage an den Herzog von Geldern. Mit ihnen verbündeten ſich der Graf von Diepholt und mehr als zwanzig Edelleute im Münſterlande. Schon begannen die verwüſtenden Einfälle in's Geldernland; namentlich die Veluve, welche zwiſchen Ober- und Niederſtift lag, wurde von beiden Seiten ſchrecklich mitgenommen.

Philipp wußte nur zu wohl, welchen Beweis der Schwäche er gebe, wenn er jetzt beſiegt von Sevenbergen abziehe, wie Johann von Brabant von Schoonhoven. Eine einzige Niederlage, — und all ſeine Eroberungen ſtanden wieder in Frage. Denn ſelbſt aus dem Hennegau hörte er nicht wenig Bedenkliches. Auch dort wurde ein Aufſtand vorbereitet. Ein Streich war geführt gegen Leben und Freiheit ſeines Vetters von Brabant. Schon hatten Jakobäas natürlicher Bruder, Ritter Ludwig, und ſein Verbündeter, der engliſche Ritter Johann Blondel, auf eigene Hand Krieg mit Burgund eröffnet.

Während Philipp Vorkehrungen traf, der Städte Ath und Quesnoy, welche mit ſeinen Feinden im Einverſtändniß waren, ſich beſſer zu verſichern, ſeine Beſatzungen und feſten Plätze im Hennegau zu verſtärken, der alten Herzogin aber, die mit ihrer Tochter Jakobäa heimlich Pläne ſpann und Kriegsvolk rüſtete, die Freude zu verderben, griff er im Lager vor Sevenbergen zu anderen Mitteln, als Kriegsgewalt. Der franzöſiſche Krieg aber ſchien ihm ganz gleichgültig geworden. Er ließ mit dem Dauphin

längern Waffenstillstand verhandeln, um alle Hände für Sevenbergen frei zu haben.

Schon hatten seine Unterhändler einen großen Gewinn gemacht. Die Wittwe von seinem und Jakobäas Oheim Johann von Bayern, die einst vielumfreiete Elisabeth von Görlitz, kam zu ihm in's Lager, und verschrieb ihm all ihre Länder. Diese reiche Fürstin, welche in dem Rufe starb, daß sie das Ihrige verthan und eine Buhlerin gewesen, war immer Geldes bedürftig und von Schulden bedrückt. Sie hatte alle Kleinode und fahrende Habe ihres letzten Gemahls an sich gebracht, obgleich nach dessen Testament Philipp der Erbe war. Jetzt übertrug sie ihm durch Vertrag vom 14. März auf den Fall, daß sie ohne Leibeserben sterbe, nicht bloß all ihre reichen Leibzuchtsländer in Holland, — Voorne mit Briel, Arkel mit Gorkum Lederdam und v. d. Leede, — sondern auch all ihre Rechte an den Grafschaften Luxemburg und Chiny, die sie von ihrem Oheim König Wenzel als Pfand für ihre Ausstattung erhalten hatte. Schon jetzt aber sollte in Luxemburg und Chiny die burgundische Regierung anfangen, nur behielt sich die Fürstin die öffentlichen Einkünfte vor, sowie das gewinnreiche Recht, Aemter und Lehen zu vergeben. Philipp übernahm dafür den größten Theil ihrer Schulden, versprach, sie im ruhigen Besitz von ihres Mannes Habe und Schätzen zu lassen, und zahlte ihr fortan ein Jahrgeld von dreitausend Schildthalern.

Auch mit dem Herrn von Sevenbergen hoffte Philipp sich für gutes Geld gütlich abzufinden. Nicht Ergebung forderte er, nur Neutralität, nur daß der große Raubkrieg vor den Thoren Dortrechts aufhöre. Einige mit dem Ritter Gerhard befreundete Edelleute mußten zunächst einen Waffenstillstand vermitteln. Dann unterhandelten Gaesbeck, welcher sein Vetter war, und Mehrere der vornehmsten Burgunder lange Zeit. Allein der freie Herr von Sevenbergen wollte sich auf nichts einlassen. Philipp ließ ihm endlich große Geldsummen bieten, wenn er nur das Einzige zugestehe, daß er neutral bleiben wolle. Ja, es sollte ihm sogar

Digitized

freiſtehen, im Falle es zum offenen Kampfe zwiſchen Jakobäa und dem Herzoge komme, auch dann noch zu wählen, ob er mit den Waffen auf die eine oder andere Seite trete. Selbſt dieſes Anerbieten wies der treue Mann zurück: nimmer wollte er thatlos zuſchauen, wie der Burgunder ohne Feldſchlacht die edle Fürſtin mit ſeiner Uebermacht langſam umzingele und erdrücke.

Philipp war über die Zurückweiſung ſeines Goldes und ſeiner Anträge tief erbittert. Jetzt bot er das Aeußerſte auf, koſte es was es wolle, Sevenbergen zu bezwingen. Härter wurde die Feſtung umſchloſſen, eifriger beſtürmt. Aus allen Geſchützen und Kriegsmaſchinen hagelten Tag und Nacht die Geſchoſſe auf die unglückliche Stadt, und verwandelten Häuſer und Straßen in Schutthaufen. Vom Anfang des Aprils an verließ Philipp das Belagerungsheer nicht wieder. Hatte nun ſchon ſeine Stadt auf dem Waſſer Verwunderung erregt, ſo erſchienen noch unerhörter ſeine neuen Anſtalten. Es wurden hölzerne Belagerungsthürme gebauet, auf Schiffe geſetzt, und hoch an ſtarken Maſten befeſtigt. Mit Hülfe kleiner Schnellſegler, ſo viel nur Segel und Ruder leiſten wollten, fuhr man die Schiffsungethüme an den Feind heran, und während die Beſatzung Feuer und Kugeln, Pfeile und Wurfſpieße ſchleuderte, ſuchte ſie von ihrer Höhe Fallbrücken auf die Mauern nieder zu laſſen. Doch auch dieſe neue Art alter Belagerungskunſt hatte geringen Erfolg, wahrſcheinlich, weil ſelbſt der reiche Burgunder nicht viele Schiffsthürme auf einmal im Gefecht haben konnte. Schrecken konnten ſie verbreiten, weil ſie kund gaben, was Alles noch die Belagerer unternehmen würden.

Die Hoeks unterdeſſen ſammelten ihre Kräfte zu einem Ausfalle in Maſſe. Der Feind erhielt Kenntniß davon. Ein blutiger Zuſammenſtoß folgte, ein grimmiger Kampf. Auf burgundiſcher Seite fielen Dietrich Gheerboden, der Baſtard von Maldeghem, und noch drei oder vier hervorragende Männer: doch den größten Verluſt hatten die Belagerten.

Allmählig aber begann der Hunger den Belagerten zuzuſetzen, und die Bürger wurden unmuthig. Faſt ein Vierteljahr lang hatten

die Sevenberger nicht die mindeſte Zufuhr bekommen, was kaum zu denken war, da ſelten eine ſo große Stadt jemals ſo lange eng umſchloſſen blieb. Die Beharrlichſten in Philipps Lager ließen die Hoffnung fahren, daß ihr Heer jemals das Innere von Sevenbergen zu ſehen bekomme. Man rechnete, dieſe Belagerung habe ſchon Millionen Goldthaler an Koſten verſchlungen. Philipp ſcherzte von der Belagerung Trojas, die zehn Jahre gedauert, und daß die Burgunder, als ſie unter Brennus Führung auf Rom marſchirten, die Stadt auch nicht auf einmal gewannen. Insgeheim aber ließ er es nicht an Geld und Ränken fehlen, um ſich unter den belagerten Bürgern eine Partei zu machen. Sie hatten früher reichlichen Proviant auf die Burg geliefert, und verlangten jetzt davon in ihrer Noth. Herr Gerhard dachte jedoch mit Proviant zu ſparen bis auf's Aeußerſte. Vergebens beſtürmten ſie ihn, „ſie könnten die Schrecken einer ſolchen Belagerung nicht mehr ertragen, die ganze Stadt müſſe verderben, beſſere und rühmlichere Bedingungen, als Philipp ihm angeboten, könnte er ja nimmer wünſchen.“ Der Ritter von Sevenbergen blieb unbewegt. Noch immer hoffte er auf Entſatz von Deutſchland her. Er konnte ſich in die Vorſtellung gar nicht finden, daß er, ein reichsfreier Herr uralten deutſchen Adels, vor einem wälſchen Fürſten ſollte zu Grunde gehn! Kaiſer Sigmund aber konnte wieder nichts ſchicken, als Briefe auf Briefe, worin er den benachbarten Fürſten und Städten befahl, dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen. Wie großen Schall aber machten noch kaiſerliche Briefe, wo man nichts mehr hörte, als burgundiſche Kanonen?

Das fürchterliche raſtloſe Beſchießen der Stadt, der nagende Hunger, und burgundiſche Beſtechung dazu und Verrätherei brachten die Feſtung endlich zum Falle. Die Bürger machten heimlich ihren Vertrag mit dem Herzog, und ſagten ihrem Erbherrn die Treue auf. Verrathen und bedrängt von ſeinen Unterthanen mußte der Herr von Sevenbergen die Schlüſſel übergeben. Vierzehn Wochen hatte er eine unerhörte Belagerung ausgehalten gegen die ganze Macht der Burgunder und holländiſchen Groß-

Digitized

ſtädte. Nicht der Feind, nur der Verrath in ſeinen eigenen Mauern brach ſeinen Widerſtand.

Jetzt aber lauteten Philipps Bedingungen anders:

„Erſtens: Der Herr von Sevenbergen übergibt in des Herzogs Hände Stadt Burg und Gebietsherrſchaft von Sevenbergen.

Zweitens: Er und alle Edelleute, welche mit ihm in Stadt und Schloß, ergeben ſich in des Herzogs Gnade, vorbehalten Leib und Leben, und gehen nach Lille in's Gefängniß in einer oder mehreren Herbergen, wie man ſie ihnen anweiſt.

Drittens: Der Herr von Sevenbergen, die Edelleute, und auch die andern Fremden überliefern dem Herzog all ihre Kanonen Pulver Steinkugeln Fuß- und Handbogen Pfeile Schlepp- und andere Schiffe und ſämmtliches Kriegszeug und was dazu gehört.

Viertens: Die Fremden, nämlich die kleinen Geſellen, können abreiſen, wenn ſie Urfehde leiſten, wie Brauch iſt, d. h. ſie ſollen ſchwören, niemals Waffen zu tragen oder irgend etwas zu thun wider den Herzog und alle ſeine jetzigen und künftigen Lande und Leute.

Fünftens: Alle, welche von des Herzogs Seite in Sevenbergen gefangen liegen, in der Hand oder Macht Eines des Vorbeſagten ſich befinden, werden frei ohne Löſegeld.

Sechstens: Die Bürger Anſäſſigen und Einwohner von Sevenbergen leiſten dem Herzog Huldigung und Empfang als ihrem rechten Landesherrn, und damit iſt alles abgethan und verziehen, was ſie oder der Herr von Sevenbergen und ſeine Genoſſen oder ihre Leute gegen ihn und gegen Land und Leute von Holland und Seeland Uebeles gethan.“

Nackt und bloß alſo mußte der mächtige Herr von Sevenbergen ſein Land und ſeine Leute verlaſſen. Noch eine andere feierliche Demüthigung blieb ihm nicht erſpart. Sein Zeitalter wollte Alles ſymboliſch ausgedrückt haben, damit ein Ereigniß in's Gewiſſen und Denken der Menſchen leibhaft eintrete, und

Philipp war auch nicht der Mann, dergleichen ſeinen Feinden zu erlaſſen. Am 11. April kam ein langer Trauerzug von der Burg herunter. An der Spitze ging der Herr von Sevenbergen, ihm folgten die hoekiſchen Edelleute. Sie waren ſämmtlich ohne Schmuck und Waffen, im einfachen Wams, ohne alle Habe. Sie trugen einen Strick um den Hals: dies war das Zeichen, daß ihr Leben von des Siegers Gnade geſchenkt ſei. Philipp aber ſaß in ſeinem fürſtlichen Glanze, umgeben von Rittern und Herren und wogender Volksmenge. Die Gefangenen thaten, wie es Brauch war, vor ihm einen Fußfall, und der Sevenberger ſprach die Worte, welche man noch ziemlich glimpflich vereinbart hatte. Die Formel lautete: „Hochwohlgeborener Fürſt, gnädiger Herr! Ich habe gefrevelt gegen Euere Gnade und Eure Lande und Unterſaſſen. Deshalb komme ich in Euere Gnade, und übergebe ſelbſt mich Euch gefangen, und übertrage und überliefere Euerer Gnade meine Stadt Schloß Land Herrlichkeit und Unterſaſſen von Sevenbergen mit allem, was dazu gehört, ausgenommen meinen Leib, und bitte demüthig Euere Gnade, daß ſie alles vergeben wolle mir und den Rittern und Knappen, die mit uns geweſen und in's Gefängniß gehen und Eurer Gnade Beſtimmung erwarten.“ Und damit begaben ſich die hoekiſchen Herren in die Gefangenſchaft.

Alſo geſchah am 11. April 1427. Am 12. ſchwuren „die kleinen Geſellen“, und zogen ab mit Harniſch und Habe. Am 13. ſah der Herr von Sevenbergen ſeine ſchöne Stadt zum letztenmale, und zog mit den übrigen Edelleuten und ihren Weibern in die Gefangenſchaft nach Lille. Die Sieger freueten ſich der großen Schätze, welche die Hoeks ſeit Jahren in die große Raubſtätte eingeſchleppt hatten. Am 14. leiſteten die Bürger dem Herzog den Huldigungseid, „daß ſie ihn erblich und ewig als ihren rechten Landesherrn halten, und Stadt und Schloß für ihn gegen Jeden, wer es auch ſei, getreu bewahren wollten.“ Sie empfingen darauf von ihm den Fürſteneid, daß er ſich gegen ſie verhalten wolle als ein treuer Fürſt gegen ſeine Unterthanen.

Eilends aber erfüllte Philipp Stadt und Schloß mit seinen Soldaten, und setzte Croy als Befehlshaber ein, damit fortan die wichtige Stellung, welche die Wasserstraßen beherrschte, seinen Händen nicht wieder entschlüpfte.

So war nun auch Sevenbergen burgundisch, und sein früherer Herr hatte in zehnjähriger Gefangenschaft Muße, darüber nachzudenken, daß die Zeiten sich doch wirklich geändert, daß nicht mehr des Kaisers und Reiches Recht gelte, sondern Macht und Wille der Fürsten, welche die Länder zusammenschlugen und die kleinen Herren erdrückten. Lille war Philipps Hauptkastell, hinter dessen Mauern er seine Gefangenen so lange festhielt, bis sie mürbe waren und nicht mehr schaden konnten. Erst als Jakobäa gestorben, ließ er ihre tapferen Ritter los, nachdem sie Urfehde geleistet. Der ehemals so hoch angesehene Herr von Stadt und Land Sevenbergen wanderte davon, den Stecken in der Hand. Er starb zu Kaiserswöhrt am Rhein in Armuth und Elend. Oefter hörte man ihn sagen: „Herzog Philipp habe ihm seine Bedingungen nicht gehalten.“ Wahrscheinlich hatte er außer jener öffentlichen Kapitulation noch geheime Zusagen bekommen. Sonst würde sich dieser Mann mit den hoekischen Edelleuten wohl nicht in einer Art unterworfen haben, welche ihnen ja Nichts versicherte, als das nackte Leben im Kerker.

Sechstes Kapitel.

Tod Johanns von Brabant.

Philipps Heereszug nach Utrecht aufgegeben. Johann von Brabant. Universität Löwen. Philipp und die Brabanter Stände. Gefährliches Dachsgraben. Heimliche Rüstungen im Hennegau. Bastard Ludwig von

Digitized by

image
not
available

fand er jetzt auch Geschmack an den sanften Künsten des Friedens. Er gesellte sich zu einer Brüsseler Genossenschaft von Meistersängern, welche sich „das Buch“ nannte, und ging auf Anregung des Grafen Engelbert von Nassau damit um, in Brüssel eine Universität zu stiften, damit die Studenten aus den Niederlanden nicht mehr nach Paris und Orleans, nach Köln und Erfurt zu gehen brauchten. Doch der rauhe Sinn der Bürgerschaft verschmähete die Universität. Die Brüsseler hatten einst genug unter der Zügellosigkeit des Hoflebens gelitten. Jetzt wo sie das Regiment ihrer Stadt wieder erobert hatten, erklärten sie dem Herzog rund heraus: Zucht und Sitte ihrer Töchter sei ihnen lieber, als das Geld der Studenten sammt der Wissenschaft ihrer Professoren. Von den Brüsselern zurückgewiesen, wurde nun die Universität zu Löwen gegründet, in der alten stillen Herzogsstadt, wo die Gelehrten und ihre Schüler auch schönere Muße fanden, als in dem unruhigen Brüssel. Pabst Martin V. ertheilte für die Löwener Hochschule dieselbe Bulle, wie für Leipzig Köln Wien Padua und Merseburg, und am 2. Oktober 1426 hatte Herzog Johann endlich die Freude, in feierlicher Versammlung dem Rektor das hohe und niedere Gericht über die gesammte Universitätsgenossenschaft zu verleihen, den Professoren aber ihre Lehrstühle in drei Fakultäten — der Rechte, der Medizin, der freien Künste — zu übergeben. Ein Ausschreiben an alle Könige Kurfürsten Bischöfe und Fürsten der Christenheit gab ihnen Kenntniß von dieser Stiftung, und fügte die Bitte hinzu, die neue Universität in ihren Landen zu verkünden.

In Staatsgeschäften fügte sich Johann folgsam dem Grafen von Nassau und den Landständen. Sie merkten eifersüchtig auf den Einfluß des Herzogs von Burgund, und vereitelten ihm jede Anstrengung, wenn er aus Brabant eine nennenswerthe Kriegshülfe ziehen wollte. Innerlich jedoch blieb ihr Fürst abhängig von seinem energischen Vetter von Burgund. Philipps Einwirkung war es auch zuzuschreiben, daß Johann ihm freie Hand ließ in Jakobäas Landen, und daß man noch immer ihrer Mutter

Digitized by

die geraubten Witthumsgüter vorenthielt. Die Hoffnung, ihr Vermögen wieder zu bekommen, sollte die alte Herzogin Margaretha hindern, mit ihren großen Geldmitteln der Tochter beizustehen. Ein arger Vorfall erinnerte plötzlich den Brabanter Herzog, daß man ihn von jener Seite nicht ungefährdet lasse.

Zu Anfang des Dezembers, als Philipps Heer sich vor Sevenbergen sammelte, belustigte sich der Brabanter Fürst im schönen Walde von Soignies mit Graben des Dachses. Dergleichen war seine Freude. Man schickt den Hund in den Bau des Thieres. Auf der Stelle, wo er im Innern der Erde den Dachs anbellt, wird von oben her solange hineingegraben, bis das kleine Wild gefaßt wird. Entspringt es, muß man mit Hunden oder Geschossen zu seiner Jagd bereit stehen. Während der Herzog eifrig dabei beschäftigt war, fiel es den Leuten seines Gefolges auf, daß zwischen den Bäumen sich zwei fremde Männer zeigten. Man griff nach ihnen. Der Eine entsprang, der Andere erwies sich als ein Hennegauer Kriegsmann aus der Gegend von Ath, Johann Chevalier von Maesfeld. Da er sein verdächtiges Warten hinter den Bäumen nicht genügend erklären konnte, so führte man ihn nach Brüssel und nahm ihn in Untersuchung.

Seine Aussage lautete: „Er habe in der Schlacht bei Brouwershaven gegen die Burgunder und Kabeljaus gefochten, sei aber von Ritter Johann von Vilain zum Gefangenen gemacht. Dieser habe ihm lange auf seiner Burg zur Sterebeke festgehalten, und ihn endlich nur deshalb freies Geleit gewährt, damit er ein Lösegeld von zweihundert Kronen aufbringe. Darum sei er in seine Heimath zurückgekehrt, und habe sein väterlich Gut verkauft. Nun wolle der Käufer nicht zahlen und rede sich damit aus, der Hennegauer Großrichter habe, weil Chevalier ein erklärter Anhänger der vertriebenen Fürstin sei, die Kaufgelder mit Beschlag gelegt. Das sei der Grund, weshalb er an den Brabanter Hof gekommen: er habe einen befreundeten Ritter aufsuchen wollen, der bei dem Herzoge, welcher ja auch im Hennegau

fürſtliche Gewalt ausübe, ein Flirwort einlege, damit der Kaufgelder-Arreſt aufgehoben werde. Seinen entſprungenen Gefährten aber kenne er nicht weiter, als daß es ein gewiſſer Peterken aus dem Limburgiſchen ſei. Er habe ihn unterwegs getroffen und mitgenommen, weil er ſelbſt des Weges und der Landesſprache unkundig."

Dieſe Ausrede ſchien wenig glaublich, und man erwiederte ihm: „Als des Herzogs Feind habe er allerdings ſein Gut verwirkt, das habe er längſt gewußt, und werde wohl nicht ſelbſt kommen, um anzugeben, bei wem es ſei." Der Henker brachte nun die Folter herbei. Anfangs hielt Chevalier ſie aus, und ſchrie nur immer: „Man ſolle ihm lieber das Haupt abſchlagen, er und ſein Gefährte ſeien weder Räuber noch Mörder, ſie hätten nicht einmal Meſſer bei ſich geführt." Allein die Furcht vor weiteren Qualen entriß ihm nach und nach weitere Bekenntniſſe. Wollte er zu bekennen aufhören, ſo ließen die Richter ihn wieder peinigen. Dies dauerte vier Tage lang, und ſo folterte man nach und nach aus ihm ein Geſtändniß heraus, welches er ſchließlich in Gegenwart von Räthen und Landſtänden aus Brabant und Burgund ablegte. Es war folgendes:

„Der Fürſtin Mutter, die alte Herzogin im Hennegau, und ihre Freunde ſeien in großen Rüſtungen begriffen. Boten ſchlichen hin und her zwiſchen dort und Holland. Auch ſtänden ſie im Einverſtändniß mit zwei Rittern: der Eine ſei Jakobäas natürlicher Bruder, Ludwig von Bayern, derſelbe, welcher mit ſeinem wilden Bruder Eberhard einſt den Schatzmeiſter von Brabant, Wilhelm v. d. Berge, erſchlagen, und der Andere ſei ein Engländer, Johann Blondel. Ritter Ludwigs feſtes Schloß Escaudeuvre liege hart an der Hennegauer Gränze im Bisthum Cambray, deſſen Biſchof bekanntlich einer der vorzüglichſten Parteigänger Burgunds. Von dieſer Burg aus mache man fleißig Streifzüge auf Herzog Philipps Anhänger und Unterthanen, und ſchleppe Beute und Gefangene weg. Ritter Johann ſei mit wenigen Geſellen an Malmaiſon, des Biſchofs beſte Burg, herangeſchlichen.

In dunkler Nacht hätten sie den Graben durchwatet, auf Leitern die äußere Mauer erstiegen, und Stellung genommen an der Zugbrücke des inneren Burghofs. Sobald der Thorwart am frühen Morgen die Brücke niedergelassen, wären die Verwegenen hineingestürmt, der Thorwart sei auf der Stelle erschlagen, der Kommandant im Bett ergriffen, die Burg genommen. Da seien Blondel Söldner genug zugeströmt, mit denen er weit und breit das Land brandschatze, selbst von dem burgundischen Kriegsvolke nähmen viele an den fetten Raubzügen Theil." Blondel erklärte später: er habe Malmaison nur als Pfand angenommen, und seine Raubfahrten bloß deshalb angestellt, damit die Herzoge von Bedford und Burgund ihn mit dem englischen Könige versöhnten, und er seine Güter in England wieder erhalte. Dergleichen war Brauch in jenen Zeiten, wo die Gerichte so unbehülflich waren, wie ihre Ergänzung durch das Fehderecht.

Chevalier erzählte ferner: „Die alte Herzogin habe auf ihrem Schloß zu Quesnoy 120 Kriegsknechte zu Fuß und zwischen 40 bis 50 zu Pferde. Jede Nacht gehe ein Hauptmann heimlich auf Schau, wie man eine benachbarte Feste überrumpeln könne. Schon hätten sich die Städte Quesnoy und Ath unter einander verpflichtet, wenn es Krieg gebe, keinem Andern als der Fürstin beizustehen. Auch sollten ihr Eberhard von Mercken und zwei andere Edelleute fünfhundert Reiter zuführen. Man habe den Plan gehabt, nach Allerheiligen loszubrechen, und rasch den Herrn von Enghien und andere Adelige von der burgundischen Partei mit Fehde überziehen. Auch sei verabredet, sobald der ältere Herr von Enghien nach der Abtei St. Ghislain komme, wolle man über seine Stadt herfallen, ihn selbst aber aus dem Kloster holen. Für Lösegeld solle er dann nicht mehr sorgen, denn auf der Stelle müsse er sterben. Es seien bereits vier starke Pfähle mit Eisenspitzen gemacht, um Enghiens Kammer, wenn er in St. Ghislain Herberge nehme, einzustoßen." Als Herzog Philipp von diesen Geständnissen Kunde erhielt, beeilte er

ſich, nach St. Ghislain mehr Soldaten zu ſchicken, und die Feſtungswerke noch dauerhafter zu machen.

Den Anſchlag auf Herzog Johann geſtand Chevalier zuletzt. Auf ſeinen Gängen, um das Löſegeld zu ſammeln, kam er auch nach Quesnoy zur Herzogin-Wittwe. Am St. Andreasabend, als ſie gerade zum Händewaſchen und Abendeſſen gehen wollte, ſagte ſie zu ihm in Gegenwart des Herrn von Binchy: „Ob er nicht nach Brabant gehen und auskundſchaften wolle, in welcher Weiſe ihr Neffe, der Herzog, gewöhnlich auf die Jagd ziehe, zu Fuß oder zu Pferde, bewaffnet oder nicht, und mit wieviel Begleitern? Ein gewiſſer Peterken ſolle ihr das überbringen, während er wieder auf der Sterebeke bei Frau von Vilain bleibe.“ Der Auftrag war ihm gar nicht recht, die Fürſtin aber drang in ihn mit den Worten: „Hab und Gut habe er ja ihretwegen doch einmal geopfert, da müſſe ihm ſein Leben nicht ſo theuer ſein, daß er es nicht für ſie wage, um wieder zu Vermögen zu kommen.“

Später fragte ihn Binchy: „Ob er den Herzog nicht auch fangen, und nach Quesnoy bringen könne? Habe man den Herzog einmal feſt, ſo bekämen die Fürſtin und alle Beraubten ihr Vermögen wieder, und dann ſei ſie um ſo freier geſtellt gegen den Herzog von Burgund.“ Es hieß auch, ſie habe zum Burgunder geſchickt, daß er ihr entweder wieder zu ihrem Eigenthum verhelfen müſſe, oder ihr zugeſtehen, daß ſie ſich ſelbſt vertheidige. Chevalier ſtellte dem Herrn von Binchy vor: „den Herzog von Brabant aufzuheben, brauche es hundert Mann und mehr.“ Allein Jener ſagte: „Wir wollen es ſchon machen, wenn wir nur erſt des Herzogs Art und Weiſe wiſſen.“ Es ſollten vier auf vier Mann, jeder einzeln, ſich nach Namur, von da in die Gegend von Wawern begeben, und dort ſich heimlich verſammeln. Otto de la Motte, bei welchem ſich Peterken aufhielt, hatte ein engliſches Fangſeil, eine Karkant, wie man es einem über den Kopf warf, wollte man ihn plötzlich fangen, jedoch nicht tödten. Dieſer ſelbe Otto de la Motte brachte von Jakobäa an die Mutter

image
not
available

freitag am Herzen, welche nach altem Brauche zum Gedächtniß, daß der Heiland seinen Jüngern den niedrigsten Dienst aus Liebe leistete, der Fürst selbst an dreizehn Armen vornahm. Nachdem er angeordnet, welche Edelleute ihn dabei vertreten sollten, wurde er schwächer, fing das Miserere zu beten an und starb bei den ersten Worten. Da er noch so jung war und so plötzlich in tödtliche Krankheit gefallen, flüsterte man sich von Vergiftung zu. Das Wehklagen der Frauen und Armen, die Thränen seiner Diener folgten ihm in's Grab.

Nachfolger wurde sein Bruder, der Graf von St. Paul. Er wollte nach Humfrieds Abzug aus dem Hennegau eine Pilgerfahrt in's heilige Land machen, hatte sich aber in Rom vom Pabste, der ihm des Weges Gefährlichkeit vorstellte, zurückhalten lassen. Jetzt wurde ihm bei seinem fröhlichen Huldigungseinzug in Brüssel das Vergnügen, die vergrößerten Freiheiten zu bestätigen, die unter seiner Regentschaft die Bürger sich erobert hatten. Einer seiner ersten Befehle war, daß er Chevalier durch den Brüsseler Oberrichter den Prozeß machen, und ihn auf offenem Markte enthaupten ließ. Der Körper des Gerichteten wurde geviertheilt, und je ein Stück vor den vier Hauptstädten des Landes aufgesteckt, der Spieß vor dem Löwener Thor zu Brüssel trug das Haupt des Hochverräthers. Dies blutige und häßliche Schauspiel sollte von so großem Frevel zurückschrecken.

Philipp war erst ein paar Tage zuvor als Herr und Sieger in Sevenbergen eingeritten, als man ihm das Hinscheiden seines Brabanter Vetters meldete. Dieser Todesfall hätte mit einem Schlag die ganze Lage der Dinge ändern müssen. Denn woher rührten die Ansprüche, welche Philipp gegen Jakobäa geltend machte? Einzig und allein von Johann von Brabant, welchen er für ihren rechtlichen Vogt erklärte. Jetzt war mit seinem Vollmachtgeber auch die Vollmacht, Jakobäas Lande zu regieren, in's Grab gesunken, seine Base wieder freie Herrin ihrer Erblande. Weder Holland noch Hennegau durfte Philipp länger behalten. Das war klar wie die Sonne.

Doch wo wären jemals Habsucht und Parteihaß nicht arge Sophisten gewesen? Philipp wußte schon Gründe hervorzuholen. Hatte er nicht bereits erklärt, daß er und kein Anderer Jakobäas nächster Erbe sei? Sie war freilich erst fünfundzwanzig Jahre alt, — immerhin, sie war ein Weib, jetzt Wittwe, bedurfte also des Vormunds. Dieser Vormund konnte nach Recht nur ihr nächster Erbe sein, er erklärte sich für diesen Erben, — warum sollte er sich nicht ihrer Länder versichern, damit sie ihr wie ihm nicht verloren gingen? Und dann hatte man ja noch das schöne Sequestrationsurtheil des Pabstes. Zwar dem Besitzkläger konnte nicht mehr daran liegen, die geraubte Frau wieder zu bekommen, denn er war ja todt und begraben, — allein ließ sich nicht denken, daß es des verstorbenen Herzogs Ehre und Andenken, daß es Kirchenrecht und gute Sitte fordere, dieser Eheprozeß dürfe nicht ohne Entscheidung bleiben? Sicherlich aber durfte Jakobäa sich nicht darauf berufen, daß sie schon einen Gemahl habe, und keinen Vormund brauche: das päbstliche Urtheil hatte den Gemahl sehr fraglich gemacht. Ja, wenn man den Fall, daß der römische Hof Jakobäas englische Heirath schließlich für Ehebruch erklären konnte, genau in's Auge faßte, so folgte daraus, daß die Leichtsinnige noch immer sequestrirt, also auch der Verwaltung ihrer Länder entkleidet werden mußte. Wer aber sollte die Sequestration vollziehen, als der Vetter Philipp, der sich längst zu ihrem Erben erklärt hatte? Und wer durch alles dies noch nicht gläubig wurde, der durfte ihm wenigstens darin nicht widersprechen, daß Jakobäa sich durch ihre wilde Aufführung der Regierung unwürdig gemacht, und daß er als nächster Verwandter und Vormund sich ihrer Länder annehmen müsse.

Fröhlich mochte Philipp sein Saatfeld überblicken, auf welchem ihm soviel schöne Gründe blüheten. Er war mit sich im Reinen: jetzt wollte er Jakobäas englische Heirath erst recht nicht anerkennen, vielmehr auf Grund dieser Ehe müsse er vollends legitimer Herr in ihren Erblanden werden. Nachdem er in Brüssel dazu gethan, daß ihm von der neuen Regierung keine Hinderung

Digitized by Google

erwachſe, ging er nach Hesdin, wo er mit Bedford, der endlich wieder nach dem Feſtlande gekommen war, ſich des Weiteren verſtändigte.

Für Holland und Seeland bot ſich ungeſucht ein Rechtstitel dar. Johann von Brabant hatte ihm auf zwölf Jahre die Landesregierung übertragen: das ließ ſich als ein wohlerworbenes Recht betrachten, Philipp hatte ja ſeinem verſtorbenen Vetter auch große Geldſummen geliehen. Die Kabeljaus aber mußten ihm wohl zuſtimmen, denn er war ihre einzige Rettung. Zu Anfang Mai erneuerten ihm deshalb ſeine Anhänger „ſolche Huldigung und Eide, die ſie ihm als Ruhwart der Lande auf Befehl ſeines ſeligen Vetters von Brabant gethan.“ Philipp gelobte ihnen dafür fünf Punkte. Zuerſt wolle er Holland und Seeland nimmer aufgeben. Zweitens keine Sühne mit Jakobäa machen ohne Zuziehung der Kabeljaus und ohne Sicherſtellung ihres Leibes und Gutes. Drittens ſollten ſeine Beamten im Rheinland ſchwören, Jedermann vor dem offenen Gericht in Leyden Recht zu thun, und würden ſie nur durch zwei ehrbarer Männer Zeugniß des Gegentheils überführt, ſo ſollten ſie abgeſetzt ſein. Viertens, nach dem Ende des Kriegs wolle der Herzog für Holland und Seeland ganz gleiche Münzen wie für Flandern ſchlagen laſſen. Fünftens gelobte er, wenn er aus dem Lande gehe, ſolche Kapitäns zurück zu laſſen, „mit denen die guten Leute ſprechen und die ſie verſtehen könnten, und die ihnen keinen Schaden zufügten, kurz ſolche, mit denen ſie billiger Weiſe wohl zufrieden ſein könnten.“ Daß er jetzt den Holländern ſolche Artikel geloben mußte, eröffnet einen Blick, wie es in den Landestheilen, welche ſeine Kapitäns und Söldner beſetzt hielten, um Recht und Freiheit beſtellt war.

Zur ſelben Zeit, als Philipp ſich von Neuem in Holland huldigen ließ, that er ſeine Schritte, die gleiche Anerkennung als Landesherr im Hennegau zu erzielen. Hier jedoch war ein Rechtstitel dafür erſt friſch herbeizuſchaffen. Schon zu Ende April entbot er die Hennegauer nach Condé: dort würden, weil er ſelbſt

nicht abkönne, seine Räthe eröffnen, was er ihnen zu des Landes Bestem zu sagen habe. Da seine Kapitäns und Anhänger alle Städte und Forts im Hennegau besetzt hielten, und eifrig betrieben, was Philipp wollte, so kam die Versammlung zu Condé in der zweiten Juniwoche zu Stande, und hörte folgenden Vortrag an: „Der Landesfürstin englische Heirath sei und bleibe nichtig, weil bei der Trauung ihr Gemahl noch lebte, und weil Humfried ihr im vierten Grade verwandt. Gerade durch diese Heirath aber wolle Gloceſter Herr und Erbfolger in Jakobäas Ländern sein. Außerdem habe sie, wie Philipp gehört, sich selbst ihrer Lande enterbt und sie diesem Engländer und seinen Erben übereignet. Das sei wider Recht und Herkommen, welches den nächsten und rechten Blutsverwandten zum Erben berufe: Gloceſter aber sei von auswärts und dem Hennegauer Fürstenhause fremd. Unter diesen Umständen dürfe, so habe der Herzog in seinem Rath befunden, Jakobäa nicht in den Besitz ihrer Länder kommen, sondern er selbst wolle sie unter seine Vogtei nehmen als der nächste Landeserbe. Um des Landes Besten also fordere er, daß man ihm ohne Widerspruch huldige."

Diese Rede däuchte Vielen fremd, man verschob die Antwort bis auf den nächsten Sonntag, wo sich die Stände in Valençiennes wieder versammeln sollten. Heftig wurde die Frage im Stadtrath zu Mons erörtert. In dieser Hauptstadt des Landes befehligte Enghien, der eifrigste Parteigänger Philipps, das Patriziat war zerrissen und zerstückt, die Bürgerschaft durch harte Verluste niedergebeugt. Und dennoch bestand noch so viel Treue in Mons, daß man den Beschluß faßte, Botschaft nach Valençiennes zu schicken mit der Erklärung: „Erst müsse man die Landesfürstin selbst über diese Sache hören, und habe eine Gesandtschaft an sie abgeordnet."

Jakobäa aber schob rasch ihre Mutter vor: sie selbst durfte Gouda nicht verlassen, Feinde lauerten auf Weg und Steg. In der Angst um ihr geliebtes Geburtsland schrieb sie: „Ob man wirklich sich unterstehen könne, der Erbfürstin Treue und Gehor-

ſam zu weigern? Um die einſtweilige Landesregierung möge man ſich mit ihrer Mutter benehmen.“ Die alte Herzogin berief die Hennegauer Stände nach Ath, um ihnen Jakobäas Botſchaft vorzutragen. Die Hauptſtadt wählte ſofort Abgeordnete für Ath. Auch andere Landſtände zeigten ſich nicht eilig, nach Valençiennes zu kommen.

Jetzt eine Ständeverſammlung, berufen im Namen der Landesfürſtin, wäre der burgundiſchen Partei ein Strich durch die Rechnung geweſen. Eilends ſandten daher der Biſchof von Tournay, Philipps Kanzler, der Oberrichter von Flandern, und andere vornehme Parteigänger Philipps Briefe und Boten nach dem Hennegau: „Auf keinen Fall dürfe man nach Ath gehen, ehe die Verſammlung in Valençiennes Statt gefunden, der große Herzog ſelbſt werde hinkommen in all ſeiner Macht.“ Zugleich aber ſchickte man der treuen Landeshauptſtadt ſo viele Feinde auf den Hals, daß ſie wohl daran denken mußte, es fehle ihr ein Beſchützer und Fürſprecher. Es ſchneiete auf einmal Fehdebriefe nach Mons. Weſemael Schoonrevorſt Rotſelaer Aſſche T'Serclaes und viele andere Brabanter Adelsherren ſagten ab, weil Bürger von Mons, von denen ſie einſt Kapitalien geliehen, ſich unterſtänden, ſie an die Zinſen zu mahnen, da ja doch ihr Herzog damals bei der Belagerung all dieſe Schulden auf ſich genommen und vernichtet habe. Gegen achtzig andere Herren kündigten die Fehde deshalb an, weil man ihnen den Schaden erſetzen müſſe, den ſie bei der Belagerung von Mons erlitten. Trotz alledem widerſtand die treue Stadt, und nahm nicht Theil an den Beſchlüſſen, welche in den erſten Junitagen in Valençiennes gefaßt wurden.

Hier war der Herzog von Burgund ſelbſt erſchienen in großem Glanze, umringt von ſeinem ganzen Rath und Ritterthum. Da waren die Biſchöfe von Tournay Cambray Arras, der Prinz von Oranien, Johann von Luxemburg, die Grafen von Converſant Namur Ponthieu, und ſelbſt die Landſtände der Pikardie und von Flandern mußten Theil nehmen. Nichts

wurde gespart, auf die Hennegauer gewaltigen Eindruck zu machen. Fürchten und zugleich wünschen sollten Diese die große Macht und Herrlichkeit des Burgunder Herzogs. Sie selbst aber fühlten sich wie in Fesseln und Banden; denn seit Chevaliers Geständnissen hatte Philipp sich wohl vorgesehen, den Hennegau fest zu fassen. Jakobäas Getreue waren auf ihren Schlachtfeldern gefallen, oder irrten noch im Exil umher. Philipp aber war die Leutseligkeit selbst: was er wünschte, war ja nur lautere Gerechtigkeit, ächte Friedensliebe, war ja das wahre Heil seiner vielgeliebten Base. Es konnte nicht fehlen: man beschloß, sich über vierzehn Tage zur Huldigung in der Landeshauptstadt zu versammeln.

Diese hatte zwar ihre Zustimmung zu dem Landesbeschlusse versagt, allein auch für sie war Rath. Man griff zum allgemeinen Stimmrecht. Enghien rief nicht bloß die Zunftmeister, auch die Männer der Zünfte selbst auf, zu entscheiden, wer ihr Fürst und Herr sein solle. Das allgemeine Stimmrecht, welches die Machthaber schon damals trefflich zu behandeln wußten, entschied zu Philipps Gunsten. Die gemeinen Bürger freueten sich des Guten, was ihnen das burgundische Regiment gebracht hatte. Ihre Zunftmeister führten im Rath die lautesten Stimmen, und selbst bei der Prozession der Frau Waltrud, der hochgelobten Schutzheiligen der Stadt, gehörten jetzt die Ehrenstellen nicht mehr dem Stadtadel allein.

Nun kam das ganze Land durch seine Stände auf der hohen Burg zu Mons zusammen, und nachdem noch fünf Tage lang viel geredet war, siegelte man eine Erklärung des Inhalts: „Die Landesfürstin habe den Herzog Humfried von Gloceſter geheirathet ohne Autorität der Kirche, während ihr Gemahl noch lebend, ihr Prozeß in Rom unentschieden, und sie mit dem Engländer im verbotenen Grade verwandt gewesen. Daraus sei viel Unheil dem Lande erwachsen, und nach dem Hingang Johanns von Brabant wäre es ohne Regierung gewesen, wenn Philipp von Burgund nicht dazu gethan. Dieses Alles habe er in Va-

Digitized

lençiennes den Ständen dargelegt, und deshalb solle er des Landes Vogtei Vertretung und Regierung haben während der Streitigkeiten und Unruhen, und zwar auf so lange, bis die Landesfürstin die Verbindung mit dem Herzog von Gloceſter förmlich und thatsächlich aufgegeben und dadurch erklärt habe, sie sei nicht nach kirchlichem Recht, wie es sich gebühre, mit ihm verehelicht. Auch müsse sie ihren Willen bezeugen, fortan in Bezug auf ihre Person und Regierung nach Rath und Zustimmung Philipps und der Landstände zu handeln. Bis dahin würden sie der Landesfürstin jeglichen Gehorsam versagen, Herzog Philipp allein für ihren Regenten halten, und ihm gegen Jeden, der ihn darin hindern wolle, mit Leib und Gut und all ihrer Macht beistehen. Ihn allein erkännten sie auch für den nächsten wahren Landeserben an, und würden sich danach halten, falls die Landesfürstin ohne eheliche Leibeserben vor ihm sterbe."

Hundertzweiundsiebzig geistliche und weltliche Herren besiegelten am 22. Juni 1426 diese Urkunde. Jeder machte seinen Schnitt im Rande des Pergaments, zog ein Streifchen Pergament durch, und siegelte die beiden Enden mit seinem Wappen. Dies war statt Unterschrift: hing das Transfix an der Urkunde, hing auch Wort und Ehre daran. Die Urkunde ist mit allen 172 Siegeln noch im Liller Archiv vorhanden: am Ende rechts beginnen die Siegel der hohen Hofbeamten, am Ende links die der Bannerherren, dann folgen rechts die Prälaten, links die andern Geistlichen, in der Mitte treffen Städte und niederer Adel zusammen. Die Stadt und Landschaft Valençiennes aber siegelte, weil sie ihr besonderes Gebiet darstellen wollte, auch ihre eigene Urkunde. Ehe die Bürger von Mons mit dem großen Stadtsiegel ihr Transfix machten, verlangten sie von Philipp noch eine besondere Urkunde, daß er ihrer Fürstin sofort, wenn sie öffentlich sich von Gloceſter scheide, ihre Länder ihr wieder überantworten werde. War das aber jemals von Jakobäa zu erwarten? Leicht konnte Philipp ihren Freunden zu Mons die Urkunde ausstellen.

Nachdem nun dem Herzog als Regenten und Landeserben

die Huldigung geleistet war, bestellte er auf's Neue seine Offiziere und Beamten. Den Bürgern von Mons wollte er den Raoul Bastard von Marchiennes zum Bürgermeister setzen. Da erhoben sich aber die Schöffen und erklärten: „Einen solchen Mann nähmen sie nicht an, Keiner würde seiner Vereidigung beiwohnen", und der Syndikus Couchie setzte dem Herzog scharf auseinander, daß und warum nun und nimmermehr ein Bastard Schöffe oder gar Bürgermeister von Mons werde. Philipp sah erst die drohenden Schöffen erstaunt an, faßte sich aber kurz und sagte: „Ei so vertheidigt denn meine Rechte so brav als die eurigen!" Glücklicher hätte er die Sache nicht abmachen können. Als er aber ein paar Wochen später fünfhundert Schützen verlangte, um gegen Humfried zu streiten, entschuldigte man sich.

Gegen Malmaison schickte Mons dagegen zweihundert Mann. Johann Blondel übergab die Burg. Freilich hatte ihm Philipp all seine Forderungen zugestanden, und obendrein ansehnliche Soldgelder für sein Kriegsvolk. Vor Escaudeuvre aber, die feste Burg Ludwigs des Bastards von Bayern, legte sich der gefürchtete Johann von Luxemburg selbst, ließ unabläßig stürmen, und als er sie genommen hatte, gab Philipp Burg und Gebiet an den Bischof von Cambray. Wieder wanderte einer von Jakobäas Verwandten, fortgestoßen von seinem Erbe, in's Elend.

Siebentes Kapitel.

Jakobäa und die Engländer.

Humfried unter Bedfords und Winchesters Augen. Beschränkung des englischen Königthums. Bedfords Erklärung. Die Lords vor Humfrieds Bette. Forderung des Waffenstillstands von Jakobäa. Bedford wieder

nach Frankreich. Winchester Kardinal. Jakobäas Gesandte nach London. Ihr Brief an den Geheimrath. Bedrängnisse und Hülferufe. Pochen auf englische Versprechungen. Vorstellung ihrer Gesandten. Aufregung im englischen Volk und Adel. Jakobäas Brief an den König. Antwort auf die englische Botschaft. Berufung auf Heinrich V. Des Königs und Englands Pflicht. Jakobäas Unterhandlung mit Philipp. Seine Forderungen. Jakobäas zweiter Brief an den Geheimrath. Verzweifelte Klagen und Vorwürfe. Erklärung ihres Geheimschreibers. Aussichten auf neues Gefängniß. Niedergeschlagenheit ihrer Umgebung.

Jakobäa war erlöst von den nachklirrenden Fesseln der unseligen Brabanter Ehe. Sie faßte frischen Muth, und richtete jetzt die ganze Thätigkeit ihres Geistes auf England, wo Humfried seit Jahr und Tag verweilte, ohne ihr helfen zu können. Zwei paar scharfe Augen fühlte er auf sich gerichtet, die jede Stunde sein Thun und Treiben beobachteten. Das war sein Bruder Bedford, und sein großer Widersacher, Oheim Winchester. Der Letztere hatte zwar längst Urlaub genommen, um in's heilige Land zu pilgern, wußte jedoch seine Abreise von Monat zu Monat aufzuschieben. Selbst Bedford wagte nicht nach Frankreich zurückzukehren, so schlecht auch die Dinge dort gingen. Seine nächste und peinlichste Sorge war, wie er um Alles in der Welt willen seinen Bruder zurückhalte. Dieser hätte sonst das ganze Volk mit sich fortgerissen zum Kampf wider den Burgunder. Humfried wartete. Er hatte öffentlich gesagt: „Laßt meinen Bruder, so lang er hier ist, regieren, soviel er Lust hat: ist er wieder drüben in Frankreich, regiere ich, wie's mir gefällt.“ Bedford blieb deshalb von einem Vierteljahr in's andere in London, während Philipp Heer auf Heer nach Holland führte.

Doch dieser Krieg täuschte alle Berechnungen, er weitete sich in's Unabsehliche. Bedford entschloß sich zu einem feierlichen Schritte, der seinem Bruder ein für allemal die heillosen Sprünge nach Holland abschneiden sollte. Es war ein Entschluß, der tief einschnitt in Recht und Wesen des Königthums. Denn gehörte die Krone als ächtes Eigen der königlichen Familie, so folgte

daraus, daß, während der Kronerbe minderjährig, sein nächster Verwandter die Rechte der Krone ausüben müsse. Geradeso verwaltete ein Lehnsvormund die Güter des unmündigen Lehnsfolgers, nicht weil ihm dies Amt von der Obrigkeit übertragen wurde, sondern weil es ihm zustand vermöge des Rechts, welches der Familie und also auch ihm selbst innewohnte. Nun waren aber die englischen Lords bereits wohlerfahren in der Kunst, dem Königthum ständische Freiheiten abzutrotzen, und so stellten sie, als König Heinrich V. starb und nur einen unmündigen Sohn hinterließ, die Behauptung auf: die Regentschaft gebühre dem Parlament und dem von ihm eingesetzten Geheimrath und Ministerium, — mit andern Worten: die Krone sei ein Amt des Landes, und nicht Familiengut. Humfried dagegen wollte auf nichts dergleichen sich einlassen und blieb dabei: er sei Regent, und Rechenschaft lege er Keinem ab, als einst dem Könige, wenn er die Regierung übernehme. Gerade über diesen Punkt hatte er heftigen Streit mit Winchester gehabt, der, obwohl selbst aus königlichem Blut, als Reichskanzler auf Seite des Parlamentes trat.

Nun ließ Bedford am 28. Januar 1427 eine feierliche Sitzung des Geheimen Raths anberaumen, in welcher der Lordkanzler ihm Folgendes vortrug: „Herr in England sei allein der König, selbst wenn er minderjährig. Die Verwaltung seines königlichen Amtes aber ruhe, bis er zu seinen Tagen gekommen, im Parlament, und wenn es nicht beisammen, im Geheimrath; in diesem gebühre der Vorsitz dem Herzog von Bedford, als des Königs ältestem Oheim, und in seiner Abwesenheit dem Herzog von Gloceſter. Niemand in England dürfe sich selbst die Regierung zulegen, einig und ungetheilt solle der Geheimrath die Staatsgewalt ausüben. Es frage der Lordkanzler, ob der Herzog von Bedford diese Satzung anerkenne?“ Bedford erklärte darauf: „Er habe Alles wohl verstanden, und genehmige es in allen Punkten. Der König sei sein Herr, und zu seiner größten Freude sehe er, wie der König einen so tüchtigen treuen Geheim-

rath habe. Diesen Lords, weil sie an des Königs Stelle regierten, werde er in allen Landessachen von ganzem Herzen gehorchen, wie der niedrigste Unterthan; und wenn er dagegen handele, wolle er von ihnen Strafe und Unterweisung annehmen." Dann unterzeichnete er die fünf Artikel der Satzung, und ohne daß ihn Einer dazu anregte, leistete er darauf aus freien Stücken einen heiligen Eid auf das Evangelium. Dabei sprach er so herzlich, so wahrhaftig und eindringlich, daß ihm und den Lords die Thränen in's Auge schossen.

Humfried aber ließ sich in der Sitzung nicht blicken. Er war höchst ärgerlich, hatte sich zu Bette gelegt und ließ sich krank melden. Um keinen Preis wollte er die verhaßte Satzung unterschreiben. Die Lords waren klug. Tags darauf begab sich der ganze Geheimrath im stattlichen Zuge zum kranken Prinzen in seine innere Kammer. Dort hielten sie ihm feierlich den nämlichen Vortrag wie seinem Bruder, und forderten ihn auf, seine Zustimmung zu geben wie dieser. Während Alle ihn anschaueten, suchte der Prinz im Bette vergebens Ausflüchte und Aufschub. Man drang in ihn, man hielt ihm das leuchtende Beispiel seines Bruders entgegen, und erklärte: es sei unausweichlich, das Recht des Parlaments und damit eine geregelte Regierung über allen Zweifel zu stellen. Der Lordkanzler machte Humfried aufmerksam, gerade seine Unterschrift sei unerläßlich, weil es aller Welt bekannt, wie häufig er gesagt habe: „In seinem Leben wolle er in Reichssachen Niemand Rede stehen, als dem König, wenn er mündig geworden," — und wie er auch geäußert: „Wenn Bedford in Frankreich, wolle er nach Willkür regieren." Der arme Kranke sah sich gedrängt und eingekeilt, mußte sich herbeilassen, dem Geheimrath Gehorsam zu geloben, seine Aeußerungen zu entschuldigen, und zu dessen Urkunde eine Erklärung zu unterschreiben, die er jedoch möglichst verklausulirte, auch mit keinem Eide bekräftigte. Mehr war von ihm nicht zu erlangen, und Bedford getröstete sich, daß seinem Bruder jetzt wohl die Flügel gebunden seien.

Digitized by Google

Bedford erzielte noch etwas Anderes. Am 16. März wurden im Namen des Königs Beglaubigungsbriefe gesiegelt für Meister Wilhelm Lynwood, Doktor des kanonischen Rechts, und Johann Tirelle, Knappen. Diese sollten zu Jakobäa reisen und ihr Meistes und ihr Bestes von der englischen Vermittlung versprechen, zugleich aber die ernste Forderung stellen, wenigstens einen Waffenstillstand mit Herzog Philipp einzugehen. Es lag darin eine deutliche Erklärung, die Herzogin von Gloceſter habe von England keine Hülfe mehr zu hoffen. Ging sie auf den Waffenstillstand ein, so konnten die burgundischen Waffen sich einstweilen wieder gegen Frankreich wenden. Das war das Höchste, was Bedford noch zu hoffen wagte.

Als er soweit in England gekommen, ging er, — es war etwa vier Wochen nach dem Falle von Sevenbergen, — mit dreitausend Mann unter Segel nach Frankreich, und nahm Wincheſter mit sich, damit Humfried eher Ruhe gebe. In Calays erfuhr der Prälat, daß der Pabst ihn zum Kardinal erhoben, und feierlich wurde er in der Domkirche mit dem rothen Hute geschmückt.

Nun währte es nicht lange, so erschienen Briefe und Boten von Jakobäa in London. Sie sandte zwei ausgezeichnete Männer, Ludwig Montfort und den tapferen Arnold von Gent, beide Ritter, dazu ihren Kanzler Willis Erwin, und folgender Gestalt lautete ihr Brief an die geistlichen und weltlichen Lords des Geheimeraths:

„Sehr hohe, ehrwürdigste, ehrwürdige Väter in Gott, meine sehr verehrten Herren und besondern Freunde! Euren Hoheiten Väterlichkeiten und gnädigen Herrschaften empfehle ich mich von Herzen, so unterthänig als ich es kann. Wenn vom Befinden des sehr hohen großmächtigen Prinzen, meines gestrengen Herrn des Königs, und von Eurem eigenen ich Gutes zu hören wünsche, so ist es kein Wunder. Denn nach den großen Freuden Ehren und Ansprachen, welche ich einst von Euch empfing, fühle ich mich innerlich und pflichtmäßig verbunden, lieber von Euch, als von

irgend Andern, gern Wohlbefinden und gute Nachrichten zu hören. So bitte ich Euch denn unterthänigſt, daß, um mich zu tröſten in meinem Unglück und leichter meine Mühſale zu tragen, Ihr mich deſſen einmal verſichern wollet. Denn wahrlich jedesmal, daß ich Gutes davon hören kann, ſcheint es mir, daß es Nichts gäbe, das mir ſchaden könnte. Von mir Troſtloſen möget Ihr wiſſen: bei Abfaſſung Dieſes war ich für meine Perſon hinlänglich geſund, und anderswie tief in Kummer Furcht Gefahren und Traurigkeit, wofür ich Gott, meinen Schöpfer lobe, ihn innig bittend, daß er vor ähnlichem Unglück Euch bewahren möge und alle Zeit Beſſeres geben.

Sehr hohe, ehrwürdigſte, ehrwürdige Väter in Gott, meine ſehr geehrten Herren und beſonderen Freunde! Ich ſende hier an Eure Adeligkeiten Väterlichkeiten und Vornehmheiten und an meinen geſtrengen Herrn und Gemahl meine lieben und getreuen Rathsherren Ludwig von Montfort und Arnold von Gent, Ritter, Träger Dieſes, um unterthänig darzuſtellen meine großen und ſchweren Angelegenheiten, die Euch ſchon zum größten Theil bekannt ſind, um daran aufzufriſchen Euer höchſt edles Gedenken, und erkennen zu geben die großen Beſchimpfungen Unterdrückungen und Geſchichten, die mir ſeit faſt zwei Jahren mein Vetter von Burgund angethan, indem er mich jagt von einem meiner Lande in's andere, um mir mein Erbe zu nehmen, indem er grauſam das Blut meiner armen und treuen Unterthanen vergießt, worüber ich mich ſo oft wie billig beklagt habe. Gott weiß es, wie mir das bitter iſt. Darüber muß ich wohl voll Trauer und Leid ſein, und ich habe keine Hülfe, als von meinem Erlöſer, und die, welche ich von Eurer Güte und Gnade erwarte.

Auf dieſe habe ich ſtets meine einzige Hoffnung geſetzt, ſeit ich die Stütze verlor, die ich hatte am Seligen von ſehr hohem und edelem Andenken, meinem geſtrengen Herrn und Vetter, dem letztverſtorbenen König, dem Gott gnädig ſei. Er ließ mich dorthin kommen, und davon rührt ein großer Theil meines Elends. Aber ich bin gewiß, daß er es nicht zu dieſem Zwecke that,

ſondern meines Heils und der großen Ehren und Freuden willen, die er mir anthat. Ich weiß, er würde begehren zu ſchaffen in meinem Unglück, daß es nicht ſo groß wäre, wie es jetzt iſt. Deßhalb trage ich geduldiger meine Mühſal. Er that mir auch die Ehre, daß er mich heben und halten ließ über den heiligen Taufbrunnen meinen geſtrengen Herrn den König, ſeinen lieben Sohn, dem Gott geben wolle Glück und langes Leben. Er war ein ſolcher Fürſt, daß er Alles zum guten Ende gebracht hätte, auch um der Liebe willen, die er zu meinen Vorfahren hegte, wie ich gewiß weiß, daß der Selige von ſehr edlem Andenken, mein geſtrenger Herr und Vater, dem Gott gnädig ſei, ſie zu ihm und den Seinigen hatte. Dieſer Liebe wollte und möchte ich folgen unaufhörlich, und deshalb bin ich viel geneigter geweſen, mich ehelich mit meinem geſtrengen Herrn und Gemahl zu verbinden, um mehr zu fördern und zu ſtärken die Freundſchaft, welche deshalb in meinen Herrſchaften und Unterthanen zu der Krone von England beſtehen muß, welche nöthig genug iſt, wie es ſcheint. Auch denke ich, mein geſtrenger Herr und Gemahl wird Dieſes wohl noch wiſſen.

Noch habe ich meinen Räthen aufgetragen, mit Dieſem Anderes Euch vorzuſtellen, und wie ich nicht mehr lange ausdauern kann ohne Hülfe von meinem geſtrengen Herrn und von Euch, ohne daß mir etwas zu thun nöthig werde, was ich niemals thun werde, es ſei denn gezwungen.

So bitte ich Euch als eine arme troſtloſe Frau, es möge Euch gefallen, Dieſes erbarmend zu betrachten und Mitleid zu haben mit meinem unerträglichen Elend, auch es meinem geſtrengen Herrn und Gemahl vorzuſtellen, um Deſſen und des Königreiches willen man mich ſo ſchwere Leiden dulden läßt, — und ohne länger die Sache zu verzögern durch Botſchaften und Geſandtſchaften, die mich zu Grunde gerichtet, dazu zu thun, daß mein geſtrenger Herr in voller Eile kommen möge, oder wenn er nicht kann, mir Hülfe ſchicke.

Denn wenn durch Schuld des Königreiches und meines

Herrn, für welche ich soviel leide, ich zu Grunde gerichtet sein und meine Herrschaft verlieren soll, so werden Andere in künftiger Zeit auf sie und ihre Allianz noch lange nachher wenig Vertrauen haben. Auch gereichte es ihnen nicht zur Ehre, sondern wie ich glaube, sehr zum Gegentheil. Denn weshalb mein Vetter so hart mich bedrängt, weiß Gott, und wie sehr, wenn er meine Herrschaften hätte, was Gott verhüte, er schaden könnte, das wollet um Gotteswillen bedenken, und meinen Räthen darin glauben, was sie Euch meinethalb auseinandersetzen, und auch Mitleid mit mir haben.

Möge Jeder an seinem Platze arbeiten für die Vertheidigung meines erbarmungswürdigen Lebens, so daß es mir bald besser ergehe. Wie ich auf Eure sehr hohen und gnädigen Herrlichkeiten meine ganze Hoffnung gesetzt habe, so werdet Ihr es auch für gewiß finden, daß, indem mir geholfen wird, Ihr der Krone und meinem gestrengen Herrn einen guten Dienst geleistet habt. Wenn Gott mir gnädig verleiht, mit meinen Herrschaften zu Sicherheit zu kommen, werdet Ihr das erfahren; denn ich habe großes Verlangen, dankbar zu sein für das Gute, das ich empfing und noch zu empfangen hoffe. Ich nehme Gott zu meinem Zeugen, daß, wenn es anders kommt, es nicht durch meine Schuld geschieht, und gegen meinen gestrengen Herrn und König wollte ich mich deshalb wohl entschuldigen.

Sehr hohe und ehrwürdigste, ehrwürdige Väter in Gott, meine sehr verehrten Herren und großen Freunde, ich flehe zur gebenedeiten Dreifaltigkeit, daß sie Euch hege in ihrem heiligen Schutz, Hülfe für mich fördern wolle, und Euch Alles geben, was Ihr wünscht. Geschrieben in meiner Stadt Gouda den 8. April.

Die Herzogin von Glocester,
Gräfin von Hennegau Holland Seeland Pembrough Ponthieu
und Frau von Friesland."

Aus diesem Briefe tönte eine so durchdringende Stimme des Wehes und des Heldenmuths, daß er seinen Eindruck nicht

verfehlte. Noch deutlicher redeten Jakobäas Gesandte. Sie beriefen sich auf „die bestimmten Versprechungen und Bedingungen des Königs, auf welche hin ihre Fürstin nach England gekommen, — wie sie sich in seinen Schutz und Schirm gestellt, — und nach seiner Anordnung und im Interesse Englands Humfried ihre Hand gereicht.“ Sie fragten: „Ob jemals eine verlassene Fürstin unter so vielen und harten Gefahren, wie tagtäglich Jakobäa bestürmten, so treulich an ihrem Worte gehalten? Ob seit Jahrhunderten bei einer zarten Frau solch kühne Ausdauer erhört worden? Das müsse ja Aller Herzen rühren, und besonders Jeden, der adelig erzogen sei, so daß sie einer solchen Dame helfen müßten, — eilig helfen, denn sie stehe auf dem Punkte des Verderbens durch einen Todfeind. Klaren Wein solle man einschenken, ob man wolle oder nicht, sonst müßten andere Wege versucht werden.“

Das Alles wurde in London eifrig hin und her besprochen, und die jungen Adligen fingen wieder an, sich um Humfried zu schaaren. Wie oft hatten sie den Degen, den sie für seine Sache ziehen wollten, ärgerlich in die Scheide gestoßen! Jetzt hieß es laut und überall: „Man könne es vor Gott und der Welt nicht verantworten, eine so heldenmüthige Dame im Stich zu lassen. Was man noch Beweise brauche? Schreiend sei das Unrecht, das ihr angethan werde. Sie aber sei eine Engländerin geworden, auf England habe sie vertraut. Wenn es noch Ritterehre im Lande gebe, müsse man hin, ihr zu helfen.“ Und als das Gerücht, man wolle der schönen Holländerin wieder zu Hülfe ziehen, auf die Straßen kam, da wurde manch ehrlichen Bürgers Gesicht fröhlich, und alles Volk sagte: „So ist's Recht!“ Denn Jakobäa stand bei den Londonern noch in lebhaftem Andenken. Und brannte nicht der Name „Brouwershaven!“ noch auf der Seele jedes ächten Engländers?

Woche auf Woche harrte Jakobäa ungeduldig der Schiffe und Truppen aus England. Es meldeten sich statt ihrer die englischen Gesandten. Die beiden Herren hatten einen langen

Umweg gemacht, im März London verlassen, bei Bedford und bei Philipp die Sache in's Lange und Breite unterhandelt, und jetzt kamen sie zu Ende des Mai's mit gar nichts Anderem nach Gouda, als mit einem königlichen Briefe, der zu Frieden und Waffenstillstand und neuen Verhandlungen mahnte. Jakobäa schrieb aus Gouda den 27. Mai eine Antwort voll feiner und bitterer Ironie. Nur bei dem Gedanken, daß sie diesen Brief an ihr fünfjähriges Pathchen, an den Sohn des verstorbenen Königs richtete, floß ihr Liebenswürdiges in die Feder. „Das ist ja meine innigste Freude, wahrzunehmen, daß Eure königliche Majestät noch an mich denkt. Gott wolle Euch in seiner Güte und Gnade dafür auf's Höchste belohnen. In dieser Welt verlange ich nichts Anderes, als Frieden, und niemals war ich anderer Absicht, als wie ich auf dem Wege des Rechts und der Vernunft dahin kommen könnte, nämlich so, daß mein väterlich Erbe, welches mir durch ächte und gesetzmäßige Erbfolge durchaus gehören muß, mir gelassen werde in meinem ruhigen Besitze. Aber wahrlich gerade deshalb werde ich mehr und mehr so schimpflich angegriffen jeden Tag durch meinen Vetter von Burgund, der kein Recht für sich hat, daß, wenn Eure königliche Majestät davon die ganze Wahrheit wüßte, ohne Zweifel sie mit mir wohl zufrieden wäre, und daß Ihr meinem Vetter so große Schuld geben würdet, daß, wenn er nicht abließe auf Euer Gebot oder Ersuchen, Ihr es nicht lassen würdet, ihn um der Ehre meines gestrengen Herrn, Eures rechten Onkels, willen durch jedes Mittel zum Aufhören zu zwingen."

„Um Gottes willen, erbarmt Euch des leidvollen Lebens, das mich in meinen Jugendtagen mein Burgunder Vetter erdulden läßt, der jetzt ohne irgend ein Recht Auftrag oder Vollmacht von mir sich von meinen Unterthanen und in meinen Städten als Erbregent huldigen läßt, Gott weiß, in welcher Absicht und ob das die Weise ist, wenn man ein billiges Uebereinkommen suchen will. Ach wenn Gott in seiner Barmherzigkeit doch gewollt hätte, daß Euer Vater auf Erden ge-

blieben wäre, ich weiß es gewiß, meine Angelegenheiten wären nimmer zu so schwerem Unheil gekommen wie jetzt, Angesichts der beträchtlichen und großen Gelöbnisse, die er mir in seinem Königreiche that, wo er mir sagte, als ich ihm meine Lage vorstellte: er wolle mein Vater sein in allen Fällen und mir väterlichen Beistand thun, er selbst und mit den Seinigen und mit seiner ganzen Macht. Diese Gelöbnisse waren mir damals ein großer Trost, und gegenwärtig habe ich in dieser Welt nach Gott keinen andern, als in dem Vertrauen auf Eure adlige königliche Majestät, welche, so hoffe ich, diese Gelöbnisse erfüllen will, die so feierlich und aus edlem Herzen mir mehreremal bestätigt sind. — Wollet dies erwägen, und mich armes Menschenkind, das so gequält ist, Euch lassen empfohlen sein!"

Dieser Brief an den König war begleitet von einer lateinischen offenen Darlegung, welche als Antwort an die Gesandten gerichtet, aber für Humfried Bedford und Englands Volk und Adel bestimmt war. Jakobäa erklärte darin: „Auf Ersuchen seines Königs sei sie nach England gekommen; er habe den ganzen Handel angefangen und ihr versprochen, nicht blos als Blutsverwandter, sondern als ein rechter treuer Vater ihre Sache wider Jedermann zu vertheidigen; und damit sie gänzlich ihm vertrauen könne, habe er nach dem Rathe seiner Minister und anderer Reichsgroßen, insbesondere aber seines Oheims, des Kardinals von Wincheſter, sie mit seinem Bruder Humfried verlobt. Dieser habe sich, nachdem die Rechtsgelehrten ihm die Nichtigkeit ihrer Brabanter Ehe bewiesen, mit ihr vermählt, und auf sein Gebot sei sie nach dem Hennegau gegangen. Notorisch sei es, wie man sie dort mißhandelt, ihrer Kostbarkeiten beraubt, und nach Gent geschleppt, wie sie dort der Gefahr ewigen Gefängnisses entflohen sei, — und wie sie in ihren Erblanden der Herzog von Burgund, selbst nach dem Tode des Herzogs von Brabant, auf dessen ungültigen Auftrag er früher sich berufen, tagtäglich auf das Ungerechteste und Schrecklichste bedränge. Gern wolle sie Frieden machen, aber sie müsse stehen auf ihres Landes

Digitized by Google

Recht, und nach diesem Recht müsse, wer Gewalt leide, erst davon erlöst werden. Jeder andere Verhandlungsweg führe zu den bedenklichsten Folgerungen für sie, und wäre ihr Gemahl von der Lage der Sache recht unterrichtet gewesen, so würde er nimmermehr eingewilligt haben, daß man in dieser Sache gegen Recht und Herkommen deutscher Fürsten verfahre."

Indessen wollte Jakobäa auch das Aeußerste thun, was das englische Ministerium von ihr verlangte, nämlich mit Philipp in Unterhandlung treten. Ohnehin redeten ihr Viele zu, sie fahre besser dabei. Es waren das insbesondere geistliche Herren, und so schickte sie endlich ein paar von ihnen an den Burgunder mit dem Antrage, Gesandte zusammentreten zu lassen. Philipp ging gerne darauf ein.

Am bestimmten Tag und Orte wiederholten Jakobäas Gesandte nun ihr altes Begehren „Philipp solle sie im ruhigen Besitze ihrer Erblande lassen, und für die großen Schäden und eingezogenen Güter und Gelder, mit denen er sein Gewissen belastet habe, Ersatz leisten: dagegen wolle Jakobäa ihm zu Recht stehen auf alle seine Ansprüche, die er mit guten Gründen nach Gesetz und Herkommen darthue." Darauf erwiederten die burgundischen Räthe: „Allerdings erkenne ihr Herr Jakobäa als rechte Erbin ihrer Länder an, allein, ehe sie ihn dazu brächten, was Diese fordere, heiße es ganz anders zu Werke gehen. Die Fürstin müsse Namen und Titel einer Herzogin von Glocester fallen lassen und geloben, niemals wieder mit Humfried oder den Engländern anzuknüpfen. Nimmermehr wolle der Herzog es leiden, daß in Ländern, welche ihm nach seiner Base Tode zufielen, sein Todfeind Macht und Zugang habe. Die englische Ehe sei ungültig, auch nicht ehrenvoll: darüber sei Philipp höchst unwillig. Nun habe Jakobäa sogar ihre Länder für immer an Humfried übergeben und mit der Krone England alliirt. Solche Enterbung nehme Philipp nicht ruhig hin: seine Base müsse vielmehr geloben, ihre Länder nicht zu veräußern. Wolle sie diese Bedingungen eingehen, so werde der Herzog die Erblande wieder

zu ihren Händen stellen. Sie, seine Räthe, würden ihr Bestes aufbieten, damit ihr Herr Alles thue, was billig sei, und Beide gute Freunde würden." Damit gingen die Gesandten auseinander.

Jakobäa wäre lieber hundertmal gestorben, als daß sie selbst ihre Ehre und ihren Bund mit Humfried preisgegeben hätte. Und Bedford und die Lords wußten es, was Philipp von ihr forderte. Was sie niemals hatte glauben wollen, endlich schien es ihr doch so, als könnten die Engländer wider alle Treue und Ehre an ihr handeln. Am 6. Juni sandte sie ihren Geheimschreiber Johann Grenier nach London und schrieb dabei:

„Nachdem sie jüngst an den König durch seine Gesandten einen Brief geschickt, habe sie noch gezögert, an den Geheimrath zu schreiben, weil sie erst vier Dinge habe wissen wollen. Erstens, ob die englischen Gesandten, die so lange Wege gemacht, und, obwohl der Herzog von Brabant inzwischen gestorben, zu ihr ohne einen Vorschlag gekommen, auch wirklich dem Könige ihre Angelegenheiten so vorgestellt, daß sie davon etwas merke? Zweitens habe sie erst von der Zusammenkunft Bedfords mit dem Burgunder in Lille hören wollen, und ob ihre Sache des Ersteren Gedächtniß so eingeprägt wäre, daß durch seine Vermittelung der Andere sie nicht mehr bedränge? Drittens habe sie sich vergewissern wollen, ob denn wirklich ihre eigenen Gesandten bei König Gemahl und Geheimrath kein Kriegsvolk für sie aufbrächten? Und Viertens habe sie erst nach Kenntniß von Allem diesen es erwägen und einen Beschluß fassen müssen.

Obwohl sie nun nicht das Geringste an wirklicher Hilfe erfahren, es sei denn, Gott selbst senke in seiner Barmherzigkeit Mitleid in ihre Herzen, so wolle sie denn noch einmal flehen als ein leidvolles Weib, das zerschlagen und müde sei, soviel Elend und Gewaltthat noch länger ohne Hülfe zu ertragen, und, damit sie mehr und mehr als gänzlich ihrer Verpflichtungen gegen König Gemahl und England erledigt erscheine, noch einmal vorstellen, daß sie ein Königswort habe, welches ihr die Wiedereroberung ihrer Länder versprochen; daß sie selbst ihre Treue

hoch gehalten über alle Güter und Reize der Welt; daß sie gleichwohl in Jammer Armuth und Unterdrückung lebe, verachtet und entehrt vor aller Welt, wie eine verstoßene Frau, ohne Hülfe und Rath. Sie, die von Kaisern und Königen abstamme, die niemals Jemand beleidigt oder Unrath angestiftet habe, sie sehe sich jetzt ohne Länder, ohne Geld, ohne Einkünfte und Freundesmacht. Um des englischen Bündnisses willen seien ihre Blutsnächsten ihre bittersten Feinde geworden, seien ihre und ihrer Mutter Lande und Leute so ganz verderbt, und könne keines mehr dem andern helfen. „Wenn ich mich," schrieb sie, „mit meinem armen Volke ganz verbraucht und verzehrt habe, wenn ich im Vertrauen auf Englands Hülfe mich selbst in Lebensgefahr stürzte, war es nicht Pflichtgefühl, das mich allein bis hierher aufrecht hielt? Freilich, wenn man es sagen darf, viel vergeblich, ermattet, leidvoll habe ich gerungen. Warum rief doch Gott meinen Vater so bald zu sich, um so edle Erblande mir seiner Tochter, die ich ein so glückliches Kind war, zu hinterlassen, um sie nun zu verlieren, weil Recht nicht gilt! Oder warum lebt mir nicht mehr der selige durchlauchtigste Fürst, mein Herr der König über alle andern gewaltig, der mir so edel versprach, mir sie wieder zu verschaffen! Er wußte es gut genug, daß er von dorther treffliche Hülfe in seinen Unternehmungen haben könne, und daß sie gute Nachbaren wären. Gott aber weiß es, weßhalb mein Burgunder Vetter so grimmig auf meine Beraubung ausgeht, und welch ein Schaden daraus für England entstehen wird!"

„Jetzt," fuhr sie fort, „habe sie in der Welt kein Mittel mehr, seinen Angriffen und Plänen zu widerstehen. Die Zeit vergehe, bald würde er wieder kommen mit Heeresmacht. Das habe er seinen Generalen gesagt, von denen sie umringt sei, darin täusche sie sich nicht. Noch einmal flehe sie, daß man ihr, um Rittersitte wieder zu Ehren zu bringen, und ohne wieder Tagsatzungen zu halten oder Gesandte zu schicken, helfe zur Wiedereroberung ihrer Länder, zur Rettung ihrer selbst, sowie zur Erfüllung der

image
not
available

aber gewaltsam genöthigt, so könne es sein. König und Staatsrath sollten deshalb an sie, ihre Räthe und ihre Städte in aller Eile schreiben, sie würden binnen eines bestimmten und recht nahen Tages zu Hülfe kommen mit rechter Kriegsmacht. Diese Zusage müsse in einer Weise erfolgen, daß man darauf trauen könne. Geschehe das, so wolle sich die Herzogin jeder Gefahr aussetzen, um ihre Unterthanen noch bis zum bestimmten Tage geneigt zu erhalten. Andernfalls scheide sie sich von England und erkläre: sie habe ihre Schuldigkeit gethan, und man möge die Schuld nicht auf sie werfen, wenn England dadurch Uebles widerfahre, daß der Burgunder mit Gewalt ihre Erblande mit Flandern Artois Pikardie und Burgund vereinigt habe.

Nur zwei Dinge möge man sie noch wissen lassen: ob man ihr etwas vorwerfen könne, da sie in so vielen Gefahren sich aufrecht gehalten, und noch bis zum Tode ausharren wolle, offen, wahrhaft, loyal gegen die Engländer? — oder ob ihre Gesandten es an etwas hätten fehlen lassen, da sie doch wüßten, sie könne sich nicht länger halten, und ihre Unterthanen schlügen neue Wege ein? Wenn der Fehler an den Gesandten, den beiden Rittern liege, so wolle sie dieselben auf ihre Ehre Treue und Schwüre belasten: liege aber der Fehler an Andern, und fruchte auch diese neue Vorstellung nicht, so werde sie ihre Gesandten auf der Stelle zurückrufen."

Achtes Kapitel.

Eleonore von Cobham.

Volksbewegung in London. Gesandtschaft an Bedford. Philipps Hinterlist. Niederwerfen seines Herolds. Parlamentsbeschluß. Sitzung des

Geheimeraths. Graf Salisbury. Drohende Volkserhebung in Holland. Aufstand in Delft. Philipps Abwarten. Stand der Dinge in Frankreich. Neue Vermittlungen Bedfords. Aufregung im englischen Volk und Adel für Jakobäa. Das englische Königshaus. Bedfords Vorwürfe und Abmahnen. Hinweis auf einstige Rechenschaft. Seine Gesandten. Das Hauptmittel. Eleonore Cobham. Beispiel von Humfrieds Großvater. Humfrieds Nachgeben. Einjähriger Waffenstillstand mit Philipp. Jakobäas Standhaftigkeit.

Die geharnischte Erklärung Jakobäas schlug durch. Die Sache kam in Fluß. Ganz London war erfüllt von der beredten Leidenschaft ihrer Briefe. Die Aufregung im Volk und Adel ging in hohen Wogen. Wo Humfried über die Straßen ging, hörte er fröhlichen Zuruf.

Der Geheimerath schickte in Sorgen und Eile zwei seiner Mitglieder, den Bischof von Norwich und Lord Tiptot, nach Frankreich, um Bedford anzukündigen, Philipp müsse um jeden Preis von Jakobäa ablassen. Die beiden Gesandten fuhren in Hast über das Meer, und gingen gleich nach Arras, wo Bedford und Philipp schon beisammen waren. Als Jene ihre Botschaft ausgerichtet, hieß es: man müsse nach Paris, dort müsse man im großen Rath verhandeln, dann wolle der Herzog von Burgund seine letzte Antwort geben. Kaum aber waren Bedford und die Gesandten von Arras abgereiset, als Philipp nach dem Hennegau ging, um rasch hier, wie vorher in Holland, sich huldigen zu lassen, d. h. die Besitzergreifung des Landes als Erbregent vorzunehmen. Dann eilte er nach Brüssel, und forderte Hülfstruppen. Was sein Vetter, der junge Herzog, beschlossen, wußte man nicht, die Landstände aber schlugen Philipps Begehren ab. Hier abgewiesen kehrte er sofort nach Flandern zurück und ließ dort, in der Pikardie, im Artois, durch allgemeinen Aufruf jeden Mann unter die Waffen treten, der eine Pike tragen konnte. Ehe noch das Heer versammelt war, flog der Herzog, nur von vierzig Mann begleitet, schon wieder nach dem Norden. So berichteten im Geheimerath zu London Jakobäas Gesandte.

Digitized by Google

Dieſe Treuloſigkeit, dieſe Mißachtung des engliſchen Volks konnten nur noch mehr erbittern. Philipp wollte den Sturm beſchwichtigen. Sein Herold kam mit einem Briefe nach England: er wolle eine große Geſandtſchaft ſchicken, in Sachen Jakobäas zu verhandeln, man möge ihr die Geleitsbriefe ausfertigen. Allein ſein Bote wurde nicht mehr angehört, niedergeworfen, in's Gefängniß geſtoßen.

Schon war das Parlament vorgegangen. Als Philipp ſeine Erbhuldigung im Hennegau in's Werk ſetzte, faßte es am 25. Juni folgenden Beſchluß: „Da die Herzogin von Gloceſter in ſo großer Wehſal und Bedrängniß gelebt, und ſo erbarmungswürdig an den König und das ganze Parlament geſchrieben habe: ſo möge — im Wege des Vertrages oder in anderer Weiſe — des Königs hohe Weisheit und der vielreiche Rath der Lords ſeines Geheimerathes dafür ſorgen, daß der Herzogin Perſon und die Allianz, welche zwiſchen England und ihren Landen ſei und beſtehe, in Gedeihen und Sicherheit geſetzt werde. Das gereiche zum beſondern Wohlgefallen der Parlamentsmitglieder und aller Derer, von denen ſie gekommen ſeien.“ Zu ſolchem Zwecke ſtellte das Parlament die bedeutende Summe von 20,000 Mark in Ausſicht. Dieſer Beſchluß, welcher Jakobäas Sache für eine Sache des Volks von England erklärte, enthielt bereits die Kriegserklärung gegen ihren Bedränger.

Am 9. Juli hielt der Geheimerath eine große feierliche Sitzung, angeſehene Ritter und Knappen waren hinzugerufen. Es wurde beſchloſſen: „Angeſichts der ſehr großen Leiden und Gefahren, welche die Herzogin von Gloceſter ſchon lange und noch täglich mehr erdulde, um ihrer rechten und tugendhaften Liebe willen zu ihrem Gemahl, und um ihrer Anhänglichkeit willen an England und ſeinen König, — Angeſichts der täglichen Hülfsgeſuche des Herzogs und der Herzogin von Gloceſter, — und der warmen und aufrichtigen Verwendung des Parlaments und ſeiner Bereitſtellung von 20,000 Mark, — ſollten 9000 Mark bebewilligt ſein, um damit Reiſige und Bogenſchützen zu werben, welche

image
not
available

Salisbury empört. Sobald er hörte, daß es mit Humfrieds Rüſtungen Ernſt ſei, eilte er von Frankreich herbei, und verbündete ſich mit ihm zum Kriege gegen den frechen Burgunder. Er wurde jetzt auch als Mitglied in den Geheimerath aufgenommen. Salisburys Name war ein Feldzeichen, um welches ſich von fern und nahe die edelſten Fähnlein ſammelten.

So durfte endlich Jakobäa Zuverſicht faſſen: es kam der Tag der Rettung und Rache, der entzückende Tag von Humfrieds Wiederkehr. Denn auch in Holland, und das wußte man in London wohl, war Alles zum Aufſtande fertig gemacht. Die Hoeks hatten verzweifelt gearbeitet, das Volk von Grund aus aufzuwühlen. Während Philipps Verbündete in Geldern in den Treffen bei Barnevelt und Brummen ſo ſchwere Verluſte erlitten, daß ſie gar nicht daran denken konnten, den burgundiſchen Kapitäns, welche in den holländiſchen Städten lagen, zu Hülfe zu ziehen, ſollte hier ein allgemeiner Volksſturm niederwerfen, was wälſch oder kabeljauiſch.

Des Burgunders rechtloſes Benehmen war jetzt auch dem blödeſten Auge klar. Und wer mochte ſich noch ſelbſt darüber täuſchen, was für ein Loos der fremde Fürſt den Holländern bereite? Sie ſahen ſich erdrückt durch endloſe Steuern, ihre Städte und Burgen von wälſchen Oberſten beherrſcht, Recht und Geſetz überall mißachtet. Als die Nachricht kam, der Herzog von Brabant ſei geſtorben, eilte man in den Kabeljauſtädten, alle Thore mit Kriegsvolk zu beſetzen. Heimliche Verſchwörungen zogen ſich von Ort zu Ort. Auch Solche fielen von Philipp wieder ab, die ihm gehuldigt hatten. Bereits gab es in Dortrecht Rotterdam Leyden offenen Aufruhr.

Vorzüglich hatten es die Hoeks auf Delft abgeſehen. Eines Markttages, als die Maesländer Bauern mit ihren Wagen und Früchten hereinzogen, es war am 6. März, ſtanden ſie auf einmal bei einander, erhuben ein wüthendes Geſchrei, und als der Schultheiß Johann von Egmond vereint mit den Stadträthen ihnen ſteuern wollte, fielen ſie über ihn her und ſchlugen ihn

todt, und mit ihm fünf der vornehmsten Bürger. Jetzt wollten die Hoeks sich der Stadt bemächtigen. Philipps Kapitäns aber fielen rasch mit ihren Truppen dazwischen. Der Anschlag wurde vereitelt, und schon drei Tage später zwölf Bauern auf dem Markte in Delft enthauptet

Wären die Engländer rasch genug gelandet, — kein Zweifel, Holland hätte plötzlich an allen Enden in Flammen gestanden. Philipp rüstete aus vollen Kräften, und stand in Flandern und Seeland fortwährend auf der Wache, um zu sehen, wo er den Angreifern entgegen trete.

Solche Wendung der Dinge hatte der bestürzte Bedford nicht mehr erwartet. Als er den Fuß wieder an die französische Küste setzte, sah er mit einem Blicke, wie schlecht hier die Dinge für die Engländer standen. In der That hatte in den Kriegslagern, welche Philipp Jahr auf Jahr gegen Humfried und Jakobäa sammelte, das entzweite Frankreich sich wiedergefunden. Im gemeinsamen Kampfe wider englischen Uebermuth, an der Seite eines glänzenden Prinzen des französischen Königshauses, lernten sich die Anhänger hier der Engländer, dort des Dauphins wieder als Söhne eines einzigen Volkes kennen. Der kluge versöhnende Bedford war viel zu lange in England geblieben. Der Krieg in Frankreich wurde nur lässig geführt, und das Beispiel des dritten Verbündeten von Amiens, des Herzogs von der Bretagne, der von den Egländern abgefallen, lockte und mahnte. Seine ganze Kraft hatte Bedford eingesetzt, um diesen Abfall zu züchtigen. Und jetzt ein neues Brouwershaven? Nur ein Wunder hätte England und Burgund wieder auseinander gebracht: blutig, unabsehlich eröffnete sich ihr Krieg. Denn es war ein Meisterstreich von Philipp, daß er nach dem Tode Johanns von Brabant rasch und verwegen in Jakobäas Landen eine Stellung nahm auf dem Grunde eigenen Rechtes. Wie immer dies Recht beschaffen war, genug, er hatte Besitz davon ergriffen, hatte sich in Holland wie im Hennegau als Erbherrn

Digitized by Google

image
not
available

von Burgund kurz und bündig auffordern, daß er von seinem rechtlosen und beleidigenden Verfahren abstehe, und eiligst Nachricht senden, in welcher Stimmung er ihn in Bezug auf den Frieden in der Versammlung gefunden, die durch die Herren von Norwich und Tiptot angeregt worden. Beider langes Ausbleiben nehme Wunder, Angesichts dessen, wie Philipp nach jener Versammlung, zu seinem Vortheil und zum großen Nachtheil für Glocester und seiner Dame Rechte, in Hennegau Holland und Seeland seine Sachen besorgt habe."

Der Regent von Frankreich hatte kurz vorher etwas Großes durchgesetzt. Am 3. Juli hatte der abtrünnige Herzog von der Bretagne sich den Engländern wieder unterworfen. Dadurch war das Bündniß von Amiens, freilich mit unsäglichen Mühen, wieder hergestellt. Und jetzt sollte es gleich wieder, und schlimmer noch als vorher, auseinander brechen? Bedford hatte nur noch die Wahl, entweder Frankreichs Krone aufzugeben oder seines Bruders Sache. Es war eine sonderbare Lage der Dinge im englischen Königshause. Der König war ein Kind, von seinen Oheimen und Beschützern wollte der Eine Frankreich, der Andere den besten Theil der Niederlande. Der Eine hatte seine größte Hülfe am Burgunder Alliirten, der Andere glühete, um gegen Diesen in's Feld zu ziehen.

Aber Jener wollte Frankreich für die Krone, Dieser die Niederlande für sich selbst. Bedford entschied sich: Jakobäa sollte vollends geopfert werden.

Seinen Bruder machte er stutzig durch die volle Last einer furchtbaren Verantwortung, welche er auf ihn wälzte. Er schrieb ihm: „Auf der Welt habe er keinen Näheren, als Humfried, und er liebe ihn wie sich selbst. Bei dieser Liebe, bei der Ehre, bei dem Heil des jungen Königs beschwöre er ihn, doch seinem einzigen Bruder zu glauben und zu vertrauen. Man habe ihn dieser Sache wegen bei Humfried verlästert, aber er hätte nur den offenen Krieg mit Philipp verhüten und jeden erdenklichen Weg der Güte einschlagen wollen. Darum habe er gehandelt

Digitized by Google

als ein wahrer Bruder, wie Gott Vernunft Ehre und gutes Gewiſſen erforderten. Er ſchwöre ihm zu bei Gott und dem König und vor der ganzen Welt, Humfried ſei auf dem Wege, Englands franzöſiſche Krone in Stücken zu ſchlagen. Frankreichs Beſitz ſei noch ſo neu und jung, und verlange kluges Benehmen. Um Gotteswillen möge Humfried doch von Krieg und Gewaltthat ablaſſen, es gäbe noch friedliche Mittel, mit Philipp auseinander zu kommen. Und daß es geſchehe, dazu wolle Bedford ſelbſteigen arbeiten und Alles, was er könne und habe, darbieten. Diejenigen, welche Humfried vorſprächen von hohen Ritterthaten und edlen Unternehmungen, müßten ein kurzes Gedächtniß haben, daß ſie nicht mehr wüßten, wie ſchwere Mühſal und Arbeit es ihrem Hauſe gekoſtet, es bis zu dieſem Stande der Dinge zu bringen. Gewiß würde ihr ſeliger Bruder, der Leib und Gut und die ganze Kraft ſeines Geſchlechts und ſeines Volkes an Frankreich geſetzt, und es wahrlich theuer erkauft habe, nicht aus freien Stücken und ohne Vernunft die ſchrecklichſten Gefahren heraufbeſchwören. Bloß dieſer Streit mit Philipp ſei die einzige Hoffnung aller Feinde Englands. Sei dieſe Sache beigelegt, ſo würden alle ihre Anhänger in Frankreich neuen Muth und Stärke gewinnen, ihre Feinde aber völlig verzweifeln. Humfried möge daran denken, wie er und ſeine Rathgeber es einſt mit gutem Gewiſſen vor dem König, wenn er mündig geworden, verantworten könnten, wenn ſie bloß um ihrer Luſt willen das Reich, das jetzt ſo glorreich, in unabſehliche Gefahren ſtürzten. Er rufe Gott zum Zeugen an, daß er keine Schuld daran habe, aber er werde ſie einſt vor dem Könige zur Rechenſchaft ziehen!“

Es kam Bedford augenblicklich nur darauf an, um jeden Preis den engliſchen Heereszug von den holländiſchen Küſten abzulenken. Deshalb wurde ein ehrlicher Waffenſtillſtand vorgeſpiegelt, Jakobäa ſollte nichts verlieren, nur zur Zeit dürfe kein Krieg ſein zwiſchen England und Burgund. Bedford ſchrieb am 31. Juli an den Geheimerath auf deſſen Brief eine lange und

eindringliche Antwort. Und da er hörte, die Herren hätten sich zerstreuet und hielten sich an verschiedenen Orten auf, schickte er Jedem eine Abschrift, damit Keiner sich später entschuldigen könne: er habe Bedfords Antwort nicht gekannt. Darin hieß es: „Er habe sich die Sache äußerst zu Herzen genommen, und es befremde ihn, wie man ohne sein Wissen und Zustimmen darin wichtige Beschlüsse fasse. Den Herzog von Burgund habe er zum Frieden ganz geneigt gefunden, Philipp wolle Waffenstillstand machen auf ein Jahr, wenn auch die Gegenpartei es thue. Diese aber habe eine sehr dunkle Antwort voll der Klauseln gegeben. Philipp nun ohne Weiteres auffordern, vom Kriege gegen Jakobäa abzustehen, das könne er nicht, dann habe er ja von vornherein Partei genommen. Die Ehefrage Jakobäas habe der Pabst, und ihre Länderfrage der Kaiser zu entscheiden, nicht aber der König von England. Seine und ihrer Aller erste Pflicht sei es aber, dem Könige, so lange er unmündig, das französische Königreich zu bewahren. Darüber müsse man Rechenschaft ablegen, und nicht um das Wehklagen seiner Schwägerin zwei Königreiche in Gefahr und Wirrsal stürzen. Schon schreibe ihm der Herzog von Burgund empört darüber, daß man zu seiner Schande den Boten, der seine Briefe an den König getragen, in's Gefängniß geschleppt habe. Dies müsse bestraft werden, damit es klar werde, so beleidigende Gewaltthat sei nicht auf des Königs und Geheimeraths Befehl geschehen."

Außer seinen Briefen aber sandte Bedford seine gescheidtesten Räthe, den Abt von Orcamp, Herrn Thomas Rampscon seinen Kämmerer, Meister Johann Escourt, und Meister Gille le Duc nach London. Der Abt von Orcamp war Doktor der Theologie und der klügste Diplomat in Frankreich, öfter war er mit Erfolg in Rom gewesen. Bald merkte man auch in London, wie gut er die Kunst verstand, die Menschen anzuregen zu verwirren und zu binden. Ein Mittel besonders wurde in Bewegung gesetzt, welches dem leichtbewegten Humfried am gefährlichsten war.

Es ist auffallend, wie häufig in Jakobäas und ihrer Ge-

ſandten Vorſtellungen die Bitte wiederkehrt: man möge den Herzog von Gloceſter drängen, daß er ſich zum Handeln aufraffe. Ach Jakobäa wußte wohl, was ihn ſäumig machte. Hier lag die Quelle ihrer tiefſten Qual und Sorge. Warum hatte ſie einſt die ſchöne Eleonore, des Lords Reginald Cobham von Sterborough Tochter, als Hofdame mit nach dem Hennegau genommen? Das war ſehr arglos oder ſehr leichtſinnig. Wußte ſie allein denn nicht, was der ganze Hof von den Abenteuern dieſer Dame erzählte, welch kühnen Muth ſie öfter gezeigt, und wie manch ſtolzen Ritters ſüße Freundin ſie ſchon geweſen? Hatte Jakobäa keine Ahnung, welch ein Weib dies war von wilder Selbſtſucht und tauſend Ränken? Eleonore war damals nicht lange im Hennegau geblieben. Faßte ſie damals ſchon im Stillen ihre Pläne, oder hatte Jakobäa ſie fortgeſchickt, — genug, in Humfrieds Reiſezug, als er ſeine Gemahlin in Mons verließ, war ſie nach Calays, und dann im ſelben Schiff mit ihm nach England zurückgekehrt. Ihre üppigen Reize ſetzten ihn in Flammen, von ihrem reichen Wiſſen fühlte er ſich angezogen, von ihrer Alles durchfliegenden, in Alles einbohrenden Phantaſie war er wie geblendet. Bald lag er vollſtändig in Eleonorens Feſſeln. Es war in London öffentliches Geheimniß, daß ſie mit ihm lebte. Mit jedem Jahr war ihre Gewalt über ihn gewachſen. Schon hatte ſich das verwegene Weib das höchſte Ziel erkoren: ſie ſelbſt wollte Humfrieds Gemahlin, eine königliche Prinzeſſin werden. Hatte doch Humfrieds Großvater, Johann von Gent, ebenfalls ſeine langjährige Buhlerin geheirathet, und war deren Sohn doch der große Kardinal von Wincheſter!

Ohne Zweifel erhielt Eleonore jetzt eine Andeutung, daß man ihr des Prinzen Hand nicht mehr beſtreiten werde, wenn es ihr gelinge, denſelben in England zurück zu halten. Nun ließ das verführeriſche Weib ſeine Künſte ſpielen, und ſpann und ſpann an einem Netze von unentwirrbaren Ränken, in welchen der Reſt von Humfrieds Ehrgefühl erſtickte. Er wurde bedenklich, ſchwankte, und ließ ſich endlich zu einem Waffenſtillſtande herbei.

Digitized by Google

Gern verpflichtete sich Philipp, Jakobäa selbst ein Jahr lang nicht anzugreifen, zugleich aber des Pabstes Endurtheil zu betreiben. Der Geheimerath war dieser Wendung froh, und wer Bedford und Frankreich nicht aufgeben wollte, durfte nicht entgegen sein. Wiederum wurde gehofft, auf die eine oder andere Weise finde man endlich der heillosen holländischen Sache ein Ende: gewiß werde Philipps nächste Unternehmung gegen Jakobäas Verbündete entscheiden, entweder müsse er oder müsse sie die Hand zum Frieden bieten. Salisbury aber, und die gleich ihm dachten, warteten der Dinge.

Was für Briefe voll Zorn und Verachtung mochte Jakobäa jetzt nach London senden, voll glühender Pfeile, die sich in Humfrieds Brust einsenkten! Aber sie verwundeten nur seine Eitelkeit, und machten ihm Jakobäas leidenschaftliches Wesen zuwider. Nur eine Aussicht blieb ihr noch: sie mußte siegen über Philipp, glänzend siegen, ihr wiedereroberter Länderbesitz mußte ihr auch den Gemahl wieder bringen. Also stählte sie sich mit fressender Qual im Herzen, auch noch den neuen Heereszug des Burgunders zu bestehen, der gewaltiger, als alle früheren, herandrohete.

Neuntes Kapitel.

Seeschlacht bei Wieringen.

Allmählige Ausrottung der Hoeks. Jakobäas letzte Ritter. Sechs Kriegsfürsten in Utrecht und Geldern. Ausdehnung der Fehde. Gelderns Verwüstung. Schlacht bei Ryßwyck. Angriff auf Tiel. Mordanschläge. Flüchtende Mönche und Nonnen. Einfälle der Hoeks in Holland. Neue Zerstörung des Yſſelstein. Durchstechung des Yſſeldammes. Drohende Reichsacht. Kriegssteuern. Finanzienthun. Seelgelder. Aufruhr im

Volke. Philipps Abwarten. Kriegszug nach Bunschoten. Brederodes Unternehmungen. Entgegenziehen der Kabeljaus. Zusammenstoß bei Wieringen. Zwiespalt auf Brederodes Flotte. Seeschlacht. Treffen am Strande. Vollständige Niederlage der Hoeks. Blutrache in Enkhuysen. Verfolgung der Flüchtigen. Abkommen mit den Wieringern.

Welche Macht aber wollte Jakobäa den burgundischen Heeren noch entgegenstellen? Hennegau und Seeland waren längst verloren. In Holland aber waren ihr gleichsam beide Arme abgeschlagen, als die treuen Bauern im Norden zertreten wurden und die stolze Seefestung im Süden ihr Banner senkte. Das war so fürchterlich in diesen Kriegen, welche sie nun bald zehn Jahre lang führte, daß für die Anhänger der Erbfürstin die Niederlage jedesmal gänzliches Verderben war. Seit Johann von Bayern ihre Anhänger in Leyden und Haerlem so gründlich ausgemerzt hatte, daß diese Städte fortan die vornehmsten Burgen der Kabeljaus wurden, seitdem wiederholte sich die Ausrottung der Hoeks in einem Gebiete nach dem andern. Nur noch Wenige ihrer Ritter sah Jakobäa um sich versammelt. Das waren vor Allen Ludwig von Montfort, ihr oberster Minister, und sein Bruder Johann, ein Kriegsmann, Dietrich v. d. Merwede, Arnold von Gent, Gerhard von Poelgeest, Wilhelm von Naeldwyck, Gerhard von der Zyl, und der Schatzmeister Johann von Vyanen. Die Flotte in der Süderſee aber befehligte Wilhelm von Brederode.

In diesen Männern freilich war Haß und Zorn gewaltiger, als alle Noth und Niederlage. Als ihre letzte große Hoffnung, Humfrieds Heer und Flotte, ausblieb, als die burgundischen Obersten das letzte holländische Gebiet, das Jakobäa noch behauptete, immer enger umzingelten, und Hunger und Jammer in allen Häusern war, — da arbeiteten Jakobäas letzte Ritter und Räthe nur um so leidenschaftlicher, wie sie noch einmal ganz Holland in Aufruhr, und das ganze Utrechter Volk in das Feld brächten, Geldern aber ebenso gründlich ausraubten. Eines hatte

Jakobäa noch immer bewiesen: niedergepreßt durch neue Lasten erhob sich ihr elastischer Geist zu frischerer Kraft, an einem Ende zurückgedrängt warf sie den Krieg auf neue Gebiete.

Land Utrecht und Geldern wurden jetzt Wahlstätte von sechs Fürsten, die um ihre Länder stritten. Auf der einen Seite standen Philipp, Arnold von Geldern, Bischof Sweder: auf der andern standen Jakobäa, Adolf von Berg, Postulat Diepholt. Am 30. Mai hatte der Herzog von Burgund Diepholt und allen seinen Anhängern förmlich die Fehde angekündigt, weil er gegen des Pabstes Gebote sündige und den Herzog von Geldern bekriege. Letzterer hatte schon im April seinen Städten verbürgen müssen, daß aller Schaden ihnen ersetzt würde, welchen sie in seinen Kriegen gegen Jakobäa von Bayern, die sich Herzogin von Glocester nenne, und gegen Rudolf von Diepholt und seine Anhänger erlitten. Eine große Fehde aber steckte in jenen fehdereichen Zeiten gewöhnlich weit und breit die Nachbarländer an. Insbesondere bei Thronstreiten suchte Jeder der umwohnenden Fürsten und Herren sein Stück Beute. So verbündeten sich jetzt mit dem Postulaten der Graf von Hoya, eine Menge Münsterscher Ritter, und die beiden mächtigen Herren von Büren. Letztere bedangen sich für ihre Hülfe keinen geringeren Preis, als daß die alte Stadt Tiel mit Umgegend ihr Eigen werden solle.

Im Juli versammelte Diepholt auf's Neue eine Heeresmacht von siebentausend Mann zu Fuß und zweitausend zu Pferde, und machte wieder einen jener verheerenden Züge, welche in diesem Jahre Geldern zur Wüste umwandelten. Die Schwerter trieften von Blut, eingeäschert nach der Reihe lagen die Dörfer, die Obstbäume umgehauen, ausgeplündert selbst Klöster und Kirchen. Die Gelderer hatten in den blutigen Schlachten dieses Jahrs niemals Glück gehabt. Endlich stellten sie den Verwüstern ein neues Heer entgegen, es wurde in der Schlacht bei Ryßwyck auf's Haupt geschlagen.

Nun sollte es Tiel gelten. Der Herr von Büren hatte die Herren Dietrich von der Merwede, Johann von Langeraek, und

andere holländiſche Hoeks zu einer ſtattlichen Kriegsmacht verſammelt. Weil er dachte, in Tiel wiſſe man noch nicht, daß er des Herzogs von Geldern Feind geworden, ſo ladete er die Stadthäupter freundlich auf ſeine Burg und ließ ſie die ganze Nacht nicht wieder heraus. In dieſer ſelben Nacht griffen Rudolf und die Hoeks ſtürmender Hand die Stadt an, an drei Thoren ſtürmten ſie, unerwartet aber ſtanden oben Vertheidiger genug und ſchlugen die Stürmenden zurück. Die Tieler waren nämlich gewarnt geweſen durch den Herrn von Gaesbeck, welcher den Anſchlag der Hoeks ausgeforſcht hatte.

Dieſe mußten wieder abziehen. Hinter ihnen brachen rachedürſtend die Schaaren der geldernſchen Reiter in's Utrechter Land ein. Auch ſie verſchonten nicht Greis noch Kind, nicht Saat noch Baum. All der Haß und Grimm, der ſo lange zwiſchen den holländiſchen Hoeks und Kabeljaus getobt, der erſt Brabant heimgeſucht, dann den Hennegau verheert hatte, erhielt jetzt Freipaß für Geldern und Utrecht. Sweder ließ zwei Mörder köpfen und viertheilen, die ihn abthun wollten für Utrechter Gold und mit Diepholts Vorwiſſen: Diepholt aber konnte nicht weniger als achtzehn Verſchwörungen nennen, die ihm an's Leben gingen und mit dem Schwerte geſtraft wurden. Die flüchtenden Mönche und Nonnen, welche bei Philipps Generalen um Zuflucht baten, wußten davon zu erzählen, wie ſchrecklich es im Utrechter Lande herging. Auch aus Jakobäas Stadt Oudewater wanderten Nonnen mit Vieh und Habe nach Leyden aus, um dort unter Philipps Schutze zu wohnen.

Im Holländiſchen ſelbſt war jetzt Alles außer Rand und Band, das Land voll Ruinen, die größeren Städte unter der Säbelherrſchaft der burgundiſchen Offiziere. Holland ſtarrte von burgundiſchen Lanzen, und dennoch konnten ſie ihm nicht einen Tag Frieden verſchaffen. Es war ganz unmöglich, all die vielen Waſſeradern, welche damals noch mehr, als jetzt, Holland durchſchnitten, nur vier und zwanzig Stunden lang ſo zu bewachen, daß die Hoeks nicht durchſchlüpften. Wenn man ſie noch hoch

im Norden glaubte, fuhren sie schon sengend und brennend mitten durch's Land.

Alsmaer ging in Flammen auf, sechs feste Häuser zu Woerden und ten Syl wurde niedergebrochen. Daß die Utrechter nicht säumten, alle Gebäude, welche man im zerstörten Yſſelſtein wieder errichtet hatte, wiederum in den Grund zu reißen, braucht kaum erwähnt zu werden. Die alte reiche Stadt Gouda am breiten Yſſel blieb der Mittelpunkt für die Streifzüge, die Tag und Nacht vor sich gingen, die einen zu Roß und Wagen, die andern auf leichten Schiffen. Die Hoeks hatten Gouda von der Landseite unangreifbar gemacht. Das Mittel dazu war entsetzlich. Was sonst nur Sturm und Meeresfluth thaten, das verübte der Haß im Bürgerkriege. Der Yſſeldamm, welcher Schieland und Delftland zum großen Theile schützen muß, wurde durchstochen. Gewässer brauseten weit und breit in's Land hinein, und standen hoch und unabsehlich dort, wo bisher fruchtbare Wiesen und Aecker lagen, ein Schaden, welchen erst Jahrhunderte allmählig wieder gut machten.

Der Handel lag jetzt vollständig darnieder, und nun drohete noch die Reichsacht den Kabeljauſtädten in der weiten deutschen Hanse eine peinliche Stellung zu bereiten. Ohne Zweifel hätte die Reichsacht auch manchen fürstlichen oder ritterlichen Beutemacher, der jetzt noch stille saß, in den Sattel gehoben. Haerlem Leyden Delft und Amsterdam ließen es sich daher nicht wenig kosten, das pergamentene Ungewitter, aus welchem allerlei kleine Blitze hervorzucken konnten, von sich abzuwenden. Schon im vorigen Jahr gingen Abgesandte nach Köln und Nürnberg, in diesem Jahr nach Regensburg und zu den deutschen Hansestädten, deren Vermittlung sie anriefen.

Bei all diesem Elend mußte man fort und fort schwere Kriegssteuern aufbringen. Um nur ein Beispiel zu geben, nehmen wir die Landesrechnung für das Halbjahr nach dem 25. Oktober 1427 zur Hand. Die Gesammteinnahme stieg für diesen Zeitraum auf 84,000 Pfund. Darin betrug die gewöhnliche Bede

nur 2,700 Pfund. Es zahlten aber an außerordentliche Kriegslaſten die Städte 46,000 und die Ritterſchaft nahe 3,000. Dazu kam z. B. von den Seeländern Zweimonatsſold für die Truppen in Holland mit 2,000 Pfund. An Strafgeldern wurden von den Anhängern Jakobäas über 7,000 Pfund eingetrieben. Die Einkünfte von eingezogenen Güter der Verbannten oder Getödteten betrug 1,500, der Erlös von verkauften 2,000 Pfund. Um höhere Summen zu erzielen, erlaubte man den Erben, daß ſie die Güter ihrer Verwandten zurück kauften. Im Ganzen genommen ſind an gewöhnlicher Einnahme 24,000, an Kriegs- und Strafeinnahme aber 60,000 Pfund verrechnet, und das nur für ein halbes Jahr. Darin iſt noch nicht einbegriffen, was Holland an Proviant und Ausrüſtung für die fremden und eigenen Truppen, an üblichen Geſchenken und Beſtechungen für die Befehlshaber, ſowie an gezwungenen Anleihen aufbrachte. Mit Geldgeſchäften betrauete Philipp beſonders gern den alten Herrn von Uutkercken und den Prinzen von Oranien. In den Rechnungen finden wir ſie beſtändig auf der Reiſe, „Finanzien zu thun.“ Der Burgunder Fürſt ließ die reichen Holländer und Seeländer unaufhörlich zahlen. Seine Erblande fingen an erſchöpft zu werden, und je mehr er von den Kabeljaus erpreßte, deſto ſicherer war er ihrer. Denn ſie wollten doch am Ende ſo ungeheure Summen nicht umſonſt gezahlt haben.

Sehr häufig kehren in den Rechnungen Ausgaben wieder, um Verbannte, welche von Andern gefangen, für den Herzog einzulöſen, damit man ſie hinrichten konnte. In andern Poſten werden Leute, welche verbannte Hoeks todtſchlugen, „für ihre Arbeit“ bezahlt. Jedoch dachte man ſo fromm und chriſtlich, daß, wer die Hinrichtung verlangte, „Seelgelder“ zu Todtenmeſſen für die Hingerichteten zahlen mußte. Die Todesſtrafe allein gab noch keine Genugthuung: die Eltern der Hingerichteten mußten noch ſchwere Geldbußen aufbringen.

Angeſichts alles Deſſen war es kein Wunder, wenn die Erbitterung im Volke kochte. Mit größerer Angſt, als die wüthenden

Einfälle der Hoeks, als die burgundischen Erpressungen, erfüllte die Kabeljaus das heimliche Treiben und Wogen im Volke, vor dessen Aufstand und Rache sie zitterten. Brederodes Flotte in der Süderſee wuchs von Woche zu Woche, und trug hier Ermuthigung, dort Schrecken an die holländischen Küsten. Schon traten Texel und andere Gebiete ein in die Eidgenossenschaft der Hoeks.

Philipp wußte recht gut, wie leicht Aufstand ausbrechen, und das Gebäude, das er in drei Jahren voll Krieg und Mühen in Holland errichtet hatte, in die Luft fliegen könnte. Noch immer hielt er es für gerathen, in Flandern und Seeland zu warten und zu wachen, seinen Generalen und Beamten in Holland aber einzuschärfen, bei Nacht und bei Tage auf der Hut zu sein, und vor allen Dingen das Volk nicht zu reizen. Immer mehr Städte und Dörfer durften mit Jakobäa Sicherheitsverträge eingehen. Verurtheilten wurde das Recht des Waffentragens zurückgegeben, Andern Nachlaß an der Buße gewährt.

In Geldern regte Philipp einstweilen geordnetere Rüstungen an. Nicht weit von der Utrechter Gränze wurde dort eine neue Festung, Nyekerk, gebaut. In Harderwyck wurde eifrig gearbeitet, um Geschütze zu gießen. Der Seedeich bei Elburg wurde durchstochen. Um die Hoeks, welche von Amersfort ausliefen, von der Süderſee abzuschneiden, versuchte man Blockschiffe in die Mündung der Eeme zu bringen. Zu Ende Juni bot Roland die Ritterbürtigen aus Amsterdam Haerlem und andern Städten auf, mit Bischof Sweder und dem Herzog von Geldern eine Reise auf den Deich vor Bunschoten zu machen. Große Erfolge wurden nicht erreicht. Aber ganz Unerwartetes geschah auf der Süderſee.

Es war gegen Ende des August, als sich das Gerücht verbreitete, jetzt habe Brederode ein mächtiges Heer auf seiner Flotte gesammelt; damit wolle er ausziehen und das Land für die Fürstin wieder erobern; wer die Eidgenossenschaft der Hoeks nicht annehme, solle vertilgt werden; schon seien alle Inseln der Süder-

Digitized by Google

see eingetreten; Hoorn Medenblick Enkhuysen zunächst bedroht. Philipps oberster Statthalter, Roland von Uutkercken, schickte Boten an die Anhänger seines Herrn und ließ sie aufmahnen, jetzt oder nie ihr Aeußerstes zu thun. Und alle Städte und Ortschaften der Kabeljaus faßten den Beschluß: sie wollten aufbieten, was sie nur an Schiffen und Leuten vermöchten, und einmüthig den Hoeks entgegen ziehen und mit ihnen kämpfen, — das werde besser sein, als daß eine Stadt nach der andern heimgesucht werde. Nun brachten Amsterdam Haerlem Hoorn Enkhuysen Medenblick Grootebroek und die anderen Städte am Meere ihre großen Schiffe, die sich zum Kriege rüsten ließen, zusammen, und die übrigen Städte, als Leyden Delft Haag Dortrecht, sandten ihre Bewaffneten, und als sie alle beisammen waren, fuhren sie unter Herrn Rolands Führung, — es war in der ersten Hälfte des Septembers 1427, — gerade zu auf Wieringen los. Bei dieser Insel hatte der Feind seinen Ankerplatz.

Sie trafen seine Flotte dicht am Ufer gereihet, denn die Hoeks hatten durchgängig Kaperschiffe, die gebauet waren auf geringen Tiefgang. Die Städter aber konnten sich mit ihren schweren Schiffen dem Strande nicht nähern. Da sie jedoch ihrer Uebermacht sicher waren, so wollten sie nicht wieder absegeln, sondern legten sich aus in weiter Linie, und gingen da vor Anker. Die Hoeks sollten sich schlagen, oder nicht von der Stelle kommen.

Brederode war gerade mit seinen Leuten am Lande, und unterhandelte mit den Wieringern, damit auch sie der Fürstin Eidgenossenschaft auf sich nähmen. Als er nun vom Strande aus sah, wie die städtische Flotte nicht wieder absegelte, sondern Stellung nahm, so befahl er seinen Leuten, eilends zu Schiffe zu gehen, und zur Schlacht sich fertig zu machen. Doch sollte jeder Mann erst ruhig zu Mittag essen. Er dachte nämlich abzuwarten, bis die Fluthzeit vorbei und die Gewässer zurück ebbeten. Dann sollte Alles in guter Ordnung auf den Feind losgehen, seine Schiffe umzingeln, angreifen, nehmen. Brederode

rechnete darauf: wenn die Ebbe das Tiefwasser zurückführe, dann würden die schweren Schiffe der Kabeljaus unbehülflich liegen, und seine Leute hätten auf ihren raschen Fahrzeugen den Vortheil. Der Plan war gut, aber er gefiel nicht all seinem Volke. Wie es scheint, war wieder einmal Streit über die Kriegsführung unter den Hoeks ausgebrochen, wie das bei Parteien und Flüchtlingen so gewöhnlich ist. Des Admirals Gegner wollten den Feind empfangen, wenn er an's Land stiege. Er aber blieb bei seinem Vorsatze.

Als nun die Zeit der Ebbe kam, gab Brederode Befehl, an die Ruder zu greifen. Alsbald ging seine erste Linie tapfer voran und stürzte sich auf den Feind. Die aber hinten waren, traueten der Sache nicht recht, und waren lässiger im Vorrücken. Und so geschah es, daß der Admiral der Hoeks schon mitten im Handgemenge, während die Hälfte seiner Flotte noch am Ufer zögerte. Seine Leute kämpften wie die Löwen. Bord krachte an Bord, die Enterhaken flogen, und die Wüthenden sprangen hüben und drüben in des Feindes Schiffe. Weil aber den Hoeks ihre anderen Leute nicht nachkamen, so wurden sie allmählig bestürzt, die Städter soviel kühner. Bald wälzte sich eine Uebermacht von Volk aus den Kabeljauschiffen in die hoekischen. Sämmtlich wurden sie genommen, die Besatzung niedergehauen, in's Meer gestürzt, der Rest gefangen und geknebelt. Drei Schiffe voll bewaffneter Hoeks wurden angehauen, und gingen unter mit Mann und Maus.

Als das ihre Genossen sahen, die schmählich noch vor oder auf Wieringen säumten, begaben sich viele ihrer Schiffe eilig auf die Flucht. Allein die Kabeljaus, froh ihres Sieges, ließen die Ruder in die Wellen peitschen, was nur Armeskraft vermochte. Schiff auf Schiff der Flüchtigen wurde eingeholt, geentert, die Mannschaft über den Haufen gerannt. Was entkam, schien nicht der Rede werth.

Der Haupttheil der Hoeks stand noch auf dem Strande, und erwartete Kabeljaus und Burgunder zum Kampfe auf Tod und

Digitized by Google

Leben. Die Sieger landeten. Wüthend war der Anprall, hartnäckig die Schlacht, doch umringt und erdrückt von Ueberzahl mußten die Hoeks unterliegen. Ein Theil konnte noch flüchten, und verbarg sich auf der Insel in Sumpf und Holz und Verstecken der Freunde. Die Andern alle wurden erschlagen oder gefangen.

Für die Kabeljaus war es ein glorreicher wichtiger Sieg. Die letzte Flotte der Hoeks war vernichtet, ihr gefürchteter Admiral Brederode selbst in Feindes Hand. Als nun die Sieger mit ihren Gefangenen fröhlich über die Südersee heimzogen, und in der Ferne den Thurm von Enkhuysen erblickten, da flog ein einziger Ruf von Bord zu Bord: „Nach Enkhuysen! nach Enkhuysen!“ Alles landete, die Gefangenen wurden aus den Schiffen hervorgezogen und auf den Marktplatz gebracht. Die Befehlshaber traten zum Kriegsgericht zusammen, und nach kurzer Berathung erging der Beschluß: so viel Enkhuyser Bürger im vorigen Herbst von den Hoeks enthauptet worden, so viele Gefangenen sollten sterben auf der Stelle. Achtzig Hoeks mußten niederknieen, einen nach den andern traf der Todesstreich. Das war die Rache für die Frevelthat von Enkhuysen. Jetzt endlich durfte man in den Städten und Dörfern an der Küste sich in Sicherheit zur Tafel setzen. Auch Brederode sollte seinen Kopf vor die Füße haben. Als jedoch über ihn abgestimmt wurde, schenkte ihm die Mehrheit das Leben, und das geschah blos deshalb, weil man eine gewisse Scheu trug, das Haupt eines so erlauchten Geschlechts, welches im Lande das nächste nach dem fürstlichen, zu tödten, wie einen gemeinen Ritterbürtigen.

Er wurde nach Leyden gebracht, wo Philipps vornehmste Vertraute, Ritter Roland und Prinz Oranien, den Sieg feierten. Des Letzteren Geheimschreiber ging nach Flandern ab, daß er Philipp erzähle, wie Alles so glücklich gekommen. Andere Boten aber mußten nach Monikendam Hoorn Enkhuysen eilen nud verkündigen, daß, so lieb ihm sein Leben, Niemand einen der gefangenen Hoeks verstecken solle. Aus Freundschaft und

image
not
available

image
not
available

Hafen lagen. In Dortrecht ließ Philipp eine Anzahl Leute viertheilen. Das ganze Land erklärte er gleichsam in Belagerungszustand. Auch in den Landgemeinden wurde ein Hauptmann eingesetzt und zu ihm zwei Beiständer der Gemeinde selbst. Diese drei mußten sorgen, daß Tag und Nacht die Wachen im Gange, und bei dem geringsten Zeichen der Gefahr Glocken und Becken erklangen.

Von dauernder Herrschaft aber konnte der Burgunder in Holland erst reden, wenn er auch das Utrechter Gebiet erobert hatte. In seiner ganzen Länge und Ausdehnung triumphirten die Hoeks, und Philipps Verbündete, Bischof Sweder und Herzog Arnold, riefen, der Eine noch lauter als der Andere, nach Hülfe und Rache. Bei seiner Ehre durfte er sie nicht länger im Stiche lassen.

Das Utrechter Land ließ sich aber nur von Norden her angreifen. Im Süden war durch die Hoeks in Gouda Schoonhoven und Oudewater der Zugang versperrt: schon die breiten Ströme bereiteten hier einem großen Heereszug arge Hindernisse. Also verlegte Philipp sein Hauptquartier nach Amsterdam, und sofort erwachte hier eine nie gesehene Thätigkeit. Von allen Seiten zogen seine Kriegsvölker heran, das Fußvolk aus Flandern und Artois, die ritterlichen Burgunder, die wallonischen Reiter, und die gefürchteten Schützen der Pikardie. Wer aus ihrem Lande unter's Kriegsvolk ging, nahm den Bogen auf die Schulter. Der Bogen war jetzt die Lieblingswaffe der Pikarden geworden, in deren geschickten Führung sie mit den Engländern wetteiferten. Zu diesen Völkern aus Philipps Erblanden kam die auserlesene Mannschaft der kabeljauischen Städte. Jeder Bürger war dabei, dem ein Pferd im Stalle scharrte, und Spieß und Harnisch über dem Kamine hing. Auch Bischof Sweder von Kuilenburg säumte nicht, mit den Reisigen seiner Anhänger und seiner adeligen Gefreundschaft zu Philipp zu stoßen. Mit Gewalt und Glorie wollte er jetzt vom Norden her in sein Stift einziehen, während der Herzog von Geldern sich fertig machte, vom Südosten her

Digitized by Google

image
not
available

träge zu Stande, wie sie nur aus den Zuständen einer Zeit zu erklären, wo Staat und Reich Nichts waren, als eine Zusammensetzung von kleinen, ganz oder halb selbstherrschenden, Landschaften Herren und Gemeinden. Die Eemnesser „sollten frei ledig und still sitzen, mit Leib Vieh Hab und Gut bis zum Sonnenaufgang am St. Johannistag. Würden sie aber von ihrem Stift Utrecht in gesetzlicher Weise durch Glockenschlag zum Kriegszug wider Philipp aufgeboten, so könnten sie ausziehen, und wären dann seine Feinde so lang, bis sie wieder zu Hause wären, worauf ihr Frieden wieder anfinge. Dies Alles aber unter der Bedingung, daß sie des Herzogs Feinden keinen Hinterhalt gewährten, und wenn auf ihrem Gebiete seine Leute beschädigt würden, sie sich deshalb zur Verantwortung stellten. Käme jedoch ein so starker feindlicher Haufen, daß sie seiner nicht mächtig würden, so seien sie entschuldigt. Auch solle es wenigstens nicht die Gemeinde entgelten, wenn einer der Ihrigen ganz heimlich in seinem Hause Feinde berge, die des Herzogs Leuten Schaden thäten."

Als nun Burgunder Holländer und die Bischöflichen beisammen, rückte Philipp in Eilmärschen in der ersten Nacht bis Eemnesse, und andern Tages schon erschien er vor Amersfort. Die Bürger hatten ihn hier so früh nicht erwartet. Sie hatten gemeint, sie wollten noch rasch ihr Bier einbringen, ehe es an's Fechten ging. Denn das Brauen war das blühendste Geschäft der Amersforter, und sie zählten wohl an dreihundert Brauer. Auch waren sie nicht ohne Hülfe geblieben. Man wußte in Utrecht, daß vor Amersfort die erste Entscheidung falle. Die besten Leute der Hoeks waren deshalb, vereint mit Diepholt und den Söldnern, welche er aus Münster Osnabrück Bentheim Tecklenburg herbeigezogen, nach Amersfort geeilt, zusammen mehr als tausend Mann. Noch in der Nacht vor der Burgunder Ankunft waren von Utrecht aus dreihundert gute Bogenschützen in die Stadt geworfen.

Während Philipp auf Amersfort marschirte, überzogen die

Holländer das Städtchen Bunschoten, welches bei der Eememündung liegt, und machten sich, unterstützt von ihren dortigen Freunden, zu Meistern des Platzes. Von hier aus sollte in's burgundische Lager die Zufuhr von Proviant und Kriegszeug betrieben werden.

Vor den Wällen von Amersfort stießen auch die Geldrischen zum Heere. Ihr Herzog war mit all seinen Rittern und Knechten gekommen: die Bürger von Arnheim Zütphen Duisburg und andern Städten, selbst der arme Mann vom platten Lande, hatten Heeresfolge geleistet.

Als Philipp seine große Macht überblickte, beschloß er, auf der Stelle anzugreifen, ehe der Feind vor Schrecken zur Besinnung komme. In der That durfte man vom plötzlichen Sturm mit ganzer Macht mehr hoffen, als von einer regelmäßigen Belagerung. Denn Amersforts Mauern und Thürme bedeuteten nicht viel, nur die Thore waren von ihnen eingefaßt. Wohl aber hatte die Stadt, beinahe wie Sevenbergen, ringsum den Schutz der Gewässer. Gegen ihr Andringen in Zeiten der Stürme und Ueberschwemmungen war sie umgürtet mit hohen steilen Erdwällen, welche zu gleicher Zeit gegen die Feinde und gegen die Fluthen schirmten. An den Stellen, wo der festere Boden Zugang gestattete, hatte man vor diesen Wällen Gräben gezogen, breit und tief und voll Wasser, und jenseits Pfahlreihen eingerammt, um den Feind aufzuhalten. Den Burgundern, welche nur Festungen mit gewaltigem Mauerwerk kannten, mochte die Schutzwehr von Amersfort etwas dörflich erscheinen. Was sie aber nicht in Anschlag brachten, waren die Reihen von Schwarzdornhecken, die sich dicht und stark auf den Wallhöhen hinzogen, und was sie nicht sehen konnten, waren die Menge von Kalkhaufen, welche kochten, und die großen Braukessel, die mit Wasser gefüllt hinter den Wällen über Feuer standen.

Der Sturm begann, als kaum der Morgen dämmerte. Es war Allerheiligentag. Unter Trompetenschall und mit fliegenden Bannern rückten rasch die Haufen heran, brachen die Palliſaden nieder, wälzten Massen von Stroh und Erde und Holz-

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

noch am selben Abend die neue Festung Nyekerk im Geldernschen erreichte, und Tags darauf den Seehafen Harderwyck.

Die Amersforter dachten nicht an Verfolgung. Sie hatten genug zu thun, ihre Verwundeten zu pflegen, und die Todten zu begraben, die haufenweise in und vor der Stadt lagen. Noch acht Tage nachher zog man Todte aus den Gräben und Hecken und Verschanzungen hervor. Zum Andenken aber, daß Gott der Herr sie aus so großer Gefahr errettet, beschlossen die Bürger, alljährlich auf Allerheiligen eine feierliche Prozession zu halten, und die feindlichen Banner und Rüstungen hingen sie auf in der St. Georgskirche vor dem Sakramentsaltar. Dort beschauete sie noch in unserer Zeit jeder Amersforter Bube, und wußte sie zu deuten, wenn sich die Schüler zur Prozession am zweiten November in der Kirche versammelten. Der Platz aber, wo das burgundische Lager gestanden, behielt den Namen Pikardenthal.

Philipp hatte an einem Tage den ganzen Feldzug verloren. Die Geschosse und Aexte der Amersforter, das Sudwasser ihrer Braukessel, und die schreckliche Nacht vor der Stadt hatten fürchterlich in seinem Heere aufgeräumt. Wäre es noch in einer großen Feldschlacht gewesen! Gar zu bitter war es, sich sagen zu müssen, daß man ein großes ritterliches Heer in den Gräben und Wallhecken einer holländischen Bauern- und Schifferstadt eingebüßt. Die Aufgebote der Kabeljaus gingen alsbald zu ihren Städten zurück. Philipp aber blieb noch über eine Woche in Harderwyck, und leitete die Einschiffung seiner burgundischen Lehnsleute.

Zu schwach, um mehr als Streifzüge zu unternehmen, wollte er jetzt wenigstens die Mündung der Eeme so fest verschließen, daß der Feind von der Südersee abgeschnitten würde. Gebote ergingen an die Holländer, Bauholz Pfähle und Planken herbei zu schaffen, auf kleine Schiffe zu verladen, und damit an die Ememündung zu kommen. Am Ufer wurden Blockhäuser erbaut, und jedes mit Pfahlreihen und Gräben umgürtet. Im Wasser versenkte man alte Schiffe, damit es unfahrbar werde.

Digitized by Google

Zwei Kriegsschiffe machten regelmäßig die Fahrt zwischen Amsterdam und Ememündung und Harderwyck.

Weil jedoch Alles nicht hinreichte, den breiten tiefen Strom abzusperren, so ging Philipp selbst wieder nach Amsterdam, und ließ hier eine große Kriegsmaschine bauen, wie noch Keiner sie ausgedacht hatte. Es war ein Blockhaus, zusammengefügt aus dicken Baumstämmen, wie man sie als kleine Festungen vor belagerten Städten errichtete, dem Feinde zum Trutz, der Besatzung zu Ausfällen und Streifzügen, gut 60 Fuß lang und 30 Fuß breit. Ringsum lief eine Art Gallerie, welche mit Wachtthürmchen wohl besetzt war. Aber diese hölzerne Festung konnte schwimmen, über dem Wasser stand das Schiffsungethüm noch 16 Fuß hoch. Es hatte drei hohe Masten, und von jedem Mast gingen Taue nieder, wie bei Lastschiffen, die von Pferden gezogen werden. Die Wände des schwimmenden Blockhauses waren von außen durchaus verkleidet mit einem Ueberzug, der von Theer und Segeltuch gemacht war. Dieser zähe und elastische Ueberzug sollte die Festung schützen, daß sie nicht leide von feindlichen Kugeln und Feuerpfeilen. Auf dem Verdecke aber, auf der Gallerie, und in den Wachtthürmchen standen Wurfmaschinen und Bogenschützen, um weit und breit ihre Geschosse zu versenden.

Während man noch daran bauete, kam in den ersten Dezembertagen Nachricht, die Utrechter wollten die Blockhäuser an der Eeme stürmender Hand nehmen. Philipp ließ der Besatzung sagen, sie solle guten Muths sein, er werde bald zum Entsatze kommen. Endlich um Mitte Januar war das große Blockhausschiff soweit fertig, daß man Fahrzeuge vorspannen, um es an den Tauen, die an seinen Masten nieder gingen, die Reise machen zu lassen über die Süderseе nach der Eeme. Diese Schiffsfestung erregte damals ungeheures Aufsehen, dergleichen war niemals erhört worden, und der Ruf von ihr ging weit und breit. Man nannte sie „die große Katze," weil Katze jedes hölzerne Thurm- und Deckwerk hieß, das sich auf Rädern oder schwimmend an die Mauern einer belagerten Stadt schieben ließ, damit unter

Digitized by Google

seinem Schutze das Kriegsvolk, sei es von unten sei es von oben, die Mauer angreife.

Am Sylvestertag gingen wieder von Leyden die Boten ab an alle Kriegsobersten zu Delft Rotterdam Schiedam Dortrecht Gorkum Geervliet, ebenso nach Haerlem Amsterdam Goyland Monikendam Hoorn Enkhuysen und weiter nach Friesland mit dem Befehle: ungesäumt solle alles Kriegsvolk zum Herzog stoßen. Sein bewaffnetes Hausgesinde, d. h. seine Leibwache, ließ er für diesen Zug noch besonders verstärken. Er wollte in den Beschwerlichkeiten und Gefahren des Winterfeldzuges mehr treue Diener, als sonst, um sich haben. Am 13. Januar trat das Heer den Zug nach der Ememündung an, und die große Katze schwamm, von vielen Kähnen gezogen, hinaus in die Südersee. Weil die Delfter noch säumten, so erfolgte der geschärfte Befehl: zur Stunde solle sich ein Theil ihrer Ritterbürtigen aufmachen, dem Herzog zu folgen. Einige Tage später wurden die Amsterdamer Hoorner Enkhuyser und die andern Städte Nordhollands beordert, ohne Verzug mit ihren großen Schiffen vor der Eme zu erscheinen. Hier legte man die schwimmende Festung vor Anker, damit sie den Strom beherrsche. Die Blockhäuser am Ufer wurden neu befestigt, und längs der Küste jede Aus- und Einfahrt gründlich versperrt. Jakobäas natürlicher Bruder, Ritter Wilhelm, erhielt den Oberbefehl über das Ganze. Nachdem die Besatzung gemustert, die Zufuhr an Proviant aus Goyland, die regelmäßigen Fahrten der zwei Kriegsschiffe zwischen Amsterdam und der Eme angeordnet waren, reisete Philipp am Schlusse des Januars nach Holland zurück.

Hier vertheilte er seine Kerntruppen, welche ihm die Kabeljaus ernähren und besolden mußten, in die Festungen und Blockhäuser längs der feindlichen Gränze, deren Zusammenhalt kräftig verstärkt wurde. Die Kämmereirechnung vom Oktober bis Juni zeigt uns folgende Standörte. Die nördliche Kette umschlang die Küste der Südersee. Dort standen in Weesp 2 Kapitäns mit 40 Mann, in Naerden 50 Mann und 1 Kapitän, an der Eme-

Digitized by Google

mündung Ritter Wilhelm mit der holländiſchen Städtemacht. Enkhuyſen hatte 1 Kapitän mit 100 Mann, der Kaſtellan von Nyburg 25, in Alsmaer lagen 50 Mann. Amſterdam und Haerlem waren für dieſe Linie die Hauptorte. Die ſüdliche Kette der Forts und Beſatzungen begann bei Briel, und hatte das ſtarke Sevenbergen im Rückhalte. Sie zog ſich längs der Maes in die Merwede. In Schiedam lagen 50 Mann, in Rotterdam 84, an der Yſſelmündung 80 Mann in einem Blockhauſe, in der Leckmündung 50 Mann auf einem Kriegsſchiff, in der Merwede ebenfalls auf einem Kriegsſchiff 40 Mann. Die Verbindung zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Kette bildeten die großen Städte Delft Leyden Haerlem, auf deren Zugängen vom feindlichen Gebiete her Philipp die ſtärkſten Forts errichtet hatte, Das große Blockhaus zu Alfen war mit 2 Kapitäns und 100 Mann, das kleine daneben mit 1 Kapitän und 75 Mann, das Blockhaus ter Overtocht mit 60 Mann beſetzt. In dem am weiteſten vorgeſchobenen Punkte, in Woerden, hatte auf der Burg der Kaſtellan 15, in der Stadt der Kapitän nahe 100 Mann.

Dieſe Beſatzungen ſollten den Platz und die Umgegend gegen Streifſchaaren ſchützen. Zwiſchen Haerlem und Leyden mußte beſtändig eine Schaar von dreißig Reiſigen auf und ab reiten. Um aber den Kleinkrieg gegen des Feindes Gebiet zu führen, hatte Philipp zwei ſeiner beſten Generale zurückgelaſſen, l'Isle Adam und Lyonel von Bournonville. Letzterer hatte ſtets 400 Schwergerüſtete bei ſich. Den Oberbefehl führte wieder Roland von Uutkercken, unter ihm zunächſt ſtand die Hauptmaſſe der Burgunder, welche in den großen Städten vertheilt lag. Zu dieſen Soldtruppen des Herzogs kamen noch die bewaffneten Mannſchaften der Städte und Landgemeinden. Jede bedeutendere Stadt hatte beſtändig ein paar Fähnlein Reiſige auf dem Kriegsfuß, die aus den ritterbürtigen Familien zuſammen traten. Aus Leyden z. B. ſtand im Winter 1426 ritterbürtiges Volk am Leck, am Yſſel, in Rotterdam. Was die Bauern an Proviant und

image
not
available

Blokirung von Kuilenburg. Angriff auf die Stadt. Der Probst von Aachen. Beschießen der großen Katze. Ihre Zerstörung. Rolands Zug auf Utrecht. Die tapferen Bauern. Auszug und Sieg der Utrechter.

Anziehender noch, als eine Bürgerschaft, die von Haus und Heerd des Feindes Ansturm zurückwirft, belehrender auch über den Charakter jener Zeit, ist das Benehmen einer Gemeinde, welche in langen Kriegsnöthen stets klug und unverzagt des Landes Sache vertheidigt. Eine Stadt war damals nur zu häufig gleichsam Eigenthum einer siegreichen Partei, und umringt von innern und äußern Feinden griff die Regierung zu seltsamen Mitteln.

Eine solche Stadt war Utrecht. Hier hatte man die kränkendsten Maßregeln gegen Bischof Sweder und seine Anhänger in's Werk gesetzt. Von hier waren die Heere zu den Verwüstungszügen und zu den blutigen und siegreichen Schlachten in Geldern ausgezogen. Seit Jahren kamen die Hauptleute der Hoeks in Utrecht auf längere Zeit zu Gaste. Sie fanden da zahlreiche Genossen in Gesinnung wie in Ritterlichkeit. In Städten geistlicher Fürsten ist die politische Neigung gewöhnlich in zwiefacher Richtung hervorstechend. Aristokratisches Gefühl reicht aus den zahlreichen altbegüterten Patrizierfamilien hinab in all die Hütten ihrer Anhänger und Tagwerker. Demokratischer Trotz tritt, wo ihm einmal die Zügel schießen, roh und zügellos auf: seine Herberge findet er bei den Handwerkern und kleineren Kaufleuten, welche niemals bedeutend genug werden, um es dem Stadtadel in Glanz und Reichthum gleich zu thun. Die bürgerlich liberalen Grundsätze der Kabeljaus aber stellen sich ein, wo die Mittelklassen durch Handel und Gewerbe anschwellen an Gütern Stolz und Bildung. Für die Städte des Stiftslandes war diese Zeit längst vorbei, kein Jung-Utrecht drängte sich mehr in die Reihen des alten mächtigen Patriziats, welches in Ansehen wie in reichem Gütererbe feststand. So sehr auch die Parteiungen in der Stadt von den tieferen Gegensätzen zwischen Hoeks und

Kabeljaus sich nährten, so behielten sie doch die Färbung von Patrizierkämpfen, und der Haß zwischen den Familien war um so blutiger.

Eine merkwürdig lange Zeit, ein paar Jahrhunderte hindurch, bestand in Utrecht im Wesentlichen eine und dieselbe Verfassung. Der städtische Adel hatte sich frühzeitiger als anderswo dazu verstanden, in die Gilden einzutreten. Da er aber so zahlreich und begütert war, so beherrschten zwar die Gilden die Stadt, die Gilden aber beherrschte der Adel. Ein gewisses Wohlmeinen allerseits, Mäßigung und Anhänglichkeit an das Alte schienen in Utrecht noch zu Hause zu sein. Freilich lag die alte berühmte Bischofsstadt auch nicht mehr an den Wegen, über welche die die Hauptwellen zogen der kirchlichen politischen und sozialen Strömung des Mittelalters. Nur einen Blick mögen wir uns auf Utrechts Verfassung erlauben.

Alljährlich um die Zeit des Dreikönigfestes wurde auf den Plätzen und Hauptstraßen unter Trommel- und Pfeifenklang ausgerufen: „zu Lichtmeß müsse jeder Bürger in der Stadt sein, bei Strafe an Geld und einjähriger Verbannung.“ Am Lichtmeßmorgen sang man in den Stadtkirchen die h. Geistmesse, dann zog eine feierliche Prozession durch die Straßen, und sobald sie auseinander ging, eilte jeder Bürger auf sein Gildhaus, und wählte der Stadt Obrigkeit für das nächste Jahr. Diese bestand aus zwölf Schöffen mit dem Bürgermeister, vier und zwanzig Rathsmännern mit dem Rathsbürgermeister, und zwei und vierzig Altermännern oder Gildemeistern, zwei für jede Gilde. Die Wahl wurde verkündigt, die Erkorenen sammelten sich, und von ihrer Freundschaft geleitet, zogen sie auf's Rathhaus zum großen Gastmahl, mit welchem die Stadt sie ehrte und gleichsam sie in ihre Aemter einführte. Rath und Rathsfrauen erhielten dazu auch neue Handschuhe. Vorsichtiger Weise bestellte man noch vor der Tafel die neuen Beamten, die Kämmerer oder Schatzmeister, die Geschützmeister, den Weidegraf, Deichgraf, Bannmeister u. s. w. Die Stadtobersten, — so hießen nämlich die beiden Bürger-

Digitized by Google

meiſter und die vornehmſten zwei Gildemeiſter, — mußten am ſelben Abend mit den abtretenden Oberſten zuſammen kommen, um die Rechnungen und Anweiſungen von ihnen zu übernehmen, und damit ſie auch bei dieſem Geſchäfte nicht trocken ſäßen, präſentirte ihnen der Rathsdiener, wiederum auf Stadtskoſten, erſt Hyppokras oder gewürzten Wein, dann Malvaſier, zuletzt ſchweren Rheinwein mit zugehörigem „Kraut".

Nun hatten ein Jahr lang die vier Oberſten die höchſte Verwaltung zu führen, die Schöffen das Gericht zu hegen: ſie Alle vereinigt aber mit den Rathmännern bildeten das Parlament der Stadt. Bei wichtigen Fragen wurden die Altermänner, ſowie auch der große und kleine Rath des vorigen Jahres zur Sitzung eingeladen. „Wir gemeiner Rath und gemeine Gilden der Stadt von Utrecht" hieß es dann an der Spitze der Beſchlüſſe. Wer auf gehörige Ladung nicht im Rathe erſchien, bei Kriegszügen fehlte, oder ſich weigerte, im öffentlichen Auftrag eine Botſchaft zu übernehmen, hatte mit ſchwerem Gelde es zu büßen. Die Rathsbeſchlüſſe, ſoweit ſie veröffentlicht wurden, ſchrieb man in das „Bauerſprach-Buch". Die Gilden aber hielten, wenn ſie etwas zu erörtern hatten, ihre „Morgenſprache." Insbeſondere bekamen die Gilden zu thun, wenn die Stadt zu einer Reiſe, das iſt zu einem Kriegszuge, rüſtete. Denn das Kriegsweſen war lediglich auf die Zünfte geſtellt. Bei Auszug und Vertheidigung gab es keine andere Ordnung, als die der Zünfte. Geſchütz und Geſchützmeiſter aber ſtellte die Stadt insgemein.

Als der Herzog von Burgund das Utrechter Land bedrohete, richtete ſich die Hauptſtadt ein, damit ſie vom weitausſehenden Kriege nicht allzu viel Schaden erleide. Freies Geleit wurde für Jedermann verkündigt, der nach Utrecht komme und für den Poſtulat das Schwert ziehe. Das war ſo gut wie Amneſtie für Alle, die früher aus der Stadt geflüchtet oder verbannt waren: nur mußten ſie für die Rückkehr zahlen mit Kriegsdienſt. St. Katharinen-Feld wurde zum Beuteplatz eingerichtet. Dahin ſollte

Digitized by Google

alle Beute, die Einer in diesem Kriege machte, gebracht werden, damit die bestellten Beutemeister sie redlich vertheilen könnten. Ein Drittel von dem, was er erbeutete, wurde Jedermann von vornherein zugesichert, und für jeden Gefangenen zehn Schildthaler: jedoch bei Lebensstrafe durfte Niemand Beutegut oder Gefangene verbergen. Damit eilige Botschaften und Auszüge nicht Verzögerung erlitten, so wurde bei Glockenschlag ausgerufen, was jeder in Stadt und Weichbild Wohnende, der Ackerbau trieb, an Wagen und Pferden stets müsse bereit halten, um der Stadt gegen bestimmten Lohn zu dienen. Damit aber die Last der vielen kleinen Kriegszüge, die um Gefahr oder Beutegut beständig im Gange waren, nicht blos auf die Bürger fiele, so wurde weiter öffentlich verkündigt: wer in der Stadt Jahr und Tag gewohnt, müsse, wenn die Glocken Sturm schlügen, auf der Stelle mit ausziehen; bleibe er zu Hause sitzen, so räume er mit Frau und Kind auf fünf Jahre die Stadt und dürfe sich ihr nur auf eine Meile nähern. Indessen genügten all die Stadtbewohner doch nicht, um so viel Kriegsvolk zu stellen, als nöthig war. Man schickte daher Werbeoffiziere mit Taschen voll Geld über den Rhein nach Westfalen, wo es auf zahllosen Bauernhöfen immer genug junge Burschen gab, die gern eine Lanze auf die Schulter nahmen. Ohne Zweifel stand schon damals das Wesen der Hollandgänger in Westfalen in Blüthe. Vier Kriegsobersten wurden nun aufgestellt, zwei vom Postulat, zwei von der Stadt: ein Montfort durfte nicht darunter fehlen.

Diese Kriegsrüstungen, die Geschütze, sowie Sold und Proviant für so viele Leute im Felde und auf der Wache verschlangen große Summen. Die Einnahme des Jahres 1427 betrug 85,932 Pfund, die Ausgabe 159,357, — das Defizit also 73,425, beinahe so viel, als die ganze Jahreseinnahme. Man wußte sich zu helfen. Ein gezwungenes Anlehen wurde ausgeschrieben und auf Bürger und Insassen gleich vertheilt. Als nun Viele mit Zahlung ihres Antheils im Rückstande blieben, ließen eines Montags bei Glockenschlag die Stadtausrufer den Rathsbeschluß hören:

image
not
available

lenburg habe gar kein Recht zum Bischofsstuhl von Utrecht. Rom aber verweigere die Untersuchung. Sieben Gräuelthaten nach der Reihe habe Sweder begangen, der all seine Gegner blutig verfolge und todschlage, indem er vorgebe, er habe Erlaubniß dazu vom Pabste. Sweder sei also ein meineidiger Verbrecher und Rechtsübertreter, ein Verfremder der Kirchengüter, ein Mörder Gebannter Ungesetzlicher, und mit zahllosen Missethaten beladen. Gegen einen solchen Mann könnten sie kein Gehör in Rom bekommen, der Pabst weigere ihnen das Recht. Nun wollten sie zwar gehorsame Söhne der Kirche bleiben, müßten jedoch an eine allgemeine Kirchenversammlung, und an jenen Pabst appelliren, der in dieser Versammlung sein werde." Damit hatte sich das Bisthum vom regierenden Pabste geschieden, und um es noch deutlicher zu sagen, so ließ der Utrechter Rath öffentlich Jeden mit Todesstrafe bedrohen, „der irgend eine Bulle Prozeßschrift Bann- oder Mahnbrief oder sonst irgend ein Schriftstück in dieser Sache, es sei bei Tag oder Nacht, in die Stadt bringe, es sei denn, die allgemeine Kirchenverfassung habe ihren Ausspruch gethan, oder der Pabst seine Bullen und Schriften gegen Utrecht widerrufen."

Sweder aber ruhete nicht. Er setzte Alles daran, wieder über die verhaßte Stadt zu kommen, und sparte nicht Gold und Ränke. Einer dieser Anschläge wurde entdeckt. Seine Freunde sollten ihm eines frühen Morgens das weiße Frauenthor offen halten. Als er aber mit seinen Reisigen heranrasselte, war das Thor wohl verschlossen und hatte der Henker schon mit seinen Anhängern zu thun. Die Vornehmsten waren noch zeitig entflohen, Zwei wurden auf dem Marktplatze gerädert, Sechs knieten nieder und das Schwert flog ihnen in den Nacken, und hinter den Flüchtigen her trieb man ihre Frauen und Kinder auf ewige Zeiten aus der Stadt. So entsetzlich wütheten damals Mitbürger gegen einander. Weil man sein Staatswesen zu unbehülflich fand, das eigene Leben vollständig zu schützen, raubte man gleich fremdes Leben, sobald es gefährlich wurde. Um für alle Gefahr

sich sicher zu stellen, ließen die Obersten den Platz vor dem Stockhause durch ein paar Rotten Söldner aus Westfalen und von dem Overyssel besetzen. Dort standen sie Tag und Nacht viele Wochen lang, um auf der Obersten Wink in die Stadt oder aus den Thoren zu marschiren.

Gelang es nun auch, die Gegner aus der Stadt fort zu fegen, so steckten sie noch immer rings in der Umgegend, und planten und rüsteten unaufhörlich, wie sie der Vaterstadt sich wieder bemeistern könnten. Als der Herzog von Burgund an der Gränze stand, wurden sie besonders rührig. Der Rath erfuhr, daß Haufen von den auf Zeit Verbannten sich in Vyanen und Muyden aufhielten, und daß die Einen auf Utrecht, die Andern auf Amersfort ihre Anschläge richteten. Alsbald erschien zwischen ihnen der Rathsbote und erklärte: „wenn sie nicht auf der Stelle sich einen andern Platz suchten, so würden all ihre Güter eingezogen und Frauen und Kinder ihnen nachgeschickt.“ Härter verfuhr man bei mehr Verhaßten. Einige von Denen, welche in Folge des Aufruhrs bei Swebers Einzuge verbannt worden, hatten ihre Urfehde, das heißt ihr beschworenes Gelöbniß gebrochen, nimmer gegen die Stadt Feindschaft zu üben. Denn sie gingen in feindlichen Schlössern ab und zu, und ließen es sich Geld und Mühen kosten, Utrechter zu sich herüber zu ziehen. Da ließ der Rath verkündigen: wer Einen von ihnen lebendig bringe, bekomme 400 bayerische Gulden; wer ihn todtschlage, die Hälfte. Für Rädelsführer wurde der Preis auf 500 und 1000 Gulden erhöht. Für den Fall aber, daß die Blutsfreunde von Erschlagenen nach alter Rechtssitte vor Gericht oder durch Fehde Rache suchen möchten, übernahm die Stadt die Verantwortung. Und da die Verbannten viele ganz arme Leute aus der Stadt an sich gelockt hatten, um Hülfe zu haben, so ließ man Diese wissen: wenn sie ihre Verführer todt oder lebendig in die Stadt brächten, sollten sie außer dem ausgesetzten Fang- und Schlaglohn auch straffreie Rückkehr haben; wollten sie beides nicht verdienen, so bekomme, wer sie selbst fange — 100, wer sie tödte

image
not
available

image
not
available

image
not
available

ten, waren nach alter Satzung bei der Rückkehr die Ersten. Nicht weniger als acht eroberte Banner hing man auf im St. Martins Dome.

Die schwimmende Festung aber drunten an der Eememündung hielt nicht lange mehr Stand. Die reibenden und stoßenden Eisschollen setzten dem Balkenwerk so lange zu, bis es sich in Trümmer auflöste, und das Schiffsungethüm, das weit und breit so viel Aufsehen erregt, sich aus den Gewässern verlor. Nun kamen die Utrechter wieder, und fingen an ein Blockhaus zu errichten. Die holländischen Kabeljaus, welche an der Eememündung lagen, zogen heran, das Werk zu stören. Die Utrechter aber vertheidigten die Verschanzungen, die sie in der Eile aufgeworfen, so gut, daß ihr Blockhaus fertig wurde, und die Fahrt in die Süderſee wieder Schutz hatte.

Drittes Kapitel.

Philipps sechster Feldzug gegen Jakobäa.

Seine Ohnmacht. Allgemeiner Glauben an Frieden. Die Friesen. Der Herzog von Brabant. Gefahr der burgundischen Partei in Brüssel. Wiederum zweijähriger Stillstand von Jakobäas Prozeß in Rom. Neue Botschafter nach Rom. Das Endurtheil. Appellation. Leichtwiegen des römischen Urtheils. Humfried und die Lords. Freie Liebe. Treiben in Humfriebs Umgebung. Eleonore Cobham. Aufzug der Frauen im Parlament. Arnold von Gent. Die Hoeks vor Geervliet. Krieg in Holland. Philipps Kampfweise. Seine neuen großen Rüstungen. Vorstellungen an seine Kriegsleute. Landung und Anstalten in Holland. Vorrücken gegen Gouda. Gefechte und Bollwerke. Feste Lage der Stadt.

Die großen und fortdauernden Siege der Hoeks verfehlten nicht ihres Eindrucks. Seit vier Jahren hatte der große Herzog

Digitized by Google

von Burgund Heer auf Heer nach Holland geführt, und noch immer stand Jakobäas Macht aufrecht. Philipps Kräfte an Geld und Kriegsvolk schmolzen wie Schnee zwischen den holländischen Sümpfen, und seine Ritterschaft murrte laut, damit er es höre.

Auch den Tapfersten war gründlich die Lust benommen, immer auf's Neue in den schrecklichen nordischen Krieg zu ziehen, der gar kein Ende nehmen wollte. Die Kabeljaus aber berechneten im Stillen, daß ihnen alle Hoeks zusammen nicht so viel Leid und Schande und Verluste gebracht hätten, als die wüthenden Verheerungen, die Kapereien zur See, und der Burgunder Uebermuth und Raubsucht. Ein besonderer Vertrauter Philipps, der Herr von Robays, gab sich viele Mühe, zwischen seinem Herzog und Jakobäa eine Sühne zu Stande zu bringen. Die Kabeljaustädte beschlossen, ihm durch ein Ehrengeschenk von zweihundert Schildthalern noch mehr Muth zu machen. Denn man glaubte allgemein, Philipp könne nicht mehr anders, er müsse jetzt Frieden machen. Als die letzte große Heeresfahrt vor Amersforts Mauern zerschellte, schickten die Bürger von Mons eilig eine Gesandtschaft nach Haerlem, ihn inständig zu bitten, er möge doch ja in den Friedensvertrag einen Artikel aufnehmen, Jakobäa werde es ihnen nicht nachtragen, daß sie ihm die Landesregierung übergeben hätten. Philipp erklärte den Gesandten vor seinem versammelten Staatsrath: „Er sei gebunden durch seinen Vertrag mit den Ständen von Holland und Seeland, und könne keinen Frieden machen, welcher den Anhängern in Jakobäas Landen zum Nachtheile gereiche."

Wenig fehlte, so entstanden für Jakobäa neue Verbündete. Philipp hatte noch in Harderwyck sich beeilt, den Friesen Verlängerung des Waffenstillstandes auf ein Jahr anzubieten. Im Mai aber fing Okko ten Brock bereits an, Kabeljaustädten Fehde anzusagen. Der junge Herzog von Brabant, der einst in der Brüsseler Revolution Jakobäas Sache wider ihren Gemahl vertheidigte, neigte sich entschieden auf ihre Seite. Er hatte im April in Lier Ständetag gehalten: als dieser zu Ende ging, ließ

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

einem Andern null und nichtig und ohne alle Kraft und Bedeutung, — und die Einreden Beschwerungen Ränke Besitzstörungen und Hindernisse, welche Jakobäa ihrem Gemahl Johann wegen behaupteter Nichtigkeit und Ungültigkeit gemacht, seien unerlaubt widerrechtlich und eigenmächtig, und werde ihr ein ewiges Stillschweigen auferlegt."

Jakobäa war also durch den höchsten Ausspruch der Kirche für das Kebsweib eines englischen Prinzen erklärt. Ihre Feinde sorgten schon, daß Jedermann dieses Urtheil an den Kirchenthüren zu lesen bekam. Und dennoch — in der Hauptsache änderte es wenig. Jakobäas Bevollmächtigte in Rom legten sofort am Tage der Urtheilsverkündigung bei dem Kardinal von Boulogne Appellation ein. Diese Berufung hatte in den Augen nicht blos ihrer Anhänger, sondern auch der gebildeten Welt beinahe soviel Gewicht, als das Urtheil selbst. Die Sache war ja zu einleuchtend. Weil eine Dispensation „bei den Akten" liege? Ueber dies Aushülfsmittel der römischen Juristen lächelte wohl jeder Schöffe und jeder Doktor in der Christenheit. Daß die aktenmäßige Dispensation thatsächlich schon ungültig gewesen, als Jakobäa die Ehe einging, war von den Richtern in den Wind geschlagen. Hatten doch in Jakobäas Sache die päbstlichen Bullen eine die andere widerlegt, als wollten sie die eigene Kurie verspotten! Hatte doch das ganze altberühmte Utrechter Bisthum all und jede römische Entscheidung in seiner Bischofssache verworfen, und an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirt! Ueberhaupt wurden in jener Zeit der großen Konzilien arge Blößen des Pabstthums vor aller Welt enthüllt. Gewiß, wenn Jakobäas Sache im Felde siegte, mochte sie schließlich auch in Rom triumphiren, nicht minder, als ihr Verbündeter Diepholt, den die römische Kurie anfangs weit von sich geworfen hatte, um ihn später sich gefallen zu lassen.

Parlament und Krone von England erkannten Jakobäa nach wie vor als rechtmäßige Herzogin von Glocester an. Auch jetzt noch konnte in London ihre Sache jeden Tag wieder in

Fluß kommen. Humfried zerrte noch immer an seinen Fesseln, und hatte sich auf's Neue erhoben, die Regentschaft an sich zu reißen. Gelang es ihm, so konnte er leicht wieder englisches Kriegsvolk an die holländische Küste werfen. Er drohete den Lords in einer offenen Erklärung, er werde das Parlament mit keinem Fuß wieder betreten, er sei denn bekleidet mit seinem vollen Recht. Die Lords waren jedoch sehr einmüthig, und schrieben ihm zurück: „Regentschaft eines Mannes sei nicht in des Landes Recht begründet, und in das Landesrecht könne auch kein König über seinen Tod hinaus eingreifen. Er sei Protektor und Defensor und nicht mehr, und sie müßten sich sehr wundern, wie er mehr verlange, als was er mit seinem Bruder Bedford selbst unterschrieben habe. Bei dem Gehorsam, welchen er dem Könige schuldig sei, müßten sie ihn erinnern, wieder in's Parlament zu kommen und seine Schuldigkeit zu thun." Das unterschrieben sie alle mit ihrem eigenen Namen, 2 Erzbischöfe 9 Bischöfe 4 Aebte 1 Herzog 3 Grafen 8 Freiherren: so viele waren nämlich im Parlamente anwesend. Humfrieds Anhänger ließen sich nicht sehen. Sein Ansehen ging bergab. Aergerlich, daß nichts ihm gelingen wollte, zog er sich in sein verbissenes und unthätiges Wesen zurück.

Bald sollte ihm vor offenem Parlament ein ärgerer Schimpf widerfahren. Die ritterlichen Herren jener Zeit hielten streng auf Frauenehre, und es gab keinen Punkt, in welchem sie empfindlicher waren, als des Vaters adlige Herkunft und die Keuschheit von Frau und Schwester. Gleichwohl waren es die Fürstinnen und Gräfinnen gewohnt, sich im Arme ihrer Eheherren noch eine andere Geliebte zu denken. War ja doch Jakobäa fast beständig umgeben von den natürlichen Söhnen ihres Vaters, den Rittern Eberhard und Ludwig, deren Schwester Wittwe war des Hofmarschalls Johann von Vliet, der Johann von Bayern vergiftet hatte. Auch am burgundischen Hofe gab es für zahlreiche Bastarde der Fürsten Titel und Güter. In voller Blüthe stand nun die Unsitte frei wechselnder Liebe am Hofe und im Feld-

image
not
available

bäas Wahlspruch steht zweimal da, er lautet: „C'est bien raison" (Das ist ganz Recht). Darauf ist ein Vers gemacht: „Warum denn recht, so viel ich als Bruder sehe? Die Häßlichste, so heißt es ja, ist Jakobäa von Bayern, und keine schöner als Dame Warigny. Viel versprechen und nichts geben, heißt nur die Närrin bestärken, sagt Dornic." Dieser letzte Spruch „vom Knappen Dornic" kommt als besonders bedeutsam noch einmal vor. Borre von Doirnic, der Schwager Kyfhoeks, war einer der Vielgetreuen, der bis zu ihrem Tode in Jakobäas Diensten stand. Sein Vater, der bei ihrem Vater Geheimerath gewesen, hatte unter Johann von Bayern in's Elend wandern müssen. Den Schluß der Sprüche auf den Deckeln der Handschrift bilden zärtliche Herzensmalereien und räthselhafte Halbworte, die sich auf Jakobäa beziehen.

Diese hatte also schon früher ihrem Gemahl viel zu verzeihen gehabt, und sie wird sich nicht zu sehr beklagt haben, wenn Humfried in ihrer Abwesenheit die verführerische Eleonore als Dame d'amour, wie man es nannte, bei sich hatte. Die Cobham aber, deren Ränke und Ehrsucht so bekannt waren, als Humfrieds Schwäche, trat bereits öffentlich als seine Gebieterin auf. Sie wußte sich ihrer geheimen Beschützer sicher. Man war in London empört darüber, daß sie den Herzog zurückhielt, seine Gemahlin zu retten, sich wohl öffentlich dessen rühmte. Jakobäa dagegen, die junge schöne Heldin, blieb einmal der Liebling des Londoner Volks, und jede Nachricht von ihren neuen Bedrängnissen und den neuen Siegen, die ihre Schaaren im Utrechter und Gelderer Lande erfochten, regte das allgemeine Mitgefühl auf. Salisbury und seine Freunde hetzten, und steckten sich hinter die Frauen. Man wollte Humfried einen Streich spielen, daß er nicht mehr daran denke, seine öffentlich beschimpfte Geliebte zu heirathen.

Eines Tages sahen die Straßen, welche zum Parlament führten, einen seltsamen Aufzug. Eine große Schaar angesehener Frauen, die sich in ihren besten Staat geworfen, zog zum

image
not
available

Entrichtung einer Abgabe die Flamänder zu bestimmen, daß sie ihre Küsten und Flußeinfahrten von Raubschiffen frei hielten.

Also brannte das wilde Kriegsfeuer fort in Holland und Seeland, Utrecht und Geldern. Philipp hatte seinen Offizieren in Holland Befehl gegeben, ihr Aeußerstes aufzubieten. Pikarden Flamänder und Burgunder strengten sich an, ihres Herrn Lob zu verdienen, und den Hoeks den bittersten Schaden zu bereiten. Ueberall hörte man von blutigen Gefechten, Hinterhalt und Ueberfall. Häuser und Dörfer flackerten auf, als wären es Strohfeuer im Felde, und Vieh und Menschen wurden auf der Stelle erschlagen, wenn man sie nicht wegtreiben konnte.

Philipp mußte sich entschließen, endlich zu dem Mittel zu greifen, dem er bis jetzt sorgfältig ausgewichen. Er hatte es vorgezogen, Jakobäa langsam ein Stück Land nach dem andern zu entwinden, das Eroberte aber gleich mit seinem Kriegsvolk zu besetzen. So dachte er die Hoeks enger und enger zu umschlingen, bis ihnen der Athem ausginge. Als zart und ritterlich mochten es Philipps Anhänger noch rühmen, daß er seine junge Base nicht selbst aufsuche und angreife: es war aber schlaue Berechnung, vielleicht auch etwas Furcht dabei. Wäre der stolze Ritter von Burgund von einem Weibe, ja von seiner eigenen Blutsverwandten, die er mit ungerechtem Kriege Jahr auf Jahr bedrängte, geschlagen in offener Feldschlacht, — unlöschbar hätte dieser böse Flecken auf seinem Schilde gebrannt. Das hätte man nach damaliger Ansicht gerade so nehmen müssen, als sei er im Zweikampf vom Weibe besiegt. Philipp hütete sich daher wohl, daß ihm solch ein Unglück begegne. Gar zu groß war der Schrecken vor Jakobäas Kühnheit in den glänzenden Reihen seines Gefolges, noch größer die geheime Furcht vor dem blutigen Zorn und Grimme der Hoeks. Allein zuletzt blieb Philipp dennoch nichts anderes übrig, als Jakobäa selbst anzugreifen, wo er sie finde.

Eben nach Flandern zurückgekehrt, ließ er zum sechstenmale in all seinen Ländern eilig rüsten zum neuen Heereszug nach

Digitized by Google

image
not
available

größter Leichtigkeit überschwemmen ließ. Durch diese tiefen Moore führten nur ein paar schmale Dammwege, die von herzhaften Männern, die sich durch Gräben Blockhäuser und Verschanzungen deckten, leicht zu vertheidigen waren. Und hatte man sich endlich den Zugang zur Stadt eröffnet, welcher Pikarde oder Burgunder wußte nicht, daß dann erst recht Arbeit und schlimme Gefahr beginne! Hatte man jüngst vor den Wällen und Dornhecken von Amersfort zahllose Leichen gelassen, wie scharf mußte es erst hergehen bei dem Sturme auf Gouda, das noch viel fester, viel größer und volkreicher war, als Amersfort. In Gouda hatte sich jetzt die letzte Kraft der Hoeks gesammelt, und kein Mensch konnte zweifeln, daß sie kämpfen würden in grimmiger Verzweiflung, bis ihr letzter Mann sich fallend in sein Banner wickele.

Es war ein höchst bedenkliches Wagestück. Um so vorsichtiger und langsamer schoben sich die Burgundischen vor. Schlimmsten Falles, so dachte Philipp insgeheim, bot er Frieden unter Bedingungen an, wie seine Base sie annehmen konnte. Da, während die Burgunder und Kabeljaus auf Gouda losrückten, und ihre Fähnlein die Stadt bereits in der Ferne umzingelten, kam eine Nachricht aus England, welche plötzlich Philipp den vollen Sieg in die Hände gab ohne Schlacht und ohne Städtestürmen.

Viertes Kapitel.

Jakobäas Ergebung.

Sicherheit Jakobäas in Gouda. Humfrieds Verheirathung mit Eleonore Cobham. Salisbury nach Frankreich. Jakobäa nimmt Waffenstillstand. Gründe für und gegen den Frieden. Winchester und Montfort Friedensunterhändler. Vorgänge in Mons. Furcht vor Jakobäa. Philipp und Jakobäa in Delft. Zurücknahme der Appellation in Rom. Jakobäa

image
not
available

Das ganz Unglaubliche war geschehen. Der königliche Prinz und Protektor von England, welchen Jakobäas Hand zum deutschen Reichsfürsten gemacht, — er hatte ihre frühere Hofdame, ein schönes Fräulein von schlechtem Ruf, sich durch Priesters Hand antrauen lassen. Wie einst sein Großvater, Johann von Gent, der Stammvater der Lancaster, seine vieljährige Buhlerin, Katharina Swynford, die auch nicht aus fürstlichem Blute war, zuletzt noch zu seiner Gemahlin erhoben, so hatte das jetzt auch Humfried gethan. Eleonore Cobham hatte er vor aller Welt zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erklärt. Das auserlesene Heer von sechstausend Mann, welches Salisbury gesammelt, auf welches die Hoeks als auf ihre letzte Rettung gehofft, segelte statt nach der holländischen Küste nach Calays. Das war geschehen gerade zur selben Zeit, in den Junitagen, als die Burgunder langsam gegen Gouda vorrückten, ohne Zweifel auf Philipps geheimen Antrieb und mit Bedfords stillem Einverständniß. Das drohende Feindesheer, der öffentliche Abfall Humfrieds, die Gewißheit, daß es mit jeglicher Hülfe von England für immer vorbei, Alles vereint sollte endlich Jakobäas Hartnäckigkeit brechen. Was half es ihr, daß man sagte, das Londoner Volk spreche nur von Zaubertränken, die Humfrieds hellen Sinn bezwungen! Es starrte die Unglückselige darum nicht weniger die fürchterliche Wahrheit an, daß ihr Gemahl, der ihr feierlich in der Kirche Angetraute, für den sie Alles gewagt und geduldet, sie schmählich verließ, ja durch die That und vor aller Welt erklärte, sie sei nur sein fürstliches Kebsweib gewesen. Niemals war eine Fürstin tiefer beschimpft, nie eines Weibes Liebe gräßlicher verhöhnt worden.

Jakobäa war nicht stark genug, jetzt die politischen Grundsätze, welche durch soviel Jahre voll Kampf und Blut geführt hatten, noch hoch zu halten. Wieder zeigte sich, daß sie mehr Weib, als Fürstin war. Ihre Kraft schöpfte sie aus ihrem Herzen, und die Kraft war dahin, als sich dieses fröstelnd zusammenzog. Nur ihr Stolz lebte noch. Sie wollte zeigen, daß sie, welche ihr Gemahl für eine entlaufene Frau erklärte, noch

Digitized by Google

geehrte Fürstin reicher Länder sei. Sie sandte zum Burgunder Vetter, daß sie Waffenstillstand annehme.

Da ließ Philipp fröhlich Eilboten fliegen durch all seine Länder. Der langwierige, opfervolle Krieg war aus, und sicher der gewünschte Erfolg. Holland und Seeland athmeten auf nach langer Noth und Drangsal. Zwar die ächten Hoeks geriethen außer sich vor Zorn und Entrüstung, als Sieg und Rache ihnen plötzlich aus den Händen gerissen war. Wohl durften sie hinweisen auf des Burgunders mißliche Lage, seinen murrenden Adel und sein erschöpftes Volk, auf die Reihe ihrer letzten Siege, auf die unbezwingliche Stellung in Gouda, dessen Wälle nicht zerstört, dessen Gewässer nicht versiegt waren. Wohl durften sie fragen: ob denn Philipp, wenn er auch diesmal ohne Besiegung der Hoeks abziehen müsse, jemals ein neues Heer nach Holland führe? Sie hatten nicht Unrecht. Aber noch viel mehr Recht hatte die weit überwiegende Mehrheit der Holländer und Seeländer, welche die unsäglichen Leiden ihres Volks, das gänzliche Verderben ihres Landes, und das unaufhörliche Blutvergießen für ein Elend erklärten, das um jeden Preis müsse ein Ende nehmen. Holland war in der That so fürchterlich verheert und verödet, daß man weit und breit von diesen Schrecknissen erzählte. Deshalb erregte die Nachricht, Jakobäa habe Waffenstillstand genommen, lauten Jubel bei allen Kabeljaus, und bei den gemäßigten Hoeks die lebhafteste Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung der Parteien. So hörte es Jakobäa von den Meisten, soviel sie von ihren vertrauten Rathgebern, soviel sie sonst von Volk und Adel zur Berathung zog.

In der Stimmung, welche sie gegen Humfried erfüllte, war es ihr gerade Recht, daß Derjenige, den er unter allen Engländern am meisten haßte, Oheim Winchester, dessen Klugheit ihn immer schwer niedergedrückt hatte, jetzt den Unterhändler ihres Friedens mit Philipp machte. Der Kardinal war damals auf seiner Rückkehr von Rom nach Flandern gekommen, und da er manchen feindlichen Handel mit großem Glück und Ruhm gelöset

Digitized by Google

hatte, so nahm er die Gelegenheit als einen wahren Leckerbissen, und setzte Alles daran, Jakobäa und Philipp zu versöhnen. In Brügge versammelten sich die Räthe beider Parteien, und Wincheſter, welchen der burgundiſche Adel eifrig unterſtützte, wußte geſchickt jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen. In Gouda war es beſonders der vielgeltende Herr Johann von Montfort, welcher Alles aufbot, und hin und her reiſete, damit der Frieden jetzt nach Philipps Wünſchen abgeſchloſſen werde. Zweitauſend Dukaten, und dazu noch ein Jahrgeld von fünfhundert Dukaten, erhielt er von Philipp für ſeine guten Dienſte. Auch Naeldwyck und andern vornehmen Hoeks wurden zum ſelben Zwecke Gelder Aemter und Güter verſprochen. So kam die Sache bald in guten Gang. Schon am 29. Juni erſchien Jakobäa in Delft, wurde von Philipp und ſeinem Adel glänzend und ehrfurchtsvoll empfangen, und unterſchrieb einen Waffenſtillſtand von drei Wochen.

Andern Tags ſandte Philipp Befehl an ſeine Beamten im Hennegau, die Beſitzungen von Jakobäas Mutter gänzlich frei zu geben. Zu Dieſer waren bereits Abgeſandte aus Mons gekommen, welche fleheten: ſie möge ſich doch bei ihrer Tochter verwenden, damit ſie der Stadt es nicht nachtrage, daß man ſie einſt, als die Brabanter Mons belagerten, gedrängt habe, ſich an Philipp zu ergeben. Schon glaubte einer ihrer Mitbürger, Herr Clerbos, jetzt bei der Fürſtin Rückkehr könne man ihren Feinden wieder auf die Köpfe ſchlagen, und fing Fehde und Plünderung an: aber die ſtädtiſchen Behörden faßten ihn ſofort, und ſchleppten ihn auf die Burg in's Gefängniß. Am 3. Juli erklärte Mons an Jakobäas Mutter: „Die Bürger hätten niemals den Herrſchaftsrechten der Erbfürſtin zu nahe treten wollen: ſie würden ihr und der alten Herzogin eine große Summe Geldes bezahlen, wenn ihr Stadtprivileg von Jakobäa beſtätigt würde.“ So groß war im Hennegau bei Denen, die ihr einſt übel gethan, die Furcht vor Jakobäa. Denn man glaubte nicht anders, als daß ſie bald in alter Macht und Herrſchaft zurückkehre, weil Philipp ihr Alles zugeſtehen müſſe.

image
not
available

sei. Jakobäa sollte dagegen Ehre und Namen der Landesherrin haben, deshalb auch, nach Abzug der Kosten und Gehälter, die Landeseinkünfte wieder genießen. Nur von den Beden wurden zwei Drittel zur Tilgung der Landesschulden verwandt, der Rest zwischen Jakobäa und Philipp getheilt. Von geistlichen und weltlichen Stellen, welche man auf Lebenszeit verlieh, besetzte Jakobäa die Hälfte. Fürstliche Lehen hatte nur Jakobäa zu ertheilen, und die Lehnsträger, welche Philipp bereits eingesetzt hatte, mußten ihr noch den Treueid leisten. Zu Benefizien und Aemtern, welche in bestimmten sechs Monaten des Jahres erledigt wurden, ernannte Jakobäa Diejenigen, welchen Philipp sie geben sollte.

Philipp hatte sich auch sonst noch vorgesehen. Im Hennegau durfte er allein die Beamten, Jakobäa nur ein Drittel des Raths anstellten. In Holland wurde es Philipps Recht, die Regierung von 9 Räthen einzusetzen, von denen Jakobäa 3, Philipp 6 ernannte, und zwar konnte er auch 3 Mitglieder aus Burgund oder Flandern in diesen Rath schicken. Von diesen drei Gruppen im holländischen Rathe hatte je Einer den Schlüssel zum Koffer, worin das Staatssiegel lag. Befehle empfingen sie nur von Philipp, dem allein sie den Amtseid leisteten. Bei der Rechnungslegung aber sämmtlicher Landesbeamten stand es der Fürstin natürlich frei, mit zu reden. Zur Sicherheit seiner Stellung mußte Jakobäa Philipp ferner alle festen Schlösser einräumen, — gemeinschaftlich mit den Landständen eine Urkunde ausstellen, daß sie alles für nichtig erkläre, was sie früher zu Gunsten eines andern Erben bestimmt habe oder künftig bestimmen werde, — endlich mit Philipp durch die Länder ziehen, damit ihr als rechten Landesherrin, Philipp als Ruhwart und Erben gehuldigt werde.

Drittens. Jakobäa konnte sich wieder verheirathen: dann war Philipp nicht mehr Regent, und wenn sie eheliche Leibeserben bekam, auch nicht mehr Erbe. Aber der Friedensvertrag enthielt auch den Artikel, daß Jakobäa nur mit Rath und Gut-

Digitized by Google

image
not
available

in Verbannung, und bis dahin sollten sie mit den Verwandten der Erschlagenen gesühnt sein. Auch wer an Johanns von Bayern Tode Schuld trage, sollte außer Sühne bleiben, jedoch Jedermann in dieser Sache der Weg Rechtens offen stehen.

Noch wurde festgesetzt, daß Niemand Geschichten, die in dieser Fehde vorgefallen, einem Andern vorhalte oder vorwerfe — Niemand solle mehr von Hocks oder Kabeljaus reden. Wer dagegen handle, solle gestraft werden in solcher Weise, daß jeder Andere daran ein Exempel nehme. —

Diese Artikel wurden von Jakobäa und Philipp bei ihrer christlichen Treue und fürstlichen Ehre gelobt und auf das Evangelium beschworen. Am selben Tage unterschrieb und untersiegelte Jakobäa die beiden Akten, durch welche sie ihren Vetter zum Regenten und zum Erben erklärte. Ihre Unterschrift unter diesen Pergamenten ist, wie immer, mit fester Hand gemacht, jedoch viel einfacher und schmuckloser, als sie sonst gewöhnt war. Bald nachher fand sich auch ihre Mutter in Delft ein, und Philipp verlangte, daß sie Wort für Wort den Friedensvertrag beschwören müsse. Es geschah. Habsüchtig aber, wie sie war, ließ sie auch diese Zeit sich nicht entgehen, ohne von der Tochter, die schon so sehr beraubt wurde, sich neue Güter schenken zu lassen.

Nun zog Philipp nach Burgund, um mit größtem Dank sein Heer zu entlassen, und den Seinigen selbst zu erzählen, daß der furchtbare nordische Krieg auf das Glücklichste beendigt sei. Von seinen Vertrautesten begleitet eilte er dann nach Holland zurück, und trat um die Mitte des Augusts mit Jakobäa die neue Huldigungsreise an. Sie zogen mit einander von Stadt zu Stadt, erst durch Holland, dann durch Seeland. Die Unterthanen aber mußten Philipp insbesondere schwören: „ihm wider Jedermann, der an sein vertraggemäßes Recht wolle, mit Leib und Gut beizustehen, und ihm zu all seinen Rechten zu helfen, die er zur Zeit oder künftig noch bekommen werde."

Zum Statthalter von Holland bestellte er seinen vielbewährten alten Roland von Uutkercken. Diesem Vertrauten seiner

Digitized by Google

image
not
available

behrt hatte, konnte sich an dieser Lust nicht sättigen. Den ganzen Herbst und Winter hindurch wurde gejagt bis zum Februar hinein in den schönen Wäldern von Bleaugies Amblise Condé und Baudour. Der junge Herzog von Brabant, der Bischof von Lüttich Heinsberg, Philipp, und seine vornehmsten Herrn nahmen Theil. Da waren die Herren von Enghien Ligne Luxemburg Croys Lalaing Boussu und viele andere. Jeder Herr hatte sein Gefolge, und darin seine Läufer Köche Herolde und Spielleute, und seine verschiedenen Meuten mit ihren Meistern. Da gab es Wolfshunde Kaninchenhunde und die gewöhnlichen Hunde, wie wir sie auch noch haben, auf Hirsche und Wildschweine, Hasen und Wachteln. Bald waren die Herrschaften an dem einen, bald an dem andern Orte, Wild gab es in diesem Jahre in Hülle und Fülle. Die Bauern wurden mit Jagdfronen nicht geschont, und die Klöster nicht mit Herbergen. All die Ritter, welche in Philipps Heeren gegen Jakobäa im Felde gestanden, kamen jetzt, ihr alle Tage zu dienen, denn ihr Herzog gab ihnen darin das schönste Beispiel. „Und Gott weiß," sagt ein Chronist, der die Sache mit ansah, „welche Freuden der Herzog und die Herzogin einander machten, und Keiner hätte gedacht, daß sie jemals Krieg mit einander geführt."

Als Jakobäa den Stand ihrer Finanzen wieder einigermaßen geordnet sah, war das Erste, was sie that, ihren getreuen Rittern Verschreibungen über ihre Auslagen für sie zu geben und sie mit Jahrgeldern zu belohnen. Diese waren Dietrich von der Merwede, Johann und Ludwig von Montfort. Wilhelm von Brederode, Johann von Vyanen, Gerhard von der Zyl, Gerhard von Poelgeest, Wilhelm von Naeldwyck, Berthold von Assendelft, Florenz von Kyfhoek, Helmich von Dornick, Bruder Johann von Nek der Vikar, und andere mehr. Dies geschah an einem Tage im Februar des nächsten Jahres zu Valenciennes, und betrugen die Jahrgelder des Einzelnen zweihundert oder hundert goldene Schildthaler oder Dukaten.

image
not
available

die Obersten der Städte Utrecht Amersfort Kampen Deventer Zwolle entgegenkommen, und auf ihren Knien aufrichtig um Verzeihung bitten. Darauf hätten sie ihn und sein offen entrolltes Banner zur Stadt Utrecht zu geleiten, wo vor den Thoren eine Prozession mit Fahnen und Kreuzen stehen müsse, dann würden alle zusammen auf das Rathhaus ziehen. Ueber dessen Pforten aber, und über den Thoren von Rhenen und Amersfort müsse drei Tage lang des Herzogs Banner ausgesteckt bleiben. Könne er selbst nicht kommen, so wolle er Uutkercken mit den burgundischen Bannern schicken. Das Alles sollte geschehen ohne Arglist und keinen Eintrag thun den Rechten des Stifts und seines Bischofs. Dafür erhielten die Utrechter freien Verkehr in den weiten Ländern, die unter dem Herzog von Burgund standen.

Bischof Sweder blieb nun nichts übrig, als das Land zu meiden. Mit Schulden und üblem Nachruf belastet zog er nach Basel, um bei der Kirchenversammlung seine Klagen zu erheben, und dort ist er bald darauf gestorben in Aerger und Bitterkeit. Acht Jahre hatte er Bischofs Namen geführt, und nur neun Monate war er thatsächlich Fürst gewesen. Die Utrechter aber vernahmen mit höchstem Unwillen, wie die geldrischen und holländischen Kabeljaus sich rühmten: „diesmal hätten sie das alte reiche Nest ausgenommen, die Utrechter seien so arm geworden wie Kirchenmäuse.“ Da schrieb die Stadt ein großes Turnier aus: wer Gast sein wollte, erhielt freies Geleit. Und als die Festtage kamen, zeigten sich längs des ganzen Wegs von der Fischerbrücke bis zur Rothenburgbrücke fortlaufende Gestelle errichtet mit drei Absätzen, und darauf hatten die Utrechter all ihr Gold- und Silbergeschirr, all ihre kostbaren Familienstücke ausgestellt, und thaten das drei Tage. Und es war so viel Gold und Silber, daß die ganze Straße davon leuchtete und funkelte, und man glauben konnte, ganz Holland und Geldern hätten ihre Schätze nach Utrecht gebracht. Philipp aber hütete sich wohl, der Utrechter stolzes Gefühl zu reizen, er forderte ihre demüthige Huldigung nicht, und war es zufrieden, daß sie ihm vor aller Welt

Digitized by Google

image
not
available

gleich einzugehen, durch welchen sie von ihrer landesherrlichen Würde wieder eine Stufe hinabstieg. Sie überließ Philipp alle Landeseinkünfte an Renten, Domänen, Zöllen, Prägschatz der Münze, Strafgelder u. s. w., auch ihre Renten von 4000 Livres aus Vermandois und von 1000 Gulden aus Dinant, sowie was Utrecht und Amersfort ihr an Zinsen schuldig waren. Er dagegen zahlte ihr jährlich 24,000 neue Burgunder Schildthaler in vier Terminen, und es war festgesetzt, daß, sobald Philipp einen Termin nicht eingehalten, am nächstfolgenden statt der 6000 Thaler gleich 7500 zu entrichten seien, und wenn auch diese nicht sofort bezahlt würden, der ganze Vertrag hinfällig sei. Ihren Antheil an der Landesbede, sowie die Hälfte der an den Fürsten heimfallenden Güter und Lehen und der neuen Deich- und Privilegiengelder behielt Jakobäa sich bevor. Philipp übernahm nun auch die Landesschulden zu zahlen, und alle landesherrlichen Schlösser und Wohnungen in gutem Stande zu erhalten. Jakobäa konnte darin wohnen, wo sie Lust hatte, ihren Hofstaat richtete sie ein nach ihrem Gutdünken, und ihr Meister-Ritter und ihr Hofmarschall hatten allein über das Hofgesinde Recht zu sprechen. Holz Torf Gras und Heu durfte ihr Hof nehmen, so viel nöthig war, auch freier Viehtrieb und das ganze Hofland bei dem Haag waren vorbehalten, nicht minder die Schwäne und Aale, die man aus Kennemer- und Friesland lieferte.

Merkwürdiger Weise bedang sich die junge Fürstin noch Folgendes aus: „Alles Wild im ganzen Lande, Hirsche Wildschweine Hasen Kaninchen Reiher Fasanen Repphühner sollten ihr allein gehören, und ebenso alle Reit- und Wagendienste der Klöster und Abteien; auch sollten Wald und Moor überall bleiben wie sie waren; und bei hoher Strafe sollte es verboten sein, daß man fremdes Vieh in den wilden Wald treibe, soweit er dem Grafen gehöre.“ Auch die besten Fischwasser in ganz Holland sollten keinem Anderen gehören, als Jakobäa und ihrem Gefolge. Man sieht, Jakobäa wollte, soviel sie auch abtreten mußte, sich wenig-

image
not
available

finnen und Edelfräulein, und Knappen und Reisigen ohne Zahl, und alle schimmerten sie beständig in bunten Farben. Eine bloße Seneschallin vom Hennegau kam mit achtzig Pferden, und darauf saßen Ritter und Knappen, Frauen und Fräulein. Eine Gräfin aber oder Fürstin mußte ein Gefolge von ein paar hundert Reisigen haben. Die Damen zogen umher auf Wagen und Sänften, wie man sie prachtvoller und seltsamer niemals gesehen, und jeder Ritter hatte wenigstens fünf oder sechs Gewänder von Goldbrokat. Denn er mußte ja ebenso wie die Damen täglich ein paar Mal die Kleider wechseln, und im frischen Staat sich darstellen. Bei der großen Tafel erschien eine ungeheure Pastete, und als man sie öffnete, kam ein wunderliches Paar hervor, ein lebendiger blaugefärbter Hammel mit Goldhörnern, der eilig vom Tische sprang, und ein wilder Mann, welcher feierlich über die Tafel schritt. Nicht minder derber Natur waren die Turnierfreuden, die fast alle Tage der Festwoche auf dem Markte stattfanden: den Siegern aber wurden Rubinen und Diamanten verehrt.

Als Glanz und Wonne auf's Höchste gestiegen, traten eines Tages — es war der 6. Januar des Jahres 1430 — die Herolde hervor, und laut erscholl die Stimme des Wappenkönigs, der also mit lauter Stimme rief: „Hört, Ihr Fürsten und Fürstinnen, Herren, Frauen und Fräulein, Ritter und Knappen! Der sehr hohe durchlauchtigste großmächtige Fürst, mein Herr, der Herzog von Burgund, Graf von Flandern Artois und Burgund, Pfalzgraf von Namur, thut dies Allen zu wissen: daß er aus Gottesfurcht und zur Stärkung unseres christlichen Glaubens, — und um zu ehren und zu erhöhen den edeln Orden der Ritterschaft, — und auch aus nachbenannten drei Gründen: zuerst, um zu ehren die alten Ritter, die durch ihre edeln und hohen Thaten würdig sind der Empfehlung; zweitens, daß Diejenigen, welche jetzt tüchtig und kraftvoll sind und täglich, was zur Ritterschaft gehört, üben, Ursache haben, das immer besser fortzusetzen; und drittens, damit die Ritter und Edeln, welche den Orden tragen sehen, der seinen Trägern alsbald zu aller

image
not
available

bitter fühlte. Doch was wollte sie noch ferner? Hatte er die schöne heldenhafte Tochter beraubt, sollte er mit der Mutter, die aller Welt verhaßt war, viele Umstände machen?

Die Sache war folgende. Der junge Herzog Philipp, welcher nach dem Tode von Jakobäas früherem Gemahl Brabant Mecheln Antwerpen und Limburg bekommen, hatte eben eine stattliche Gesandtschaft nach Sizilien geschickt, um von dort die Prinzessin Jolante, seine Braut, zu holen. Da fiel er in eine schreckliche Krankheit, und weil er oft die Wuth und seltsame Zufälle bekam, so rief alles Volk, er sei vergiftet. Die Landstände eilten, sich zu versammeln. Die berühmtesten Aerzte der neuen Universität Löwen, sowie von Brüssel und andern Ortschaften und Städten Brabants, wurden entboten, mit den Leibärzten des Fürsten Zustand zu untersuchen. Nachdem die Aerzte alle Proben angestellt, die ihre Wissenschaft und Erfahrung sie gelehrt, so legten sie vor Rath und Ständen den Eid auf die Erklärung ab: „Es sei kein sicheres Zeichen der Vergiftung vorhanden, der Herzog leide vielmehr an einer angeborenen Krankheit, und wenn Gott nicht helfe, so sei er verloren.“ Das Wahrscheinliche war, daß er als junger Prinz gar zu wild gelebt und seinen Körper vor der Zeit zerrüttet hatte. Nun wurden eilig Boten abgefertigt, die Brautgesandtschaft zurück zu holen. Wenige Tage darauf starb der Herzog, während Hof und Stände im Saale waren, und die Stadt voll Trauer und Thränen. Denn er hatte sich seit seiner Thronbesteigung bekundet als einen ernst und edel strebenden jungen Fürsten; nur drei Jahre und drei Monate sollte er regieren. Jakobäa verlor an ihm einen Freund, der ihr innerlich zugethan war.

Weil das Volk noch immer von Vergiftung sprach, so mußten auf Geheiß der Stände die sieben berühmtesten Aerzte die Leiche vor einer großen Versammlung seziren. Sie fanden keine Spur von Vergiftung, wohl aber ein Magengeschwür, und beschwuren noch einmal, der Herzog sei an einer natürlichen Krankheit gestorben. Darüber ließen die Landstände eine öffentliche Bekannt-

image
not
available

seiner Erbfolge ohne des Kaisers Bestätigung kraftlos sei; — daß des verstorbenen Herzogs Vater eine neue und selbstständige Linie begründet habe, indem er unmittelbar von Johanna das Herzogthum und vom König Wenzel die Bestätigung empfing; — daß die Stände ihn ausdrücklich nur unter der Bedingung zu ihrem Fürsten angenommen, Brabant dürfe niemals mit Burgund-Flandern vereinigt werden."

Doch wie leichte Schneeflocken stäubten diese und andere Gründe in der Ständeversammlung umher. Drei hochehrwürdige gescheidte Prälaten hatte Philipp geschickt, die Bischöfe von Tournay Amiens und Arras, mit ihnen einen Streithaufen von Männern höchsten Ansehens, Ritter und Doktoren. Wie beredsam wußten sie ihres Herzogs Größe und Willensgewalt in's Licht zu stellen! Sollten die Brabanter einer verhaßten alten Frau zu Liebe, deren Hab- und Ränkesucht allbekannt war, den Krieg mit dem großen Burgunder aufnehmen? Einmüthig erklärten sie ihn also zu ihrem Fürsten, und die empörte Margarethe verließ Löwen auf der Stelle. Sie saß daheim auf ihrem Schlosse zu Quesnoy, und brütete Rache, während man ihrem Neffen — es war am 8. Oktober 1430 — in Brüssel huldigte.

Eine Genugthuung im Herzen aber erlebte Jakobäa noch. An den treulosen Engländern, die mit Gefühlsrohheit ohne gleichen sie beschimpft hatten, sollte ein junges Mädchen sie rächen. Soweit in Nordfrankreich in England und den Rheinlanden Schlösser und Thorwachten standen, erzählten Ritter und Reisige von dem Ruhm der schönen Holländerin: sollte da nicht auch ein Strahl dieses Ruhmes zündend in das Herz jenes lothringischen Landmädchens gefallen sein, welches an den Quellen der Maas, nur einige Tagereisen von der Hennegauer Gränze entfernt, ihres Vaters Schafe weidete, und plötzlich die Welt als Jungfrau von Orleans in Staunen setzte? Im Sommer legte Jakobäa ihre noch funkelnden Waffen nieder, schon im nächsten Frühling zog Johanna d'Arc gegen Engländer und Burgunder in's Feld. Ihr erster Zug ging auf Orleans, vor dessen Mauern

Digitized by Google

image
not
available

endlich nach langer Pein und Unterſuchung öffnete ſich Johannas Kerker, um ſie auf den Scheiterhaufen zu liefern.

Ihr Heldenwerk aber zerfiel nicht wieder. Englands Anſehen hatte einen tiefen Fall gethan, und jetzt äußerte ſich ſofort die Nachwirkung des langen blutigen Zwiſchenſpiels, das Jakobäa zwiſchen Engländern und Burgundern aufgeführt hatte. Es hatte in Philipp einen tiefen Stachel zurückgelaſſen. Nie vergaß er, daß Volk und Adel in England ſo leidenſchaftlich für Jakobäa ſchwärmten! Was kümmerte ihn noch der Vortheil dieſer Engländer? Mochten ſie in Frankreich ſich abmühen! An ihrem Kriege nahm er nur noch Ehren halb einigen Antheil, ſein Benehmen wurde immer froſtiger. Zum Unglück mußte jetzt auch Bedfords Gemahlin ſterben, die Burgunderin, welcher Humfried einſt Jakobäa vorgezogen. Bedford kehrte ſich wenig an Philipps Familiengefühl, und heirathete gleich darauf Jakobäa, die junge ſchöne Tochter des Grafen St. Paul. Der große Friedensſtifter, Kardinal Wincheſter, kam nach St. Omer, um Regent und Herzog zu verſöhnen. Beide ſtellten ſich auch dort ein. Weil aber der Engländer zuerſt den Beſuch vom Burgunder erwartete, und Dieſer keine Luſt hatte, ihn zu machen, ſo reiſeten Beide wieder ab, ohne ſich geſehen zu haben. Die Auflöſung des engliſch-franzöſiſchen Bündniſſes war nur noch eine Frage der Zeit.

Sechſtes Kapitel.

Jakobäa auf Seeland.

Fortdauer ihrer fürſtlichen Regierung. Ihre Reſidenzen. Südbeveland. Goes und ſeine Einwohner. Die Burg Oſtende. Vogelſchießen. Jakobäa Schützenkönigin. Die Schützenbrüderſchaft. Poldern. Schutzhügel. Deichpflicht. Zuſammenwachſen der ſeeländiſchen Inſeln. Seelands Wahl-

spruch. Charakter der Seeländer. Seeländische Wölfe. Zahlreiche Ritterbürtige. Ihr Wohnen und Leben. Die Borsselen. Familiensagen. Wolfhart Borsselen. Seine vier Linien. Die Borsselen unter Philipp. Franz Borsselen Haupt der Kabeljaus. Seine Ritterfahrten und sein rasches Emporsteigen. Höchstes Vertrauen bei Jakobäas Feinden. Jakobäas Geldverlegenheit. Borsselens Hülfe. Seine Leidenschaft für die Fürstin.

Philipp ließ der Erbherrin von Holland-Hennegau äußerlich alle fürstlichen Ehren und Rechte. Landstände und Stadträthe beugten sich vor ihr als der Landesherrin, sie vollzog oder bestätigte die Urkunden und Verleihungen, sie hatte das erste Wort in allem, was Lehen und Landesbede betraf. Auf den Münzen aber erschienen Jakobäa und Philipp vereinigt. In Mons nahm man sich Manches gegen ihn heraus, was gegen den rechten Landesfürsten wohl unterblieben wäre. Das gemeine Volk dachte und wußte nichts anderes, als daß die Erbfürstin die Herrschaft führe, nur daß ihr nächster Blutsverwandter, da sie keinen ehelichen Vogt habe, ihr in der Landesregierung beistehe. Der Delfter Vertrag war in seinen einzelnen Bestimmungen nur den Vornehmern bekannt geworden. Jakobäa freilich fühlte jetzt tief genug seine Stacheln. Siebenundzwanzig Jahre alt war sie gleich einer noch nicht Mündigen an die Oberleitung eines Mannes gefesselt, welchem sie Humfrieds Niederlagen, lange bittere Kriege, das Genter Gefängniß, das Urtheil Roms, und all ihr Unglück verdankte.

Sie bewohnte gewöhnlich die Residenz ihrer Vorfahren, den Haag. In der schönen Jahreszeit aber, wenn sie nicht in den grünen hallenden Wäldern des Hennegau jagte, hielt sie sich besonders gern auf Südbeveland auf. Der Name dieser Insel bezeichnet nicht bebendes Land, sondern erinnert an den heiligen Bavo, weil einst die Genter Abtei St. Bavo diesen Landstrich besaß. Die seeländischen Inseln sind gesegnet mit üppigen Weiden und goldenen Saaten, und dazwischen prangt das helle Baumgrün. Südbeveland scheint vollends von Milch und Honig

Digitized by Google

zu fließen, schon damals hieß die Insel das Paradies von Seeland. Wer irgend ein Auge hat für Landschaften, findet hier seine Freude an dichten hochgeschwungenen Massen der Baumgruppen, in welchen Schwärme von Gefieder ihr schönstes duftiges Versteck finden, an grün schimmernden Fluren, die platt und eben wie eine Tafel, und an blanken Seegewässern, die überall dazwischen glänzen und glitzern. Dabei hat die Seeluft, die in alle Häuser dringt, etwas ungemein Erfrischendes, das immer wieder wohlthut.

An der Weichbildsgränze der Hauptstadt der Insel, Goes, begrüßt den Reisenden noch heute das bayerische Wappen. Denn Goes war eine Lieblingsstadt, die Jakobäa mit ihres Hauses Wappen schmückte. Ihr Vater hatte diese Ortschaft zum Range einer Stadt erhoben, und als die Bürger vor eilf Jahren seiner sechszehnjährigen Tochter huldigten und auf silbernem Teller sechshundert Goldstücke darbrachten, ertheilte ihnen Jakobäa das Recht, ihre Stätte zu befestigen, also zu einer ächten Stadtburg zu machen, und bald darauf erhielt Goes auch einen achttägigen Jahrmarkt. Die „Goesenaers" waren nun oben auf. Mit der Fürstin Hülfe baueten sie sich eine Kirche, so herrlich und weiträumig, wie ein großer Dom. Nun erst waren sie eine rechte und ganze Bürgerschaft. Auch die alte Burg in der Stadt, das Schloß Ostende, bekam wieder Leben, seit Jakobäa öfter dort zum Besuch erschien. Die Burg hatte vor Zeiten den stolzen Freiherren von Borsselen gehört, deren Macht und Herrschsucht den umwohnenden Freisassen gefährlich wurde. Bei einem Aufstande unter Graf Wilhelm III. verloren die Borsselen die alte schöne Burg, welche fortan der Fürst für sich selber behielt, und die Umwohner schlossen sich nun um so fester an den Landesherrn.

Was aber Jakobäa jetzt so häufig nach diesem Orte hinzog, das mochte nicht blos die Annehmlichkeit der Gegend sein und die grüne Einsamkeit und Stille, in welche sie rings vom hohen Söller der Burg Ostende hineinblickte. Gewiß mußte ihr

Digitized by Google

image
not
available

Wittelsbacher in Holland, Herzog Wilhelm, rührte eine Verordnung her, daß nach dem Papagei man nur in vollem Harniſch und mit ſeinem eigenen Bogen ſchießen dürfe.

Auch Jakobäa erſchien unter den Schützen, und da ſie mit Bogen und Pfeil umzugehen verſtand, ſo ließ ſie ſich ihre Armbruſt reichen. Sie legte an, zielte, der Pfeil traf, und ſieh, der Vogel kreiſete um ſeine Achſe und höher immer höher, bis er in die Luft flog. Da erſchallte tauſendſtimmiger Jubel, und unter dem Klange der Pauken und Trompeten wurde Jakobäa als Schützenkönigin begrüßt. „Sie war," wie es in der alten ſeeländiſchen Chronik heißt, „bei dem großen Aufſchießen mit den Kreuzbogen und mehreren andern Herren. Da ſchoß Frau Jakobäa den Papagei ab, und wurde Königin, worüber große Freude und Triumph binnen der Stadt Goes geſchah, ſo daß die Frauchen aus vielen Oertern kamen, um die Königin zu beſchenken. Sie haben ihr viele Präſentchens geſchenkt, was Frau Jakobäa ſehr angenehm war." In ihrer Herzensfreude verlieh die Fürſtin hinwieder den Einwohnern der Ortſchaften Heer Hendriks Kindern Wiſſekerke-Baarsdorp Sinouts und d'Heer Abtskerke Freiheit von Flachszehnten, und noch in unſern Zeiten waren in Folge dieſer Verleihung die Frauen jener Dörfer froh, daß Keiner ihren Flachs zehntete. Auch ſtiftete, wie die Sage geht, Jakobäa zum Andenken des Tags eine Schützenbrüderſchaft, gab ihr zum Schutzheiligen St. Georg, den großen Patron aller Ritterſchaft, und zum Sinnſpruch das Wort, welches ſie nach ſo weitwildem Gedränge von Laſt und Leiden ſich ſelbſt gewählt zu haben ſchien: „Van ongenenchten vry" oder „Sorgenfrei."

Im Uebrigen war das Leben auf Seeland ſo ſtill und eintönig, wie die Inſeln ſelbſt flach und einförmig. Nur die Falkenjagd auf Reiher und anderes Waſſergevögel lockte täglich mit neuen Reizen. Denn in den großen Poldern pflegte noch lange Zeit das Grundwaſſer zu ſtehen in großen Teichen und tiefen Kanälen, und dort fanden alle Arten von Waſſervögeln ihr Paradies. Was aber iſt ein Polder? Kein Wort hörte man da-

image
not
available

Landstücke allmählich mit dem andern verbunden, und so entstanden nach und nach die größeren seeländischen Inseln.

Seelands altes Wappen ist ein Löwe, der mit den Wellen ringt. Luctor et emergo! — „Ich kämpfe und bleibe oben!" ist die Umschrift. Eine Welt voll Angst und stiller Größe liegt in diesen Worten. Männer, welche über der theuren Heimath solch einen Wahlspruch ausspannten, trugen ihn auch tief im festen Herzen. Offen und ehrlich, treu und hartnäckig waren sie im Hassen wie im Lieben. Damals wie noch heute rühmten sich die Seeländer „good rond good zeeuwsch", d. h. als offen und gerade heraus. — „Ja wohl," erwiederten die Andern, „rund wie ein Baum, daß man von allen Seiten herunter fällt." Jakobäa aber hatte gründlich die seeländische Treue erprobt. So oft sie zum neuen Kampfe aufgerufen, immer hatten die seeländischen Ritter, so viel ihrer lebten, klirrend und jubelnd ihre Schilde zusammen gestoßen. In keiner Schlacht und Unternehmung verließen sie die Landesfürstin, und machten ihrem alten Namen „seeländische Wölfe" alle Ehre. Wölfe waren sie zu Wasser und zu Lande: denn ein rechter Mann erschien gleich geübt und bewehrt zu Schiffe wie zu Roß.

Die Gefechte und Schlachten hatten aber unter den seeländischen Rittern schrecklich aufgeräumt, besonders die furchtbare Niederlage bei Brouwershaven. Freilich gab es auch der Ritterfamilien hier wie anderswo eine ansehnliche Zahl, und die vielen Knaben wuchsen rasch nach. Wer freilich denkt sich heutzutage eine Ritterburg anders, als auf stolzem Hügel? Es gab aber selbst im platten nüchternen Beveland, wo nicht eine einzige trotzige Felshöhe sich erhob, mehr als zwei Dutzend Edelsitze, und der ritterbürtigen Familien noch viel mehr. Diese Edelsitze waren jedoch enge dunkle Häuser von dicken Backsteinmauern, bewehrt mit Graben und Zugbrücken. Einige Herren unterhielten zum besseren Schutze rings um den breiten Wassergraben noch Zaun- und Pfahlwerk, und die Vermöglichern bauten sich auch einen Thurm und zogen hoch oder niedrig Mauern um das Haus.

Digitized by Google

Vor allem ſorgte aber Jeder, daß man im Erdgeſchoß weite trockene Kellerräume habe, die ſicherſten Lagerplätze für Waffen Geſchirr und Lebensmittel. Haus und Ringmauer bildeten den Binnenhof, um welchen ſich das Waſſer des Grabens zog. Draußen vor der Zugbrücke breitete ſich der Außenhof (Buitenhof), der mit kleinen Wirthſchaftsgebäuden beſetzt war.

Das Leben und Treiben in dieſen kleinen Edelſitzen war ſo einfach, als die ganze Anlage. Die Herren beſorgten mit ihren Knechten Acker und Weide, Fiſchfang und Seehandel. Sommers und Winters lebten ſie von grobem Brod, Pökelfleiſch, und gedörrten Fiſchen; friſches Fleiſch kam nur Sonntags auf den Tiſch. Viel zum Trinken aber mußte allezeit dabei ſein. Gab es Krieg oder Fehde, ſo waffnete ſich jeder Herr mit ſeinem Spieß Schild und Harniſch, mit Kurzmeſſer und Handbeil, oder was er ſonſt an guter Waffe ererbt oder erworben hatte. Vor allen Dingen trachtete er danach, einen Helm und Ringpanzer oder doch ein gutes Bruſtſtück von Stahl zu bekommen, und wenigſtens einen Knecht und einen Buben zu beſitzen, die gleich ihm mit den Waffen umzugehen verſtanden. So viel Knechte einer hinter ſich hatte, um ſo angeſehener war er bei Fürſten und Feldherrn.

Nur ſehr wenige Familien erhoben ſich in Seeland über die Menge der gemeinen Ritterbürtigen, keines aber höher, als das große weitverbreitete Geſchlecht der Borſſelen, das ſie alle weit überragte. Seinen Mitgliedern ſind wir ſchon öfter als geharniſchten Kabeljaus begegnet. Die Borſſelen allein waren in den Kriegen Jakobäas an Gütern und Aemtern nicht ärmer geworden, vielmehr, wie es die Parteikriege jener Zeit mit ſich brachten, reich und vollgeſättigt durch der Gegner Unglück. Schon ſeit Jahrhunderten machten ſie ein beinahe fürſtliches Haus, und faſt eben ſo lange ſtanden ſie dem übrigen Adel jener Inſeln ſtolz und ſchroff entgegen. Dort gab es längſt keine Arkels nnd Egmonds mehr, keine Brederodes und Waſſenaers: nur die Borſſelen ſtrebten auf zu Ehren, wie ſie Fürſten zu Theil wurden.

Digitized by Google

Ihre Abkunft leiteten sie aus Schwaben her, der Heimath der Hohenstaufen. Die Ahnen, so lehrten die Geschlechtsregister und Chroniken der Borsselen, seien im Alterthum Fürsten in Schwaben gewesen, und sie hätten so tapfer wider einen großen Kaiser gekämpft, daß dieser im Zorn befohlen habe, das ganze Geschlecht der Borsselen auszutilgen. Nur ein Knabe, Franz geheißen, sei wunderbar nach Ungarn gerettet, und habe dort später eine Prinzessin geheirathet, die Tochter des großen Königs Maroth. Sein Enkel Leopold aber sei in Kaiser Ludwigs Heere im Jahre 838 wider die Normannen nach den Niederlanden gezogen, herrlich habe er da gestritten, und vom dankbaren Gebieter sei er mit Burgen und Ländereien belehnt, damit er Seeland beschütze gegen die wilden Heiden. Ganz Südbeveland habe er zum Eigenthum bekommen, dort die Stadt Borsselen und die Burg Ostende gebaut. Ja nicht einmal zufrieden mit dieser glorreichen Sage, knüpften Andere die Herkunft der Borsselen an den erlauchten Trojaner Hektor, dessen kühner Sohn seinen Weg in die schwäbischen Berge gefunden.

Solche Sagen und Fabeleien fehlten damals nicht leicht in einer altberühmten Familie. Soviel aber ist gewiß, daß die Borsselen länger, als es Menschen und Chroniken wußten, als altfreie und mächtige Herren auf Seeland gesessen, und daß schon frühzeitig die Chronisten ihr Geschlecht als ein „durchlauchtiges" feierten, welches dem landesfürstlichen zunächst stehe.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts tritt der gewaltige Wolfhart Borsselen hervor, dessen Vater bereits als ein glücklicher Poldermacher gerühmt wird. Im Jahre 1280 hatte Wolfhart seine Herrschaft als Lehn an Graf Floris aufgetragen; der holländischen Lehnsfesseln müde suchte er Seeland an Flandern zu bringen; und als er sich zum zweitenmal mit Floris sühnte, that es Wolfhart mehr auf dem Fuße eines Ebenbürtigen, als eines Unterthans. Sie erkoren im Vertrag vom 30. Okt. 1290 Beide ein Schiedsgericht, und Beide gelobten: „Wer gegen dessen Ausspruch handle, der solle für einen Mann gehalten werden,

Digitized by Google

image
not
available

ſelen von Brigdam war ſein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann, Heinrich Borſſelen von der Vere, ein großer Rheder und Kaufmann, wurde ſpäter ſein Admiral im Kriege mit der deutſchen Hanſe. Dieſer war auch der erſte Holländer, welcher den Beſen auf den Maſt ſteckte, zum Zeichen, daß er die See von Feinden rein gekehrt. Floris Borſſelen von Louburg hatte Philipp beſonders gute Dienſte geleiſtet bei der Einnahme von Medenblick, und wurde ebenſo, wie Philipp Borſſelen von Kortgene und Franz Borſſelen von St. Martinsdyk und ter Suilen, vom Herzog zum Statthalter ernannt. Der berühmteſte von allen Borſſelen wurde der Letztgenannte.

Er war ein Mann, über welchen Natur und Glück ihr Füllhorn ausſchütteten. Hohe ritterliche Geſtalt, ein fröhliches und tapferes Herz, ruhiges Blut, und weitſichtiger Verſtand waren ſein Erbtheil von Natur. Große Reichthümer erhöhten den berühmten Adel. Auf Ritterſchaft zog er ſchon in früher Jugend aus und machte weite Fahrten, er ſah das heilige Land und die Kaiſerſtadt Konſtantinopel. Es hieß ſogar, er ſei bis zu Medern und Perſern gekommen. Nach ſeiner Rückkehr tummelte er ſich mit ſeinem Vater, der jedoch die Ritterwürde nicht hatte, in Fehden umher, und es kam vor, daß ſie für Dasjenige, was dabei gefrevelt war, ſich vom Fürſten Verzeihung holen mußten. Bald ſchloß er ſich an Johann von Bayern an, den Bannerträger der Kabeljaus. Dieſer machte ihn zu ſeinem Geheimrath, und bezeigte ihm das größte Vertrauen. Borſſelen war es auch, welcher Johanns Frieden mit den Brabantern unterhandelte. Obwohl kaum erſt männlich gereift, war der Ritter bereits das erklärte Haupt der Kabeljaus auf Seeland, und damals ſchon beſtellte ihn Herzog Johann von Brabant mit Gaesbeck zum Statthalter. Merkwürdig genug übergab auch nach Johanns von Bayern Tode ſeine Wittwe, Eliſabeth von Luxemburg, dem Ritter die Statthalterſchaft über die Herrſchaften ihrer Leibzucht. Er ſtreckte der verſchwenderiſchen Fürſtin dabei viel Geld vor, und noch im ſelben Jahre, als Jakobäa in Gouda kapitulirte, mußte Eliſabeth ihm beurkunden,

Digitized by Google

image
not
available

mit blinkenden Ordenskreuzen bedenkt, so gehörte es damals zum guten Ton, ihnen Goldketten, Silberbecher, oder doch ein tüchtiges Geldgeschenk zu geben. Darin kärglich zu sein, wäre für einen Fürsten geradezu schimpflich gewesen. Ertönte doch bei Ritterfesten kein Ruf öfter und willkommener, als wenn die Herolde riefen: „Largesse! Largesse!“ „Nun sah sich aber“ — wir wollen die Geschichte mit den Worten eines Zeitgenossen erzählen — „Jakobäa durch den langwierigen Krieg ganz vom Gelde entblößt, und sie war darüber voll der Scham. Heimlich schickte sie zum Burggrafen von Montfort, der unlängst ihr Statthalter von Holland war, und, wie das Gerücht ging, den Schatz ihres Vaters Wilhelm mit fast allen Kleinoden desselben an sich gerissen hatte. Sie ließ ihn ersuchen, er möge ihr die Liebe thun und ihr eine gewisse Summe Geldes leihen, damit sie nicht in Schanden komme, weil sie nichts habe, was sie den Gesandten ihrer Mutter und den mehreren andern edlen Herrn verehren könne. Montfort aber verweigerte alles, indem er sagte, all sein Gut habe er ihretwegen in ihren Kriegen aufgewendet. Er weigerte sich sogar, als sie ihm entbot, zu ihr zu kommen. Sehr traurig und niedergeschlagen, daß sie so bloßgestellt würde, schickte sie noch einmal aus, nämlich zum Leydener Burggrafen Wassenaer, und ließ ihm ihre Noth vorstellen und ihn bitten, er möge ihr doch um ihrer Ehre willen etwas vorstrecken, damit sie nicht Schande leide. Er hatte aber ebenso wenig Lust, entschuldigte sich und schlug es ihr ab.“

„Da ging sie unter strömenden Thränen in ihr Gemach, und jammerte über die Untreue ihrer Parteigenossen und Freunde und über ihre eigene Unehre. Das hörte einer ihrer Räthe, ihre Klage schnitt ihm in's Herz, und er sagte zu ihr: „Gefalle es Euch, gnädigste Fürstin, daß ich zu Herrn Franz von Borsselen gehe, dem Statthalter, und stelle ihm insgeheim Eure Lage vor, und daß er Euch auf eine bestimmte Zeit die gewünschte Summe leihe, und ich bin sicher, er wird es Eurer Hoheit nicht abschlagen, obwohl er von der Partei Eurer Feinde ist.“ Mit

image
not
available

überließ. Nebenbei mochte er auch daran denken, daß er mit Jakobäa die verlorene Stammburg Oſtende wieder erwerben, ja wenn das Glück gut ſei, ſeinem Hauſe endlich fürſtliche Ehren gewinnen könne, nach denen es ſo lange getrachtet.

Und Jakobäa? Die junge Wittwe hatte bisher aus der Männerwelt nur glänzende Nieten gezogen. Ihr erſter Gemahl, der Kronprinz von Frankreich, wurde vergiftet, ehe er ſechszehn Jahre alt. Der zweite, der Brabanter Herzog, war ein unreifer junger Menſch ohne Kraft und Verſtand: vor ihm flüchtete ſie aus Schmach und blutigen Gräueln nach London. Dort hatte ſie ſich den Dritten erkoren, den ritterlich ſchönen Prinzen und Protektor von England: er aber hatte ſich als erbärmlichen Schwächling erwieſen. Wie ſchwer wog gegen ihren Werth das gediegene Metall in Borſſelens Charakter! Der Ritter ſtand in der Vollreife des männlichen Alters, und war umgeben von Ruhm und Ehren und allgemeinem Vertrauen. War es ein Wunder, daß mit der tiefen Hochachtung, die Jakobäa vor ihm fühlte, im Lauf der Jahre ſich ein innigeres Gefühl vermählte?

Siebentes Kapitel.

Ritter Franz von Borſſelen.

Philipps Abſicht. Ehen von Fürſtinnen mit Baronen. Borſſelens hohe Stellung. Ausſicht auf Verſöhnung der Parteien. Günſtiger Zeitpunkt zum Abwerfen der Fremdherrſchaft. Biſchof Heynsberg von Lüttich. Beiſpiel Katharinens von Frankreich. Heimliche Vermählung Jakobäas. Margarethens Haß auf Philipp. Mordanſchlag auf Philipp und Poſtelles Hinrichtung. Philipps Beſuch bei Jakobäa. Borſſelens Wegführung. Geſchichten von Borſſelens Geldkäſtchen, Jakobäas Selbſtantrag, Borſſelens Todesgefahr, dem klugen Schloßvogt, und der Flotte vor Rupel-

image
not
available

Blut, ſich auf einen Herzogſtuhl ſchwangen, ſollte da Ritter Franz Borſſelen ſich dafür zu gering halten? War doch ſein Geſchlecht mit fürſtlichen Häuſern verſchwägert, und berief es ſich doch auf keine geringeren Ahnherrn, als die alten Herzoge von Schwaben. Er ſelbſt aber genoß in der That bereits, eben ſo durch Macht Reichthümer und Herrſchaft wie durch perſönliche Würde, ein fürſtliches Anſehen.

Gewiß aber gab es in Jakobäas Ländern keinen Mann, der jetzt vortrefflicher zum Gemahl der Fürſtin ſich eignete, als gerade Franz Borſſelen. Er war das Haupt der ſiegreichen Partei; ſeinem Verſtande, ſeiner Gerechtigkeit und Mäßigung konnten auch die Beſiegten vertrauen; und als Geheimrath und Statthalter von drei Herzögen war er längſt an's Regieren gewöhnt. Bei ſeiner Ruhe und Erfahrung, denn er war damals doch ſchon ein hoher Vierziger, durfte man ſicher ſein, daß das leidenſchaftliche Weſen Jakobäas, die jetzt auch das 31. Lebensjahr erreicht hatte, gemindert werde. Gewiß, die Verſöhnung der Parteien und das Glück des Landes unter einer guten Regierung ſtand in Ausſicht, wenn das Haupt der Kabeljaus ſich mit der Fürſtin der Hoeks vermählte. Von den Landſtänden durfte man alſo hoffen, die Einwilligung zu gewinnen, — von Jakobäas Mutter nicht minder; denn Margarethe hatte, ſeit der Burgunder Neffe ihr Brabant entriſſen, einen tödtlichen Haß gegen ihn gefaßt. Ihr Stolz erinnerte ſie ſtets daran, daß ſie die königlichen Lilien von Frankreich im Wappen führte, und ſie war ſo voll Grimm und Aerger, daß ihr alles willkommen war, was Rache an Philipp verhieß. Aber eben Philipps Zuſtimmung? Auf ſie brauchte man ſich ſo bald keine Hoffnung zu machen. Freilich, wenn die Fürſtinnen und die Landſtände ſie öffentlich forderten, konnte er ſeine Einwilligung auf die Länge nicht recht verſagen: allein man wußte gar wohl, wie erfinderiſch er war in Ausflüchten, Hinderniſſen, Verzögerungen.

Nun war aber die Stimmung im Lande nicht überall ſo gefügig, um auf des Eroberers gütiges Belieben zu warten.

Digitized by Google

image
not
available

Helfer und Diener des Burgunders und jetzt ſein Statthalter? Wie ſollten es die Hoeks für möglich halten, daß der Mann, welchem vor allen andern ſie die ſchwere Niederlage von Brouwershaven Schuld gaben, es redlich mit der Fürſtin meine? Es gab nur ein Mittel, dem Glauben an Borſſelen als Jakobäas Beſchützer Wurzel und Raum zu ſchaffen, — dies Mittel war ihre heimliche Vermählung. Man mußte ihre Verbindung unauflöslich machen, im tiefſten Geheimniß ſie nach und nach den Häuptern der Parteien mittheilen, und dabei im Stillen rüſten und Anordnung treffen, und wenn alles vorbereitet war, dann zeigten ſich die Fürſtin der Hoeks und das Haupt der Kabeljaus vor allem Volk als Vermählte. Das war dann der rechte Aufruf, ſich um das nationale Banner zu ſchaaren, das war für Kabeljaus wie Hoeks die beſte Bürgſchaft des Rechts und des Gelingens.

Der Zeitpunkt aber, ſich gegen Philipp zu erheben, war günſtig. Die Engländer konnten ihren wachſenden Haß und Argwohn gegen ihn nicht verbergen. Seine Schweſter, Bedfords Gemahlin, ſtarb. In den flandriſchen Städten aber ſtieg die Erbitterung, daß er ihre Münze verſchlechtert hatte: in Gent war ſchon ein blutiger Aufſtand ausgebrochen. Mit den Lüttichern hing Philipp in heftiger Fehde. Der Biſchof von Lüttich, ein Heynsberg, war früher Archidiakon vom Hennegau und ein beſonderer Freund von Jakobäa, an deren Jagdzügen er öfter theilnahm.

Noch im März des Jahres 1432 war Lüttichs Biſchof mit Jakobäa zu Valençiennes, wohin er ſeine Meneſtriers mitgebracht hatte; denn in Valençiennes beſtand eine berühmte Schule für Muſik und geſangartigen Vortrag. Im Sommer reiſte Jakobäa wieder nach dem Haag, und hier wurde von ihren Vertrauteſten die heimliche Heirath beſchloſſen. Jakobäa ſelbſt ging leicht auf den Gedanken ein. Brauchte ſie doch nur nach ihrer Freundin in England hinüber zu blicken. Die Königin-Wittwe des glorreichen Heinrich V., Katharina, deren Sohn Heinrich VI. Jakobäa

einſt aus der Taufe gehoben, dieſe königliche Prinzeſſin von Frankreich hatte einen walliſiſchen Knappen Avon ap Mergent ap Tudor geheirathet, Denſelben, deſſen Nachkommen ſpäter den engliſchen Thron beſtiegen. Als Bedford, der Regent von Frankreich, geſtorben, ſuchte ſich ſeine Wittwe Jakobäa von Luxemburg, bald darauf ebenfalls einen ſchönen Ritter aus, Richard von Oudevilles. Beider Heirathen wurden anfangs verheimlicht, ſpäter aber öffentlich anerkannt. Wenn aber dieſe beiden Damen blos ihr Herz und häusliches Glück bedachten, ſo erblickte Jakobäa in ihrem Gemahl auch den Retter ihres Landes von Fremdherrſchaft und von dem Elend des Parteikriegs.

Alſo wurden Herr Ritter Franz von Borſſelen und die Herzogin Jakobäa von Bayern im Haag heimlich in der Kammer der Fürſtin getraut. Es war für Beide ein eigenthümliches Wageſtück. Von ſeinem Gelingen hing für Jakobäa der Beſitz ihrer Fürſtenthümer ab, für Borſſelen ſtand der Kopf auf dem Spiele. Denn Beide handelten gegen die klare Beſtimmung des Delfter Vertrags, deren Uebertretung für Jakobäa den Verluſt ihrer Länder bewirken ſollte. Borſſelen aber beleidigte nicht nur das ſtolze Fürſtengefühl Philipps, der auf ſeine und Jakobäas Abſtammung von Königen und Kaiſern das größte Gewicht legte. Jener erlaubte ſich auch einen Frevel wider das Familienrecht ſeines Lehnsherrn des Herzogs; denn nach Rechtsanſchauung der damaligen Zeit konnte ein Lehnsmann nicht ſchlimmer ſeine Treue brechen, als wenn er des Lehnsherrn Tochter oder Schweſter ohne deſſen Wiſſen und Willen zum Weibe nahm. Philipp aber betrachtete ſich als nächſten männlichen Verwandten ſeiner Baſe, und war durch Vertrag förmlich an die Stelle ihres Vogtes geſetzt.

Während nun die Neuvermählten und ihre Vertrauten, allen voran die mächtigen Borſſelen, in der Stille ſchafften und rüſteten, um ſich gegen Philipp in eine Verfaſſung zu ſetzen, welche ſtark genug ſei, um nachträglich die Einwilligung zur Heirath ihm abzutrotzen, dachte die Fürſtin-Mutter kürzern Prozeß zu machen. „Es gab", ſagt ein Zeitgenoſſe von ihr, „keine Frau auf der

Welt von ſo ſtolzem Muth wie ſie, noch von ſo hartem feindſeligen Herzen, wenn ſie einmal jemand Böſes wollte.“ Indem ſie immer mehr darüber nachdachte, wie ſchändlich Philipp gegen ſie und ihre Tochter gehandelt, „wurde ſie zuletzt ganz voll Gift und Galle.“

Sie hatte an ihrem Hofe einen Hennegauer vornehmen Herrn, Aegidius von Poſtelles, bekannt durch Muth und Verwegenheit, die er öfter ritterlich bewährt hatte. Schon lange Zeit war er ihr Diener und beſonderer Vertrauter. Dieſer wurde im Sommer 1432, als im Haag die heimliche Vermählung geſchah, in Mons auf einem Turnier, das Philipp dort feierte, betroffen, wie er eine kleine Armbruſt unter dem Mantel verſteckt hielt. Der Stahlbogen dieſer Armbruſt war nicht länger als einen Fuß. Der Polizeimann, welcher Poſtelles anhielt, war überzeugt, er habe den Herzog erſchießen wollen, und man ſagte, der Pfeil wäre vergiftet geweſen. Es kam auch heraus, daß er bei andern Edelleuten ſich gerühmt und verſchworen hatte: „Er werde mit dem Herzog auf die Jagd gehen und ihn im Walde niedermachen, ſei es mit einem Pfeilſchuß oder auf welche Art es ſei.“ Nun ließ ihn Philipp feierlich durch den Seneſchall vom Hennegau vom Hofe der alten Herzogin zu Quesnoy weghohlen, zugleich mit ihm ſeinen Leibdiener. Die Sache machte ungeheures Aufſehen. Poſtelles' vertrauter Freund, Johann von Vendegies, flüchtete ſich außer Landes. Vendegies, ein angeſehener Herr, der Burgwart zu Ath und Richter zu Quesnoy war, ſtand ebenfalls hoch bei Margarethe angeſchrieben, und begleitete ſie öfter auf ihren häufigen Jagden.

Die beiden Verhafteten kamen auf die Folter, und ſcharf befragt bekannten ſie den Mordanſchlag. Mit Fingern deutete alles auf die alte Herzogin, dieſe ſei es, welche den Mord angeſtiftet. Einige ſagten auch, Jakobäa wiſſe ebenfalls darum. Indeſſen kam die Sache nicht in's Klare. Als gewiß konnte man nur erzählen, daß der Herr von Poſtelles oft und viel Jakobäas Mutter klagen hörte, Herzog Philipp ſei der größte

Digitized by Google

image
not
available

nerem Grimme ſah, wie Borſſelen, das gehaßte Haupt der Kabeljaus, ihn völlig verdunkelte, auf Philipps Seite und enthüllte ihm den ganzen Plan. Am 9. November unterſchrieb Philipp die Ernennung Montforts zu ſeinem Miniſter und Kammerherrn „wegen ſeiner großen Weisheit und Treue, und für die guten und notabeln Dienſte, welche er ihm vormals gethan und täglich thue, und noch in kommenden Zeiten thun ſolle.“ Montfort ſolle den Eid leiſten, wie die andern burgundiſchen Geheimeräthe und Kammerherren, all deren Vorrechte und Einkünfte haben, und fortan zum Miniſterrath beſtändig zugezogen werden.

Zur ſelben Zeit legte Abends unbemerkt auf dem Kanal am Fuße des Schloſſes eine verdeckte Barke an, wohl gerüſtet und jeden Augenblick zur Abfahrt bereit, und Herr Philipp von Ternant ſtellte ſich mit ſeinen Leuten auf die Lauer. Dieſer war ein Ritter des goldenen Vließes, noch jung, aber von großer Energie und glühend vor Dienſteifer und Ruhmſucht; ſein Herzog hatte ihm ſchon öfter gefährliche Aufträge anvertraut. Als nun Philipp ſich des Abends in ſeine Gemächer zurückzog, und ſein Statthalter Borſſelen, wie es Sitte war, ihm das Geleite gab, trat plötzlich Ternant vor, erklärte den Ritter für ſeinen Gefangenen, ließ ihn feſtnehmen und raſch in die Barke bringen. Ohne Aufſehen fuhr er mit ihm ab, und die Nacht durch über Delft nach Rotterdam. Hier erwartete ſie ein Schiff, das eilig unter Segel ging und ſie nach Flandern brachte, bis ſie bei Rupelmonde an der Schelde ausſtiegen. In dieſem feſten Schloſſe wurde Borſſelen in ſo ſtrenge Haft gelegt, daß an Flucht oder Befreiung nicht zu denken war.

Nun kam die Reihe zu erſchrecken an Jakobäa. Sie war zum Tode betroffen und voll Angſt und Entſetzen. Der keimende Aufſtand gegen Philipp war vernichtet, jeder Plan zerſtört, jede Hoffnung lag zu Boden. Dazu konnte ſie ſich ſelber ſagen, daß des geliebten Gemahls Leben am ſeidenen Faden hing, und ohne Zweifel ließ es Philipp nicht an Andeutungen fehlen, wie er vollberechtigt ſei, dem verrätheriſchen Lehnsmann den Kopf vor

Digitized by Google

image
not
available

gebühre ſeiner Fürſtin.“ Jakobäa konnte ſich noch Schöneres daraus leſen, denn die Weiden zwiſchen den D und D hießen auf holländiſch „willigen“. Der Rebus konnte alſo auch bedeuten: „Dir willigen Dienſt“, oder auch: „Dir will ich ewig dienen.“

Als nun die Fürſtin des Statthalters Werth mehr und mehr erkannte, und die tiefe ehrliche Neigung bemerkte, die er zu ihr im Herzen trug, ſagte ſie ihm eines Tages: „O Herr Franz, in meinem Leben kann ich Eure Wohlthaten nicht vergelten!“ Er erwiederte: „Gnädigſte Fürſtin, das iſt ja nichts im Vergleich zu dem, was ich für Euch thun möchte.“ Da ſagte ſie: „Wie? dann käme ich ja noch weit tiefer in Euere Schuld, da müßte ich am Ende mich ſelbſt Euch zum Löſegeld anbieten!“ Als das der Ritter hörte, glaubte er an ihre Neigung, und fing an von Vermählung zu reden. Und da ſie das gern vernahm, ſo wurden ſie eins, und einander heimlich angetraut, weil es nicht öffentlich ſein durfte des Delfter Vertrags wegen.

Herzog Philipp aber kam, als er erfuhr, daß ſein eigener Statthalter der Fürſtin Diener und Geſelle geworden, in großen Zorn nach Holland, und entbot Herrn Franz zu ſich, als wollte er mit ihm über Regierungsſachen reden. Da ließ er ihn feſtnehmen, und heimlich in großer Eile nach Schloß Rupelmonde führen. Nun kamen all die grimmigen Feinde des Ritters welche ihm Glück und Glanz beneideten, herbei, und ſie wußten den Herzog ſo lange zu ſtacheln, bis er an den Schloßvogt von Rupelmonde Befehl ſchickte, Borſſelen zu enthaupten. Der Schloßvogt ſaß mit dem berühmten Ritter gerade am Schachſpiel, als der Bote kam mit des Herzogs Briefe. Jener las das Schreiben, ſchwieg ſtill, und ſetzte ſich wieder an's Schachbrett. Allein etwas Trauriges in ſeinen Mienen konnte Borſſelen nicht entgehen, und er ließ mit inſtändigem Dringen nicht ab, bis er den Brief des Herzogs in die Hände bekam. Als der Ritter ſein Todesurtheil geleſen, brach er in die Worte aus: „So hat endlich doch die Bitterkeit meiner Feinde des Fürſten Güte überwunden!“ Eine

Weile bedachte er ſich, dann ſagte er: „Hört, legt mich in's tiefſte Verlies, daß Keiner mich ſieht, und die Leute können wiſſen, ich ſei todt. Dann reiſet zum Herzog und ſagt ihm: Ihr hättet ſeinen Befehl ausgeführt. Zeigt er gar keine Unruhe, ſo kommt zurück, und laßt mich ſterben auf der Stelle. Thut es ihm aber leid, ſo werdet ihr wahrſcheinlich ſeine Gunſt erwerben, daß Ihr mich leben ließet, und daß ich ſelbſt dankbar ſein werde, könnet Ihr wohl denken, da ich reich bin.“ Der Schloßvogt wußte, wie hoch im Anſehen und Würde der Ritter ſtets bei Fürſt und Volk geſtanden, und hörte auf ſeine Rede. Er verſchloß ihn im Kerker, reiſte nach dem Haag, und ließ ſich bei dem Herzog melden. Kaum trat er ein, ſo rief ihm Philipp entgegen: „Was habt Ihr mit Borſſelen gemacht?“ — „Meines gnädigen Herrn Befehle ſind ausgeführt“, ſagte der Schloßvogt. Da ſeufzte der Herzog tief auf und rief: „Mein Gott, was habe ich gethan!“ Als der Schloßvogt das ſah und hörte, fiel er auf die Kniee und bat um Vergebung. „Wozu Vergebung?“ fragte Philipp. „Ihr habt gethan, was Euch geheißen, Ihr habt in nichts gefrevelt.“ Da faßte ſich der Schloßvogt ein Herz, und offenbarte dem Fürſten, Borſſelen lebe noch. Nun war Philipp herzlich froh; denn Borſſelens Blut hätte nicht blos einen häßlichen Flecken auf ſeine Ehre geworfen, ſondern die Nachricht von der Enthauptung hätte zweifellos auch einen Aufſtand entzündet, welchen Jakobäas Grimm, der Borſſelen Rache, und des Volkes Erbitterung gefährlich gemacht hätte.

Ein anderer Bericht läßt den Hergang kriegeriſch ſchließen. Auch dieſer Bericht iſt alt, ſcheint aber noch weniger von einem Zeitgenoſſen Jakobäas herzurühren. Indeſſen zeigt auch dieſe Erzählung uns Jakobäa wieder ganz in ihrem Charakter, und bringt einen artigen Schluß für die Zeit, welche zwiſchen Borſſelens Gefangennehmung und Befreiung lag, über die uns ſonſt von Zeitgenoſſen nichts berichtet iſt.

Jakobäa hätte, ſo lautet der Bericht, nach vielen Verhandlungen, um dem Gemahl die Freiheit und ſich ſelbſt ihre Fürſten-

Digitized by Google

thümer zu retten, endlich erfahren, wo ihr Gemahl gefangen lag. Da ließ ſie eiligſt eine Flotte ausrüſten, und weil ihr die reichen Schätze Borſſelens dabei halfen, ſo ſammelte ſie eine größere Flotte, als ſie jemals gehabt. An ihrer Spitze ſegelte ſie die Schelde hinauf nach Schloß Rupelmonde, damit ſie, koſte es was es wolle, Borſſelen befreie. Allein Philipp war noch früher da. Er hatte von ihrem Plan gehört, und warf ſich mit zuſammengerafftem Kriegsvolk in die Feſtung. Als Jakobäa nun herankam und hörte, der Herzog ſei im Schloſſe und wolle unterhandeln, forderte ſie erſt klaren Beweis, ob Borſſelen noch lebe oder todt ſei; wenn er noch lebe, wolle ſie ihn ſehen und ſprechen. Das wurde zugeſagt. Ihr Schiff trieb nun mit dem Hinterkaſtell an das Ufer, und auf deſſen Verdeck ſtehend erwartete ſie den geliebten Gemahl. Da erſchien Borſſelen auf den Zinnen des Schloſſes. Kaum hatte ſie ihn angerufen und ſeine Stimme gehört, ſo ſprang ſie ſchon vom Schiffe an's Land, und außer ſich vor Freude und Ungeduld eilte ſie in's Schloß und war bereit, alles zu unterſchreiben, um ihn wieder lebend zu beſitzen.

Wir wenden uns wieder zur beglaubigten Geſchichte, als welche nur das uns gelten darf, was entweder von Mitlebenden in glaubwürdiger Weiſe überliefert oder durch Urkunden bewieſen iſt. Die Urkunde vom 12. April 1433, welche in holländiſcher wie in franzöſiſcher Sprache ausgefertigt wurde, zeigt uns nun, was Jakobäa verlor und was Borſſelen gewann. Zu Middelburg waren die Verhandlungen mit Philipp geſchloſſen, denen gemäß der Herzog den Ritter als Gemahl ſeiner Baſe anerkannte, dieſe aber ihre Länder abtrat. In der alten fürſtlichen Reſidenz im Haag ſollte die förmliche Abdankung vor ſich gehen. Nichts unterließ Philipp, was dieſe Erklärung öffentlich und feierlich machen konnte. Er wählte dazu das höchſte Feſt des Jahres, den erſten Oſtertag, an welchem man damals in den Niederlanden zugleich ein neues Jahr anfing. Die Edeln des Landes und die Abgeordneten der Städte wurden zu dieſem Tage in den Haag entboten.

Digitized by Google

image
not
available

wie Naeldwyck angewieſen hatte. „Um ſeiner Tugend und Weisheit willen, und damit er um ſo ſtattlicher ihm jederzeit dienen möge, ſobald er ſeinetwegen aufgefordert werde," erhöhte Philipp Montforts Kämmererbeſoldung von 500 Schildthalern noch um fernere 300 Thaler, und gab ihm noch ein paar Dörfer dazu.

Jakobäas Abtretungsurkunde ſchweigt gänzlich von der Heirath mit Borſſelen, eine andere Urſache mußte man geziemend vorſchützen. Die Urkunde beginnt daher mit einem demüthigen Bekenntniß. „Die Fürſtin habe überſchauet, wie Hennegau Holland Seeland Friesland große mächtige Länder ſeien, theils an der See gelegen, und von vielen großen Fürſtenthümern umgeben. Da habe ſie bedacht, daß ſie als eine frauliche Perſon nicht ſo angeſehn, und ihr nicht gehorſamt werde mit ſolcher Unterthänigkeit, als ſich das wohl gebührte, und daß ſie daher dieſe Lande, in welchen eine große Menge von Adel und Volk ſeit langer Zeit miteinander in großer Parteiung und Zwietracht geſtanden, nicht halten und regieren könne in Frieden Ruhe und Ordnung, wie ſie das von Herzen gern ſähe und hoch nöthig wäre, und ſie auch nicht ihrer großen und ſchweren Laſten und Schulden entlaſten könne. Dazu ſei ein tüchtiger Fürſt und Herr von großer Macht und Umſicht erforderlich, und einen Beſſern wiſſe ſie nicht, als ihren lieben Bruder, den Herzog von Burgund, der bereits Zuſtand und Natur von Land und Leuten kenne, und mit deſſen anſtoßenden Ländern die ihrigen in regem Verkehr ſtänden. Aus dieſen Urſachen, und beſonders, weil Derſelbe ihr wahrhafter Erbe und nächſter Blutsverwandter ſei, übergebe ſie ihm und ſeinen Erben für ewige Zeiten all ihre Länder, und überweiſe deren Bewohner an ihn als ſeine Unterthanen." Dieſen Schritt, das erließ ihr Philipp nicht, mußte Jakobäa durch eigenhändige Briefe dem Pabſt, dem Baſeler Konzil, dem Kaiſer, und dem engliſchen Könige anzeigen. Sie wiederholte in ihren Schreiben, welche man nach England franzöſiſch und an

die Uebrigen lateiniſch ausfertigte, die Gründe, welche ſie zur Abtretung ihrer Länder bewogen hätten.

Alle Urkunden, in welchen ihr einſt gehuldigt, wurden für vernichtet erklärt. Wiederum ſollte Jakobäa den traurigen Weg durch ihre Erblande antreten, und in ihrer Gegenwart Philipp huldigen laſſen. Jedoch müßten, das war vorbehalten, die Unterthanen beſiegelte Briefe darüber ausſtellen, daß ſie Jakobäa oder deren Leibeserben wieder als ihre rechte Landesfürſten annehmen und auf's Neue ihnen huldigen würden, ſobald Philipp ohne eheliche Leibeserben ſterbe.

Als ihr rechtes freies Eigenthum, das ſie ſelbſt regieren und mit dem ſie nach ihrem Gutdünken ſchalten und walten könne, hatte Jakobäa ſich und ihren Erben eine Reihe von Herrſchaften vorbehalten, welche zuſammen ein artiges Fürſtenthum bildeten, das zwar von Holland in Lehen, jedoch nur dann verloren ging, wenn der Beſitzer ſich gegen den Lehensherrn in Krieg oder Bündniß mit ſeinen Feinden einließ. Nur ein einziges bedeutendes Zeichen ſeiner Landesherrlichkeit hatte ſich Philipp in Jakobäas Herrſchaften vorbehalten, nämlich ſo lange Jakobäa lebte, ein Viertel, und nach ihrem Tode die Hälfte der gemeinen Bede oder Landesſteuer, welche künftig die Landſtände bewilligen würden.

Die Herrſchaften nun, welche Jakobäas Sonderfürſtenthum bildeten, waren ſämmtlich ſolche, die bereits als Sondergüter vom übrigen Lande abgetrennt geweſen. Es waren vier Beſtandtheile: 1) Die handelsbelebten Maasinſeln Oſt- und Weſtvoorne mit der wichtigen Seeſtadt Briel. Sie bildeten die Leibzuchtslande, welche Eliſabeth von Görlitz von ihrem Gemahl Johann von Bayern bekommen, und über welche ſie ſchon viel Streit mit Philipp geführt hatte; ſie mußte ſich jetzt von ihm gänzlich abfinden laſſen. 2) Von den vier großen ſeeländiſchen Inſeln die zwei dem Feſtlande nächſtliegenden, nämlich das geliebte Südbeveland mit den Städten Goes und Rymerswael, und die benachbarte Inſel Tholen, auf welcher die gleichnamige

Stadt und Borſſelens Stammſchloß St. Martinsdyck lagen. 3) Das Schloß Lederdam mit den Herrſchaften von der Leede und Schoenrewaard, welche das letzte Beſitzthum der Arkels geweſen. Philipp verſprach von all dieſen Herrſchaften Leibzucht Pfandſchaft Zölle und Dienſte abzulöſen. 4) Rolands von Uutkercken Herrſchaft im Norden von Holland: Nyeborg mit Scharmer und Urſſem; Roland ſollte mit ſeiner fahrenden Habe frei abziehen. 5) Auch ſollte Jakobäa nach ihrer Mutter Tod bekommen die Inſeln Wieringen und Texel, und die Ortſchaften Teilingen Noordwyck Wyck op See und Beverwyck. Nur die feſte Stadt Schoonhoven wollte Philipp nicht wieder in Jakobäas Hände fallen laſſen, obgleich ſie ihrer Mutter ebenfalls in Leibzucht gehörte. 6) Endlich ſollte Jakobäa noch die ſehr einträglichen Zölle von Gorkum Schoonhoven Yerſekerort haben; ferner die Einkünfte der Grafſchaft Oſtervant, die wenigſtens 500 Schildthaler betragen mußten; ferner die Hälfte deſſen, was der Herzog von Geldern an Holland ſchuldete; endlich noch 12,500 Schildthaler aus der Landesbeede.

Außer den Juwelen und Kleinoden — denn ſie liebte ſehr ſolche feine Sachen — und der geſammten fahrenden Habe ihrer Mutter, wenn Dieſe ſterbe, vergaß Jakobäa auch nicht, ihr freies Jagdrecht für ihre eigenen Erblande feſtzuhalten. Es wurde ſogar auf das ganze Gebiet Philipps ausgedehnt. „Item, ſollen Wir Herzogin mögen reiten jagen und fliegen überall in den Landen Hennegau Holland Seeland und Friesland, und in all den andern Landen unſers vorbeſagten Bruders (Philipp) zu allen Zeiten, wie uns das belieben mag zu unſerm Vergnügen.“

Nachdem Jakobäa und Philipp noch verſprochen hatten, Keines ſolle den Anhängern des Andern die geſchenkten Güter entziehen, und daß Jakobäa ſelbſt mit Philipp umherziehen wolle, damit ihm in ihrer Gegenwart als nunmehr allein regierenden Fürſten gehuldigt werde, — ſchloſſen Beide in der beſten und ſicherſten Form eine Allianz zu Schutz und Trutz wider Jedermann, gleichwie Schweſter und Bruder.

Jakobäa ſollte, das war ebenfalls im Vertrage bedungen, ſich fortan ſchreiben „Jakobäa Herzogin in Bayern von Holland, Gräfin von Oſtervant“. Dieſer Titel bezeugte, daß ſie nach dem Landesherrn die fürſtlich Nächſte im Lande ſei. Denn „Graf von Oſtervant“ hieß von jeher der Erbprinz, und Jakobäa hatte ſich ja vorbedungen, daß ihre Lande ihr und ihren Kindern anheim fielen, falls Philipp ohne eheliche Kinder ſterbe. Dieſer Vorbehalt war nicht werthlos; denn Philipp hatte von ſeinen drei Frauen ebenſo wenig ein lebendes Kind, als Jakobäa von ihren drei Männern. Die Uebertragung der Grafſchaft und des Titels von Oſtervant hatte aber beſondere Bedeutung für Borſſelen. Denn das war — außer ihrem Sonderfürſtenthum — das Zweite, was Jakobäa ſich für ihre Länderabtretung ausbedungen hatte, daß Borſſelen ihr öffentlich angetraut und von aller Welt als ihr Gemahl anerkannt werde. Ritter Franz ſollte nicht bloß für ſich und ſeine und Jakobäas Kinder die Lande und Einkünfte bekommen, die ſie im Haager Vertrag zum Eigen erhielt, ſondern er ſollte wirklich an die Stelle eines Erbprinzen von Holland-Hennegau treten. Wenn Philipps Nachkommenſchaft erloſch, erhielten Borſſelen oder ſeine Kinder Jakobäas ſämmtliche Erblande. Indeſſen ſchien es allen Parteien geziemend, die öffentliche Vermählungsfeier noch eine Zeitlang aufzuſchieben. Im Middelburger Vertrage war die Heirathserlaubniß von Philipp mit den Worten gegeben: „Jakobäa könne heirathen, wen ſie wolle, nur dürfte es nicht einer ſeiner Feinde ſein.“ Am 9. Dezember 1433 ſtellte nun Philipp eine Urkunde aus: „Nach Uebereinkommen könne Jakobäa ſich mit einem Herrn aus den ihr benachbarten Ländern vermählen, da ſie das aber nicht thun wolle ohne ſein ausdrückliches Wiſſen und Wollen, ſo ernenne er ſeinen erſten Kämmerer Herrn von Croy, und ſeinen Generalſchatzmeiſter Guy Gilbant, um die Sache zu prüfen und ihren Rath auszuſprechen.“ Jakobäa wollte nämlich jetzt allerwege ſicher gehen, damit Philipp nicht ſpäter noch irgend einen Einwand aufgreife, ihr oder ihrem Gemahl zu ſchaden. Die

Digitized by Google

beiden Bevollmächtigten untersuchten Borsselens Stammbaum und Lehnspflicht, sowie die Artikel des Heirathsvertrags, und erklärten am 27. Jan. des folgenden Jahres: „Ritter Franz Borsselen und kein Anderer sei der Mann, welchen die Frau Herzogin heirathen könne, ohne daß Beide irgend Tadel oder Makel vom Herzog Philipp zu befürchten."

Nun fand auf St. Martinsdyck die feierliche Vermählung Statt, und sofort mit der Heirath trat Borsselen auf als Vogt seiner fürstlichen Gemahlin und als Erbprinz von Holland. Demgemäß führte er auch den alten Titel der Erbprinzen, und schrieb sich nicht bloß „Herr von Südbeveland und Voorne", sondern auch „Graf von Ostervant". Philipp gab ihm öffentlich den Ehrentitel „Unser Neffe", und beurkundete, daß er sein Lebenlang „Graf von Ostervant" bleiben solle. Jakobäas frühere Unterthanen aber verehrten ihr und dem Gemahl köstliche Weihgeschenke. Selbst das kabeljauische Haerlem schenkte ein halb Dutzend vergoldete Schaalen dem fürstlichen Paare.

Achtes Kapitel.

Jakobäas letzte Jahre.

Ihre Liebe zu Borsselen. Gegenseitige Leibzuchtsverschreibung. Borsselen fürstlicher Herr seiner Heimath. Sein Streit mit Elisabeth von Luxemburg. Jakobäas Lieblingssitze. Die Schützen zu Goes. Das Walddickicht bei Haerlem. Jagd und Fischerei. Ausschmückung der Gemächer. Prachtgeschmeide. Fürstlicher Hofhalt. Wohlthätigkeit. Alte Freunde. Jakobäa-Kännchen. Philipps Freigebigkeit. Sein Frieden mit Jakobäas Mutter. Jakobäas und Humfrieds Bücher. Jakobäas Jagdrecht in den Dünen und Wildnissen. Ihr Marstall. Philipp und der Kaiser. Sigmunds Kriegserklärung. Philipps Politik. Humfried und Winchester. Bedfords Tod. Frieden von Arras. Werbungen der Engländer gegen Philipp.

image
not
available

Schwert und Leben einsetzte. Im Jahre 1425 hatte sie ihm die vollständige Regierung in ihrer Herrschaft Voorne übergeben und zwar auf unbestimmte Zeit. Nun aber brach sie aus in heftigen Zorn. Sie beschuldigte ihn, er habe ihr nicht nur die Einkünfte, welche er für sie erhoben, sondern auch ihr Siegel und ihre Kleinode vorenthalten. Vorsselen dagegen verlangte die großen Summen zurück, die sie ihm schuldete. Oefter hatte er dieser Fürstin, deren leichtsinnige Lebensweise bekannt war, Gelder vorschießen müssen, die er jetzt zurückforderte. Er berief sich dabei auf ihren Vertrag, daß sie ihn nicht eher absetzen könne, als bis sie ihn zufrieden gestellt. Der Streit zwischen Beiden machte dem Herzog von Burgund viel zu schaffen, und dauerte noch mehrere Jahre lang.

Jakobäa wohnte am liebsten auf Vorsselens Stammschlosse zu St. Martinsdyck, wo er einst den Bankettsaal mit den vielen D zwischen grünenden Weiden ausgeschmückt, und sie ihre Hochzeit gefeiert hatten. Dort hatte sie auch ihr Grab bestellt. Zwei andere Lieblingssitze auf Seeland waren Briel auf Ostvoorne, wo die Nordsee weit und endlos heranfluthet, und Goes auf Südbeveland. Sie verehrte der Genossenschaft der Schützen in Goes einen Pokal von vergoldetem Silber, und verknüpfte damit so viel Jahreszins, daß die Schützen jeden Monat, wenn sie Waffenschau hielten, aus dem Becher zu trinken hatten.

In Holland verweilte sie gern im Haag, in Gouda, und besonders in Teilingen. Im Haager Parke heißt noch jetzt eine Gruppe uralter Buchen Vrouw Jakobas Priel, weil sie hier in Schattenfrische öfter soll getafelt haben. Gouda war berühmt durch seine Reiherjagd. Schloß Teilingen aber, welches bei dem Dorfe Sassenheim zwischen Leyden und Haerlem liegt, war damals umwogt von der prachtvollsten Waldung. Man erzählte später, die Bäume hätten so dicht und üppig gestanden, und so in einander verwachsen, daß wer eine Stange genommen, sich von Teilingen hätte bis nach Haerlem von Ast zu Ast schwingen können, ohne den Boden zu berühren. Das Dickicht war be-

völkert von Hirschen Füchsen und Reihern, hier und da hatte auch ein Einsiedler seine Klause darin. Diese Waldherrlichkeit erstreckte sich auch bis Noordwyck. Ein Dammweg, noch jetzt der Grafendamm genannt, ging von Teilingen an Noordwyck vorbei und durch die Dünen zur nahen Nordsee, wo ohne Zweifel Schiffe zu Lustfahrten im Hafen lagen. Auch in den Gewässern bei Teilingen gab es schöne Fischereien.

In diesen Schlössern waren der Fürstin Gemächer geschmückt mit Vorhängen und Sitzkissen, die von Sammet Gold und Seide. Auf den Teppichen, mit denen die Zimmerwände ausgeschlagen waren, glänzten Springbrunnen Orgeln und Schäfereien. Eine Menge Prachtgewänder durfte keiner Fürstin damals fehlen, auch Jakobäa hatte ihrer viele. Noch größer aber war ihr Reichthum an kunstvollen Gold- und Silbersachen, die von Perlen und Edelsteinen funkelten. Denn solche blitzende Kleinode voll Kunst und Pracht hatte sie gern, vorzüglich Diamanten Rubinen und große Perlen. Die Zahl ihrer Halsgeschmeide schien ungewöhnlich groß, darunter z. B. ein Halsbändchen mit zwölf Diamanten und zweiundfünfzig Perlen und einem großen viereckigen Diamant, ein anderes mit neunundvierzig kleinen und drei großen Perlen und einer Blume, die von einem Diamant und einundzwanzig Rubinen gebildet war. Bei Jakobäas Tode, als schon mehrere Kleinode nach ihrem Geheiß verschenkt waren, hatte der Rest noch einen Werth von 1382 Pfund, während 17 Pferde und 10 Stück Rindvieh ihres Nachlasses nur auf 59 Pfund geschätzt wurden.

Wie früher unterhielt Jakobäa einen großen fürstlichen Hofstaat von Kammerherren und Pagen, Sängern und Herolden, Saalwärtern und Falkonieren, Harnisch- und Bogenmachern, und all den andern zahlreichen Haus- Hof- und Jagdbedienten, welche im fünfzehnten Jahrhundert eine fürstliche Haushaltung zu einer Stadt- und Dorfgemeinde machten, in welcher neben den ritterlichen Berufsarten auch all die bürgerlichen und ländlichen Handwerker vertreten waren. Jakobäa gönnte an ihrem Hofe alten

Digitized by Google

Dienern und Reisigen gerne eine warme Stelle, wie sie denn überhaupt eine große Wohlthäterin der Armen und ihre Hand immer zum Geben offen war.

Mit herzlicher Treue hing sie an ihren ritterlichen Kriegsgefährten, und Diese vergalten ihr die Liebe. Arnold von Gent, Borre von Doirnic, der Geheimschreiber Johann Grenier, der Vikar Johann von Neck, — Diese und Andere traten niemals aus ihrem Dienste. Arnold von Gent bekleidete die Stelle des Meisterritters am Hofe, seine beiden Töchter und Jungfrau Spierinck von Aelborg, die Tochter des Ritters, der Jakobäa aus Gent gerettet, waren Hofdamen. Florenz von Kyfhoek, Bastard Ludwig von Holland, und die andern berühmten hoekischen Ritter, auch Wilhelm von Egmond waren öfter bei der Fürstin zu Gaste. An ihre Jagd- und Ritterfeste erinnern auch die kleinen Kännchen von hellgrauem Thon, welche man noch „Brouw Jakobas Kannetjes" nennt, und wiederholt in den Grachten alter Schlösser gefunden hat. Es bestand ein alter Brauch, aus diesen Kännchen, ohne Zweifel mit einem Spruche, einen Trunk zu thun und sie dann über den Kopf hinter sich zu werfen. Wahrscheinlich hat Jakobäa in der Fröhlichkeit ihres Herzens die alte Sitte wieder zu Ehren gebracht. Vetter Philipp ließ es seiner Base Hofhaltung an Gelde nicht fehlen. Wenn die Landeseinkünfte nicht reichen wollten, machte er freigebig Vorschüsse. Jakobäa lebte fortan mit ihm in gutem Einvernehmen, und auch ihre Mutter ließ sich endlich dazu herbei, urkundlich auf ihre Brabanter Erbrechte zu verzichten, wogegen ihr Philipp bedeutende und zwar durchaus sichere Jahresgelder verschreiben mußte.

Im Besitz Jakobäas fanden sich auch englische Bücher, die von alten Historien oder von Naturwissenschaft handelten. Keiner an ihrem Hofe konnte die Schrift lesen, es sei denn sie selbst. Diese Bücher waren so kostbar, daß man sie unter den Juwelen aufführte. Humfried hatte ebenfalls im Hennegau Bücher zurückgelassen, die er von Philipp zurückforderte. Dieser schickte seinen Schatzmeister und noch einen Vertrauten zur alten

Digitized by Google

image
not
available

Herzog von Burgund wieder zu entreißen. Kaiser Sigmund war, als Jakobäa zur Abtretung ihrer Länder gedrängt wurde, in Italien gewesen. Bei seiner Rückkehr im Oktober 1433 sah er mit Aerger und Bestürzung, wie breit und tief sich der Franzose in's deutsche Reich eingedrängt hatte. Denn Franzose war Philipp „von Blut, von Herzen, von Willen," wie Olivier de la Marche, einer seiner Hofleute, schrieb. Der Kaiser betrachtete Holland und Brabant als ihm anheimgefallen: Philipp aber ließ sich nicht einmal herbei, die Belehnung nachzusuchen. Er weigerte zum Hussitenkriege Zuzug, störte die Ruhe der Kirchenversammlung zu Basel durch seine Fehde mit dem Herzog von Oestreich, blieb mit dem Herzog von Geldern, auf welchem des Reiches Acht und Aberacht lastete, verbündet, und hielt den Herzog Renatus von Lothringen, welchen der Kaiser begünstigte, im Gefängniß. Was aber Sigmund vollends empörte, war der burgundische Uebermuth, welcher zu Basel den Vortritt vor den Kurfürsten forderte, des Reiches Satzungen verspottete, und dem Kaiser, der für den Frieden zwischen Pabst und Konzil sein höchstes Bemühen einsetzte, in Rom wie in Basel im Stillen unaufhörlich entgegen arbeitete. Wiederholt war Philipp vorgeladen, sich vor dem Kaiser zu stellen „auf dem Weg der Gnade oder des Rechts": die Unterhandlungen fruchteten nichts. Sobald nun die Hussitenkriege ihm wieder freiere Hand ließen, schloß der Kaiser im Juni 1434 mit dem Dauphin, indem er ihn als König anerkannte, ein Schutz- und Trutzbündniß wider den Herzog von Burgund, und erließ gegen Diesen eine geharnischte Kriegserklärung als gegen einen unverschämten Rebellen, „der sogar ansehnliche Fürstenthümer und Herrschaften in den niedern deutschen Landen, welche dem heiligen Reich nach Recht und Herkommen angefallen seien, und auch solche, die ihm dem Kaiser nach Erbrecht gehörten, ohne Rechtsgang weggenommen, für sich usurpirt, und trotz des kaiserlichen Widerspruchs verwegen im Besitze halte."

Philipp antwortete mit französischer Frechheit: „Er habe diese

image
not
available

reden an, es wäre Zeit, mit Frankreich Frieden zu machen. Humfried aber donnerte nur von Krieg und Rüstungen, schrie über die Tücken und Ränke des ehrlosen Burgunders, und gab selbst von seines Bruders schlechter Politik, der sich von ihm verführen lasse, allerlei zu vernehmen. Das Volk horchte freudig auf die Reden seines „guten Herzogs" und sagte: er sei der rechte Mann für England. Wiederum mußte Bedford über den Kanal zurück, mitten im Parlament trafen die Brüder heftig auf einander. Bedford ruhete nicht, bis er die Regierung wieder in den Geheimrath verlegt hatte, und Kardinal Wincheſter Vollmacht erhielt, in Arras sich auf Friedensverhandlungen einzulassen. Dies war im Sommer 1435. Die Engländer hätten sich damals noch die ganze Normandie retten können. Allein Humfried und seine Partei erhoben Forderungen, deren Annahme den Franzosen unmöglich schien. Bedford, aufgerieben von Aerger und Mühsalen, starb, das kommende Unheil vor Augen, am 14. September. Sieben Tage später hatte Philipp seinerseits den Frieden unterzeichnet. Denn gegen Humfried hielt er sich jeder Rücksicht entledigt, die Gefahr von Deutschland her drohete, und in den Niederlanden hatte er ja gefunden, was er in Frankreich suchte. Dieses bezahlte ihm außerdem den Frieden mit ansehnlichen Grafschaften und Gränzgebieten.

Die Engländer waren wüthend über „den falschen eidvergessenen Burgunder", der auf solche Weise die zu Troyes und Amiens gewechselten Schwüre halte. Der tiefe Haß zwischen den lang Verbündeten, welchen Jakobäas Kriege eben so lange genährt und angefeuert hatten, ließ sich jetzt nimmer dämpfen. Bereits begannen englische Obersten die Burgunder im Felde anzufallen, was l'Isle Adam mit Gleichem erwiederte. Als Philipps Gesandte in London erschienen, um darzulegen, was ihn zum Frieden genöthigt habe, stürmte der Pöbel die Häuser von Flamändern Hennegauern und andern Unterthanen Philipps, die sich in London angesiedelt hatten. Die Regierung aber würdigte die burgundischen Botschafter nicht einmal einer Antwort. Eng-

image
not
available

würdig angenommen. Er danke ihr von ganzem Herzen dafür, und hoffe, sie werde ihm nun wieder schreiben, wenn sie dazu Muße und Gelegenheit finde." „Vieltheure und vielgeliebte Base und Pathin, seid gewiß, daß zu Allem, was Euch Ehre und Vortheil brächte, wolltet Ihr uns davon benachrichtigen, wir jederzeit geneigt sind als für unsere gute Verwandte und Pathin. Wollt Ihr uns davon Nachricht geben und auch von Eurem guten Befinden, so wird es uns das größte Vergnügen machen."

So schrieb man ihr jetzt aus London, wohin sie einst verzweiflungsvoll so viel Hülfe flehende Briefe gesandt. Diese stolzen Engländer, Humfried an der Spitze, gaben, keiner Antwort gewürdigt, sich den Anschein, als wären sie entzückt von Jakobäas Freundlichkeit, damit sie nur wieder anknüpfen durften.

Noch eine andere Genugthuung sollte Jakobäa werden, welche ihren lebhaftesten Empfindungen wohlthat, ihrem Stolz und Rechtsgefühl. Philipp ließ öffentlich erklären: all sein Recht in ihren Landen komme nur von ihr, und deshalb sei hier jede seiner Regierungshandlungen ungültig gewesen, so lange sie nicht selbst fürstliche Rechte auf ihn übertragen habe. Der Rath von Holland besiegelte am 12. Mai eine Erklärung des Inhalts: „alle Urkunden, welche Herzog Philipp von Burgund als Ruhwart und Erbherr von Holland vor der Delfter Sühne ausgestellt, sollten nichtig und ganz werthlos sein, es sei denn, daß entweder Jakobäa selbst oder daß nach dem Delfter Vertrag von 1428 Philipp sie von Neuem ausgestellt habe." Zur selben Zeit übertrug er auch auf Jakobäas Gemahl das ihr selbst bereits eingeräumte Forst- und Jagdrecht im Haerlemer Holz und in den Dünen und Wildnissen von Nordholland.

Der Herzog von Burgund hatte alle Ursache, Jakobäa und ihre Getreuen zu begütigen. Denn von den großen Rüstungen der Engländer, von dem Hasse Humfrieds, von des Kaisers Zorn, aber auch von dem Murren des Volks in Flandern Brabant und Holland hatte er Schlimmes zu befürchten, während all seine

Digitized by Google

Länder und Kassen erschöpft waren. Um ihn recht empfindlich zu ärgern, erklärte Heinrich VI., von dessen französischer Krone Flandern zu Lehen ging: Philipp habe durch seine Felonie dieses Fürstenthum verwirkt, und es werde an seiner Statt Humfried zum Grafen von Flandern erhoben. Philipp beschloß, den Engländern, von denen sein Feldherr Croy schon eine harte Niederlage erlitten, rasch auf den Leib zu rücken, unterhandelte mit den Flamändern, damit sie ihre gesammte Heeresstärke aufböten, und reisete nach Holland, um dort eine Kriegsflotte unter Segel zu bringen. Um Mitte Juni marschirte er mit einem Heer von mehr als dreißigtausend Mann auf Calays, um das englische Banner von seinen Zinnen zu reißen, und Humfried zu empfangen, ehe er einen Fuß an's Land setze. Die Flamänder, welche die Hauptmasse bildeten, führten das prachtvollste Geschütz und Tausende von Gepäckwagen. Auf jedem Wagen stand ein Hahn, die Stunden der Nacht und des Morgens abzukrähen. Engländer, die man unterwegs fing, wurden Dutzendweise an die Bäume gehängt, und man hatte große Noth, ihre Landsleute möchten sich aus Calays über den Kanal heimflüchten, ehe die Stadt noch angegriffen werde. Das war ein großer Irrthum. Die Belagerten schlugen tapfer jeden Angriff zurück, erstürmten die feindlichen Werke und Blockhäuser, und ließen ihr Vieh vor der Burgunder Augen auf die Weide gehen. Da schlug bei den Flamändern die Stimmung um. Sie wie alle Niederländer deutscher Herkunft ärgerte der französische Hochmuth der Burgunder. Sie schimpften auf die Herren, die alle Ehre allein wollten, und sich in ihren Zelten ergötzten, während sie Andern die Arbeit ließen.

Alsbald wurde aus der Festung gemeldet, der Herold Humfrieds wünsche zum Herzog zu reden. Humfried hatte diesem Herold den Namen „Pembrock" gegeben: „Jaqueline von Pembrock" so war der Brief unterzeichnet, welchen die gefangene Fürstin aus Mons voll Jammer und Zärtlichkeit an Humfried geschrieben, und welchen man im burgundischen Lager laut vor-

Digitized by Google

geleſen hatte. Philipp nahm den Herold an, und der Pembrock hielt ſeine Rede. „Sein hoher Herr, Herzog Humfried, der Protektor von England, wolle den Herzog von Burgund hier vor Calays mit ſeiner ganzen Macht und mit Gottes Hülfe bekämpfen, und finde er ihn nicht hier, wolle er ihn in ſeinem eigenen Lande aufſuchen, bis er ihn treffe, und das in Eile. Den Tag aber könne er nicht beſtimmen, weil Wind und Welle unbeſtändig.“ Die Antwort lautete: „Sagt Eurem Herrn, ſeine Ausforderung ſei, wie Ehre und Brauch es verlangen. Er ſoll ſich aber keine Mühe geben, mich in meinem Lande aufzuſuchen: hier, will's Gott, ſoll er mich finden, bis die Stadt Calays mir zu Willen iſt, und ich werde bereit ſtehen, ihn und all ſeine Macht zu bekämpfen!“ Darauf ſchenkte Philipp dem Herold eine Schale mit hundert Goldſtücken, und entließ ihn mit größten Ehren. Nun begab er ſich zu den Flamändern, und bat auf das Inſtändigſte: „Sie möchten doch bei ihm bleiben und für ihn ſtreiten, daß er ſeine Ehre bewahre. Ließen ſie ihn jetzt im Stiche, ſo komme Schmach und Schande über ihn, ſchlimmer als ſie jemals einen Fürſten getroffen.“ Und als er endlich ihre Zuſage hatte, ging er, am Strande ſich ein Schlachtfeld auszuſuchen, wo er die Engländer auf's Haupt treffen wollte, wenn ſie die Landung verſuchten.

Hier hatte er ſchon oft von den Dünen mit ſchweren Sorgen in die Meeresferne hinausgeſchauet. Denn es war nun über Mitte Juli geworden, und die holländiſche Flotte noch immer nicht da. Endlich ſah man ihre Geſchwader heranſegeln. Vollſtändig aber kam die Flotte keineswegs, und ihre Beſatzung zeigte auch keine große Kriegsluſt. Die Holländer wurden beordert, den Hafen zu verſperren, belaſteten Fahrzeuge mit Steinen, und fingen an, ſie in den Hafen zu bringen. Da fegten aber die engliſchen Kanonen von den Wällen dazwiſchen, und es war ein ſchweres Stück Arbeit. Mit Mühe und Noth gelang es, ein paar Steinſchiffe in der rechten Linie zu verſenken. Als aber Ebbe kam, lagen ſie trocken auf dem Sande, und Männer und

Frauen kamen aus der Stadt, die Fahrzeuge zu zertrümmern, das gute Holz herein zu holen, und den Reſt zu verbrennen. Als das die Holländer ſahen, hielten ſie alle Arbeit für vergeblich, und erklärten: man könne der Stürme wegen die offene Rhede nicht halten. Ihre Schiffe ſuchten nach und nach das Weite, und als es hieß, die engliſche Flotte ſei im Anſegeln, war kein Holländer mehr zu ſehen. Die flandriſchen Fußvölker aber ſchrien jetzt, ſie ſeien verrathen und verkauft, und geriethen in eine Wuth, daß ſie nach des Herzogs Zelten ſtürmten und Croy Brimeu und andere burgundiſche Generale todtſchlagen wollten. Dieſe mußten ſich flüchten, und nur mit ſchwerer Mühe gelang es Philipp, die Wüthenden noch einmal zu beſänftigen.

Als aber Abends gewiſſe Nachricht kam, die engliſche Flotte ziehe mit großem Heer heran, da brach unaufhaltſam der helle Aufruhr aus. Alle Flamänder ſchrien: „Gehen wir, gehen wir! Alle ſind wir verrathen!“ Und gleich warfen ſie Feuer auf ihre Zelte und Blockhäuſer, ließen Geſchütze und Wagen und Gepäck ſtehen, wo ſie ſtanden, und zogen davon. Was wollte der Herzog machen? Er allein mit ſeinen burgundiſchen Herren und Rittern konnte das Feld nicht halten. Sie mußten dem Heere folgen. Als andern Morgens Humfried mit zehntauſend Mann landete, eilte er ſogleich auf die Lagerplätze, welche der Feind ſo ſchmählich verlaſſen hatte, und konnte ſich da die ſchönſten Wagen und Kanonen aufleſen, welche zwiſchen zahlloſen Wein- und Bierfäſſern umher ſtanden. Philipp aber war außer ſich vor Schrecken und Beſtürzung. Er ſchrieb an ſeine Vertrauten: „Er habe eine Bitterkeit im Herzen, daß er mehr nicht ertrage. Sie ſollten rüſten Tag und Nacht und das Aeußerſte leiſten; gerade jetzt müſſe er die beſte Armee haben, die er jemals aufgeſtellt, koſte es was es wolle; denn jetzt würden die Engländer in ſeine Gebiete einfallen.“

Humfried ließ nicht auf ſich warten. Nicht zufrieden mit dem großen Schimpf, welchen er dem Todfeinde angethan, ſammelte er ſeine Gewalthaufen und brach mit ſchrecklicher Verheer-

Digitized by Google

ung herein über Flandern und Artois. Die lange verhaltene Wuth der Engländer sättigte sich jetzt an Philipps armen Unterthanen. Poperingen, Bailleul, und andere Städte und Dörfer gingen in Feuer auf. Das Volk war entsetzt, und der Aufruhr erhob sein Haupt in Philipps Städten. Nach allen Seiten rückten die englischen Waffen siegreich vor. Philipp ließ sich im Felde nicht blicken. Es war eine Zeit für ihn voll Furcht Schmach und tiefen Unglücks, und Humfried hatte endlich seine Rache. Als die Engländer sechs Wochen lang wie der böse Feind gewüthet, zogen sie aus Flandern wieder heim nach Calays, nahmen aber noch ein paar tausend Kinder mit, um daran von ihren Eltern Lösegeld zu verdienen.

Zur selben Zeit streifte die englische Flotte an der niederländischen Küste und landete und plünderte, wo sie nur wollte. Als die Engländer um Mitte August, zweihundert Schiffe stark, an der Zwin-Mündung lagen, mußte Franz von Borsselen eiligst nach Middelburg, um Seeland zu beschützen. Feuerzeichen loderten längs der ganzen Küste von Vlissingen bis zum Texel. Kam der Feind in Sicht, machte man ein Feuer; fuhr er irgend wo ein, zwei Feuer; wollte er landen, drei Feuer. Doppelte Heerfahrt war überall geboten. Bei dem ersten Feuer mußten sich Alle bereit machen, bei dem zweiten lärmten Glocken und Becken und zog Alles zu seinen Sammelplätzen. Achttausend Holländer sollten stets bereit stehen, Borsselen zur Hülfe zu eilen. Doch Humfried kam nicht, er schonte Jakobäas Gebiete.

Hätte sich dies Alles ein paar Jahre früher ereignet, so war Jakobäa gerettet, die burgundische Macht gebrochen. Jetzt aber mochte die einst Verlassene nur mit stillem Lächeln auf Humfrieds lodernde Rache blicken. Sie lag auf dem Sterbelager. Seit den ersten Julitagen wichen die Aerzte ihr nicht mehr von der Seite. Humfried hatte ihr nur ein fürchterliches Todtenopfer angezündet.

Neuntes Kapitel.

Ende Jakobäas Humfrieds und Philipps.

Schwindsucht Jakobäas. Aerzte. Testamentoren. Legate für die Getreuen und an Kirchen Klöster und Arme. Armengeschenke bei der Leichenfeier. Gewissensbußen. Unterstützung des Ritters von Sevenbergen. Jakobäas Tod. Erbverzicht von Gemahl und Mutter. Nichterfüllter Grabwunsch. Bestattung im Haag. Jakobäas Bildniß. Parteihaß. Borsselens letzte Jahre. Humfrieds Ausschweifungen. Sein literarisches Verdienst. Eleonorens schwarze Kunst. Der Hexe von Eye Liebestränke. Zaubermittel wider des jungen Königs Leben. Bolingbrookes Schandbühne. Eleonorens Prozeß und Buße. Humfrieds Erniedrigung. Seine und der Königin Partei. Verhaftung und räthselhafter Tod Humfrieds. Gericht über seine Leute. Philipps dauerndes Glück. Krieg mit der Hanse. Ludwig von Hessen. Die Festtage von Besançon. Erwerb Luxemburgs und Utrechts. Philipps Regierungspolitik. Parteiberuhigung. Uebergang zum modernen Staat.

Jakobäa war von der Schwindsucht befallen. Der Feuergeist hatte seine zarte Hülle verzehrt. Als Ruhe und ewig Entsagen eintrat, erblichen rasch ihre letzten Kräfte. Wohl mochten verzehrend mitwirken bitteres Nachdenken über all das Wilde und Verfehlte ihres Lebens, und innere Vorwürfe über den früheren Frevel an der Ehe und über unnütze Grausamkeiten im Kriege. Eine Fürstin vergißt niemals, auf welcher Höhe sie geboren, und behält ein schmerzlich feines Gehör für jedes leise Gelächter über ihre Thorheiten und ihr Unglück.

Schon im Sommer des Jahres 1436, als Jakobäa fünf und dreißig Jahre alt wurde, war sie zu Teilingen so schwer erkrankt, daß sie das Schloß nicht mehr verlassen konnte. Außer ihrem Leibarzte Meister Martin wurden zwei andere Aerzte berufen, Meister Johann von Leyden und Meister Giesebrecht von Amsterdam, welche, so lange die Fürstin noch lebte, in Teilingen wohnten. Zuletzt kam noch ein berühmter Arzt, der Dortrechter Johann von Apeltaren: allein auch seine Kunst konnte das rasche Ab-

Digitized by Google

rinnen der Lebenskräfte nur noch verzögern, nicht mehr aufhalten. Zu Anfang des Oktobers, als es mit ihr zu Ende ging, kamen außer Mutter und Gemahl, auch ihre Freunde, Florenz von Kyfhoek und Florenz von Abele, und dazu Wilhelm von Egmond, welche Drei zugleich Mitglieder von Philipps Regierung in Holland waren.

Es scheint, Jakobäa hing, wie Schwindsüchtige gewöhnlich, noch mit Leidenschaft am Leben. Erst als ihre Stunden gezählt waren, erklärte sie sich bereit, ihr Testament zu machen. Wie es damals Brauch war, ernannte sie „Testamentoren", welche ihren letzten Willen anhörten und sich verpflichteten, ihn nach Kräften auszuführen. Diese waren die Mutter, der Gemahl, die drei vorgenannten Edelleute, der Vikar Johann von Neck, und der Großprior Meister Gillis von Wissenkerke. Jakobäas langjähriger Geheimschreiber Grenier schrieb nieder, was sie sagte. Weil aber ihre Mutter und ihr Gemahl nicht den ganzen Tag dabei sein konnten, so ernannte Jene den Schatzmeister Johann v. d. Mye, Dieser den Ortspfarrer Reychroeck zu Stellvertretern.

Jakobäa hatte Alles wohl bedacht. Ihre getreuen Ritter, ihre Hofdamen, ihr natürlicher Bruder Ludwig, eine Frau Christine in Utrecht, welche ihre natürliche Schwester sein sollte, erhielten Kleinode und Geldlegate. Borre von Doirnic z. B. bekam einen Hengst, der in St. Martinsdyck aufgefüttert war. Für Claes von Duwelant, welchen sie ebenso, wie einen Sohn Adrians, der für sie vor Dortrecht gefallen, in Köln studiren ließ, wurde die Summe „zum Doktorschmaus und stattlichem Feste" ausgesetzt. Dietrich v. d. Merwede, Ludwig v. Montfort, Brederode, Vyanen, v. d. Zyl, Arnold von Gent, Poelgeest, Naeldwyck, Assendelft, Kyfhoek, Helmich von Doirnic, welche Jahrgelder von der Fürstin bezogen, erhielten noch zu guter Letzt eine Hauptsumme. Dann bedachte Jakobäa all ihre Diener und Dienerinnen, die ihr jemals im Leben treu gewesen waren. Sie besann sich darauf, wer ihr besonders lange gedient habe, wer arm und kränklich geworden, wer für sie Wunden oder Ge-

Digitized by Google

image
not
available

selens Eintritt gerade in dieser Stadt in die Bruderschaft der Brüder und Schwestern Unserer lieben Frau. — Bastard Eberhard, welcher den Herrn v. d. Berge in Mons erschlagen hatte, erhielt die Sühnegelder, die er noch an dessen Verwandte zahlen mußte: jedoch hatte sich Borsselen hierfür mit als Schuldner erklärt. — Für Gillis, den Koch Johanns von Bayern, der in England erschlagen, wurden außer für vierhundert Seelenmessen auch die Sühnegelder angewiesen. — Gerhard von Stryen, der Ritter von Sevenbergen, litt, wie aller Welt bekannt war, Noth an Kost und Kleidern. Für den Fall, daß die Fürstin „einige Schuld an seinem Kummer trüge, wurde ihm, damit es ihr eher verziehen werde, und zur Ehre Gottes und aller Ritterschaft" eine ansehnliche Summe Geldes vermacht. In dieser vorsichtigen Weise wurde die Unterstützung des erbitterten Feindes Philipps bewerkstelligt. — Endlich erscheinen noch Summen ausgesetzt für Betfahrten, die eine nach Köln zu den h. drei Königen, die andere nach Wissenack zum h. Blute, die dritte nach St. Jost, die vierte nach Compostella zum h. Jakob. Solche Pilgerfahrten wurden zur Buße gemacht, wenn man etwas auf dem Gewissen hatte: wofür Jakobäa sie anordnete, ist im Testamente nicht angegeben. Schon bei Lebzeiten hatte sie im Stillen gebüßt, und, wie es damals Brauch war, arme Leute gezahlt, welche längere Zeit mit ihr bei Wasser und Brod fasteten und beteten.

Nachdem die Fürstin ihren letzten Willen erklärt hatte, starb sie schon am andern Tage, Sonntag den 9. Oktober 1436. Zwei Mönche und drei Beghinen verrichteten am Sterbebette die Gebete.

Mit ihrem Testamente war ein Bote gleich zum Herzog abgeritten. Er traf ihn im Damme, wo Philipp Jakobäas letzten Willen am 11. bestätigte. Am 12. entschlug sich Franz von Borsselen vor neun ritterlichen Zeugen des Nachlasses, also auch der Schulden Jakobäas. Ihre Mutter brauchte dieselbe Vorsicht. Das gesammte Vermögen, obgleich an Gelde fast 4600 Pfund vorhanden, war in Vermächtnissen oder Schulden aufgegangen.

Digitized by Google

image
not
available

und Fürstinnen von Holland in der Hofkapelle aufgestellt wurde. Achtundzwanzig Jahre später ließ Dietrich von Duivenvoorde sich hinreißen, im holländischen Ministerrath schändliche Worte über Jakobäas Bildniß auszustoßen. Auf der Stelle mußte er Abbitte leisten, und wurde noch zu einem Strafgeld von 31 Dukaten verurtheilt. Dasselbe Bild wurde zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in seinen Farben aufgefrischt, und zu Anfang des siebzehnten benannte man noch einen Saal im Haager Schloß nach Jakobäas Stuhl, der darin stand. Auch in unserer Zeit gibt es noch eine Menge von Sachen und Oertlichkeiten, an welche sich lebhafte Sagen von „Frau Jakoba von Bayern" knüpfen.

Ihr Gemahl Borsselen überlebte sie noch um mehr als ein Menschenalter. Als Graf von Ostervant und als Herr der reichen Lande, die Jakobäa ihm übereignet hatte, lebte er, umgeben vom fürstlichen Hofstaat, meist in Briel. Jedoch war er auch Kastellan von Teilingen, wo Jakobäa gestorben. Ungetrübt blieb das hohe und schöne Ansehen, dessen Borsselen sich bei seinem Fürsten wie bei aller Welt erfreute. Bei Philipp hieß er lieber Vetter (Neffe), und Karl der Kühne nannte ihn auch wohl seinen Vater. Keine ernste Frage gab es, in welcher man seine kluge Erfahrung nicht zu Rathe zog, und wiederholt griff er in die Landessachen ein mit dem bedeutenden Gewichte seiner Persönlichkeit. Borsselen starb im hohen Alter, gesättigt von Glück und Ruhm und allen Ehren.

Wie aber erging es Prinz Humfried und seiner Eleonore? Ihrer wartete ein düsteres Schicksal. Humfried hatte schon frühe durch wilde Lebensart seine besten Kräfte erschöpft. Wie es Humanisten häufig ging, war der junge Wein, der ihm aus Geistesfrische und Naturfreude der Alten entgegenschäumte, auch ihm gefährlich geworden. Bald nach Jakobäas Tode verlangte er von seinem Leibarzt, ihn gründlich zu untersuchen. Der Befund lautete: Organe und Nerven seien durch gar zu vieles Denken und Turniren, besonders aber durch andere Ausschweifungen zerrüttet. Als nun Humfried von seinem Heereszug der Rache

Digitized by Google

image
not
available

Nun war keine Meinung verbreiteter, als man könne durch Zaubermittel bewirken, daß ein fremdes Leben hinschwinde. Des jungen Königs Leben versprach ohnehin keine Blüthe: Eleonore dachte, sein Hinsiechen nur ein bischen rascher zu machen. Dann war sie Königin von England, und Humfried hoch über allen Neidern und Feinden. Zwei gelehrte Geistliche, die in den geheimen Wissenschaften sich bemüheten, fanden es räthlich, am schnelleren Aufsteigen von Glocesters Stern mitzuarbeiten. Der Eine war Robert Bolingbrooke, ein berühmter Sterndeuter, und sein Gehülfe ein Kanonikus der St. Stephanskapelle im Westmünster, Thomas Southwall. Diese Beiden steckten sich mit Eleonore und der Hexe von Eye zusammen, und bereiteten mit seltsamen Zauberbrauch ein Wachsbild, an welches sie des Königs Jugend fesselten. Dann ließen sie die Wachspuppe Tage lang bei Kohlenglut langsam schmelzen, damit in derselben Zeit Heinrich VI. Leben versieche.

Allein die Sache wurde ruchbar, und beide Geistliche kamen in Haft. Bolingbrooke war mit seinem Zaubergeräth ergriffen, und mußte mit all dem Zeug sich öffentlich auf St. Pauls Kirchhof ausstellen lassen. Da wurde vor dem Kreuze eine hohe Bühne errichtet, und oben des Sterndeuters buntbemalter Stuhl hingestellt. An den vier Ecken standen kerzengerade vier blanke Schwerter, und an jedem Schwert hing ein kupfernes Bildniß, und ringsum sah man noch viel anderes wunderliches Geschirr. Dazwischen aber hoch auf dem Sessel saß der Schwarzkünstler, im Zaubermantel, und in der linken Hand hielt er ein Schwert, in der rechten ein Szepter. So ausgestattet pflegte er nämlich, sitzend auf dem Stuhl, die Geister zu beschwören. Vor der Bühne aber standen der Kardinal Wincheſter, der Erzbischof von Canterbury, die Bischöfe von London Salisbury und andere Prälaten. Der Bischof von Rocheſter hielt die Standrede, und als er geendet, mußte Bolingbrooke all die Sätze abschwören, die sich auf schwarze Kunst und Ketzerei bezogen.

Dies geschah am 25. Juli 1440 eines Sonntags. In

image
not
available

Mitschuldigen. Die alte Hexe wurde verbrannt, Bolingbrooke gehängt und geviertheilt, Southwall starb im Kerker vor der Hinrichtung, wie er es vorher gesagt hatte.

Am Montag den 13. November war ganz London auf den Beinen, alle Straßen und Fenster von der Templebrücke bis zu St. Pauls Dom waren von Menschen besetzt. Lady Eleonore wartete im Westmünster. Als dort das Büßeramt vorbei war, fuhr sie auf der Themse bis an die Templebrücke, wo der Lordmayor, die Sherifs und Büttel der Stadt sie empfingen, und sodann vor ihr hergingen durch die Straßen. Ihnen folgte die schöne Dame in wallenden Bußgewändern, sie schritt einher mit bloßen Füßen, und hatte blos ein Tüchlein auf dem Haupte. In der Hand aber trug sie eine brennende Wachskerze von zwei Pfund Gewicht. So wurde sie bis in St. Paul geführt. Im Dome zog sie von einem Altar zum andern, bis sie an den Hochaltar kam, auf welchem sie ihre Kerze opferte. Am Mittwoch landete Eleonore am Ausgang der Themsestraße, und wiederum mußte sie langen Büßerweg beschreiten bis zu einer andern Kirche. Und noch einmal am Freitag zog sie von einem andern Punkt am Flusse durch die langen Straßen zu einer Kirche, um die dritte zweipfündige Wachskerze zu opfern. Nun war das stolze Weib genug entsühnt und erniedrigt, und wurde dem Herrn von Stanley überantwortet, daß er sie Zeit ihres Lebens gefangen halte auf dem Schlosse zu Chester, und für ihren Unterhalt sollte er jährlich 100 Mark bekommen. Zu Chester, später zu Kenilworth, zuletzt auf der Insel Man hat sie ihr Leben im Gefängniß beschlossen. Welch ein Weib sie war, oder was man von ihr glaubte, deutet die Stelle bei einem damaligen Chronisten an, welcher sagt: „Von dieser Dame Eleonore könnte man noch andere Dinge schreiben, welche aber aus Scheu vor Natur und Weiblichkeit nicht enthüllt werden sollen.“ Es scheint, diese schöne Teufelin hatte das Aeußerste versucht, wohin sich eines Menschen Glieder und Gelüste verirren können.

Wie mochte der alte Oheim, welchem Humfried seit zwanzig

Digitized by Google

image
not
available

Küsten gesetzt! Das Unheil heftete sich an ihre Sohlen, wo sie ging und stand. Achtzehn Jahre später flüchtete sie in einem Fischerboote auf die See: aber es waren achtzehn Jahre, die England mit Blut überschwemmten. Kaum war sie Königin, so griff sie mit beiden Händen nach dem Szepter. Ihr Gemahl stand ihr nicht im Wege, denn er blieb ein armer Schwächling: wohl aber hinderte sie Oheim Gloceſter, auf welchen der König aus alter Gewohnheit in wichtigeren Sachen zu hören pflegte. Alsbald gab es Händel mit ihm, und zwei Parteien traten sich schroff gegenüber in wachsender Erbitterung. Zur Partei der Königin hielten der Kardinal, der Erzbischof von York, und die Grafen von Stafford und Warwick. Die beiden Letzteren waren dieser Heirath wegen zu Herzögen von Buckingham und Warwick erhoben, gleichwie Suffolk zum Marquis. Suffolk, ein eben so verwegener als herrischer Charakter, war die Seele der Partei und der vertrauteste Rath der Königin. Mit Gloceſter verbanden sich näher der kriegerische Herzog Richard von York, königlicher Prinz und Statthalter in Frankreich, und Viele vom niederen Adel und Bürgerstande; denn das englische Volk haßte die Französin und ihren Suffolk, den man einen Verräther hieß.

Die Partei der Königin griff an. Richard von York mußte seinen Platz dem Herzog von Somerset räumen, dem Neffen des Kardinals. Gloceſter wurde aus der Regierung verdrängt, und eine Reihe Klagartikel gegen ihn vor den Staatsrath gebracht. Man legte ihm unter Anderm zur Last: wider Landesrecht habe er an die Stelle erlassener Todesurtheile eine andere Strafe gesetzt. Da man ihm aber nichts anhaben konnte, so wurde ein anderer Weg eingeschlagen. Am 16. Februar 1447 wurde das Parlament nach der Abtei Bury St. Edmunds berufen, wo kein Aufstand des Londoner Volkes zu befürchten war. Die Königin, Suffolk, und der ganze Hof begaben sich dorthin. Geflissentlich wurde verbreitet, man müsse den König schützen, er sei nicht sicher vor den wilden Anschlägen von Glocesters Partei. Bewaffnete standen vor den Thüren und Treppen der Abtei, auf

Digitized by Google

image
not
available

zweiten Drama von Heinrich VI. den Hergang dar, dem alten Kardinal führt die Todesangst des Sterbebettes den gräßlich Gemordeten vor Augen. Andere aber, und es gab nahe Freunde Humfrieds darunter, meinten: er sei aus Kummer gestorben, daß man ihn so gräulich behandele, und ihm jedes Mittel abschneide, sich zu rechtfertigen. Seine Leiche wurde feierlich in der Abtei St. Albans bestattet.

Die Verhafteten wurden nach Deptford gebracht, wo ein Gerichtshof niedergesetzt war, dessen Vorsitz Suffolk führte. Man gab ihnen Schuld: sie wären ausgegangen und hätten versucht, Lady Eleonore zu befreien, und sie hätten eine bedeutende Anzahl Leute zusammengebracht, und seien mit ihnen am 11. Februar in Greenwich gewesen, in der Absicht, nach Bury St. Edmunds zu ziehen, den König zu stürzen, und Humfried auf den Thron zu erheben. Fünf von ihnen, — der Ritter Roger Chamberlain, die Edelleute Middleton Herbert und Tursey, und Richard Nedam ein Gentleman, — wurden verurtheilt, zu Tyburn zu sterben. Man hing sie an den Galgen, ließ sie rasch zur Erde, riß ihnen die Kleider ab, und die Henker zogen mit ihren Messern auf den nackten Körpern die blutigen Streifen, wo sie sollten geviertheilt werden. Da rief Suffolk „Haltet ein!", zog einen Gnadenbrief des Königs aus der Tasche und las: „der König schenke ihnen das Leben, weil die Rache Gott gehöre, und weil es Freitag sei und nächstens Mariä Himmelfahrt". Da sie in des Henkers Händen gewesen, so gehörten Diesem ihre Kleider. Suffolk aber und seine Freunde theilten sich in Humfrieds reiche Güter, Suffolk selbst nahm die Grafschaft Pembrock. Eine Parlamentsakte hatte Humfrieds Wittwe für unfähig erklärt, an seiner Erbschaft Theil zu nehmen. Der Kardinal starb wenige Wochen darauf. Suffolk mußte ein paar Jahre später vor dem Hasse des Volks aus England flüchten, wurde auf der See von Matrosen gefaßt, und von ihnen auf gräuliche Weise hingerichtet. Noch fünf Jahre nach Humfrieds Tode schrieen die aufständischen Haufen, die unter Cades Führung sich sammelten, um Rache

image
not
available

in Sprache und Sitte, in Verfassung und Parteien, regieren von seinem Hofe aus, um sie alle gleichmäßig zum Unterbau der glanzvollen Größe seines Hauses zu machen. Gleichwie burgundische Hofsitte damals auf alle Residenzen überging, so studirten die Fürsten und ihre Räthe Philipps Regierungspolitik, die Einrichtung seiner Heere, die Gliederung seiner Ministerien, die Ordnung und Ergiebigkeit seiner Finanzen. Und doch war der „große Herzog" kein Genie, bloß Verstand und ruhige Kraft und Ausdauer, wohl aber ein feiner Meister in der Kunst, die Menschen zu behandeln und die Umstände zu benützen.

Vielleicht das Schwierigste, was er vollbrachte, war die Verschmelzung der Parteien. Noch wiederholt erhoben sie in Holland grimmigen Aufruhr wider einander. Ihre adligen Häupter aber sahen sich nach und nach unter Philipps Hofadel eingereiht. Die Städte wurden allmählig mit Steuern und Besatzungen, mit Gesetzen und Bedingungen so verstrickt und belastet, daß ihnen die Lust zu Aufständen verging. Allem Volke aber verbürgte des Fürsten Regierung Recht und Frieden und Aufschwung von Handel und Gewerbe. Jede Partei glaubte zuletzt ihre Grundsätze bei ihm im Steigen und Siegen. Denn er verschaffte Achtung ihren berechtigten Forderungen, und etwas Recht hat jede Partei, sonst wäre sie nicht da. Noch tieferes Verständniß aber hatte Philipp für die großen treibenden Gedanken seiner Zeit. Diese gingen auf eine monarchische Staatsordnung, welche all die vielen Landstriche und Städte, all die kleinen Selbstherrlichkeiten und Eigensuchten umfaßte und zu einem großen wohlgegliederten Ganzen einigte. Philipp zog nur erst die Umrisse des modernen Staates, in welchen sich die feudale Welt noch breit hineinbauete. Das innere wachsende Leben darin war das arbeitsame Bürgerthum, und Hort und Herrschaft ging von dem Fürsten und seinen Beamten aus. Der burgundische Philipp wußte Beides wohl im Gleichgewichte zu halten. Als aber der spanische Philipp den Absolutismus des Hofes übertrieb, da belebten sich wieder die Städte und Gewässer Hollands von Par-

image
not
available

Noten.

Viertes Buch.

Die Brabanter Revolution.

Erſtes Kapitel.

Brabant und ſeine Hauptſtadt.

1. Errichtungsurkunde des Raths von Cortenberg vom 27. Septbr. 1312 bei Middelaer II 541.

2. Das alte Brüſſel. Vgl. Henne et Wauters I 151—180 und die Schriften von Albin, Pinchard, und Anderen.

Zweites Kapitel.

Die neuen Fürſten von Burgund.

1. Hergang bei der Thronbeſteigung Johanns: v. Löher Kaiſer Sigmund und Herzog Philipp von Burgund, im Münchner hiſtor. Jahrbuch herausgegeben von der hiſtor. Klaſſe der Akad. der Wiſſenſchaften 1866 S. 311—313. Dynter III c. 1. 3—13. Erwerbung von Brabant Limburg und Luxemburg für Anton von Burgund: v. Löher a. a. O. 313—318 Dynter c. 69—87.

2. Eliſabeth von Görlitz Dynter c. 88—90. 114—117. Henne et Wauters I 186 Note 2. König Sigmund und Herzog Anton: v. Löher 318—322. Dynter c. 100—124.

3. Herzog Anton und die Städte Henne et Wauters I 181—190.

4. Angebliche Vergiftung Eliſabeths Dynter c. 125 p. 296—297.

5. Schlacht bei Azincourt Dynter c. 126—127 p. 298—304.

Digitized by Google

6. Einsetzung der Regentschaft Dynter c. 128. 129. Friedensunterhandlungen der Brabanter mit den Nachbaren Dynter c. 130 p. 306—309. 311. Huldigung Johann IV. das. c. 131. 132. 141. Ansprüche der Burgunder das. p. 320—324.

7. Verhandlungen mit der Herzogin Wittwe Dynter p. 312—313. 316—319. 328—331. König Sigmund und die Brabanter: v. Löher am angeführten Orte 323—324. 327—329. Dynter p. 324—338.

8. Johann IV. und die Stände Dynter c. 140 p. 338—339. Wilh. v. d. Berge heißt in Johanns Urkunde vom 11. Jan. 1419 bei Mieris IV 512 „Rath, Kamerling, und Rentmeister von allen unsern Finanzen."

Drittes Kapitel.

Brabanter Hofgeschichten.

1. Aufhetzung des Herzogs gegen die Adelshäupter Dynter c. 163 p. 376. Bestrafung des Oberstschatzmeisters und Oberrichters A Thymo c. 15. 16. v. Löher Beiträge zur Gesch. Jakobäas von Bayern (München 1865) I 38—39. Brabantsche Yeesten. Luyster van Brabant II. 20.

2. Des Herzogs Botschaft nach Brüssel und Heinrich von Bergen Dynter c. 165 p. 379—381.

3. Ermordung v. d. Berge's Particularités 27. 36. Dynter c. 166 p. 382. 814—815. Nicht bloß Jakobäa, sondern auch ihr späterer Gemahl Borsselen bezahlten die Sühnegelder, welche Eberhard für v. d. Berge's Ermordung entrichten mußte: Cod. Nederl. diplom. 2. Serie I 235—236.

4. Aussöhnung der Herren von Nassau und Bergen mit dem Herzog Dynter p. 380. 381. Aenderung des Hofstaates Dynter c. 167. Laurette von Assche Aegidius Roya ad a. 1419. St. Rémy Memoir. (ed. Buchon, Paris 1838) c. 108 p. 453. Vinchant 77.

5. Sieg der Brüsseler über den Herzog A Thymo c. 16—19. Dynter c. 169.

6. Scheidung zwischen Jakobäa und ihrem Gemahl Dynter p. 384. Beider Gestalt nnd Wesen Chastellain (ed. Kervyn de Lettenhove, Bruxelles 1863) 170. 210—211. Monstrelet (ed. Buchon, Paris 1836) I c. 245. Mémoires de Pierre de Fénin (ed. Dupont, Paris 1837) 230. Auch Jakobäas Zeitgenosse Nicol. Upton de studio militari (ed. Bissaeus, London 1654) nennt sie eine foemina dotibus tum animi tum corporis felix. Vgl. Jakobäa I 464.

7. Johann von Bayern hatte, wie es im Vermeerede Beka 428 heißt, „bei dem Herzoge von Brabant sehr gute Freunde, mit welchen Dieser sich zu berathen pflegte." Vgl. Meerman Beleg en verövering van Leyden in 1420 p. 29. Heimlicher Fehdevertrag zwischen beiden Herzogen: v. Löher Beiträge I 36—37.

8. T'Serclaes und seiner Genossen Plan: Beitr. I 41. Klageschrift der Stände Dynter c. 186 p. 394. Aushungerung der Hofdamen Dynter c. 182 p. 388—389. c. 186 p. 394. Divaeus Brab. 104—105. Divaeus Lovan. 42. Vinchant 77—78. Ueber die

Digitized by Google

Gründe von Jakobäas Abreise aus Brüssel vgl. auch ihre eigene Erklärung: Particul. 36. 37. Beitr. zur Gesch. Jakobäas I 56. 45.

Viertes Kapitel.

Johann von Bayern und die Hoeks.

1. Verfolgung der Hoeks. Verm. Beka 411—412. Magn. Chron. belg. und Suffr. Petrus ad h. a, Brederedes und Wassenaars Erklärungen im Bündnißbriefe mit Utrecht am 15. April 1420. Beitr. I 14—15.

2. Ritter Rothaft. Beitr. I 67—72. Andere Urkunden vom 31. Aug. 1420 und 19. März 1423 bei Mieris 557. 669.

3. Johanns von Bayern Brabanter Absichten. Man vergleiche die Verhandlungen bei dem Biervlieter Verlöbniß Mieris 411 und Dynter 369 (Jakobäa I 327) und im Art. XIII des Friedensvertrags vom 13. Febr. 1419 mit den Maßregeln, welche St. Paul gegen Johann von Bayern nöthig hielt, bei Dynter 401—403, Aegid. de Roya, und Divaeus Ann. Lovan.

4. Die burgundische Blutrache Kervyn de Lettenhove Hist. de Flandres IV 232.

5. Bedrängniß und Unterhandlungen der Utrechter. Verm. Beka 409 ff. Heda hist. Ultraj. 272. Mieris 533. Meerman 37. 42—44.

6. Bündniß mit Geldern am 3. Juli 1419. Verm. Beka 409. Nyhof Gedenkw. uit de Gesch. v. Gelderl. III, 153, Urk. no. 385 p. 363 ff. Vertrag mit Gaesbeck am 9. Febr. 1420 Mieris 539.

7. Die Vorgänge in Leyden sind von Meerman in seinem Verhaal van het beleg en de verövering van Leyden in 1420 (Leyden 1806) nach der Reihe so trefflich erforscht und dargestellt, daß soweit es die Thatsachen betrifft, dieses Werk den Glauben wie zeitgenössische Urkunden verdient. Bündnißverträge der Hoeks und Utrechter vom 15. und 17. April 1420 Mieris 542—545.

Fünftes Kapitel.

Fall von Leyden.

1. Verträge vom 21. und 22. April 1420 Mieris IV 545—548. Dynter p. 388. 394—395. Daß die Urkunden nicht sogleich veröffentlicht wurden, erhellt aus dem Verm. Beka, der nur gerüchtweise davon weiß. Ein Beispiel aber, wie jetzt die Beamten allein von Johann von Bayern die Schlösser übernahmen, ist die Urkunde vom 28. Oktober 1420 M. 559.

2. Die Leydener, Utrechter, und Amersforter Kriegsgeschichten sind von Meerman sämmtlich an's Licht gestellt. Nimmt man aber blos die Thatsachen, und wie sich ihre Folgenreihe und Verkettung ergibt, und hält auch die, doch nicht ganz unglaubwürdigen, Berichte des

image
not
available

so Vieles gefälscht wurde: Beitr. 36 — gefälscht war. Das ächte Datum der Bulle wird VI. Kal. Junii pontif. anno septimo sein, nämlich 27. Mai 1424. Denn kurz nachher, im Juni, sollte die große Schiedsverhandlung zu Paris sein zwischen Humfried und Johann von Brabant. Ohne Zweifel hatten die Abgesandten des Letztern erst zu diesem Reichstag die päbstliche Bulle erhalten können. Auch Plancher 90 setzt den Erlaß der Bulle in diese Zeit. — Die Benediktiner müssen sogar eine Nachricht gefunden haben, Johann von Bayern habe selbst Jakobäa heirathen wollen: l'art de vérifier les dates 645.

3. Ueber die Ereignisse von Gertrudenberg und den Gränzkrieg zwischen Brabant und Holland berichten außer den unten genannten. Quellen der Cod. Tegerns. in den Beiträgen I 15 und der Verm. Beka. Vgl. Zandfliet 412, Urk. v. 11. Febr. 1422 und 26. April 1421 bei M. 623. 578. Johann von Bayern und die Friesen und Utrechter: Urk. vom 4. Novbr. und 1. Dezbr. bei M. 559. 560.

4. Pfalzgraf Ludwig III. vom Rhein, genannt der Bärtige, war 23 Jahre älter, als Jakobäa, und starb 20. Dez. 1436. Seine erste Gemahlin Blanka war die Tochter Heinrich IV. von England und starb 1409. In zweiter Ehe war er 1417 mit einer Tochter des Herzogs Amadeus von Savoyen vermählt.

Siebentes Kapitel.

Brüsseler Blutgerichte.

Dieselben Quellen wie in Note 1 zum sechsten Kapitel.

Fünftes Buch.

Humfried von England.

Erstes Kapitel.

Jakobäas Flucht nach England.

1. Besuch St. Pauls am 6. Jan. 1421 in Mons: Partic. 47. Ständeversammlung am 16. Februar in Valençiennes: 47—48. Anstrengungen Philipps von Burgund und Johanns von Bayern: Beitr. 46—47. Der Fall von Gertrudenberg nach 26wöchentlicher Belagerung trifft gerade in diese Zeit: Beitr. 15. Urk. vom 20. Nov. 1421 bei Mieris 607.

Digitized by Google

image
not
available

de ses pays desheritée et en fait adherité le dit duc de Gloucestre pour si et ses hoirs. Beitr. II 140. 153. Jakobäa widerruft im Art. III des Delfter Vertrags vom 3. Juli 1428 (Mieris 918) dieſe ihre Urkunden.

8. Ueber Hollands Reichthum an Schiffen auch Lescases in den Beitr. II 200.

9. Auftreten Philipps. Dynter 415. Partic. 50. Beitr. I 46. 47. 49. Vinchant 83. 84. Glaubwürdig und beachtenswerth erſcheint, was in dieſer Beziehung Lescases Beitr. II 200—201 mittheilt. Geleitsbrief für die Geſandten Herzog Johanns von Bayern am 3. Mai: Rymer IV 25. Jakobäas Briefe: Beitr. 46. Vgl. Urk. v. 31. Mai 1421 bei Mieris 583. Jakobäas Mutter in Arras Monstr. I c. 262 p. 514.

10. Jakobäas Ehren in England. Rymer IV 27. 31. 32. Monstrelet I c. 265 p. 516. Beitr. II 132. Part. 85. Ihr Aufenthalt in Hartford Part. 55.

11. Ueber das engliſche Volks- und Staatsweſen Froissard und Commines in Kervyn de Lettenhove les bibliothèques de Rome: Bulletin de l'académie royale de Belgique 2me série tome IX no. 3.

Zweites Kapitel.

Johann von Bayern Herr in Friesland.

1. Ueber altfrieſiſche Zuſtände Henno Suur Geſchichte der Häuptlinge Oſtfrieslands (Emden und Aurich 1846) S. 85 ff. Onno Klopp Geſchichte Oſtfrieslands (Hannover 1854) S. 146 ff. Wiarda Oſtfrieſ. Geſchichte (Aurich 1791) S. 390—413.

2. Kriegsbrauch: Urk. vom 1. Febr. 1422 bei Mieris 618—621. Verwilderte Mönche: Urk. v. 6. und 15. Mai 1421 M. 580. 582.

3. Sigmund und die Frieſen: v. Löher Kaiſer Sigmund und Herzog Philipp 327—328. 330. 333. Dortſelbſt auch die richtige Datirung der Urkunde angeblich vom 19. Auguſt 1416 bei Mieris 387. Andere Urkunden bei Mieris 423—427. 502. 398. 418.

4. Verträge und Unterhandlungen mit den frieſiſchen Parteien 1418—1421. Erſter Unterthanenvertrag der Schieringer im Okt. 1418 bei Mieris 502. Die Groeninger verpflichten ſich an den Biſchof: 534. Waffenſtillſtand am 6. Aug. 1420 zwiſchen den frieſ. Parteien: 551. Friedensvertrag derſelben 13. Sept. 1420 in v. Schwarzenberg Chart. Buch I 416 ff. Zweiter und dritter Unterthanenverband der Schieringer mit dem Herzog 4. Nov. 1420 und 3. und 4. April 1421 Mieris 559. 572—576. Reneſſe Generalkapitän: Schwarzenberg 423. (Mieris ſetzt die Beſtallung unrichtig in's Jahr 1422, wo Herzog Johann nicht mehr von ſeinen Landen „bis zur Weſer" ſprechen konnte.) Unterhandlungen wegen der Vitalienbrüder mit den Vettkooper Häuptlingen, und über die Feſtungen der Schieringer, über den Overyſſeler Zuzug: Urk. vom 19. und 24. April 1421 M. 577. Anſchlag auf Dokkum: Urk. vom 11. Juni 1421. Friedensunterhandlungen mit ſämmtlichen Frieſen und den Utrechtern im Juni und Juli 1421 M. 587—589. Landes-Einver-

Digitized by Google

image
not
available

2. Das Begegnen in St. Omer Monstrelet I c. 168 p. 393. Tödtlicher Haß zwischen Beiden: Beitr. I 63. II 140.

3. Heinrich V. auf dem Sterbebette Monstr. I c. 275 p. 530. Barante IV 367—370. Er starb den 31. August 1422.

4. Ueber die Fabel von der Dispensation durch Benedikt: Beitr. 49—50. Diese Fabel entstand wahrscheinlich aus einigen Worten der Bulle Martin V. bei Dynter 365. Vgl. den bei Pauli VI 92 Note 3 erwähnten Gesandtschaftsbericht.

5. Vermählung Humfrieds und Jakobäas. Zeit: Beitr. I 50—52. Pracht: nupciis regaliter in Anglia celebratis: Beitr. 16. Par ordinance de sainte eglise: Partic. 83. Nach vorherigem Rechtsgutachten englischer, italienischer, und anderer Juristen: Beitr. II 132. Part. 77.

6. Humfrieds Rüstungen und die Hennegauer: Beitr. 50. Part. 58. 55. Versuche Johanns von Brabant im Hennegau: das. 55—57. 59—60. 65. Einfälle der fremden Truppen in den Hennegau: 57—58. 63—65. 67. Humfried Winchester und die Lords Proceedings IV 13—18. Pauli Gesch. v. England V. 195—197. Lingard V 96 ff. 65 ff.

7. Erste Vermittlungsversuche: Beitr. 52. Bündniß zu Amiens Monstr. II 7 p. 542. Plancher 71—72. Daß auch Humfried den Bundeseid leistete, geht aus seinem ersten Briefe an Philipp vom 12. Jan. 1425 hervor.

8. Philipps Bündniß mit dem Herzog von Brabant: Beitr. 53—54. Dynter c. 202. 203 p. 431 ff. Daß er ihm Gelder auf Holland und Seeland vorstreckte: Urk. vom 13. Aug. 1425 bei M. 789—790.

9. Verbindung mit Johann von Bayern und dessen Thätigkeit: Beitr. 65—67. Chronik der Utr. hist. Genossensch. 1850, 260. Dynter 431. 437—439. Barante IV 373 ff. 386. 392. 402. 404. 421. Margarethe von Bayern Plancher 61.

10. Ein Testament Johanns von Bayern theilt Plancher IV Preuves p. XXVI mit, ohne jedoch anzugeben, ob ihm ein Original oder eine Kopie, oder vielleicht nur ein burgundisches Konzept vorlag. Nirgend anderswo ließ sich dieses Testament finden. Uebrigens hatte es ganz den Inhalt, auf welchen ich früher (Beitr. 75—76), ehe ich die Urkunde bei Plancher fand, bezüglich des Umfangs von Philipps Erbrecht einen Schluß zog. Von den Verhandlungen wegen des Nachlasses Johanns von Bayern mit Johann von Brabant, Elisabeth von Luxemburg, und Jakobäa: Chronik der Utr. hist. Gen. 1851, 270—271, Urk. vom 14. März 1427, und der Delfter Vertrag vom 3. Juli 1428 bei M. 878. 917.

11. Inhibition von Rom und falsche Bullen: Beitr. 54. 36. Dynter 365. Plancher 113. Der pikardische Erzähler (Beitr. 98) spricht ebenso von einer dispensation papale, wie Corner 1255. 1280 anführt, Jakobäa sei mandato et jussu des römischen Pabstes wegen zu naher Blutsverwandtschaft von Johann von Brabant geschieden worden.

12. Philipp und Bedford im Sept. 1423 in Paris: Plancher 79. vergl. 63. Versammlung der Schiedsrichter: Beitr. 54—58. Bulle vom 27. Mai 1424 oben S. 536 Note 2.

13. Humfrieds Heer Partic. 75. Cod. Teg. in Beitr. 16.

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

789. Chron. d. Utr. Gen. 1850, 419 über den Maitag der Leydener. Ferner daselbst 1851, 271. 272. 273 über das Unglück der Rotterdamer.

7. Ueber die Regulus-Fabel von Arnold Beylinck Beitr. 73—74. Beylinck war Goudaer Schultheiß: Lange v. Wyngaerden Gesch. der Heeren en Beschryving der Stad van der Goude II 157—159. 450. I 735. Vgl. Kronyk v. h. hist. gen. te Utrecht 1867, 480, wo aber Dr. Brill hinsichtlich des Bildes ganz recht hat.

Siebentes Kapitel.

Belagerung von Mons.

1. Neue Verheerungen durch die Burgunder und Brabanter Truppen. Partic. 93. 110. Monstr. c. 32. Daß schon jetzt Philipp die Zusage hinsichtlich Hollands und Seelands erhielt, geht aus den Verhandlungen zu Douay (Note 7) hervor. Die Bürger von Mons fordern von ihm gleich anfangs, sein Recht auf Holland und Seeland müsse er erst darthun: also hatte er schon davon verlauten lassen. Später heißt es ganz offen: daß er das Regiment von Holland und Seeland behalten wolle, d'welc hy heeft van minen genedigen heere van Brabant, die in possessien is gewyst mitter sententien gegeven in den hove van Rome. Es wurde, wie aus den Leydener Stadtrechnungen in der Chronik der Utrecht. hist. Gen. 1851, 271—272 hervorgeht, schon im Frühjahr die Sache geplant. Damals schon wurde die Brüsseler Tagfahrt auf den 24. Juni festgesetzt, auf welcher die Abgeordneten Antwort brachten, wie jede Stadt die Landesübergabe an Philipp ansehe. In der Zwischenzeit war eine holländische Gesandtschaft bei ihm in Douay gewesen.

2. Herrichtung von Mons für Belagerung Partic., besonders 93. 96. 99. 101—106. 114—115. 117. Ueber die Geschütze: St. Ghislain Annal. 542. Part. 118. Beitr. 89. Mons Umgegend unter Wasser: Beitr. II 202.

3. Jakobäas Zimmer Gachard Archives de Lille 82. Der Trompeter auf dem Belfroy: Beitr. 82.

4. Parteien in der Stadt Part. 108. 113—114. 119. Die Brabanter Herolde 109. Mißtrauen gegen Jakobäa 112. 98—99. 107. Gesandtschaften an Philipp 104. 106. 112. 115.

5. Philipps Geleitbrief vom 15. Mai Partic. 142. Jakobäas Erklärung 116.

6. Belagerung Dynter 454—456. Beitr. 81—82. Anfang Partic. 117. Montfort und Herrines Kommandanten: das. 114. 117. Angriffe und Ausfälle Dynter 456. St. Rémy c. 137. Cod. Teg. Beitr. 20. Wassersnoth Zandfliet 416. Dynter. St. Rémy. Anrücken l'Isle Adams: Beitr. I 82. vgl. II 202.

7. Der Gang der Unterhandlungen in Douay gibt sich deutlich zu erkennen in der Folgereihe bei Mieris 781—782. Vgl. Corner 1264. Beitr. 20—21. Eilige Berufung Johanns nach Douay Dynter 456. Vertrag zwischen Philipp und Johann: das. 782 und Part. 143—146. Daß der Vertrag ohne Zuthun von Jakobäa oder ihrer Mutter

geschlossen: Dynter 459, Jakobäas Brief vom 6. Juli, Beitr. 83—84. Von der Abtretung von Jakobäas Ländern an Philipp: Beitr. 84 und seine Aeußerung bei Mieris 781. Am 2. Juli erklärt Johann von Brabant, er habe die Uebergabe an Philipp versprochen: Chron. d. Utr. hist. Gen. 1851, 272.

Sechstes Buch.

Philipp von Burgund.

Erstes Kapitel.

Jakobäa in Gefangenschaft.

1. Ueber die Vorgänge in Mons vom 3. bis 6. Juni: Beitr. 81—82. Part. 118—120. St. Rémy p. 477: Quand la duchesse sceut l'appointement, bien cuida mourir de doeul. Jakobäas Briefe: Beitr. 82—83.

2. Huldigung in Valençiennes Dynter 458 und Cod. Teg.

3. Jakobäas Abführung nach Gent. Part 117—121. Szene im Brabanter Lager Cod. Teg. Beitr. 21 und Dynter 459. Angriff des Bastards von Enghien Part. 122. Angriff der Hoels Chron. Holl. und danach Veldenaar. Vgl. Corner 1264.

4. Ueber die Schlösser in Gent: S. Hirsch Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II., Excurs X: Reichsflandern und die deutsche Burg von Gent 507 ff. v. Lokeren: La cour du prince à Gand 1231—1235 im Mess. hist. de la Belgique 1844 p. 36 ff.

5. Kaiser Sigmund und Johann von Bonau: Beitr. I 91. v. Löher Sigmund und Philipp 338. Chronyk v. h. hist. genootsch. te Utrecht 1851, 267. 264. 279.

6. Verfolgungen in Mons und im Hennegau: Beitr. 87—90. Part. 122—124. Dynter 458—459. Vossius Annal. 79.

7. Die burgundische Partei in den Niederlanden Dynter c. 221 p. 466—467. c. 229 p. 484—486. Furcht vor den Engländern: Beitr. II 202.

8. Rüstungen der Engländer Dynter 465—466. Zusammensetzung ihres Landungsheers: das. 469. 465—466. Johann von Brabant: daselbst.

9. Umtriebe der Kabeljaus: Cod. Teg. Beitr. I 17. Urk. vom 23. Aug. bei Mieris 789—790. Daselbst und Cod. Teg. Beitr. I 20 über Philipps Versprechungen.

10. Abtretung von Holland und Seeland an Phi-

Digitized by Google

lipp Dynter p. 466—467. Chronyk v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 272. Beitr. I 84. Henne et Wauters 226.

Zweites Kapitel.

Flucht aus dem Gefängniß.

1. Jakobäas Hofhalt in Gent Beitr. II 132, St. Rémy c. 142, Monstrelet. c. 35. Beschlagnahme der Besitzungen von Jakobäas Mutter Cod. Teg. Beitr. I 21. Vgl. II 166. Cod. Teg. Beitr. I 21. Reygersberch 196.

2. Prozeß in Rom. Dynter 453—455. Vinchant 86. Cod. Teg.

3. Ueber den Plan zu Jakobäas Abführung nach Lille: Quantumve periculum perpetue detencionis nostre, prout dicebatur, nobis occulte comminatum evaserimus ab inde fugiendo, heißt es in einem Briefe Jakobäas: Beitr. II 132. Vgl. Cod. Teg. Chron. Holl. 160. Reygersberch. Stow. Jakobäas List: Fénin 235.

4. Parlamentsakte vom 14. Juli 1425: Rotul. Parlam. IV 277.

5. Flucht aus Gent und Aufnahme in Vyanen Schoonhoven Gouda Oudewater: Cod. Teg. 21—22, sodann Chron. Holl. 160. Chron. Tielense 503—504. Monstrelet. Vgl. Vossius 81. Elle s'est partie de Gand par nuyt en habit dissimulé elle quatre et tant, que par sa grant conduite elle est arrivée oudit pays d'Ollande, schrieb einer von Philipps Beamten aus Dijon am 6. Okt: Gachard Arch. de Dijon 115. Die Retter werden verschieden angegeben. Meyerus Annal. Flandr. 268 spricht nur von Theodor von Merwede, Heuterus 103 nennt diesen und Arnold Spierinck, Divaeus Ann. Brab. 236 zwei Brüder, von Aelborg und von Spierinck. Heuterus fügt auch bei: adjuvante nobili matrona. Arnold Spierinck war 1419 Drost in Heusden: Urk. v. 8. Jan. Mieris 511, Walter von Gent, der auch genannt wird, Zollpächter von Workum Schoonhoven u. s. w.: Urkunde v. 31. Dez. 1418 bei Mieris 508. — Den Tag der Flucht aus Gent bezeichnet Meyerus: ad cal. Sept, und Gachard theilt im Rapport sur les archives de Lille 84 einen Brief mit, aus welchem der 31. August erhellt. Damit stimmt die Angabe in der Chron. d. Utr. Gen. 1851, 273.

6. Befreiung Schoonhovens. Cod. Teg. Chron. v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 277. 278. Verm. Beka 451. Reygersberch 195. Chron. Holl. Snous 137—138.

7. Huldigung Jakobäas in Schoonhoven Oudewater Gouda, Zuzug und Zusage der Hoeks Cod. Teg. Beitr. I 24. Corner 1265. St. Rémy c. 142. Snous 138. Meyerus ad h. a. Heuterus 103.

8. Jakobäas Briefe an die Städte und an Philipp Chr. v. h. hist. genootsch. te Utrecht 1851, 274, an Humfried Fénin 235. Gachard Archiv. de Lille 84 und de Dijon 115. Cod. Teg. Beitr. I 22.

Digitized by Google

image
not
available

5. Geldhülfe aus England Rot. Part. IV 289 no. 34.

6. Ueber Johann von Luxemburg Fénin 128. 129. 130. 216; Croy 120 und Note; l'Isle Adam 147. 94. 150.

7. Philipps Huldigungsreisen Chron. v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 29.

8. Schlacht bei Alfen. Den glaubwürdigsten Bericht liefern Cod. Teg. in Beitr. I 25, Corner 1265, die alte Gouda-Chronik 127, Chron. Tielense 504, Reygersberch c. 143, sodann Snous 138. Vossius 82—83, wie le Petit 377 und Hossart 245 haben die Sache ausgemalt, jedoch nach übereinstimmenden Berichten. Ueber den Banner-Schimpf Snous 138. Daß Nagel Befehlshaber: Wyngaerden I 452. Corner (über dessen Glaubwürdigkeit in den Beitr. II 173—74) setzt hinzu: ex qua die nomen ejus (Jacobae) celebre haberi coepit.

9. Philipps Trostbrief vom 23. Okt. Mieris 794.

10. Humfried und Winchester. Stow 367—368. Monstrel. II c. 36. p. 578. Pauli 196—197. Proceedings and ordinances of the privy council of England III 174. 178. 179.

11. Ueber Humfrieds herrliches Kriegsvolk der Cod. Haag. in den Beiträgen II 99 und Dynter p. 467. Heuterus 103. Cod. Teg. Beitr. I 23.

Viertes Kapitel.

Niederlage bei Brouwershaven.

1. Philipps Gunst gegen die Kabeljaus: Urk. v. 26. und 13. Okt. 2. 5. 11.—22. Novbr. bei M. 793—794. 795. 797—799. 800—807. Vgl. die Urk. vom 8. April 1427 M. 883, worin die voirtyds gemachten und immer fortgesetzten Sicherheitsverträge bestätigt werden, welche die Dortrechter mit Jakobäas Städten und Landschaften eingegangen.

2. Beden Soldgelder Pfundgeld in Holland: Urk. vom 16. und 24. Dezember M. 810. 812. Kriegsvölker aus Philipps Erblanden Cod. Teg. in den Beitr. I 23. Cod. Haag. Beitr. II 99. Roya 73. Meyerus Ann. Flandr. 269. Vossius Ann. 84. Ueber den Middelburger Fisch und Philipps Wallfahrt zu Fuß Roya.

3. Aufstellung des burgundischen Heeres: Cod. Haag. Landesbewachung: Beide Urk. v. 24. Dezbr. bei Mieris 812, ferner vom 16. Dez. M. 810, 27. Okt. M. 796. Philipp wider die Hoeks auf dem Haerlemer Meer: Beitr. II 162. Maßregeln gegen die Hoeks: Urk. v. 27. Okt. 19. und 23. Nov. 5. 11. 28. Dez. bei M. 796. 806. 808. 809. 810. 813.

4. Ansegeln der Engländer, Tiefgang ihrer Schiffe, Philipps Abgang nach Rotterdam, Lannoys Glück, Landungsversuch in Zierickzee: Cod. Haag. Beitr. II 99—100. Ueber die flüchtenden Kabeljaus aus Brouwershaven die Urk. bei Mieris 814. Heemstede und die Hoeks, Beschluß nach Gouda zu segeln: Cod. Teg. Beitr. I 23. St. Rémy c. 162. p. 480. Gaesbecks Sieg: Cod. Teg. und Haag. Die Verfolgung der Engländer nach Gaesbecks Sieg, das Duett der Herolde, und das Kreuzen in der Nähe von Brouwershaven berichtet, außer Dynter 466, insbesondere Philipps Brief bei Gachard Rapport sur les documents concern.

Digitized by Google

image
not
available

Todtenbericht u. ſ. w. im Haag. Cod. Die vielen vornehmen Gefallenen werden bei den meiſten Schriftſtellern benannt: Philipp ſpricht dagegen in ſeinem Briefe nur von Rittern aus ſeiner unmittelbaren Umgebung. Vgl. Fénin 236—237.

Fünftes Kapitel.

Verluſt von Seeland.

1. Philipps Beſatzungen: Haag Cod. in den Beitr. II 103. St. Rémy c. 162.

2. Philipp und die weſtlichen Seeländer. Am 21. Jan. bis 14. Februar iſt der Herzog zu Middelburg, darauf in der Goes und zu Reymerswael: Urk. bei Mieris 814—819. Am 30. Jan. werden die fürſtlichen Amts- und Lehnsleute nach Middelburg zur Huldigung berufen. Am 11. Februar haben die Middelburger ihr Huldigungsfeſt. Philipp beſtätigt ihnen, daß ſie von Anfang an ihm Gutwilligkeit und ächte Treue erwieſen. Am 14. Februar Beſtätigung der Privilegien von Weſtkappel, am 17. von der Goes, am 19. von Reymerswael, am 21. von der Tholen.

3. Vertrag mit Brabant. Am 28. Februar iſt Philipp in Mecheln, dort und im nahen Bergen op Zoom weiſen ihn die Urkunden nach bis zum 9. März. Mieris 819—823. Beitr. I 85—86.

4. Belagerung von Zierickſee: Urk. vom 21. März bei M. 832, worin Philipp von ſeinem Stryde tot Brouwershaven ende nu lest voir Zierixzee ſpricht. Am 4. März wird bereits ein Bote aus Leyden an die ritterbürtigen Bürger geſendet nach Seeland, die dair lagen van den steden als Haerlem Delft Leyden ende Amsterdam. Am 8. März werden die Schwerbewaffneten von der Tholen und Reymerswael zum Herzog vor Zierickſee entboten. Beitr. II 157. 162.

5. Philipp und die öſtlichen Seeländer. Huldigung der Zierickſeer am 13.—19. März M 825—827 und der Brieler am 25. März M. 836. Zuſagebrief Ritters Wolfaert v. d. Maelſtede 835. Förderung der Borſſelen: Urk. vom 14. Februar, 9. 13. 21. März 818. 823. 825. 832, der Uutkercken Urk. v. 8. März 822, noch einmal der Middelburger 816—817. 832.

6. Sequeſtrationsurtheil des Pabſtes Dynter 463—464. Daß die Urk. bei Mieris um ein Jahr zu früh geſetzt iſt, geht aus der Erzählung Dynters und Royas hervor.

7. Humfried und Wincheſter. St. Rémy c 142 p 480. Proceedings III 181—189. Rotulus parlam. IV 296—299. Pauli 197—199. Il avoit moult de gran seigneur, qui servoient le parti du dit roy Henry seulement pour l'amour du duc Phelipe: Fénin 239.

8. Des Reiches Banner und der Kaiſer. Roya 73. Beitr. I 92. v. Löher Sigmund und Philipp 342—345.

9. Seekrieg. Urk. v. 1. Mai M. 840. Roya 73. Jan v. Dixmude 39. Maßregeln gegen die Hoeks: Urk. vom 10. 24. 25. März M. 824. 834. 835. Fénin 237.

image
not
available

2. Ueber die Fabel vom Ritterschlag der Sieben durch Jakobäa selbst Beitr. I 95—97.

Achtes Kapitel.

Sieg und Niederlage vor Hoorn.

1. Unterhandlungen Philipps mit Brabant: Monstrelet II c. 37 p. 579. St. Rémy c. 142. p. 480. Dynter 466—467. Es ist auffallend, daß Philipp seit Humfrieds Abzug niemals mehr mit Hülfsvolk aus Brabant auftritt. Seine Rüstungen, Betfahrt, Heeresstärke: Beitr. I 111. 109. St. Rémy. Monstrelet. Roya 73. Heuterus 104. Kervyn de Lettenhove hist. de Flandr. IV 241. Ueberfahrt von Sluys: Oliv. v. Dixmude 116.

2. Philipp in Leyden: Beitr. II 159. Enkhuysen: daf. I 109.

3. Soldgelder statt Kriegsdienst: Urk. vom 12. August M. 847. Erlaß gegen die Hoeks 13. Juli M. 843. Erbauung der Blockhäuser an der Goudaschleuse: daf. 846. Utermeer: Beitr. II 160. Güter von Jakobäas Mutter: daf. 166.

4. Erster Spruch gegen die Kennemer 24. Juli M. 844—845. Demüthigung derselben: Beitr. II 163. 167. Die Szene war am 31. Juli, am Tag vor St. Petri Kettenfeier (Beitr. 167): das stimmt mit der Frist im vorletzten Artikel der Urk. vom 24. Juli. Auch der Haager Codex spricht nur von desjenigen Vertrags Erfüllung, welchen die Bauern mit Roland eingegangen hatten. Gang und Erfolg des neuen Aufstandes erhellen aus dem zweiten Spruch Philipps gegen die Kennemer am 13. Aug., die Westfriesen am 20. Aug., die Waterländer am 22. Aug. M. 847—859. Sechs Orte in Westfriesland blieben Philipp treu: M. 858. Dort und in des Herzogs Schlössern sammelten sich seine flüchtenden Anhänger: M. 859. 844. Zerstörung auch des Schlosses Heemskerk Velius 25. Ueber Medenblick vgl. auch Urk. vom 14. Januar 1427 bei M. 870. Mitwirkung Brederodes, des Bastards Eberhard, Gerhards b. d. Zyl, Dietrichs v. Sandvorst: Urk. v. 13. Aug. 1426, und v. 14. Jan. 1427, sowie Cod. Haag. Beitr. II 109—110. Aufstand in Goyland Schieland Delftland Ostvoorne: Urk. v. 19. Aug. M. 855. Zerstörung der Schlösser in Südholland St. Rémy c. 146 p. 489. Monstrelet. Barlandus Icones in Scriver. Bat. ill (1609) 115. 116. Gouthoeven 454. Die Zeit des zweiten Aufstandes fällt wahrscheinlich in die vierzehn Tage, welche mitten inne liegen zwischen dem 24. Juli und 10. August. Am 28. Juli ist nach den Urkunden Philipp noch in Haerlem, vom 10. bis 23. in Amsterdam.

5. Für die Hoorner Geschichten ist die Chronik von Velius 23—24 Hauptquelle, sodann Cod. Haag. Beitr. 109—110. St. Rémy c. 144. Monstrelet II c. 37. Snous 139. Heuterus 104. Ueber die Gefallenen auf Philipps Seite Urk. v. 20. Aug. M. 857. Fleißig hat besonders Vossius 94—99 die verschiedenen Berichte ausgezogen.

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

Chevaliers Geständnisse bei Dynter. Annal. de St. Ghislain 544. Holländischer Landtag im Lager vor Sevenbergen: Beitr. II 161.

6. Erfolge der Hoeks im Utrechter Lande und in Geldern: Nyhof XXI—XXIX. Die Urkunde über das Bündniß Jakobäas mit Diepholt in Lille: Beitr. II 175. Nyhof XXIII. Waffenstillstandsverhandlungen Philipps mit dem Dauphin: Plancher 117—118.

7. Elisabeth von Görlitz: Urk. v. 14. März M. 878—880. Ladislaus Suntheim bei Oefele Script. II 574.

8. Schicksal des Herrn von Sevenbergen Chron. Holl. 163. Vetus Chron. Belg. in Math. Anal. I 83. Orig. Culenburg. das. VI 287 vgl. 288 ad a. 1435. Mieris 885 Note.

Sechstes Kapitel.

Tod Herzogs Johann von Brabant.

1. Philipps Absicht, nach Utrecht zu ziehen: Ol. v. Dixmude 117.

2. Johanns Charakter und letzte Regierungszeit: Dynter 479—482. Anonymus autor. chron. duc. Brabant. (ed. Mathaei) 180. de Klerk Brabantsche Yeesten bei Löher Jakobäa I 409. Henne et Wauters 228.

3. Stiftung der Universität Löwen. David Gesch. v. Brabant 631—637. Urk. des Pabstes Vinchant V 164—168. Benehmen der Brüsseler Henne et Wauters 228.

4. Geständnisse des Chevalier Dynter 475—480, welcher vorsichtiger Weise das ganze Untersuchungsprotokoll giebt. Wavrin Beitr. II 123—124. Monstrelet II c. 41. p. 586.

5. Tod Johanns und St. Pauls Thronbesteigung Dynter 480—484. Henne et Wauters 229. Cocqueau Beitr. II 123.

6. Philipp in Brüssel und Hesdin Kervyn de Lettenhove Hist. de Flandres IV 241.

7. Philipps Huldigung in Holland geschah in Delft am 11. Mai M. 889. Am 18. war er in Amsterdam, am 26. in Leyden M. 889. 890. (Danach die Angabe in Beitr. II 176 zu ändern). Vgl. Beitr. II 160.

8. Verhandlungen und Huldigung im Hennegau: Beitr. II 124—127. 153—155. Vinchant 113—116. Fehdebriefe gegen Mons der Renten wegen: Beitr. I 89—91. II 154. Raoul de Marchienne: Beitr. 155.

9. Escaudeuvre und Mallemaison Monstrelet II c. 40. p. 585, c. 41 p. 586, c. 43 p. 587—588. Beitr. II 155. Vinchant 111. 112. 115. Vossius 103.

Siebentes Kapitel.

Jakobäa und die Engländer.

1. Humfrieds Aeußerung über seine Alleinregierung: Proceedings 241. Verhandlungen des Geheimeraths mit Bedford und

Digitized by Google

image
not
available

Wagenaar bezeugte Ueberschwemmung des Delfter Landes auch Jan v. Dixmude 39. Beitr. II 169—170.

3. Von der Acht des Kaisers Beitr. II 156. 157.

4. Kriegssteuern: Beitr. 165—166. 169. Gütereinziehungen: daſ. 166—167. Seelgelder: daſ. 161. 168.

5. Neutralitäts- und Hülfsverträge mit den Hocks: Beitr. II 169. Urk. vom 13. März und 19. Auguſt bei Mieris 877, 896. Urk. vom 6. Juli, 19. Aug., 26. Okt. M. 893. 897. 904. Waffentragen erlaubt: Urk. v. 15. Juni M. 890. Nachlaß an der Buße: Urk. v. 6. und 7. Juli M. 892. 893.

6. Nyekerks Erbauung. Geſchützgießen in Harderwyck, Durchſtechen des Elburger Dammes: Nyhof XXV. Rolands Zug auf den Deich vor Bunſchoten: Beitr. II 161.

7. Schlacht von Wieringen: Beitr. II 172—173. Meyerus Annal. Flandr. lib. XVI p. 271. Joh. a Leydis de orig. et reb. gest. dom. de Brederode c. 44 p. 640. Vgl. Gouthoeven 454—455 und Vossius Ann. Oraniens Clerk: Beitr. 163. Erlaſſe wider die verſteckten Gefangenen: Beitr. 163. 164. 161. Urk. v. 10. und 11. Okt. bei M. 901. 902.

Achtes Buch.

Jakobäas Ausgang.

Erſtes Kapitel.

Beſtürmung von Amersfort.

1. Philipps Ankunft in Holland: Beitr. II 176. Urk. v. 17. Okt. bei M. 903. Hinrichtungen: Meyerus 271, Jan v. Dixmude 39. Belagerungszuſtand des Landes: Urk. v. 30. Sept. M. 899.

2. Philipps Heereszug. Beitr. II 119. 158—159. S. Rémy c 148 p. 485. Mathaeus rer. Amorsf. Script. 170. Die Holländer in Bunſchoten: daſ. 170, Gouthoeven 455. Sakramenttragen: Beitr. 163. Die Geldernſchen: Nyhof XXIX. Burmann 337.

3. Befeſtigung von Amersfort Matth. 43. Monstrelet C. 44 p. 588 und der Haager Cod. Beitr. 119. (Ueber die dodannes im Letzteren Du Cange II 898.) Meyerus 271. Starke Beſatzung der Feſtung: Corner 1281. Beitr. II 177. Heda 386.

4. Beſtürmung. Haag. Cod. Heda. Corner. Zandfliet 420. Monstrelet 588. St. Rémy 485. Aeg. de Roya 76. Burman 337—338. Nyhof XXIX Note 3. Mathaeus Script. 170—171. Siegesfeier: daſ.

5. Rückzug Philipps. Die Nacht vor der Feſtung: Monstr.

Digitized by Google

image
not
available

Drittes Kapitel.

Philipps sechster Feldzug gegen Jakobäa.

1. Die burgundische Ritterschaft Monstr. c. 46. p. 590. Robays: Beitr. 159. Abgesandte aus Mons: 177. 178. Friedensvertrag mit den Friesen: 178. Okko ten Brock 159.

2. Vorgänge in Brabant Dynter c. 229—230 p. 484—487. Beitr. 163. Kapitel 229 ist von Dynter wieder mit diplomatischer Zurückhaltung verfaßt.

3. Prozeß in Rom. Neue Brabanter Botschafter Dynter c. 231 p. 487. Meister Scatter: Beitr. 170. Ueber das Endurtheil daf. 181. Jakobäa noch Herzogin von Gloceſter 184.

4. Vorgänge in London. Rot. Parl. IV 326—327. Stow 369. Beitr. 185—186. Ueber das Treiben in Humfrieds Umgebung daf. 183—184.

5. Arnold von Gent: Urk. vom 18. Mai 1428. Mieris 913.

6. Unternehmungen der Hoeks v. Wyn Aanmerkingen op Wagenaar 95 Note 9. St. Rémy c. 148 p. 485—486. Schifffahrt der Engländer nach Flandern: Urk. vom 16. März 1427 bei Rymer IV, 4 p. 134.

7. Rüstungen und Botschaften Philipps Monstr. c. 46. 48. p. 590. 592. Beitr. 170. 152. Johann von Luxemburg Monstr. c. 47. Die Städter vor der Eeme 184.

8. Vorrücken gegen Gouda: Beitr. 152. 186.

Viertes Kapitel.

Jakobäas Ergebung.

1. Sinnsprüche Humfrieds und seiner Umgebung: Beitr. II Ueber Doirnic (nicht Doirvic wie in den Beitr.) Mieris 1037 und Jakobäas Testament ad no. 179. 240. Partic. 98.

2. Humfrieds Verheirathung mit Eleonore Cobham: Beitr. 184—186. Salisburys Landung in Frankreich am 24. Juni Monstr. c. 49. p. 592. Pauli V 204 Note 2.

3. Waffenstillstand und Friedensunterhandlungen: Beitr. 184. Urk. vom 29. Juli bei Mieris 914. Wincheſter, Montfort, Naeldwyck: Beitr. 186—187. Unzufriedenheit hoekisch gesinnter Landstriche Monstr. c. 49 zu Ende.

4. Jakobäa in Delft Monstr. c. 48. p. 592. St. Rémy c. 58. p. 486. Beitr. 185. 186—187. Der Vertrag M. 917—922.

5. Jakobäas Mutter: Beitr. 185. 187—188. Die beiden Uutkercken: Urk. vom 25. Juni, 25. Juli, 15. April 1431 bei Mieris 980. 951. 952. 995. Münze in Sevenbergen: Urk. vom 21. April 1429 bei M. 946. Lange v. Wyngaerden II 102. Stadtwappen und Privilegien von Gouda: Lange v. W. II 422. Urk. vom 3. August 1428 bei M. 926. Rath der Reun: Mieris 932—933.

6. Huldigungsreisen und Eide. Monstr. c. 49. St. Rémy

image
not
available

2. Geschichte von Goes und seiner Burg. Wandelingen door Zuid-en Noordbeveland door J. ab Utrecht Dresselhuis (Goes 1842) 9—21. Ein anderes vortreffliches Werk ist vom Stadtarchivar und Prediger Piccardt: Bysonderheden uut de Geschiedenis der Stad Goes (Goes 1865) 8—12. 36—37. 200.

3. Schützenfest: Chronik der Utrecht. hist. Genossensch. 1851. 259. 263. Schotel Jets over het slot Teilingen 327. Reygersberg c. 45. Dresselhuis Wandelingen 11—12. Derselbe im Maandboekje voor Zuid- en Noord-Beveland (Goes 1837) I 44. Piccard 16. 52. 177. 202. Zu Pfingsten 1862 nahm ich in Goes Theil an dem Festschießen der 1849 onder den naam van Jacoba van Bayern opgerigte handbogen schutters-Gilde te Goes.

4. Seeland zu Jakobäas Zeit: Maandboekje 94—95.

5. Die Borsselen: Reygersberg c. XV. Beitr. II 192. In v. d. Aa Biographisch Woerdenboek der Nederlande. und J. Kock Vaderlandsch woerdenbock die vielen Artikel über die Borsselen.

6. Franz Borsselen: Beitr. II 192—193. II 26—27. Gouthoeven 457—58. Le Petit 384. Die Uebersetzung aus dem Cod. Teg. Urk. v. 19. Januar 1430 im Cod. dipl. nederl. 2. Serie I 138—139.

Siebentes Kapitel.

Ritter Franz von Borsselen.

1. Aegidius von Postelles: Beitr. II 120—121. Chastellain II 84—86. Annal. de St. Ghislain 559—560. Aus Chastellain die Schilderung Margarethens.

2. Ueber die Zeit, Ursachen, und Hergang der Heirath Jakobäas und Borsselens, sowie über des letztern Gefangennehmung und Befreiung: Beitr. I 26—29. II 193—199. 216. Auf Seite 199 ist zu lesen: „vom 23. Okt. bis 9. Nov. 1432" und „am 17. Dezbr." Jakobäa I 415. Vgl. die Erzählung eines andern Zeitgenossen: Olivier van Dixmude Merkwaerd. Gebeurtenissen (Ypre 1835) 141. Le Petit 384. L'art de vérifier les dates 645. 646. Bischof Johann Heynsberg von Lüttich: Ann. de St. Ghislain 561. 546. Philipp von Ternant: Beitr. I 27, Chastellain II 30—31.

3. Die Erzählungen von Borsselens Geldkästchen, Jakobäas Selbstanerbieten, und den Weidenzweigen: Gouthoeven 458 nach der Chronik der Herzoge von Savoyen von Lambert van der Burg. Vossius 123—124. Erzählung vom Schloßvogt, und wie Jakobäa mit großer Flotte nach Rupelmonde gefahren: Hossart 265. Vossius.

4. Daß Verhandlungen zu Middelburg vorhergingen: Urk. v. 9. Dezbr. 1433 M. 1028. Graf Friedrich Mörs (im Cod. Teg. Beitr. I 27.) unterzeichnet als erster Zeuge den Heirathsvertrag v. 1. März 1434, M. 1033. Jakobäa war ihm noch bei ihrem Tode 8000 goldene Schildthaler schuldig: Cod. dipl. ned. I 231.

5. Tagfahrt im Haag und Brederodes Lebensgefahr: Joh. a Leydis de orig. et reb. gest. Dom. de Brederode in Math.

Digitized by Google

image
not
available

aufgeführt, sowie in den Rechnungen bei v. Wyn Byvoegsels III 103. Im Testamente finden sich auch die Ritter und Diener erwähnt, welche die Fürstin umgaben.

5. Kaiser Sigmund und Herzog Philipp von Burg und in der gleichnamigen Schrift vom Verfasser 349—383.

6. Philipp und die Engländer Proceedings IV 329—334. Monstrelet II c. 194—196. Pauli V 232—248. Bei Monstr. c. 195 und bei Mieris 1071 ein Brief an die Zierickseer. Daß der englische König nicht bloß an diese schrieb, zeigt die Stelle in den Proceedings IV 332: les lettres, que avons scriptes en Hollande et Zellande etc. Daß an Jakobäa in gleicher Weise geschrieben wurde, geht aus der Wiederholung des Inhalts im zweiten Brief (Proceed. 334—335) hervor: hätte sie auf den ersten geantwortet, würde dieser zweite es anzeigen.

7. Philipps Anerkenntniß für Jakobäas Recht: Beitr. II 206. Daselbst über Borsselens Jagdrecht.

8. Belagerung von Calays und Humfrieds Rache. Holinshed Chronicles (London 1808) III 188—190. Monstrelet II c. 197. 203. 204—205. 207. 208. Erhebung Humfrieds zum Grafen von Flandern: Rymer X 636. 653. Brief Philipps vom 3. August bei M. 1083. Vorkehrungen in Holland M. Urk. vom 10. Aug. bei M. 1084—1085.

Neuntes Kapitel.

Jakobäas Humfrieds und Philipps Ende.

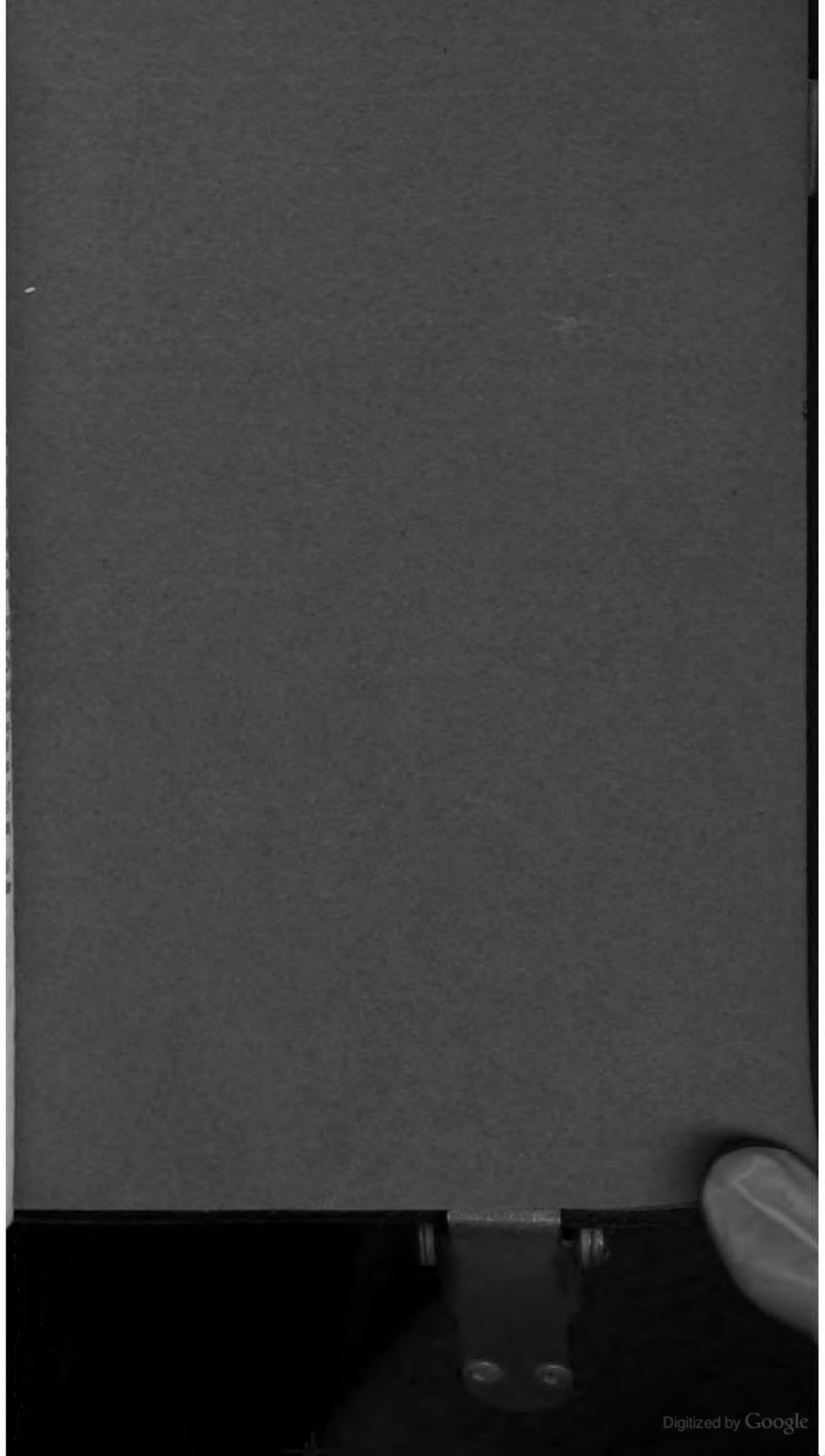
1. Ueber Jakobäas Krankheit Testament Tod und Begräbniß Cod. Teg. in Beitr. I 28 und die genauen Angaben in ihren Testaments-Verhandlungen. Testamentoren und Testirung: das. 166 — 167, Johann Greiner 203, Legate für Ludwig Doirnic Christina Duwels und Adrians Sohn 172. 179. 181. 221. 210. 217. Für die Ritter 230—240; bittende Orden 210; für die Armen bei der Leichenfeier 195. 196; Yfselstein und Benscoip. 206; für v. d. Berge's Tödtung 235; für Gillis den Koch 209; für den Ritter von Sevenbergen 208—209; für Betfahrten 210—211; für fastende Arme 246. Mönche und Beghinen am Sterbebette 176. 194. Testamentsbestätigung durch Philipp 167. Verzicht von Borsselen und Margaretha auf die Erbschaft: Beitr. II 207. Jakobäas letzter Wille in Bezug auf ihr Grab: im Testam. 214. Begräbnißfeier 193—199. Frau von Santes 175—176. Testamentoren zu Noordwyck 204. Daß alle Hauptbestimmungen in ihrem Testament von Jakobäa selbst herrührten, erhellt aus vielen Angaben, wie S. 176. 216. 218. 219. 223—224.

2. Borsselens letzte Zeit: Beitr. 207. Jakobäa und Borsselen Mitglieder von U. L. Frau Bruderschaft iu Yfselstein: Kronyk v. h. hist. gen. te Utrecht 1857 3. Serie 3. Theil S. 48.

3. Jakobäas Bildniß in der Schloßkapelle: Testam. 203. Beitr. 209. Schwerlich aber ist Jakobäas Statuette, welche man auf dem Rathhaus in Amsterdam zeigte, noch das alte ächte Bildniß: vielmehr scheint sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts gemacht. Duivenvoorde;

Digitized by Google

image
not
available


Digitized by Google

89097622138
b89097622138a

Digitized by Google